



2000





WÜRTEMBERGISCH FRANKEN



# Jahrbuch 2000

736,2



# Württembergisch Franken

Band 84

Jahrbuch des  
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall  
Historischer Verein für Württembergisch Franken  
2000

# Württembergisch Franken

Band 84

Jahrbuch des  
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



WP

ISSN 0084-3067

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken

Schriftleitung: Andreas Maisch

unter Mitarbeit von Daniel Stihler

Alle Rechte beim Herausgeber

Für den Inhalt einschließlich Abbildungen

zeichnen die Verfasser verantwortlich

Satz und Repro: TYPOfactory Luz GmbH, Calw

Druck und Weiterverarbeitung: Calwer Druckzentrum, Calw

## Vorwort

Das vorliegende Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, das letzte des 20. oder erste des 21. Jahrhunderts – je nach Präferenz der Zählweise –, bietet wie seine Vorgänger einen breiten Überblick über die lokal- und regionalhistorische Forschung, wobei neben streng wissenschaftlichen Arbeiten auch einige eher essayistische Aufnahme fanden. Aufsätze aus der allgemeinen Geschichte stehen neben kunsthistorischen und ethnologischen, Überblicksdarstellungen neben auf einen Ort, ein Gebäude oder eine Person eingegrenzten, bei denen aber immer der Bezug über die Grenzen ihres eigentlichen Objekts hinaus gegeben ist.

Gerhard Lubich ergänzt in seinem einleitenden Beitrag die in den letzten Jahrbüchern und der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte begonnene Diskussion um die Grafen von Comburg und Rothenburg, insbesondere im Hinblick auf den Übergang ihres Besitzes an die Staufer.

Susanne Hohmann faßt die Kenntnisse über die romanischen Bauten auf der Großcomburg zusammen und vergleicht diese Bauwerke mit anderen aus derselben Epoche. Es gelingt ihr, die Hirsauer Einflüsse auf den Bau des Klosters genauer zu spezifizieren und zu datieren.

Um Handlungsspielräume und Selbstwahrnehmung von Frauen im „langen“ Mittelalter (auch die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts wird noch mit einbezogen) geht es im zweiten Aufsatz von Gerhard Lubich. Die Lebenswege der Gräfin Geba, der Guta Veldnerin und der Anna Büschler verdeutlichen die sich verändernden Möglichkeiten, die sich Witwen und ledigen Frauen in diesen Jahrhunderten boten.

Simon Haag, Helmut Deininger und Manfred Wiedmann vermaßen die Schenkelmauern zwischen Burg und Stadt Weinsberg. In vorbildlicher Analyse verbinden sie Schriftzeugnisse, archäologische Überreste und mit naturwissenschaftlichen Methoden gewonnene Daten zu einer Interpretation, die wesentliche neue Rückschlüsse auf Aussehen und Entwicklung von Burg und Stadt Weinsberg ermöglichen.

Nach Crailsheim führt der Beitrag von Juliana Bauer, die die Wandmalereien der dortigen Johanneskirche vorstellt und interpretiert. Diese illusionistischen Maleereien verdienen schon deshalb das Interesse eines größeren Publikums, da die Ausmalung von evangelischen Kirchen zu den eher seltenen Erscheinungen gehört.

Hermann Burkhardt schildert einen Streit um Weidegrund in Bergertshofen, dessen Geschichte und Weiterungen Einblicke in das dörfliche Leben des 18. Jahrhunderts und die komplizierten Verhältnisse, die durch die Präsenz verschiedener Herrschaften in einem Dorf entstanden, ermöglicht.

Die Baugeschichte der von Joseph Greissing erbauten Wallfahrtskirche auf dem Einkorn faßt Ingo Gabor zusammen. Erstaunlich sind die zahlreichen Reparaturen die unmittelbar nach Fertigstellung des Baues vorgenommen werden mußten.

Carl-Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim wurde 1674 geboren, er starb 1756, befallen vom *Bauwurm* wie viele seiner Zeit- und Standesgenossen. Welche Kunst-

werke unsere Region dieser herrscherlichen Krankheit verdankt, verdeutlicht Helmut Herrmanns Beitrag.

Die Versorgung adliger Töchter war – vor allem für protestantische Familien – ein Problem. Das Projekt eines Damenstiftes des Ritterkantons Odenwald sollte hier einen Ausweg schaffen. Daß die auch die damaligen Überlegungen von den Finanzierungsnöten geprägt wurden, zeigt Helmut Neumaiers Darstellung.

Mit den Vorfahren Johann Wolfgang von Goethes beschäftigt sich Helmut Herrmann. Sowohl väterliche wie mütterliche Vorfahren stammen aus der Region.

Gerhard Seibold illustriert den Lebensweg des Gastwirts Johann Christoph Friedrich Lindner aus Künzelsau anhand von dessen Stammbuch. Deutlich werden die große Bedeutung und die Ausdehnung der Verwandtschaft und der Freundschaft im frühen 19. Jahrhundert.

Ausgangspunkt der sehr persönlichen Überlegungen von Liselotte Kratochvil über das Hungerjahr 1817 ist die Chronik von Enslingen, in der die Ereignisse dieses Jahres geschildert werden. Die Autorin zieht andere Zeugnisse heran, die Gewißheiten der offiziellen Darstellung verschwimmen, andere Interpretationsmöglichkeiten gewinnen Gestalt.

Welche Probleme die Mediatisierung für die nunmehrigen Standesherrn mit sich brachte, verdeutlicht Harald Stockert an den Beispielen der Häuser Hohenlohe und Löwenstein-Wertheim. Sollte an Herrschaftsrechten festgehalten werden, auch wenn kein ökonomischer Vorteil damit verbunden war? Oder sollten die standesherrlichen Familien sich zu einer Gutsbesitzer- und Unternehmergruppe wandeln? Solchen Problemen völlig fern stand das Leben des Nathan Eduard Sommer aus Ailringen, der als jüdischer Außenseiter versuchte, sich einen Platz in der Gesellschaft zu erarbeiten. Entgegen den Erfolgsgeschichten, die sonst oft als typisch herangezogen werden, da in der Regel besser dokumentiert als die anderen, handelt es sich hier um eine Biographie, in der das Scheitern dominierte, wie Elmar Weiß aufzeigt.

In den wilden Westen Nordamerikas führt der Aufsatz von Monika Firla. Herzog Paul Wilhelm von Württemberg bereiste von 1822 bis 1824 das Kansas-Gebiet. Von dieser Reise haben sich eine Gouache in Bad Mergentheim und eine Lithographie im Stuttgarter Raum erhalten, deren Vergleich interessante Rückschlüsse zuläßt.

Zur jüngsten Geschichte schließlich gehört der Beitrag von Erik Windisch, der sich mit den militärischen Ereignissen am Kriegsende 1945 befaßt und noch einmal verdeutlicht, welche kleinen Zufälle über Zerstörung oder Erhalt eines Dorfes oder einer Stadt entscheiden konnten.

Wie jedes Jahr runden Vereinsnachrichten und Buchbesprechungen den Band ab. Wie ebenfalls jedes Jahr wäre auch dieser Band ohne das Engagement Daniel Stihlers nicht entstanden, geschweige denn fertig geworden. Unentbehrliche Hilfen waren wie in den letzten Jahren Birgit Eckart-Siller, Gerlinde Eymann und Emmy Kunz. Ihnen allen gebührt der Dank des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

*Dr. Christoph Philippi*

*Dr. Andreas Maisch*

Vorsitzender des Historischen Vereins für  
Württembergisch Franken

Schriftleiter

# Inhalt

|  | Seite |
|--|-------|
| Gerhard Lubich: Ergänzungen zur Geschichte der Grafen von Comburg-Rothenburg .....   | 7     |
| Susanne Hohmann: Die romanischen Klosterbauten des 11. und 12. Jahrhunderts auf der Großcomburg .....  | 17    |
| Gerhard Lubich: Drei Frauen: Gräfin Geba, Guta Veldnerin und Anna Büschler, die „Tochter des Bürgermeisters“ .....   | 57    |
| Simon M. Haag, Helmut Deininger, Manfred Wiedmann: Die Schenkelmauern zwischen Burg und Stadt Weinsberg und die Vorburgsiedlung oder die Unterstützung historischer Forschung durch neuere naturwissenschaftliche Errungenschaften ..... | 75    |
| Juliana Bauer: Die Wandmalereien in der Johanneskirche zu Crailsheim. Ein Renaissancedekor aus nachreformatorischer Zeit .....   | 103   |
| Hermann Burkhardt: Ein Streit um Weidegrund in Bergertshofen .....   | 117   |
| Ingo Gabor: Die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn bei Schwäbisch Hall – ein Werk des Würzburger Barockbaumeisters Joseph Greissing (1710–1715) .....  | 133   |
| Helmut Herrmann: Zum 325. Geburtstag des Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (1674–1756) .....  | 151   |
| Helmut Neumaier: Ritterkanton Odenwald: das Projekt eines adligen Damenstifts in Kochendorf .....  | 167   |
| Helmut Herrmann: Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und seine Hohenloher Vorfahren .....   | 181   |
| Gerhard Seibold: „Denkmal der Gewogenheit und Freundschaft“ – Das Stammbuch des Johann Christoph Friedrich Lindner .....   | 187   |
| Liselotte Kratochvil: Chronik: Das Hunger- und Teuerungsjahr 1816/1817. Eine traurige Rückerinnerung allerdings gewährt das Gedenken des Jahres 1816/1817 .....  | 197   |
| Harald Stockert: Edler Standesherr oder gemeiner Gutsbesitzer? Zur Bedeutung der Herrschaftsrechte für den mediatisierten Adel im 19. Jahrhundert .....  | 217   |

|  |     |
|--|-----|
| Elmar Weiss: „Arm an Geld und noch ärmer an Hoffnungen“. Der Lebenslauf des jüdischen Volksschullehrers Nathan Eduard Sommer aus Ailingen .....  | 235 |
| Monika Firla: Die anonyme Gouache „Herzog Paul von Württemberg bei den Indianern“ und die neuentdeckte Lithographie „Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823. Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“ nach einer Zeichnung des Herzogs ..... | 259 |
| Erik Windisch: Die Kämpfe um Schwäbisch Hall im April 1945 .....   | 289 |
| Neue Bücher .....  | 355 |
| Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1999 .....   | 407 |
| Register zu den Buchbesprechungen .....  | 423 |
| Verzeichnis der Mitarbeiter .....  | 425 |
| Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten .....  | 426 |

# Ergänzungen zur Geschichte der Grafen von Comburg-Rothenburg

VON GERHARD LUBICH

Das Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und die mit ihm verbundene Veröffentlichungsreihe stellen schon seit langem das wichtigste Forum für die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Grafen von Comburg-Rothenburg dar, entspricht doch das Herrschaftsgebiet dieses mittelalterlichen Adelsgeschlechts recht genau dem geographischen Bereich, dem sich der Verein widmet. Ein Monopol auf Forschungsgegenstände gibt es aber bekanntermaßen nicht, und so ist dieses Thema in jüngster Zeit an anderem Ort weiter bearbeitet worden<sup>1</sup>. Um die in dieser Zeitschrift geführte Diskussion auf dem aktuellen Stand zu halten, sei hier in aller Kürze auf einige dieser neueren Erkenntnisse bzw. Hypothesen hingewiesen.

Eine zentrale Rolle spielt in diesen Forschungen der Besitz des Grafengeschlechts, vornehmlich sein auffällig häufig wechselnder Herrschaftsmittelpunkt. Der erste feste Sitz eines Mitglieds des Geschlechtes, das wohl das ganze 11. Jahrhundert über die Grafschaft im Kochergau ausübte, war nach Auskunft einer Urkunde Heinrichs III. aus dem Jahre 1054 der Ort Wülfigen<sup>2</sup>. Dieser Hof, dessen Bestand archäologisch gesichert ist, lag am Ufer des Kochers nördlich von Forchtenberg und wurde im 12. Jahrhundert aufgegeben. Von den Ansitzen der drei Söhne dieses Richard überliefert uns die Gründungsgeschichte des Klosters Comburg aus dem frühen 12. Jahrhundert immerhin diejenigen der beiden nachgeborenen Söhne Rugger (I.) und Richard, nämlich Bielriet und Comburg, zu der Richard nach Aussage dieser Quelle den Burgberg erworben haben soll. Während die Forschung davon ausgeht, daß die Nachkommen Ruggers auf Bielriet ansässig blieben und als „Herren von Bielriet“ noch bis in das 12. Jahrhundert hinein eine Rolle in der lo-

1 K. Borchardt: Die Anfänge von Burg und Stadt Rothenburg, Jahrbuch des Vereins Alt-Rothenburg 1998, S. 177–202; J. P. Niederkorn: Die Erwerbung des Erbes der Grafen von Comburg-Rothenburg durch Konrad von Staufen, in: ZWLG 57 (1998). Meine Erwiderung darauf erscheint unter dem Titel: Der staufische Frühbesitz in Franken – ein „Erbe auf Umwegen“? im ZWLG 59 (2000). G. Lubich: Die Grafen von Comburg und Rothenburg, ihr Werdegang, ihre Burgen und ihr Nachleben, in: Jahrbuch des Vereins Alt-Rothenburg 2001 (im Druck).

2 Um die Anmerkungen dieser Miscelle nicht über Gebühr anschwellen zu lassen, sei es gestattet, auf den Regestenanhang meiner Überlegungen zum Thema: Zur Bedeutung der Grafen von Comburg und Rothenburg, in: WFr 81 (1997), S. 29–50 hinzuweisen. Belege und Literatur werden im folgenden nur angeführt, sofern sie über das an dieser Stelle bereits Gesagte hinausgehen.

kalen Geschichte spielten<sup>3</sup>, stellen die Söhne Richards – nicht mehr als eine Generation – die eigentlichen Grafen von Comburg-Rothenburg dar.

Nachdem der erstgeborene Sohn des Grafen Richard, Emehard (II.), in Würzburg die geistliche, ihn bis zum Bischofsamt führende Laufbahn einschlug, wandelte der Zweitgeborene, Burkhard, die Burg zunächst halb, schließlich ganz in ein Kloster um (gegründet 1078), in das er wohl 1093 eintrat und wo er 1098 sein Leben beendete. Der umstrittene (weil gefälschte) „Öhringer Stiftungsbrief“, der sich m. E. auf diesen Burkhard bezieht und nicht auf einen von der älteren Forschung angenommenen Vorfahren gleichen Namens, ist das einzige urkundliche Dokument, das einen Grafen „von Comburg“ überhaupt nennt. Die beiden jüngeren Brüder Burkhard, Rugger und Heinrich (II.), werden in den überlieferten Zeugnissen, wenn sie denn einen Beinamen tragen, nur noch nach Rothenburg benannt, was ja auch durchaus verständlich ist: Selbst wenn ein Kloster zum Hauskloster eines Hauses wurde, so folgte die Benennung doch immer der Stammburg (z. B. Grafen „von Calw“ und nicht „von Hirsau“). Einen letzten Hinweis auf eine weitere Burg des Hauses gibt es noch: In seiner letztwilligen Verfügung gebot Graf Heinrich (II.) nachweislich über zwei *oppida*, nämlich Rothenburg und das – möglicherweise bei Gelbingen gelegene – Neuenburg; daß mit der Bezeichnung *oppidum* eine Befestigung gemeint ist, ergibt sich nicht nur aus dem Wortgebrauch der Zeit, sondern auch aus der Verwendung des Begriffes innerhalb des Comburger Schenkungsbuches<sup>4</sup>.

Allein die so geordnete Zusammenstellung der Quellen macht deutlich, daß es in jeder Generation des Geschlechtes immer dann zu einer Verlagerung des Herrschaftsmittelpunktes kam, wenn mehr als ein Nachkomme bestand. Diese Verlagerung dürfte also im Zusammenhang mit der Erbfolgeregelung stehen, und bei einem genaueren Blick auf die Chronologie ist dabei eine Art System zu erkennen. Betrachten wir zunächst die Nachfolge des Grafen Heinrich (I.) *apud Wolvingen*: Sein ältester Sohn Emehard dürfte als Haupt des Geschlechtes anzusehen sein, denn ihm verlieh Heinrich III. 1054 Güter im Tauber- und Maulachgau, sein Sitz ist nicht bekannt, aber da wir von einem anderen Zentralort zu dieser Zeit keine Kenntnis haben und seine beiden jüngeren Brüder sich neue Sitze errichteten, könnte er den Herrenhof Wülfigen als Herrschaftszentrum beibehalten zu haben. Die Nachgeborenen hingegen, Richard und Rugger, verließen den Stammsitz Wülfigen; mit der Gründung ihrer eigenen Burgen Comburg und Bielriet gingen sie eigene Wege – ein Adelsgeschlecht trennte sich in verschiedene Linien, was jedoch nicht bedeutete, daß überhaupt kein familiärer Zusammenhang mehr gegeben gewesen wäre. Im Gegenteil: Nach dem erbenlosen Ableben des wohl in Wülfigen verbliebenen Grafen Emehard finden wir Richard mit dem Grafentitel belegt,

3 G. Wunder: Bielriet, in: WFr 71 (1987) S. 273–278.

4 Borchardt, Anfänge (wie Anm. 1), S. 180, S. 183. Vgl. auch die Verwendung des Begriffes in der Narratio von Comburger Schenkungsbuch Nr. 1 (Wirt. UB S. 391).

wohingegen sein Bruder und dessen mutmaßlichen Nachkommen, die Herren von Bielriet, diesen Titel nie führten. Die Altersfolge zwischen Richard und Rugger, die die Comburger *Fundatio* ja offenläßt<sup>5</sup>, wäre damit eindeutig: Richard dürfte nach Ausweis des weitergegebenen Grafentitels der Ältere gewesen sein. Daß der Grafentitel innerhalb einer Familie weitergegeben wurde und nur ein Titelführender erscheint, kann als Hinweis auf eine vergleichsweise hohes Alter des Grafengeschlechtes gewertet werden, entspricht diese Verwendung doch dem alten, noch auf karolingerzeitlichen Wurzeln beruhenden Gebrauch, während bei den im 11. Jahrhundert entstehenden „Neugrafschaften“ in der Regel die gesamte männliche Nachkommenschaft den Titel führte.

Auch für die Söhne Richards ist der Prozeß der Ausgliederung einzelner Linien und die Verlagerung des Herrschaftsmittelpunktes zu beobachten: Nachfolger im Grafenamt wurde der nach dem Weggang Emehards (II.) nach Würzburg Älteste, Burkhard, der auch als Graf belegt ist und weiterhin die Grafenburg Comburg innehatte. Mit der Umwandlung der Burg in ein Kloster verlagerte zumindest Rugger, der offenbar einen Anteil an der väterlichen Burg hatte, seinen Sitz nach Rothenburg, nach dem er erstmals zwischen 1078 und 1085 auch bezeichnet wird. Dieser Zeitpunkt liegt nach der Umwidmung der Burg Comburg in ein Kloster; als Herrschaftsmittelpunkt konnte Comburg mithin nicht mehr dienen, und so nimmt es auch nicht Wunder, daß sowohl Rugger als auch der jüngste Bruder der letzten Generation, Heinrich (II.) beide nach Rothenburg benannt sind. Aber auch Heinrich (II.) scheint schließlich seine Wege von denen Ruggers getrennt zu haben: Die Neuenburg, über die er vor seinem Lebensende noch verfügte, dürfte als seine Burg anzusprechen sein. Ihr Baubeginn dürfte mit demjenigen Rothenburgs gleichzusetzen sein, wobei unklar ist, wie weit diese Burg überhaupt fertiggestellt wurde. Denn durch den Tod seines Bruders Burkhard im Kloster und dem Verschwinden Ruggers im Heiligen Land war Heinrich (II.) Alleinerbe des Besitzes und residierte seinem Titel nach in Rothenburg. Wie weit der Bau der damit überflüssig gewordenen Neuenburg weitergetrieben wurde, wissen wir nicht; das Dunkel, in dem die Quellen Neuenburg lassen, findet vielleicht so eine Erklärung<sup>6</sup>.

5 Die Stelle der *Fundatio Monasterii Comburgensis*, ed. O. Holder-Egger, MGH SS XV, S. 1028–1033, hier S. 1028 lautet: *Fuit... comes nomine Richardus de Rotenburg, habens duos fratres, Emehardum scilicet et Ruggerum, quorum prior, id est Emehardus...* (Zu deutsch etwa: Es war einmal Graf Richard von Rothenburg, der hatte zwei Brüder, Emehard und Rugger, deren erster, Emehard...). Die Altersfolge von Richard und Rugger ist daraus nicht zu ersehen. Die Benennung Richards nach Rothenburg ist unhistorisch; sie mag damit zusammenhängen, daß man in Kloster Comburg zum Abfassungszeitpunkt (nach 1116) darauf beharrte, eine rein geistliche Institution zu sein, während man die weltliche Herrschaft – zu diesem Zeitpunkt berechtigt – in Rothenburg ansiedelte.

6 Die Neuenburg findet sich – abgesehen von der Comburger Überlieferung und dem gleich noch zu erörternden *Nivenburc* der Deutschen Kaiserchronik – lediglich noch in vier Haller Urkunden des 15. Jahrhunderts erwähnt: F. Pietsch: Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Schwäbisch Hall, Band 2, (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 22), Stuttgart 1972, U 1220, U 1259, U 2031, U 2050.

Im Erbgang der Grafen von Comburg-Rothenburg tritt damit ein Verlaufsschema zutage, das unsere Kenntnis über die Struktur des Geschlechtes um eine weitere Facette bereichert: Im 11. Jahrhundert, mithin in dem Zeitraum, in dem ausreichend Quellenzeugnisse vorliegen, machte das Geschlecht einen Prozeß permanenter Linientrennung durch, der mit dem Wechsel des Herrschaftszentrums einherging. Die jeweils Nachgeborenen einer Generation errichteten Burgen, die wiederum als Sitz vom Nachfolger der nächsten Generation beibehalten wurden. In ähnlicher Art und Weise wanderte der Grafentitel, so zumindest von Heinrich (I.) auf Emehard, von diesem auf Richard, von diesem dann auf Burkhard. Der Sitz der Linien wanderte von Wülfigen (Heinrich [I.], vermutlich Emehard [I.]) nach Comburg (Richard) und Bielriet (Rugger). Der erbenlose Tod Emehards machte Comburg zur titeltragenden Hauptlinie; der nicht mehr zeitgemäße Herrenhof Wülfigen wurde aufgegeben. Durch die Umwandlung der Comburg in ein Kloster kamen Rothenburg (Rugger) und Neuenburg (Heinrich [II.]) hinzu.

Lediglich für den Titelgebrauch der letzten Generation, der bis zur Umwidmung der Grafenburg Comburg diesem Ablauf entspricht, besteht allerdings noch Klärungsbedarf, sind doch seit den 1080er Jahren mitunter mehrere Amtsträger aus diesem Geschlecht belegt. Vertritt man nicht die Ansicht, hier habe eine Angleichung zum mittlerweile üblichen, nurmehr auf eine Stammburg festgelegten familienbezogenen Titelgebrauch stattgefunden, so ließen sich folgende Hypothesen erörtern: Der Klostergründer Burkhard gab den Titel zugunsten seines nächstälteren Bruders Rugger auf, denn nur einmal, in einer recht frühen Urkunde, tauchen alle drei Brüder gleichzeitig als Grafen auf, während nach ca. 1080 Burkhard diesen Titel nicht mehr führt, selbst im „Mainzer Vertrag“ nicht, mit dem das Kloster Comburg dem Erzbistum Mainz unterstellt wurde. Der Grafentitel Heinrichs (II.), den dieser vor dem Verschwinden seines Bruders Rugger zumeist in Rechtsgeschäften mit dem Bistum Würzburg führte, ließe sich – ebenso wie der Titel des Hochstiftsvogtes – vielleicht aus der Ehe mit Geba erklären, deren Familie zum einen im Taubergrund über beträchtlichen Besitz verfügte, zum anderen verschiedene Ämter am Hof des Würzburger Bischofs innehatte. Doch besteht hier, wie gesagt, noch Klärungsbedarf.

Ein weiterer Themenkomplex ergibt sich fast nahtlos aus der Frage nach den Herrschaftsmittelpunkten der Comburg-Rothenburger, genauer nach deren weiterem Schicksal. Beide Orte werden in einem Schriftstück erwähnt, das in der Literatur als das „Testament“ des Grafen Heinrichs (II.) bezeichnet wird. In ihm verfügte Heinrich vor seinem Ableben (8. Januar 1116) in einer von seiner Gattin Geba gebilligten Anordnung zugunsten des Klosters Comburg über seine Besitzungen, darunter die *oppida* Rothenburg und Neuenburg, sowie einzelne Güter, die heute im Landkreis Hall liegen. All diese Liegenschaften werden zusammenfassend als *predium* bezeichnet, ein neutraler Ausdruck, ein rechtlich nicht immer genau zu fassender Terminus; allerdings mußte Heinrich, um überhaupt über diese Liegenschaften verfügen zu können, auch einen Eigentumsanspruch haben. Das *predium* Heinrichs kann also kein Lehen, kein *beneficium* gewesen sein, sondern Eigengut, Allod.

Als Machthaber im Kochergau folgten den Comburg-Rothenburgern die Staufer, genauer Konrad von Staufen, der in einer seiner ersten Königsurkunden davon berichtet, er habe schon vor seiner Königshebung die Grafschaft im Kochergau innegehabt (im Wortlaut: *comitatum Choggengou, quem ante nostram in regno sublimationem nos ipsi habuimus*<sup>7</sup>). Es gibt viele verschiedene Ansichten über die Art und Weise, wie diese Nachfolge, die sich nicht allein auf die Grafschaft beschränkte, sondern auch für ursprünglich Comburg-Rothenburger Rechte wie die Vogtei über Comburg und möglicherweise auch andere Institute galt, letzten Endes zustande kam. Angenommen wird in diesem Zusammenhang auch, daß gräfliche Besitzungen, etwa Rothenburg, in die Hand des Staufers gelangt sein könnten.

Nachdem einem genealogischen Erklärungsversuch, daß Konrad eine Erbtöchter Heinrichs (II.) von Comburg-Rothenburg geheiratet habe, durch neuere Forschungen die Quellengrundlage entzogen sein dürfte<sup>8</sup>, bleiben einige andere Möglichkeiten, die z. T. schon länger in der Diskussion sind: So wurde angenommen, daß Konrad als Herzog von Franken, zu dem er an der Jahreswende 1115/16 ernannt wurde, die Besitzungen als heimgefallene Lehen an sich gezogen habe oder ihm diese schon bei der Einsetzung ins Herzogsamt mit einer Stoßrichtung gegen den damals opponierenden Würzburger Bischof verliehen worden waren, woraus auch die Grafschaft im Kochergau resultieren könnte<sup>9</sup>.

Jan Paul Niederkorn hat jüngst mit einem Aufsatz unter dem Titel „Die Erwerbung des Erbes der Grafen von Comburg-Rothenburg durch Konrad von Staufen“ eine neue Lösungsmöglichkeit vorgeschlagen<sup>10</sup>. Seiner Ansicht nach verstarb Heinrich (II.) von Comburg-Rothenburg zwar möglicherweise ohne leibliche Nachkommen, aber doch nicht erbenlos, denn sein Besitz einschließlich der Grafschaft im Kochergau sei an einen Rugger übergegangen. Dieser Rugger war nachweislich Domherr in Würzburg und Propst von Neumünster, einer Gründung der Comburg-Rothenburger des 11. Jahrhunderts, und er soll zudem – das ist in dieser Form neu<sup>11</sup> – selbst ein Comburg-Rothenburger gewesen sein. Niederkorn begründet seine Ansicht folgendermaßen: Der Domherr Rugger sei Nachfahre entweder Heinrichs (II.) oder eines von dessen Brüdern gewesen. Nach dem Tode Heinrichs (II.) habe er unter Übergehung des „Testaments“ des Grafen dessen Nachlaß an sich gezogen, um ihn den Staufern gegen die Unterstützung im Würzburger Bistumsstreit von 1122 zu übertragen. Die Übergehung des Testaments, die ja zum Nachteil des Klosters Comburg geschah, habe zu einer *damnatio memoriae* geführt, sei doch

7 MGH DK III. 14.

8 K. Graf: Staufer-Überlieferungen aus Kloster Lorch, in: S. Lorenz, U. Schmidt (Hrsgg.): Von Schwaben nach Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte, Sigmaringen 1995 (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 61), S. 209–240, hier S. 230–237.

9 Zusammenstellung der Positionen bei G. Lubich: Auf dem Weg zur „Gülden Freiheit“. Herrschaft und Raum in der *Francia orientalis* von der Karolinger- zur Stauferzeit, Husum 1996 (Historische Studien 449), S. 168 ff.

10 Wie Anm. 1.

11 Gemeinhin wird in Rugger ein Herr von Bielriet gesehen, die, wie oben erwähnt, mit den Grafen von Comburg-Rothenburg verwandt waren.

Rugger aus eben diesem Grund in der nach dem Tode Heinrichs (II.) verfaßten Gründungsgeschichte des Klosters Comburg bewußt nicht erwähnt worden.

Vordergründig liest sich diese Argumentation durchaus plausibel. Doch vergegenwärtigt man sich, wo überall *argumenta e silentio* stecken, so bricht die Hypothese Niederkorns schnell in sich zusammen. Der einzige aus den Quellen geschöpfte Sachverhalt ist die Unterstützung, die Rugger durch die Staufer im Bistumsstreit erhielt. Alles andere sind Kombinationen Niederkorns, die letztlich auf einen Zirkelschluß hinauslaufen: Die unbelegte Annahme, Rugger sei Comburg-Rothemberger gewesen, begründet die wiederum unbelegte Annahme, Rugger habe das dem Kloster Comburg vermachte Erbe Heinrichs (II.) an sich ziehen können, was wiederum die Voraussetzung für die bewußte Nichterwähnung Ruggers in der Comburger Gründungsgeschichte sein soll – ein Zirkelschluß ohne jeden Rückhalt in den Quellen.

Des weiteren bedarf es überhaupt einmal ganz grundsätzlich der Klärung, was genau denn aus dem Nachlaß Graf Heinrichs (II.) überhaupt unter Umgehung seines Testaments an die Staufer gelangt sein soll. Für Niederkorn geht es in erster Linie um Rothenburg und Neuenburg, die er als „Allode des Grafenhauses“ einstuft. Dies waren sie mit Sicherheit, andernfalls Heinrich in seinem „Testament“ wohl kaum über sie hätte verfügen können. Es stellt sich nun allerdings die Frage, ob die Staufer denn je über diese beiden *oppida* verfügten, was bei einem genaueren Blick nicht einfach zu bejahen ist. Zu Neuenburg ist anzumerken, daß die Burg dieses Namens, den Graf Heinrich innehatte, nur möglicherweise (nicht: „wahrscheinlich“) der Wahlort Konrads zum Gegenkönig war. Der Wahlort *Nuinburc*, wie er in der Deutschen Kaiserchronik heißt<sup>12</sup>, kann ebenso gut das von den Staufern eben im Wahljahr 1127 gehaltene Nürnberg oder, was wenig wahrscheinlich ist, die wohl erst später sogenannte Neuenburg bei Rothenburg gewesen sein<sup>13</sup>. Selbst wenn man für die Identifizierung des Wahlortes *Nivenburc* mit Neuenburg am Kocher plädierte – ich persönlich halte es für wenig wahrscheinlich, daß eine Königswahl in einer Provinzbefestigung ohne königliche Tradition durchgeführt wurde –, selbst dann hieße das noch nicht zwangsläufig, daß Neuenburg auch im Besitz der Staufer gewesen sein muß, sondern lediglich, daß *Nivenburc* zum Zeitpunkt der Wahl in staufischem Einflußbereich lag. Weitere Belege zu Neuenburg fehlen aus dieser Zeit ohnehin<sup>14</sup>, so daß an diesem Punkt über Spekulationen nicht hinauszukommen ist. Für Rothenburg, das andere im „Testament“ genannte *oppidum*, dürfte der Hinweis genügen, daß die staufische Reichsburg, die seit 1142 urkundlich belegt ist<sup>15</sup>, nicht mit der Grafenburg der Comburg-Rothemberger iden-

12 Deutsche Kaiserchronik, ed. E. Schröder, MGH Deutsche Chroniken I, 1, S. 388 V. 17045.

13 Eine „Neuenburg“ bei Rothenburg ist lediglich hypothetisch zu erschließen, da die „alte Burg“ in verschiedenen Quellen auftaucht, vgl. Borchardt, Anfänge (wie Anm. 1), S. 180 ff.

14 Vgl. oben Anm. 7.

15 Stumpf – Brentano, Reichskanzler Nr. 109, S. 132 f.

tisch war, sondern neben ihr errichtet wurde, woraufhin auch die Stadtwerdung Rothenburgs eingesetzt haben wird<sup>16</sup>.

Ebensowenig wie die *oppida* aus dem „Testament“ Heinrichs (II.) sind die anderen dort genannten Orte jemals im Besitz der Staufer nachzuweisen. Vielmehr verfügte das Kloster Comburg an diesen Orten – bis auf eine Ausnahme – entsprechend der Verfügungen des Comburg-Rothenburgers über Besitz, was ausdrücklich z. B. in der ohnehin nicht vollständigen Papsturkunde von 1248 – also noch zur Stauferzeit – bestätigt wurde; dieser Besitz ist in Händen des Klosters zumeist noch bis in das 16. Jahrhundert hinein nachweisbar<sup>17</sup>. Von den beiden *oppida* ist in der Papsturkunde lediglich noch Rothenburg vermerkt, Neuenburg, nach unserer oben geäußerten These ohnehin wahrscheinlich nicht mehr als eine sich im Baubeginn befindliche Anlage, die Heinrich wahrscheinlich aufgab, als er sein Herrschaftszentrum nach Rothenburg verlagerte, wird schon nicht mehr genannt, könnte also schon aufgegeben und dem wahrscheinlich benachbarten Gelbingen zugeschlagen worden sein. Daß Rothenburg vom Kloster Comburg nicht als Burg oder Befestigung, sondern parzelliert als Bestandteil der Grundherrschaft weitergeführt wurde, dürfte nicht weiter erklärungsbedürftig sein.

Die so feststellbare Kontinuität des Klosterbesitzes bedeutet nun aber nichts anderes, als daß es keinen zwingenden Grund für die Annahme gibt, daß gegen die letztwilligen Verfügungen des Grafen Heinrich (II.) von Comburg-Rothenburg verstoßen worden sei. Da wir von Gebietsbesitz der Comburg-Rothenburger Grafen mit Ausnahme der an Kloster Comburg übergegangen und dort auch verbliebenen Liegenschaften kaum etwas wissen, ein materielles „Erbe“ also ansonsten nicht belegt ist, liegt mithin auch kein Grund vor, über die Aneignung eines solchen, gleich ob durch die Staufer direkt oder über den Umweg Rugger/Bielrieter nachdenken zu müssen.

Es stellt sich lediglich die Frage nach der Art und Weise, wie die Staufer die Nachfolge der Comburg-Rothenburger in Macht und Rechten antraten. Der pauschale Verweis auf die ostfränkische Herzogswürde Konrads seit 1115/16 hilft hier nicht viel weiter, denn gerade für die Zeit zwischen 1116 und der Königsherrschaft Konrads fehlen zumeist aussagekräftige Belege. Zu klären sind aber im Prinzip nur die Inhaberschaft dreier verschiedene Ämter, die zunächst von den Comburg-Rothenburgern, später von den Staufern verwaltet wurden.

– Erstens die Grafschaft im Kochergau in den Händen Konrads von Staufen, bei der ein Zusammenhang mit dem ostfränkischen Herzogtum m. E. die wahrscheinlichste Erklärung darstellt. Das Innehaben einer Grafschaft wird – zumindest in

16 Borchardt, Anfänge (wie Anm. 1), S. 192.

17 Zur Verifizierung der Orte vgl. R. Joß: Kloster Comburg im Mittelalter. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei (FWFr 4), Sigmaringen <sup>2</sup>1987 S. 30, zur Vollständigkeit der Papsturkunde ebda. S. 51. Die päpstliche Besitzbestätigung des Jahres 1248 nennt aus den im Testament zumindest Gebstall, Sulzdorf (hierbei wohl auch *Viscaha* = Fischach, vgl. ebda. S. 30), Otterbach und Winzenweiler; Markertshofen ist im 15. Jahrhundert wieder oder noch in Comburger Besitz (ebda. S. 66). Einzig über Talheim (bei Vellberg) fehlt jede Nachricht.

der offiziellen königlichen Diktion – immer auf eine königliche Verleihung zurückzuführen sein; für Konrad kommt hierbei lediglich der Zeitraum zwischen der Verleihung des Herzogtums (1115/16) und dem Ausbruch des Würzburger Bistumsstreites (1122) in Frage. Nach diesem Zeitpunkt war das Einvernehmen zwischen den Staufern und Heinrich V. nicht mehr gegeben. Lothar III. wird wohl kaum einem Gegenkönig, zu dem Konrad ja im Jahre 1127 nach dreijähriger Abwesenheit ausgerufen wurde, eine Grafschaft oder gar ein Herzogtum verliehen haben, auch nicht nach Konrads Reintegration in das Herrschaftsgefüge, zumal diese erst 1137 auf dem für Lothar tödlich endenden Italienzug geschah. Eine Aneignung der Grafschaft ohne Belehnung ist selbstverständlich auch möglich; sie hätte zu jedem Zeitpunkt nach dem Tode Heinrichs (II.) von Comburg-Rothenburg stattfinden können. An ein Erbe wird man im Fall der Grafschaft jedenfalls nicht denken müssen.

– Zweitens die Vogtei über Kloster Comburg. Laut dem „Mainzer Vertrag“, mit dem das Kloster 1090 dem Erzbistum Mainz unterstellt worden war, bestimmte der Abt des Klosters unter Mitsprache des Konvents (*consilio fratrum*) den Vogt; eine Familienvogtei, die Weitergabe des Vogteiamtes auf dem Erbweg, bestand damit also nicht. Einen Passus gleichen Inhalts über die Bestellung des Vogtes wiederholte Konrad in seiner Urkunde, in der er die Abtei unter Königsschutz stellte, wobei auch seine Inhaberschaft der Grafschaft Kochergau erwähnt wurde<sup>18</sup>. Streng genommen ist in dieser Urkunde allerdings keine Rede davon, wer vor dem Übergang in den Königsschutz die Vogtei innegehabt hatte; im Prinzip wäre also auch ein anderer Vogt als Konrad denkbar. Doch dürfte man recht gehen in der Annahme, daß die Entscheidung des Abtes und des Konventes nach dem Tode des letzten Comburg-Rothenburgers in Anbetracht der Machfülle Konrads – sei als Herzog oder nur als Inhaber der Grafschaft im Kochergau – so frei nicht gewesen sein dürfte. Auch im Falle der Vogtei über Comburg, über die Graf Heinrich ohnehin nicht in seinem „Testament“ verfügen konnte, ist also von einem „Erbe“ nicht zu sprechen sondern lediglich von einer „Nachfolge im Amt“.

– Der dritte und letzte Punkt betrifft das Würzburger Stift Neumünster, eine Gründung der Comburg-Rothenburgers, die darüber zeitweise auch die Vogtei innehatte<sup>19</sup>; der hier schon des öfteren erwähnte Rugger war vor seiner mißglückten Bischofskandidatur Propst eben dieses Stiftes gewesen. Auch hier gilt: Bis in die Zeiten des staufischen Königtums hinein gibt es keinen Nachweis, daß je ein Staufer die Vogtei über das Stift innegehabt hat. Der einzige zwischen 1116 (Tod Heinrichs [II.] von Comburg-Rothenburg) und 1138 (Königtum Konrads) genannte Vogt ist 1130 und 1137 Reginhard von Endsee<sup>20</sup>. In die Nähe der Vogtei werden die Staufer ohnehin nur gerückt, weil im Jahre 1142 Heinrich, der unmündige Sohn

18 MGH D K III. 14.

19 A. Wendehorst: Das Bistum Würzburg, Teil 4: Das Stift Neumünster, Berlin 1989 (Germania Sacra, hrsg. v. Max-Planck-Institut für Geschichte, NF 20, Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz), S. 178.

20 Ebda., S. 178 f.

Konrads III., eine (nominelle) Vogtei über Teile des neumünsterschen Besitzes in Dettwang (bei Rothenburg) ausübte<sup>21</sup> – nicht aber über das Stift Neumünster selbst, wie auch in der Folgezeit nie ein Staufer als Vogt Neumünsters bekannt geworden ist. Vielleicht läßt sich hier an eine Teilvogtei denken, ganz sicher aber nicht die Hauptvogtei zwangsläufig ableiten. Spekulationen über ein „staufisches Zwischenspiel“<sup>22</sup> insbesondere vor der Vogtei Reginhards von Endsee bewegen sich nicht auf einer abgesicherten Grundlage.

Unter dem Strich bedeutet dies nichts anderes, als daß die Staufer lediglich als Amtsnachfolger der Comburg-Rothenburger anzusehen sind. Es ist weder ein direkter noch ein „indirekter“ – über Rugger verlaufender – Erbgang plausibel. Ebenso wenig kann den Staufern eine Besitzaneignung einschließlich eines Verstoßes gegen das Testament des Grafen Heinrich (II.) unterstellt werden. Es sieht ganz danach aus, daß die Staufer zwar die von den Comburg-Rothenburgern vorgeprägten Herrschaftsräume übernahmen, ihnen in den Ämtern nachfolgten und dasselbe Gebiet beherrschten. Eine genealogische oder politische Verbindung zwischen beiden Häusern aber ist durch die Quellen nicht gedeckt<sup>23</sup>.

21 Wie Anm. 15.

22 So die Formulierung von *W. Engel*, Würzburg und Hohenlohe, Würzburg 1949 (Mainfränkische Jahrbücher 2), S. 15.

23 Auch die monastische Verbindung zwischen Kloster Comburg und dem „staufischen Hauskloster“ Lorch, wie sie auch aus der Urkunde Wirtt. UB I, Nr. 264, S. 334 f. erschlossen wurde – vgl. *Joß*, Comburg (wie Anm. 17), S. 20 f., S. 25 – wird wesentlich fragwürdiger, wenn man den von *P. Weiß*, Frühe Siegelurkunden in Schwaben (10.–12. Jahrhundert), Marburg 1997 (elementa diplomatica 6), S. 84 f. erhobenen Fälschungsverdacht teilt.



# Die romanischen Klosterbauten des 11. und 12. Jahrhunderts auf der Großcomburg

von SUSANNE HOHMANN

„Kein schöneres Landschaftsbild haben wir im Land (Württemberg) als die Ansicht der Comburg. Kloster und Veste zugleich, thront wie die Gralsburg ihr in dem dreitürmigen Münster gipfelnder Gebäudering auf dem Scheitel des vom Kocher umflossenen Combergs“<sup>1</sup>. So schwärmte Adolf Mettler zu Beginn unseres Jahrhunderts von der mächtigen Klosteranlage südlich von Schwäbisch Hall. Eine wehrhafte Mauer mit Türmen umfaßt die heute zum größten Teil barocke Stiftskirche und eine Vielzahl von Klostergebäuden aus verschiedenen Jahrhunderten (Abb. 1).



Abb. 1 Großcomburg, Luftaufnahme von Südosten. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: *Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, in: *Württembergisch Franken* 56 (1972), Taf. 1.

1 A. Mettler: Die ursprüngliche Bauanlage des Klosters Großcomburg, in: *WVjH* 20 (1911), S. 265.

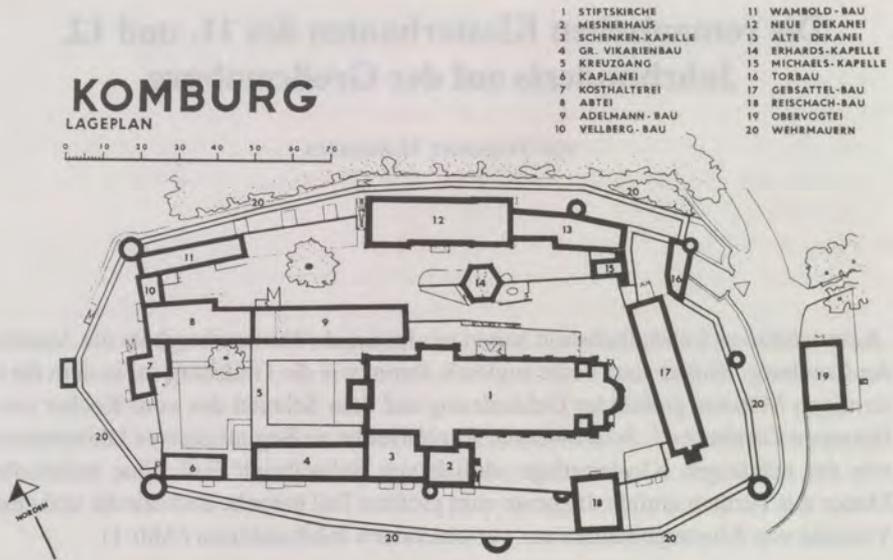


Abb. 2 Großcomburg, Lageplan. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: *Großkomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, in: *Württembergisch Franken* 56 (1972).

Zum romanischen Baubestand des 11. und 12. Jahrhunderts gehören der innere Torbau mit Michaelskapelle und der ehemalige Kapitelsaal (sog. Schenkenkapelle), der im Südwesten an die Kirche angrenzt. Aber auch die Kirche selbst beinhaltet noch Teile des romanischen Vorgängerbaus: zunächst die drei Türme (einer im Westen, zwei im Osten), weiterhin eine Krypta unter dem Ostchor sowie Reste des ehemaligen südlichen Querhausarmes (Abb. 2).

### Zur Gründungsgeschichte der Großcomburg

Die Entstehungsumstände des Klosters sind nur lückenhaft überliefert und spielten sich vor dem Hintergrund des Investiturstreits ab, der während der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts Kirche und Krone in einen offenen Machtkampf trieb. Papst und Reformorden wie die Cluniazenser oder die Hirsauer setzten sich für die Reinheit und Unabhängigkeit der Kirche ein und verurteilten das Eingreifen der weltlichen Macht in kirchliche und klösterliche Angelegenheiten. Speziell ging es um die Laieninvestitur, d. h. um das Einsetzen von Bischöfen und Äbten durch weltliche Herrscher. Der Streit eskalierte ab ca. 1075, als Papst Gregor VII. den deut-

schen Kaiser Heinrich IV. exkommunizierte und mit dem Bann belegte, da dieser und seine Bischöfe sich nicht an das Investiturverbot hielten<sup>2</sup>. Auch mit Heinrichs IV. Gang nach Canossa 1077 und seiner Wiederaufnahme in die Kirche durch Gregor VII. war noch keine Beilegung des Konflikts erreicht, der in den 1080er Jahren mit gegenseitigen Bannungen und Absetzungen fort dauerte. Erst 1122 mit dem Wormser Konkordat wurde der Friedensschluß zwischen Kaiser Heinrich V. und Papst Calixtus II. besiegelt<sup>3</sup>.

Die Comburg war seit Beginn des 11. Jahrhunderts Sitz der Grafen von Rothenburg-Comburg. Diese Familie bestand in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts aus den vier Brüdern Emehard (1045–1105; ab 1089 Bischof von Würzburg), Rugger (gestorben 1093), Burkhard (gestorben wahrscheinlich 1098) und Heinrich (ca. 1065–1116)<sup>4</sup>. Der Haller Stadtchronist Georg Widman berichtet in seiner *Chronica undt histori* von 1550, daß der an einer Knochenkrankheit leidende Burkhard zweimal zwischen 1075 und 1084 die Abwesenheit seiner Brüder ausnützte, um die Burg in ein Kloster zu verwandeln<sup>5</sup>. Das genaue Jahr der Gründung, bei der auch Bischof Adalbero von Würzburg seine Hand im Spiel hatte, ist nicht sicher, aber wahrscheinlich fand der Akt im Jahr 1078 statt<sup>6</sup>.

Aus anderen Quellen geht hervor, daß auch Wilhelm von Hirsau, der Initiator der hirsauischen Reformbewegung, an der Klostergründung beteiligt war; die Rolle, die er dabei spielte, ist jedoch nicht ganz geklärt. Der Mönch Bernold berichtet in seinem *Chronicon Bernoldi* vom Ende des 11. Jahrhunderts, daß Wilhelm das Kloster Comburg neu gegründet habe (*construxit*), während in der Vita Wilhelms von Hirsau die Rede von einer Wiederherstellung (*restauravit*) des schon fast zerstörten (*paene iam destructa*) Klosters ist<sup>7</sup>. Mit dieser „Wiederherstellung“ könnte somit die Einführung der Hirsauer Gewohnheiten gemeint sein.

Die *Hirsauer Reform* war eine Erneuerungsbewegung innerhalb des Benediktinerordens, die vom Kloster Hirsau im Schwarzwald ausging und auf den Reformen von Gorze (bei Metz) und Cluny (Burgund) basierte. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts legte Abt

2 E. Badstübner: Klosterkirchen im Mittelalter. Die Baukunst der Reformorden, München 21985, S. 77 ff.

3 H. Jakobs: Kirchenreform und Hochmittelalter 1046–1215, Wien 1984, S. 27 ff. und S. 34.

4 E. Hause: Die Geschichte der Kleinkomburg und das Bauen des Kapuziner-Ordens, Diss. Stuttgart 1974, S. 5 ff.; R. Jooss: Kloster Komburg im Mittelalter, Schwäbisch Hall 1971, S. 18–20; G. Lubich: Zur Bedeutung der Grafen von Comburg und Rothenburg, in: WFr 81 (1997), S. 29–50.

5 F. Valentini: Untersuchungen zur Kunst des 12. Jahrhunderts im Kloster Komburg, Diss. Stuttgart 1963, S. 7 ff.; Ch. Kolb (Bearb.): Widmans Chronika (WGQu, Bd. 6), Stuttgart 1904, S. 157 ff. Die Umwandlung einer Burg in ein Kloster ist im 11. und 12. Jahrhundert nicht ungewöhnlich (z. B. auch in Melk und Banz); s. Jooss (wie Anm. 4), S. 21 und H. Decker-Hauff: Die Grafen von Comburg und das Land am Kocher, in: Schwäbische Heimat 4 (1953), S. 82.

6 K. Hallinger: Gorze – Cluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter, Rom 1950, S. 310 und Jooss (wie Anm. 4), S. 21.

7 Der Text des *Chronicon Bernoldi* ist abgedruckt bei O. Lehmann-Brockhaus: Schriftquellen zur Kunstgeschichte des 11. und 12. Jahrhunderts für Deutschland, Lothringen und Italien, Bd. I, Berlin 1938, S. 1; zur *Vita Wilhelmi* s. A. Mettler: Forschungen zu einigen Quellen der Hirsauer Bewegung, in: WVJH 40 (1934), S. 165 f.

Odo von Cluny die Grundgedanken der Reform nieder, gefolgt vom *Ordo Cluniacensis* des Abtes Bernhard von Cluny (1049–1109): Hauptanliegen war die Erneuerung des monastischen Lebens und die Abschaffung von Mißständen wie Priesterehe, Simonie (Vergabe von kirchlichen Ämtern gegen Geld), Laieninvestitur und unnötige Prachtentfaltung bei der Liturgie; ferner wurde die Vorrangstellung der geistlichen vor der weltlichen Macht gefordert<sup>8</sup>. Im Jahr 933 erfolgte die Reform des Klosters Gorze bei Metz, die eine „... für die Bedingungen des Reiches zugeschnittene Variante von Cluny“ darstellte; u.a. wurde das Eigenkirchenrecht der weltlichen Herren nicht in Frage gestellt<sup>9</sup>. Um 1080 führte Abt Wilhem von Hirsau mit seinen *Constitutiones hirsaugiensis*, die auf den Schriften Bernhards und Ulrichs von Cluny basierten, die Reform im Kloster Hirsau ein<sup>10</sup>. In den Jahren 1082 bis 1091 wurde die neue Abteikirche St. Peter und Paul errichtet. Erstmals schlägt sich hier der Reformgedanke auch in der Architektur nieder, indem die Baugestalt den Forderungen in den *Consuetudines* Ulrichs von Cluny Rechnung trug<sup>11</sup>. Etliche Elemente dieser Kirche wurden für spätere hirsausische Gotteshäuser vorbildlich.

Die Weihe der Comburger Klosterkirche durch den Bischof Adalbero von Würzburg, einem Anhänger Papst Gregors VII. und des Reformgedankens, ist für den 21. Dezember 1088 bezeugt<sup>12</sup>.

In dem sog. Mainzer Vertrag von 1090 ist festgehalten, daß Burkhard – diesmal mit der Zustimmung seiner Brüder Rugger und Heinrich – das Kloster an das Erzbistum Mainz übereignete<sup>13</sup>. Eine wichtige Vermittlerrolle spielte hierbei der Mainzer Dienstmann und Bürger Wignand von Castell, der als „zweiter Stifter“ der Abtei gilt<sup>14</sup>. Der genaue Grund für die Übereignung an das kaiserliche Mainz ist nicht bekannt. Bossert hält sie für einen Kompromiß zwischen der Kaisertreue des Comburger Grafenhauses und der religiösen Vorliebe Burkhardts für Hirsau<sup>15</sup>. In jedem Fall aber spiegelt sich in diesen Ereignissen anschaulich die zwiespältige Lage der Menschen im Investiturstreit wider, ihr ständiges Hin- und Herlavieren

8 *Badstübner* (wie Anm. 2), S. 64 ff.

9 Lt. Definition von *Badstübner* S. 77 f. bedeutet Eigenkirchenrecht, „... daß demjenigen, der auf seinem Grund und Boden eine Kirche oder ein Kloster gegründet hatte, auch die Herrschaft darüber zustand. Der Grundherr, als Laie, bestimmte die Geistlichen für seine Stiftung und ließ ihnen Land und Gut im Sinne eines Benefiziums auf Lebenszeit.“

10 *Ordo cluniacensis* von Bernhard von Cluny (zwischen 1049 und 1109) und *Antiquiores consuetudines cluniacensis monasterii*, um 1080 auf Bitten Wilhelms von Ulrich von Cluny verfaßt; s. *Badstübner* (wie Anm. 2), S. 73. Außerdem *M. Brecht*: Die Hirsauer Reform des elften Jahrhunderts, in: *BWKG* 65 (1965), S. 240 ff. und *W. Hoffmann*: Hirsau und die „Hirsauer Bauschule“, München 1950, S. 9.

11 *E. Lehmann*: Über die Bedeutung des Investiturstreits für die deutsche hochromanische Architektur, in: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 7 (1940), S. 77; *Hoffmann* (wie Anm. 10), S. 25 f.

12 U.a. in der *Historia de constructoribus huius loci* aus dem 14. Jahrhundert; s. *Valentien* (wie Anm. 5), S. 10 und *Mettler*: Forschungen (wie Anm. 7), S. 166.

13 *Mettler*: Forschungen (wie Anm. 7), S. 170 hielt die Urkunde für gefälscht. In den neueren Arbeiten von *H. Jakobs*: Die Hirsauer: Ihre Ausbreitung und Rechtsstellung im Zeitalter des Investiturstreits, Diss. Köln 1961, S. 44 und *Jooss* (wie Anm. 4), S. 23 ff. wird ihre Echtheit hingegen nicht bezweifelt.

14 *Valentien* (wie Anm. 5), S. 11.

15 *G. Bossert*: Zur älteren Geschichte des Klosters Korbung, in: *WFr* 3 (1888), S. 29 ff.

zwischen den beiden feindlichen Lagern Kaiser und Papst. Andererseits zeigt sich hier, daß Kaisertreue und Klosterreform sich keineswegs absolut ausschlossen.

Auch unter Mainzer Herrschaft blieb die Abtei Comburg ein Reformkloster: Sie gehörte zu den Gebetsverbrüderungen der hirsauischen Klöster St. Blasien und Corvey, und der für 1096 urkundlich bezeugte Abt Günther stammte aus dem Hirsauer Konvent<sup>16</sup>. Außerdem geht aus einer Urkunde von 1102 hervor, daß der Abt des hirsauischen Klosters Lorch aus Hirsau, Comburg oder Zwiefalten bestellt werden sollte, falls sich im Lorcher Konvent kein geeigneter Anwärter finden ließe<sup>17</sup>.

Eine Blütezeit erlebte das Kloster Comburg im 12. Jahrhundert, vor allem unter Abt Hertwig (1103/4–39). Er gilt als die bedeutendste Persönlichkeit Comburgs und wird als „dritter Stifter“ bezeichnet; auf ihn gehen auch wertvolle Teile der Innenausstattung der Klosterkirche zurück, wie z. B. der große Radleuchter und das Altar-Antependium<sup>18</sup>.

## Die Klosterkirche

Die ehemalige Stiftskirche ist heute eine dreischiffige, barocke Hallenkirche mit Ostchor und westlicher Vierung mit Flachkuppel, die der aus Vorarlberg stammende Würzburger Stadtbaumeister Joseph Greissing in den Jahren zwischen 1707 und 1715 errichtete. Die Maße des romanischen Vorgängerbaus wurden zum überwiegenden Teil, die drei Türme vollständig übernommen<sup>19</sup>.

### Der Gründungsbau

Von dem romanischen Gründungsbau sind nur noch die unteren vier Geschosse des Westturms, die Krypta und die Südmauer des südlichen Querhausarms erhalten<sup>20</sup>. Die übrigen Teile können jedoch anhand von Grabungen – besonders der von G. Fehring und R. Schweizer zwischen 1965 und 1971 durchgeführten Untersuchungen – relativ sicher rekonstruiert werden (Abb. 3 und 4): Es handelte sich um eine ca. 65 m lange Pfeilerbasilika mit Querhaus und Hauptchor im Westen und einem dreiteiligen Chor mit darunterliegender Krypta im Osten<sup>21</sup>. Kreuzgang

16 *Mettler*: Forschungen (wie Anm. 7), S. 168 und *Jooss* (wie Anm. 4), S. 23 und 27.

17 Urkunde anlässlich der Übergabe des Klosters Lorch an den Heiligen Stuhl durch seinen Stifter Herzog Friedrich I. von Schwaben und Franken; s. *Mettler*: Forschungen (wie Anm. 7), S. 168.

18 *Valentien* (wie Anm. 5), S. 13 f.

19 *G. Fehring, R. Schweizer*: Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte, in: *WFr* 56 (1972), S. 6 ff.; *G. Adelman, H. Schnell*: Grosscomburg, München, Zürich<sup>6</sup>1977, S. 9 f.

20 *Fehring/Schweizer*, S. 8.

21 *Fehring/Schweizer*, S. 8 und 19 f.

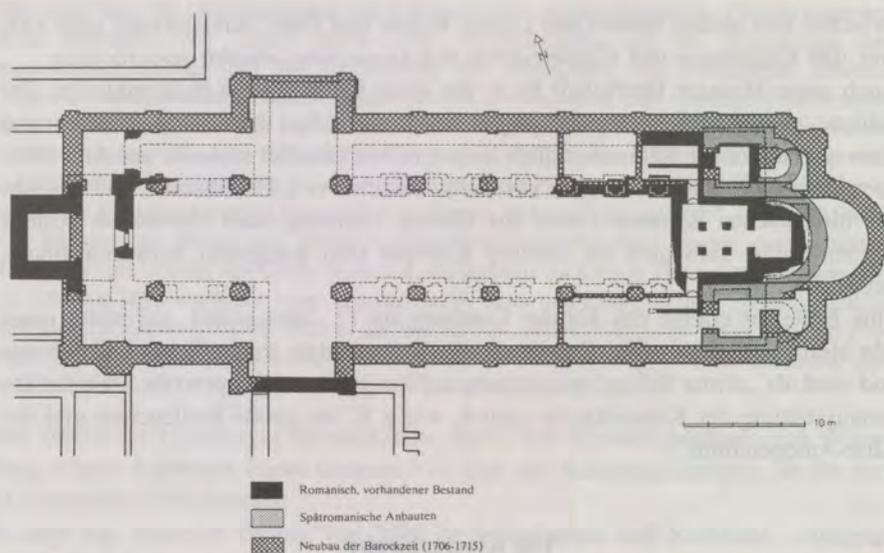


Abb. 3 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Grundriß. Aus: U. Plate: Ein Forschungsbericht zur Geschichte der Großcomburg, in: *Württembergisch Franken* 78 (1994), Abb. 6.

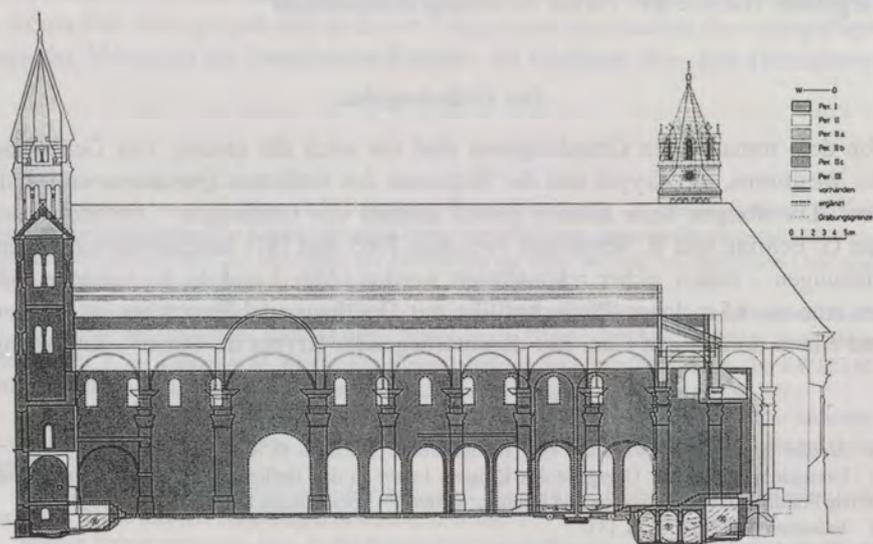


Abb. 4 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Längsschnitt. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: *Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, in: *Württembergisch Franken* 56 (1972), Beilage 2.

und Klausur schlossen sich westlich an die Kirche an; diese Disposition ist zwar ungewöhnlich, jedoch nicht einzigartig<sup>22</sup>.

Die *Krypta* unter dem Ostchor wurde erst 1965 wiederentdeckt; sie war durch zwei gewinkelte Treppen von den Seitenschiffen der Kirche her zugänglich (Abb. 5 und 6). Sie besteht aus drei mal drei kleinen quadratischen Jochen. Die nur noch in Ansätzen erhaltenen Kreuzgratgewölbe waren durch sichelförmige Gurte geschieden, die über vier Freisäulen mit attischen Basen und Würfelkapitellen ansetzten und an den Wänden auf Konsolen ruhten<sup>23</sup>. Nach Osten schließt sich ein querrechteckiger, stark abgeschnürter Chorraum an. Die Reste seiner Tonnenwölbung lassen darauf schließen, daß er beträchtlich höher war als der Hauptraum der *Krypta*<sup>24</sup>.

Der Ostabschluß des über der *Krypta* liegenden *Ostchores*, der durch weitgehend geschlossene Mauern in einen Haupt- und zwei seitliche Nebenchöre unterteilt war, läßt sich nicht mehr zweifelsfrei ermitteln; Fehring/Schweizer nehmen aufgrund des Grabungsbefundes einen geraden Schluß von Haupt- und Nebenchören an, doch ist auch eine apsidiale Anlage nicht auszuschließen<sup>25</sup>.

Die acht *Langhaus-Arkaden* ruhten auf Pfeilern, die – lt. Grabungsbefund – zum Mittelschiff hin Vorlagen trugen: Denkbar wären Lisenen oder Halbsäulen. Die beiden östlichen Arkaden müssen aufgrund der Kryptenabgänge zumindest im unteren Bereich vermauert gewesen sein und trugen möglicherweise Chorschranken; optisch wurde dadurch die Trennung zwischen Haupt- und Nebenchören fortgesetzt<sup>26</sup>. Die Langhausschiffe waren sicher flachgedeckt; möglicherweise gab es in den Chören Tonnengewölbe. Die Höhe des Mittelschiffs läßt sich anhand von

22 Fehring/Schweizer S. 24 f. Mettler: Bauanlage (wie Anm. 1), S. 270 nahm an, daß die westliche Lage des Kreuzgangs in den topographischen Gegebenheiten (ovale Bergform) begründet liegt, denn die Burg war nur von Osten her zugänglich. C. Kosch: Klausurquadrant, Westchorturm und Brunnenstube der Großkomburg, in: WFr 65 (1981), S. 30 ff. dagegen hält die axiale Ausrichtung von Kirche und Klausur nicht für einen Zufall oder Kompromiß, sondern für beabsichtigt; auch lassen sich mehrere Analogbeispiele benennen, die ebenfalls nicht durch topographische Zwänge zu rechtfertigen sind. U.a. lag die Klausur des Würzburger Klosters St. Stephan ebenfalls im Westen der Kirche. Die Komburger Klausur gehört lt. Kosch, S. 32 f. zum Typ der sog. Chorkreuzgänge, bei dem drei Flügel des Kreuzgangs den Mönchschor umgeben und der vierte Flügel an diesen angelegt bzw., als Komburger Sonderfall, unter diesem hindurchgeführt ist.

23 Das Würfelkapitell ist eine typisch mittelalterliche, von der Antike unabhängige Kapitellform. Es gehört zu den sog. tektonischen Kapitellen, bei der nicht das Ornament, sondern der Kapitellkern Träger der Funktion ist. Die Dekoration bleibt hierbei in der Fläche, so daß die Form des Kerns klar und dominierend hervortritt. Das Würfelkapitell läßt sich als stereometrische Durchdringung von Würfel und Halbkugel definieren; der Würfel manifestiert sich in den vier ebenen „Schilden“ des Kapitells, die „Abläufe“ dazwischen sind als die Reste der Halbkugel zu interpretieren; s. E. Licht: Ottonische und frühromanische Kapitelle in Deutschland, Diss. Marburg 1935, S. 10.

24 Fehring/Schweizer (wie Anm. 19), S. 9 und S. 13; U. Plate: Ein Forschungsbericht zur Geschichte der Großkomburg, in: WFr 78 (1994), S. 19.

25 Fehring/Schweizer, S. 11. Plate, S. 19 weist darauf hin, daß über einer gerade geschlossenen *Krypta* nicht unbedingt ein ebensolcher Chor liegen muß; besonders am Rhein gibt es mehrere Beispiele für halbrunde Apsiden über rechteckigen Kryptenschlüssen, so z. B. in Brauweiler.

26 Fehring/Schweizer, S. 11 ff.; Plate, S. 20.

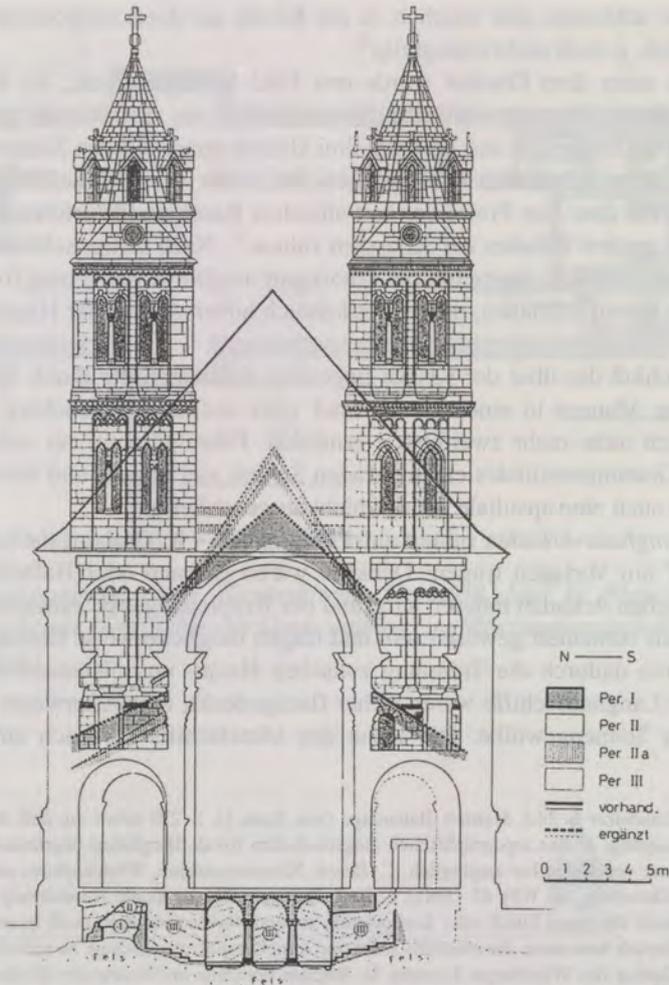


Abb. 5 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Querschnitt durch den Ostteil. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: *Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, in: *Württembergisch Franken* 56 (1972), Abb. 2.

Dachansatzspuren an der Ostseite des Westturmes rekonstruieren: Der First lag zwei Meter über der barocken Dachtraufe bzw. zehn Meter unter dem heutigen Dachfirst<sup>27</sup>.

An dem verhältnismäßig schmalen *Querhaus* mit niedrigen Armen hat sich der einzige aufgehende Teil des Ursprungsbaus erhalten: die Stirnwand des südlichen

<sup>27</sup> Fehring/Schweizer, S. 14 und S. 23; F. Arens: *Die Comburg, Königstein i. Taunus* o.J., S. 22.

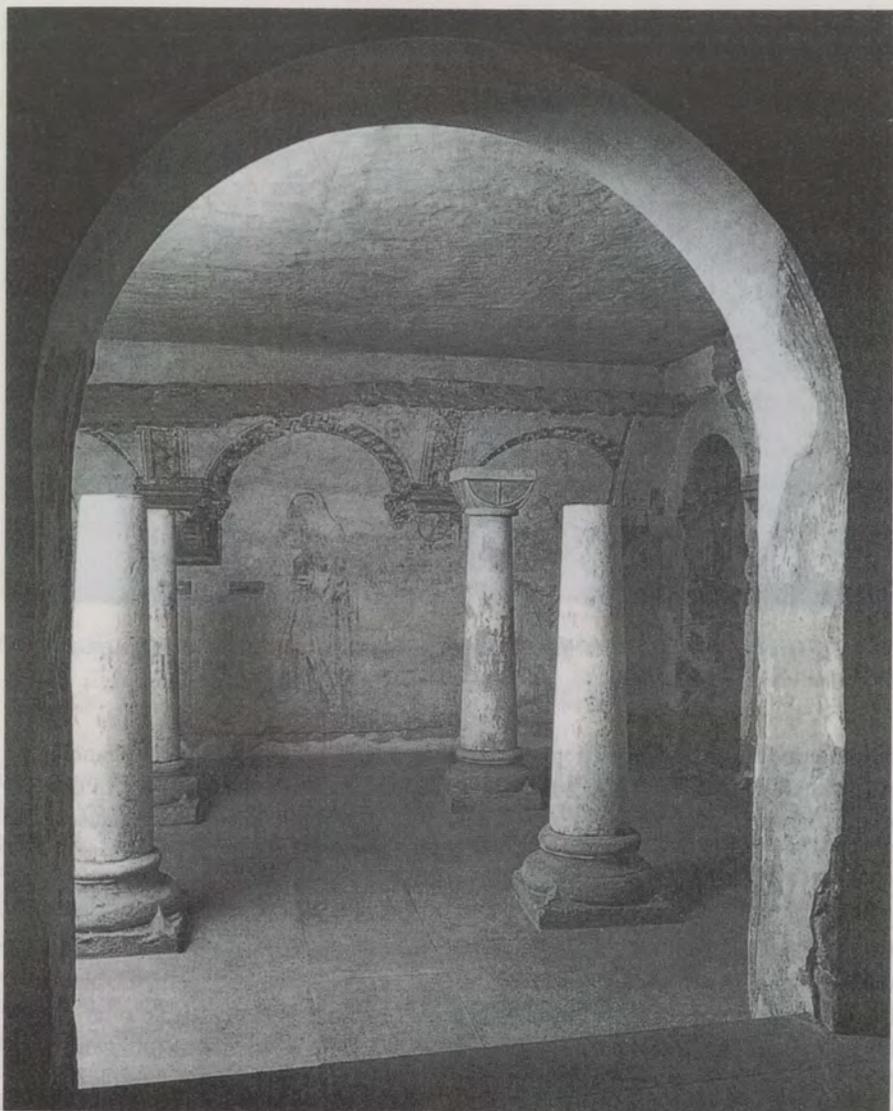


Abb. 6 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Krypta nach Westen. Aus: F. Arens: Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J., S. 16.

Armes, an der sich heute noch Reste einer Außenwandgliederung befinden. Nach Osten hin ist – zwischen heutiger Langhaus-Südwand und der anschließenden Wintersakristei (heute Mesnerwohnung) – eine gequaderte Eckklesene mit eingebundener, d. h. direkt anschließender Viertelsäule zu sehen (Abb. 7). Die Nordwand der Wintersakristei ist identisch mit der Südwand des Querhauses: Hier ist noch



Abb. 7 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Kapitell am südlichen Querhausarm.  
Foto der Verfasserin.

der untere Teil einer westlichen Viertelsäule sowie – in der Mitte der Wand – der aufgepickte Grund einer abgeschlagenen Vorlage zu erkennen (Abb. 8). In der Rekonstruktion Fehring/Schweizers ergibt sich für die Südwand des Querhauses eine Gliederung aus breiten, gequadraten Ecklisenen mit eingebundenen Viertelsäulen (Abb. 9). Dazwischen unterteilt eine Halbsäule in der Mitte die verputzte Wandfläche<sup>28</sup>. Die Wandvorlagen stützen ein horizontales Gesims.

Westlich an das Querhaus schloß sich ein langgestreckter *Westchor* an, der seitlich von schmalen, platt schließenden und vermutlich zweigeschossigen Nebenräumen flankiert war. Diese fungierten nicht wie im Ostchor als Nebenchöre oder Kapellen, sondern dienten als Verbindung zwischen dem östlichen Kreuzgangflügel (der tunnelartig unter dem westlichen Teil des Chores hindurchführte), dem Querhaus und dem Hauptchor; die unterschiedlichen Niveaus dieser Bauteile wurden durch Treppenläufe überbrückt (Abb. 10)<sup>29</sup>. Ein großer Rundbogen führte vom Hauptchor in den tonnengewölbten Altarraum, der sich im ersten Geschoß des Westturmes befand (Abb. 11)<sup>30</sup>.

28 Fehring/Schweizer, S. 13 f., Abb. 4.

29 Fehring/Schweizer, S. 22.

30 Fehring/Schweizer, S. 14.



Abb. 8 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Wintersakristei. Foto der Verfasserin.

Der *Westturm* ist der am besten erhaltene Teil des Gründungsbaus (Abb. 12 a und b). Die vier ursprünglichen, durch schmale, vorkragende Gesimse voneinander abgesetzten Geschosse sind an den Ecken mit breiten, gequadrerten Lisenen verstärkt. Ab dem zweiten Geschoß fußen diese auf einer Art Basis aus Platte und Schräge. Das unterste Stockwerk besitzt auf jeder Seite ein kleines Rundbogenfenster direkt über dem niedrigen Sockel; diese Fenster belichten die zum Teil unter Außenniveau liegende Brunnenstube des Kreuzgangs, die hier untergebracht war. Darüber befand sich der Westchor der Kirche. Das zweite Turmgeschoß hat drei relativ große Rundbogenfenster; die Ecklisenen gehen unterhalb des Stockwerkgesimses in einen gestuften Rundbogenfries über. Die beiden folgenden Geschosse sind zusätzlich durch eine schmale Mittellisene – wie die Ecklisenen mit Basis – und je zwei Biforienöffnungen mit Mittelsäule bereichert.

#### *Interpretation des Befundes*

Wie verhält es sich nun mit dem in den Quellen angesprochenen Hirsauer Einfluß auf die Errichtung des Klosters?

Um die Jahrhundertwende führten G. Dehio und G. v. Bezold den Begriff der „Hirsauer Bauschule“ ein; sie waren der Meinung, daß die Kirchen der hirsau-

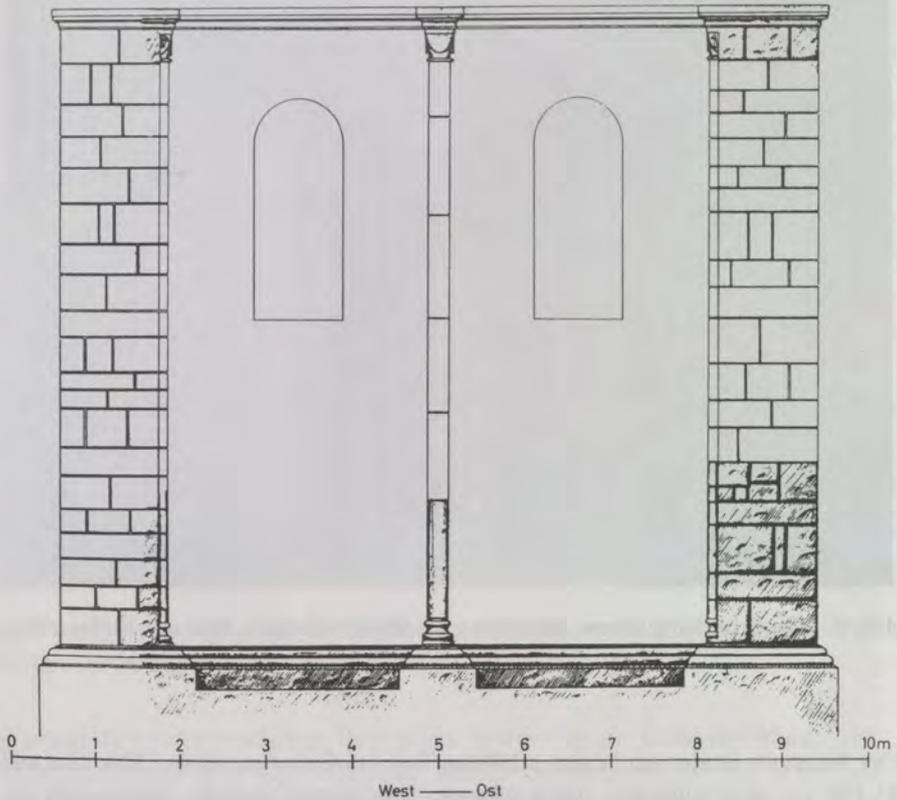


Abb. 9 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Rekonstruktion der südlichen Querhausfassade. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: *Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte*, in: *Württembergisch Franken* 56 (1972), Abb. 4.

ischen Klöster einem bestimmten Bauschema folgten, das sich auf die Abteikirche von Cluny und die hirsauische Mutterkirche St. Peter und Paul in Hirsau beziehe<sup>31</sup>. Spätere Forschungen – besonders die Arbeit von W. Hoffmann von 1950 – haben jedoch ergeben, daß es keine verbindlichen Bauvorschriften gegeben hat und sich viele Charakteristika hirsauischer Kirchen auf regionale Traditionen zurückführen lassen. Dennoch gibt es Bauten, die sich relativ eng an die beiden Kirchen in Hirsau – St. Peter und Paul und die etwas ältere, später durch einen Umbau an St. Peter und Paul angenäherte Kirche St. Aurelius – anlehnen. Dabei handelt es sich nicht um getreue Kopien, sondern um freie Nachgestaltungen. Derartige Übernah-

31 Hoffmann (wie Anm. 10), S. 7.

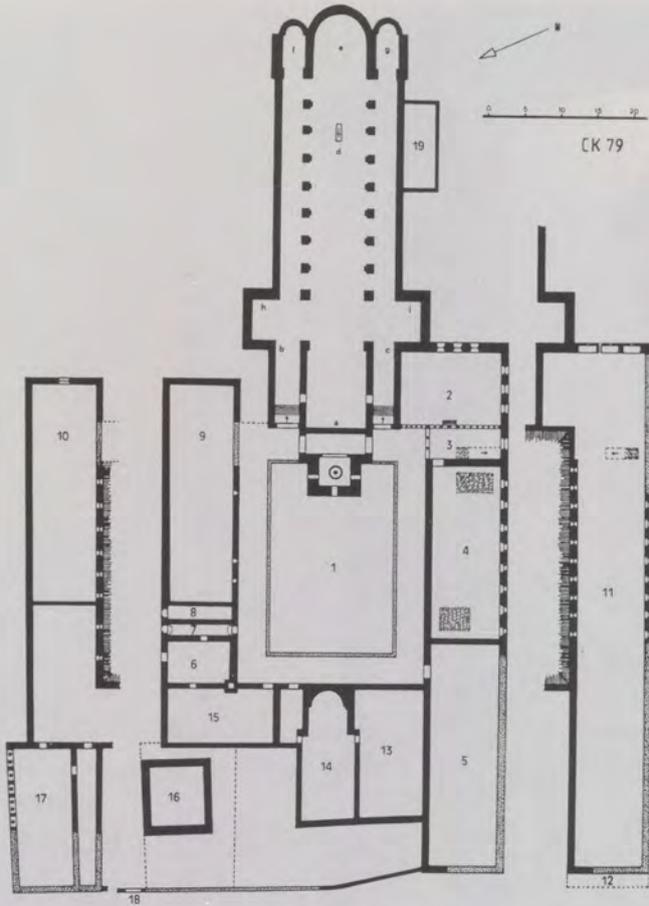


Abb. 10 Großcomburg, Grundrißrekonstruktion von Klosterkirche und Klausur. Aus: C. Kosch: Klausurquadrum, Westchorturm und Brunnenstube der Großcomburg, in: *Württembergisch Franken* 65 (1981), Abb. 2.

men waren abhängig von bestimmten Gegebenheiten wie z. B. der geographischen Nähe zu Hirsau oder der Aufnahme Hirsauer Baugewohnheiten in Gebieten ohne eigene Bautradition (z. B. in Sachsen und Thüringen)<sup>32</sup>. Weite Verbreitung dagegen fanden einige in Hirsau entwickelte Detailformen, die dort, wo sie auftreten, auf hirsaischen Einfluß schließen lassen: Zunächst handelt es sich dabei um das

32 Hoffmann, S. 119.



Abb. 11 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Querschnitt durch den Westteil. Aus: G. Fehring und R. Schweizer: Großcomburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte, in: Württembergisch Franken 56 (1972), Abb. 5.

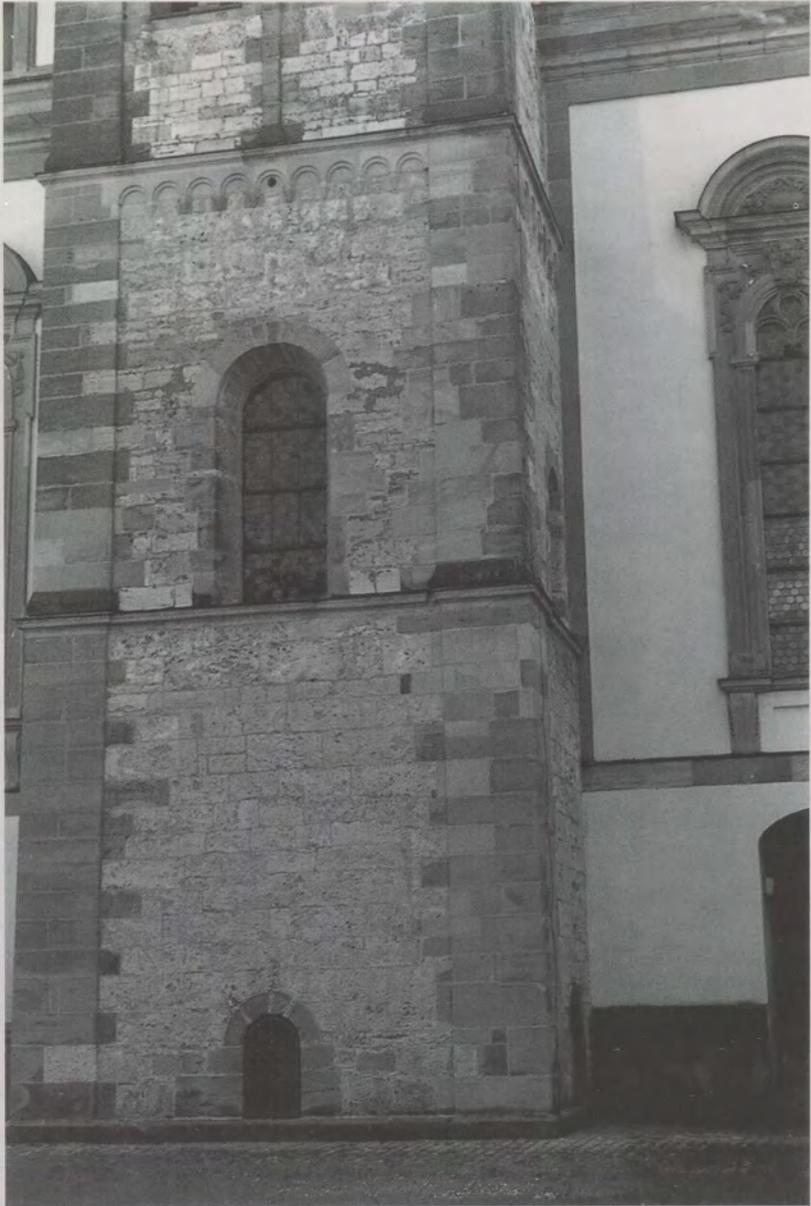
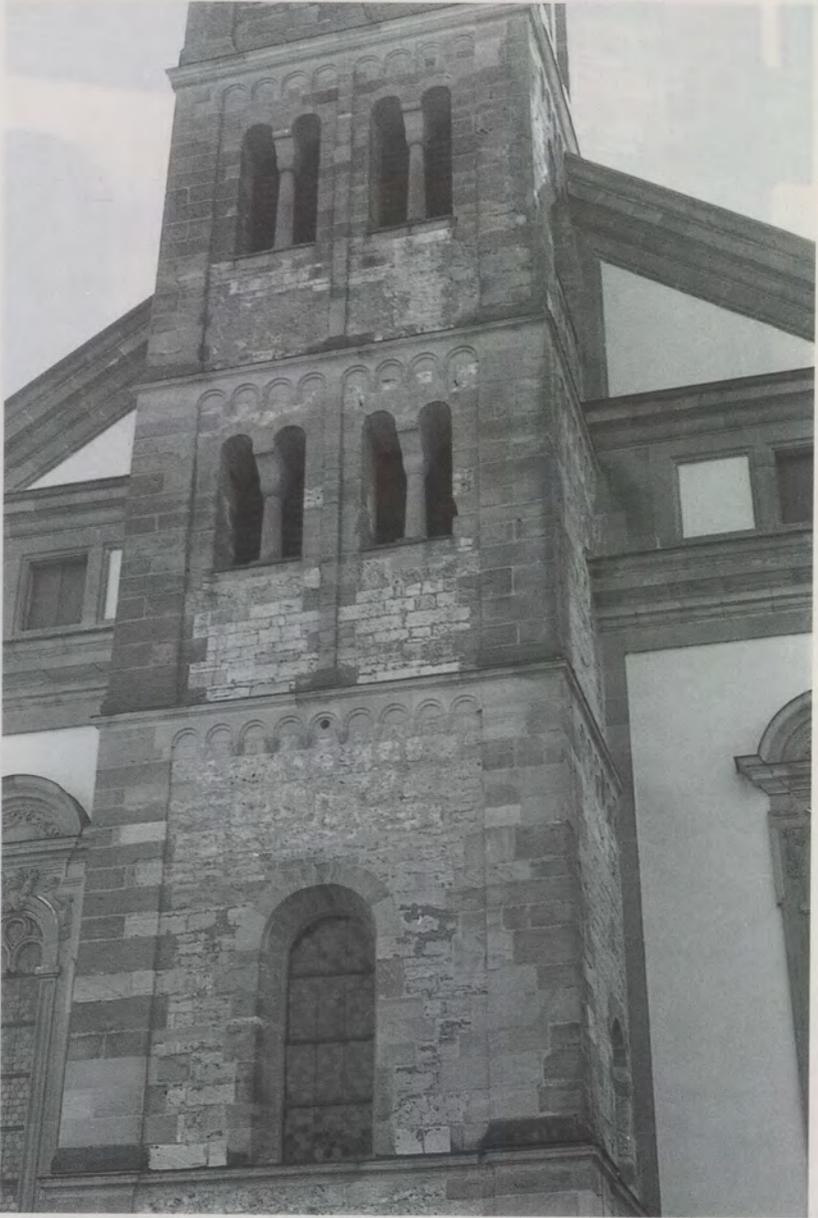


Abb. 12 a Grosscomburg, ehem. Klosterkirche, unterer Teil des Westturms. Foto der Verfasserin.



*Abb. 12 b Großcomburg, ehem. Klosterkirche, mittlerer Teil des Westturms. Foto der Verfasserin.*

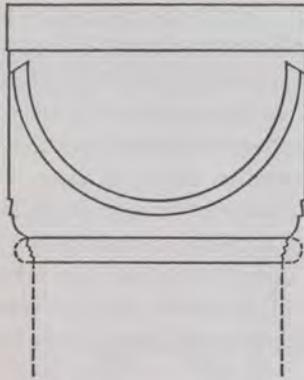


Abb. 13 Hirsau, St. Peter und Paul, Kapitell. Aus: R. Strobel: *Romanische Architektur in Regensburg. Kapitell – Säule – Raum*, Nürnberg 1965, S. 30.

Würfelkapitell mit doppelter Schildrahmung und „Hirsauer Nasen“ (Abb. 13)<sup>33</sup>. Die sog. „Arkadenrahmung“ bezeichnet die rechteckige Rahmung jeder Mittelschiffarkade durch senkrecht über den Stützen aufsteigende, profilierte Leisten, die oberhalb der Arkaden auf ein horizontales, meist gleichartig geschnittenes Gesims auftreffen. Typisch hirsauisch ist auch eine neue Art der Portalumgrenzung, bei welcher der meist aus doppelter Platte und Schräge zusammengesetzte Mauersokkel an der Türöffnung nicht abbricht, sondern ohne Unterbrechung senkrecht nach oben steigt und rundbogig um das Portal herumgeführt wird<sup>34</sup>.

Darüber hinaus läßt sich eine Reihe von konzeptionellen Charakteristika oder Grundtendenzen zusammentragen, die typisch für hirsauische Kirchen als Reformbauten sind und die der allgemeinen Stilentwicklung – im 11. Jahrhundert repräsentiert z. B. vom kaiserlichen Dom in Speyer – entgegenlaufen: An erster Stelle steht die Forderung nach Strenge und Einfachheit – die Reform wandte sich ja gerade gegen Pracht und Verweltlichung. Dies bedeutet, daß Wölbungen und eine strukturelle Durchgliederung der Wände (z. B. durch Wandvorlagen) abgelehnt wurden. Als Stützenform wurde die Säule bevorzugt, in Anlehnung an die „ursprüngliche“ frühchristliche Architektur. Des weiteren sollte der „Weg“-Charakter der Basilika betont werden, also ein ungehindertes Durchschreiten des Baus ohne Niveauunter-

33 Definition des Würfelkapitells mit doppelter Schildrahmung und „Hirsauer Nase“ laut *Hoffmann*, S. 112: „Dem Würfelkapitell ist ein halbrunder Schild derartig aufgelegt, daß sein Halbmesser mit der Unterkante des Abakus [Deckplatte des Kapitells] zusammenfällt. Der Schnittpunkt von Schildbogenrand und Abakusunterkante fällt nicht mit der Ecke des Kapitells zusammen, sondern ist auf beiden Seiten ein wenig eingerückt. Dieser erste, plastisch herausgearbeitete Schild wird von einem zweiten, weniger plastischen gerahmt, dessen Kreislinie etwas unterhalb des Abakus an die Würfelkapitellkante anstößt. Von diesem Schnittpunkt zu dem des inneren Schildes mit der Abakusunterkante führt eine leichtgeschwungene Linie. Das damit in den oberen Ecken entstehende Dreieck ist in gleicher Plastizität gegeben wie der innere Schild. Dieses Stück wird als „Hirsauer Nase“ bezeichnet.“

34 *Hoffmann*, S. 150 und S. 112 ff.

schiede von der Vorhalle bzw. dem Portal bis zum Chor möglich sein. Aus diesem Grund gibt es in der Reformarchitektur keine aufwendigen Westbauten wie Westchöre, Westwerke oder Westquerhäuser, keine Krypten und keine Emporen<sup>35</sup>.

Konfrontiert man nun diese Forderungen der Reformarchitektur mit der Großcomburger Kirche, wird man unschwer feststellen, daß sich an deren Grundkonzeption keine Hirsauer Einflüsse feststellen lassen, ja diese vielmehr den Bauepflogenheiten der Hirsauer geradezu konträr entgegensteht. Doppelchörigkeit und Westquerhaus stammen noch aus karolingisch/ottonischer Tradition<sup>36</sup>, die Langhauspfeiler mit ihren Vorlagen zum Mittelschiff hin könnten von den Stützen des Speyerer Domes (um 1030–61) inspiriert sein, und sowohl das Vorhandensein der Krypta an sich als auch die Form der Würfelkapitelle auf den dortigen Säulen sind gänzlich un-hirsauisch.

Besondere Beachtung verdient die Halbsäulengliederung des Außenbaus, wie sie in Großcomburg am südlichen Querhausarm noch in Resten vorhanden ist. Die Verwendung von Halbsäulen zur Außenwandgliederung hat in Deutschland eine lange Tradition; sie reicht bis in karolingische Zeit zurück und ist damals als direkter und bewußter Rückgriff auf die antike Architektur eingesetzt worden.

In der Antike ist die *Halbsäule* – und ebenso deren „flache“ Form, der Pilaster – entsprechend der Vollsäule in ihrer Proportionierung am menschlichen Körper orientiert, sowohl bezüglich der einzelnen Elemente Basis, Schaft und Kapitell zueinander als auch bezüglich des Verhältnisses von Schafthöhe zu Schaftdurchmesser. Diesen strengen Proportionsregeln folgen die romanischen Halbsäulen nicht mehr, wobei die auffälligste Veränderung den Schaft betrifft: Er ist oft extrem überlängt, eine Verjüngung nach oben oder eine Entasis (Schwellung des Säulenschaftes) fehlen meist. Dies führt zur „Entkörperlichung“ der Halbsäule und hat zur Folge, daß sie oft – wie z. B. an den Mittelschiffwänden des Speyerer Domes – eher als senkrechte „Blickbahn“ denn als plastische Gliederung wirkt<sup>37</sup>. In ihrer Charakteristik nähert sich die Wandsäule also dem in der gotischen Innenarchitektur zur Ableitung der Gewölbegrate und -rippen verwendeten Dienst an. Diese Tendenz setzt – allerdings noch sehr verhalten – mit den Halbsäulen an der karolingischen Torhalle in Lorsch (Ende des 8. Jahrhunderts; Abb. 14) ein; deutlich zu fassen ist sie dann an den Pilastern des ottonischen Westwerks von St. Pantaleon in Köln (Ende des 10. Jahrhunderts; Abb. 15) und an den Halbsäulen des Trikonchos von St. Maria im Kapitol, ebenfalls in Köln (ca. 1040–1065; Abb. 16). In den meisten Fällen besitzen die Außengliederungs-Halbsäulen eine Basis (oft in attischem Profil, d. h. einer Abfolge von Wulst – Kehle – Wulst) und ein – fast ausnahmslos tektonisches – Kapitell<sup>38</sup>.

35 Lehmann (wie Anm. 11), S. 80 ff.

36 Westquerhäuser gehen auf die karolingische Abteikirche in Fulda zurück, die wiederum auf die frühchristliche Peterskirche in Rom rekurriert. Doppelchörige oder bipolare Anlagen (oft in Verbindung mit einem Westquerhaus) waren in karolingischer und ottonischer Zeit sowohl bei Klosterkirchen (z. B. St. Gallener Klosterplan, St. Michael in Hildesheim) als auch bei Bischofskirchen (z. B. Bamberger Dom) gebräuchlich.

37 H.E. Kubach, P. Bloch: Früh- und Hochromanik (Kunst der Welt), Baden-Baden 1964, S. 21 f.

38 S. Hohmann: Blendarkaden und Rundbogenfriese der Frühromanik. Studien zur Außenwandgliederung frühromanischer Sakralbauten, Diss. Würzburg 1997, Frankfurt 1999, S. 239 f. und S. 289 ff. Zu „tektonischen“ Kapitellen s. o. Anm. 23.

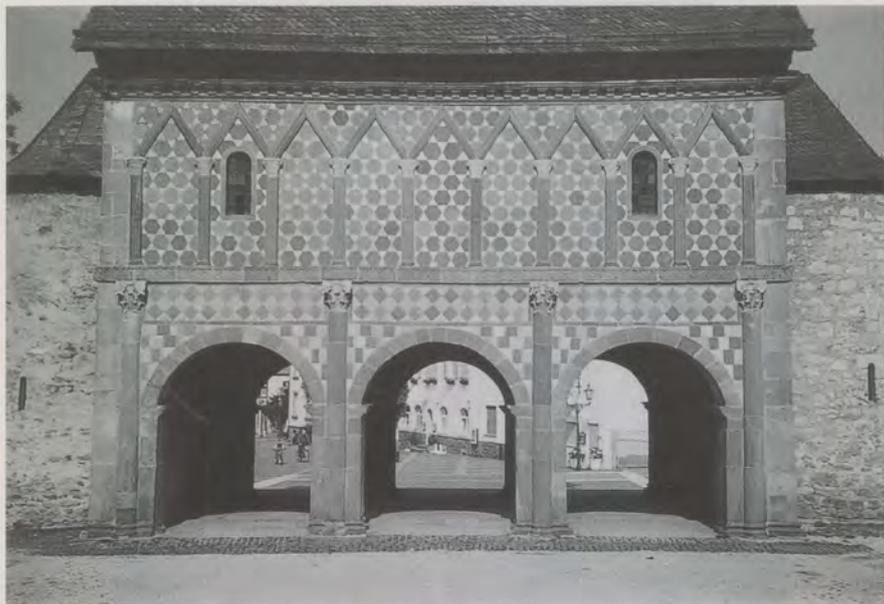


Abb. 14 Lorsch, Torhalle. Foto der Verfasserin.

Trotz der oben erwähnten langen Tradition in der Verwendung der Halbsäule als Außengliederungsmotiv kommt sie doch bis zum Ende des 11. Jahrhunderts nur an wenigen Bauten vor. Um so interessanter ist deshalb in unserem Zusammenhang die Beziehung zwischen Großcomburg und dem um 1042 begonnenen Würzburger Dom, der ebenfalls eine Halbsäulen-Außengliederung besitzt<sup>39</sup>. Der Bau ist eine mächtige, dreischiffige Pfeilerbasilika mit einer Doppelturmfassade, weit ausladendem Querhaus und einem langen, in einer Hauptapsis endenden Chor. Unter diesem sowie unter der Vierung liegt eine Krypta. Zwischen Choransatz und den Ostapsiden der Querhausarme befinden sich zwei Chorwinkeltürme<sup>40</sup>. Die Ostteile des Domes, also Chor und Querhaus, sind mit einer zweigeschossigen Rundbogenfries-Außengliederung versehen, die durch spätere An- und Umbauten zum Teil gestört ist (Abb. 17)<sup>41</sup>. Im Erdgeschoß werden die mit großen Fenstern besetzten, an Querhaus und Chor unterschiedlich breiten Wandfelder durch extrem schlanke Halbsäulen definiert, im Obergeschoß durch superponierte (d. h. genau

39 H. Muth: Der Dom zu Würzburg, Würzburg 1968, S. 10f.

40 Die Westtürme stammen zu großen Teilen noch vom Vorgängerbau; s. Muth, S. 12 und H. Schulze: Die Baugeschichte des Kiliansdomes und seiner Vorgänger, in: R. Schömiß (Hrsg.): *Ecclesia Cathedralis: Der Dom zu Würzburg*, Würzburg 1989, S. 74.

41 Zu den Veränderungen s. Muth, S. 11 ff.

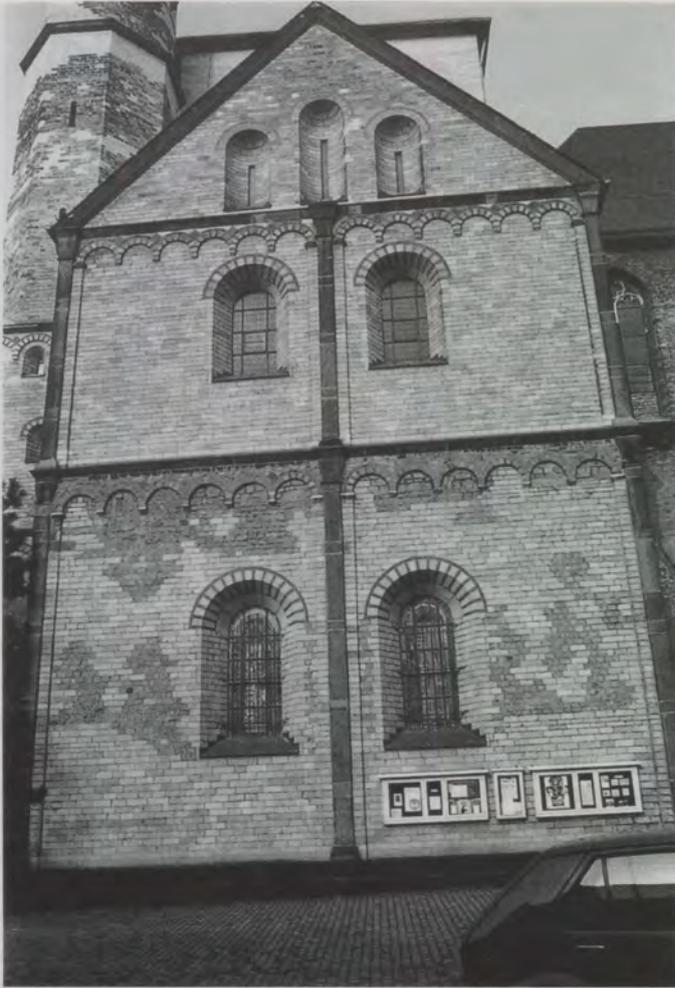


Abb. 15 Köln, St. Pantaleon, Westwerk von Süden. Foto der Verfasserin.

darüberstehende) Pilaster. Mit Halbsäulen und Rundbogenfries sind auch die Querhausapsiden und die hohe Hauptapsis gegliedert<sup>42</sup>.

Die Anordnung von Halbsäulen im Erdgeschoß und Pilastern im Obergeschoß erinnert an die Antike und wurde vermutlich über die karolingische Architektur (Lorscher Torhalle) vermittelt. Charakter und Details der Würzburger Außengliederung sind allerdings völlig un-antik. Die Überlängung der Wandvorlagen wurde bereits erwähnt; gegenüber den Halbsäulen in St. Maria im Kapitol in Köln ist die Schlankheit der Würzburger noch gesteigert,

42 Die Hauptapsis war ursprünglich niedriger und wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufgestockt; s. *Hohmann*: Blendarkaden (wie Anm. 38), S. 298 f.



Abb. 16 Köln, St. Maria im Kapitol, Trikonchos. Foto der Verfasserin.

so daß sie außerordentlich fragil und „dienstartig“ wirken. Die steilen Basen der Halbsäulen, besonders aber deren Kapitelle haben sich weit von antiken oder karolingischen Formen entfernt<sup>43</sup>.

43 Nur an der Westseite des südlichen Querhausarms haben sich die originalen Halbsäulenbasen und das Sockelprofil erhalten; alle übrigen Basen und Sockel wurden im 19. Jahrhundert – nicht authentisch – in attischer Form erneuert; s. *F. Mader* (Bearb.): Stadt Würzburg, in: *Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg Bd. 12 (Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern Bd. 12,3)*, München 1915, S. 32 und *S. Hohmann*: Studien zur Wandgliederung und Bauplastik des Würzburger Domes, unveröffentlichte Magisterarbeit Würzburg 1989, S. 28. Zur Ableitung und Einordnung der Würzburger Außengliederungskapitelle s. ebd., S. 58 ff.



Abb. 17 Würzburg, Dom, Chor und Querhaus von Südosten. Foto der Verfasserin.

Die Großcomburger Außengliederung weist enge Parallelen zur Würzburger Außengliederung auf. Zunächst geht es um die Organisation der Wand (bzw. des einzelnen Stockwerks), die eine in sich abgeschlossene Gliederung aus breiten gequadrerten, die Kanten festigenden Ecklisenen, einer Binnengliederung aus Halbsäulen bzw. Pilastern und einem oberen horizontalen Abschluß – in Würzburg ein Rundbogenfries, in Comburg ein Gesims – besitzt. Die mit Fenstern bestückten Flächen dazwischen sind verputzt.

Auffällig ist, daß bei beiden Bauten der Ecklisenen eine Viertelsäule eingebunden ist, d. h. ein halbiertes Binnengliederungselement direkt neben der Ecklisenen platziert ist<sup>44</sup>. Dieses Detail ist außerordentlich charakteristisch und findet sich außer an den beiden erwähnten Bauten und der Kirche von Kleincomburg (s. u.) erst wieder im 12. Jahrhundert an der 1129 geweihten Stiftskirche von Quedlinburg<sup>45</sup>. Fehring/Schweizer geben auf ihrer Rekonstruktionszeichnung der Comburger Querhauswand einen aus zwei Wülsten (ohne Kehle dazwischen!) bestehenden Gebäudesockel an; dies entspricht der Würzburger Vorliebe für „wulstreiche“ Profile, denn dort bestehen die Halbsäulenbasen der Dom-Außengliederung aus drei

44 In Würzburg bezieht sich diese Beobachtung auf das Erdgeschoß; bei der Pilastergliederung des Obergeschosses wurde genauso verfahren, nur daß hier der letzte, halbierte Pilaster mit der Ecklisenen verschmilzt und nur in dem halben Pilasterkapitell evident wird.

45 Datierung nach K. Voigtländer: Die Stiftskirche St. Servatii zu Quedlinburg, Berlin 1989, S. 207.



Abb. 18 Würzburg, Dom, Gebäudesockel und Halbsäulenbasis am südlichen Querhausarm (Kreuzgang). Foto der Verfasserin.

Wülsten, die jeweils durch ein spitz zulaufendes Plättchen voneinander getrennt sind – ein ganz ausgefallenes Basenprofil ohne Parallelen (Abb. 18)<sup>46</sup>. Das erhal-

46 Um die Mitte des 11. Jahrhunderts finden sich in einigen Kirchen Regensburgs Basen, die zwar den Würzburger Exemplaren nicht direkt entsprechen, ihnen aber vom Charakter her nahekommen. Gemeinsam ist ihnen der auffällige „Wulstreichtum“ und die seltene Anwendung der Kehle, die z. T. auch durch eine kleine Schräge ersetzt wird (z. B. in der Burgkapelle von Donaustauf oder in der Magdalenenkapelle von St. Emmeram); s. *Hohmann*: Würzburger Dom (wie Anm. 43), S. 71 und *R. Strobel*: Romanische Architektur in Regensburg. Kapitell – Säule – Raum, Nürnberg 1965, S. 28 f.

tene Kapitell der Viertelsäule an der Ostwand des Comburger Querhauses zeigt allerdings keine Ähnlichkeit zu den Polsterkapitellen am Würzburger Dom mit ihrem dünngliedrigen Spiralkor<sup>47</sup>. Es ist als Würfelkapitell mit stark eingezogenem Ablauf, der mit einem Grat besetzt ist, gebildet; auf den Schilden befindet sich stark verwitterter ornamentaler oder sogar figürlicher Schmuck<sup>48</sup>. Über diesem Kapitell verläuft auf ca. halber Höhe des heutigen Baus ein Gesims aus Kehle, Wulst und Platte. Nach Fehring/Schweizer handelt es sich um das Abschlußgesims des Querhauses, über dem sich dann der Giebel erhob<sup>49</sup>. Etwas befremdlich ist die daraus sich ergebende, äußerst geringe Höhe der Querhausarme. Fehring/Schweizer geben sie deshalb als niedrige, zellenartige Annexe an, die in Breite und Höhe dem durchlaufenden Mittelschiff eindeutig untergeordnet sind<sup>50</sup>. Aber auch für diesen Typ von Querhaus scheinen die Arme sehr niedrig zu sein; vielleicht sollte deshalb auch die Möglichkeit einer zweigeschossigen Außengliederung in Betracht gezogen werden. Naheliegender wäre eine Aufteilung wie an den Würzburger Langhaus-Seitenschiffen, die unten mit Halbsäulen, oben mit Pilastern besetzt sind, die jeweils direkt das Gurt- bzw. Traufgesims tragen<sup>51</sup>. Weitere Aufschlüsse über die Außengliederung der Großcomburger Abteikirche sind leider aus den geringen Resten der romanischen Anlage nicht zu gewinnen. Daß sie jedoch derjenigen des Würzburger Domes durchaus ähnlich gewesen sein muß, bestätigt ein Blick auf die nahegelegene, 1108 gegründete Großcomburger Nebenkirche *Kleincomburg*, die architektonisch sicherlich unter dem Einfluß von Großcomburg stand (Abb. 19)<sup>52</sup>. Ein reiches Gliederungssystem bedeckt die Außenwände dieses Baus; wieder begegnet uns hier die direkt neben die Ecklisenen gesetzte Viertelsäule. An Würzburg erinnert zudem die Kombination von Halbsäulen und Rundbogenfries am Querhaus sowie die „Superposition“ von Halbsäulen (Seitenschiff) und Pilastern (Obergaden) am Langhaus. Auch die wulstreichen Halbsäulenbasen ähneln den Würzburger Basen. Ihre noch recht plumpen Eckzehen, die Würfelkapitelle mit Ecknasen sowie die Zweischichtigkeit des Rundbogenfrieses zeigen deutlich die über Würzburg hinausgehende Stilstufe der Kleincomburg.

47 Das Spiralkor der Würzburger Kapitelle läßt sich aus den Voluten des korinthischen Kapitells ableiten; zu den Würzburger Kapitellen s. *Hohmann: Würzburger Dom* (wie Anm. 43), S. 58 ff.

48 *Fehring/Schweizer* (wie Anm. 19), S. 14.

49 *Fehring/Schweizer*, S. 13.

50 *Fehring/Schweizer*, S. 22.

51 Die doppelstöckige Gliederung an den Langhaus-Seitenschiffen des Würzburger Domes ist im Süden durch den Kreuzgang, im Norden durch gotische Strebepfeiler gestört. Diese verdecken die Wandvorlagen jedoch nur teilweise, so daß die ursprüngliche Anordnung sicher zu erschließen ist. Es wiederholt sich hier also die an den Ostteilen des Domes vorgegebene Superposition der beiden Gliederungen (unten Halbsäulen, oben Pilaster) in kleinerem Maßstab und unter Verzicht auf den Rundbogenfries. Die nach dem Krieg erneuerten Obergadenmauern des Würzburger Domes haben die gleiche Höhe wie die Obergeschosse von Querhaus und Chor und sind entsprechend durch Pilaster und Rundbogenfries gegliedert.

52 Das Gründungsdatum der Kleincomburg geht aus einer Chronik von 1550 hervor; s. *Kolb* (wie Anm. 5), S. 167.



Abb. 19 Kleincomburg, südlicher Querhausarm. Foto der Verfasserin.

Anhand dieser Beobachtungen ist deutlich geworden, daß zwischen der Comburger Klosterkirche und dem Würzburger Dom eine gegenseitige Abhängigkeit bestanden haben muß, aus der sich äußerst interessante Schlüsse auf die Entstehungszeit des Würzburger Domes ziehen lassen.

Die Datierung des Würzburger Domes ist aufgrund der mageren Quellenlage problematisch. Als gesichert gilt, daß Bischof Bruno (1034–45), ein Vetter Kaiser Konrads II., um 1042 den Vorgängerbau durch einen Neubau zu ersetzen begann. Für 1045 ist die Weihe der Krypta durch Erzbischof Bardo von Mainz überliefert<sup>53</sup>. Fast alle Autoren, die sich mit dem Bau beschäftigt haben, sind der Meinung, daß trotz der überlieferten Kryptenweihe von 1045 der Bau seine heutige Gestalt erst im 12. Jahrhundert, und zwar zwischen 1133 und 1188 erhalten habe. Als Anhaltspunkt dafür gilt eine Urkunde des Bischofs Embrico von 1133, aus der hervorgeht, daß das Dach zu dieser Zeit ruinös war und der Bau „repariert“ werden sollte; über Art und Ausmaß dieser Arbeiten gibt die Quelle allerdings keine Auskunft<sup>54</sup>.

Aufgrund der 1989 von der Verfasserin vorgenommenen stilkritischen Analyse von Außengliederung und Kapitellplastik<sup>55</sup> sowie der engen Verwandtschaft in Grund- und Aufrißdis-

53 Muth (wie Anm. 39), S. 10 ff. Hauptquelle zur Baugeschichte des Würzburger Domes ist die 1544 verfaßte Chronik der Würzburger Bischöfe von Lorenz Fries, die 1992 in einer neuen Edition von U. Wagner und W. Ziegler herausgegeben wurde. Zur Fries'schen Chronik s.a. G. Mälzer: Die Würzburger Bischofs-Chronik des Lorenz Fries, in: Mainfränkische Hefte 84 (1987), S. 18.

54 K. Gerstenberg: Der Dom zu Würzburg in seinem baugeschichtlichen Werden, in: Die Kunstpflege 1 (1948), S. 64 f.; Muth (wie Anm. 39), S. 14.

55 Hohmann: Würzburger Dom (wie Anm. 43).

position mit anderen Bauten des 11. Jahrhunderts<sup>56</sup> muß jedoch davon ausgegangen werden, daß der Würzburger Dom noch innerhalb der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts vollendet wurde<sup>57</sup>. Leider schweigen die Quellen bezüglich einer Bautätigkeit während dieser Zeit. Es liegt jedoch auf der Hand, daß Bischof Brunos Nachfolger Adalbero im Laufe seiner langen Regierungszeit von 1045 bis 1085<sup>58</sup> den begonnenen Domneubau nicht nur weiterführte, sondern daß er vielmehr weitgehend für die Gestaltung des Aufgehenden verantwortlich ist. Dazu würde auch die einem Horaz-Zitat entlehnte Bemerkung in einem ca. 1075 verfaßten Brief des sog. *Anonymus Haserensis* aus Eichstätt passen: *Wirzeburgensibus, inter quos habebas, quodammodo naturale est, destruere et aedificare, quadrata rotundis mutare*<sup>59</sup>. Der Verfasser hebt den Baueifer der Würzburger hervor, denen es „gleichsam zur Natur geworden sei, abzubauen und aufzubauen, Rechteckiges in Rundes zu verändern“<sup>60</sup>.

Adalbero stammte aus Lambach an der Traun in Oberösterreich. Im Investiturstreit treuer Anhänger der päpstlichen Partei, stand er ab 1076 in äußerst spannungsgeladener Beziehung zu Heinrich IV., die 1077 zur Vertreibung Adalberos aus Würzburg und 1085 zu seiner Absetzung führte<sup>61</sup>. Innerhalb seines Bistums war Adalbero, der sich zu den kirchlichen Reformorden – und besonders zur Gorzer Reform – hingezogen fühlte, sehr aktiv; u.a. gründete er 1057/58 das Stift Neumünster in Würzburg, als dessen Stifter Emehard von Rothenburg-Comburg (der Bruder des Klostergründers von Großcomburg!) und die Königin Richieza von Polen gelten<sup>62</sup>. Die sich bereits hier ankündigende enge Verbindung zwischen Adalbero und dem Grafenhaus von Rothenburg-Comburg wurde in den folgenden Jahren noch intensiviert, als Adalbero bei der Gründung des Klosters Großcomburg 1078 mitwirkte und die Kirche im Jahr 1088 weihte.

Aus den aufgezeigten engen Verbindungen zwischen Würzburg und Großcomburg sowohl in personell-historischer (Adalbero) als auch in detail-architektonischer Hinsicht (Außengliederung) lassen sich Rückschlüsse auf die Datierung des Würzburger Domes ziehen. Geht man davon aus, daß eine Einflußnahme von dem größeren und bedeutenderen Bau, also von Würzburg, auf Großcomburg erfolgte – der umgekehrte Fall wäre sehr unwahrscheinlich –, so muß die Bauzeit der Großcomburger Abteikirche von ca. 1078–88 bezüglich des Würzburger Domes als „terminus ante quem“ angesehen werden. Das bedeutet, daß zu dieser Zeit zumindest der Großteil der Außenwände des Würzburger Neubaus fertiggestellt war. Bestätigen ließe sich hiermit auch Bezolds Vermutung, der Dom sei um 1100 vollendet gewesen, da bereits 1133 das Dach als ruinös bezeichnet wird<sup>63</sup>.

56 Z. B. dem 1038 begonnenen Neubau der Stiftskirche in Hersfeld und dem 1036 geweihten Willigis-Bardo-Dom in Mainz; s. *Hohmann: Würzburger Dom*, S. 82.

57 *Hohmann: Würzburger Dom*, bes. S. 76 ff.

58 *Germania sacra*. NF I: Das Bistum Würzburg Teil I, bearb. v. A. Wendehorst, Berlin 1962, S. 108.

59 *B.H. Röttger: Felix Ordo. Würzburger Beiträge zur Architekturgeschichte des Mittelalters*, in: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 11/12 (1945/50), S. 58.

60 *Muth* (wie Anm. 39), S. 13.

61 *Germania sacra* (wie Anm. 58), S. 105 ff.

62 *Germania sacra*, S. 114. Der Gorzer Refom gehörten die von Adalbero besonders geförderte Abtei Münsterschwarzach an, ferner St. Burkard in Würzburg, das Kloster in Neustadt am Main und nicht zuletzt Adalberos Eigenkloster in Lambach a.d. Traun, in das er sich nach seiner Absetzung zurückzog; s. *Hallinger* (wie Anm. 6), S. 317, 322 f., 329 ff.

63 *G. v. Bezold: Zur Geschichte der romanischen Baukunst in der Erzdiözese Mainz*, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 8/9 (1936), S. 4. Auch heutzutage beträgt die Lebensdauer eines Ziegeldaches – unter sicher wesentlich besseren Material- und Brennbedingungen – nur 30 bis 40 Jahre.

Um auf die Baugeschichte der Großcomburg zurückzukommen: Grundrißanlage und Außengliederung erwiesen sich als gänzlich un-hirsauisch; daraus ist zu schließen, daß das Kloster und somit der Bau der Kirche nicht von Anfang an unter hirsauischem Einfluß stand<sup>64</sup>. Vielmehr lassen sich vielfältige Verbindungen zur Architektur Würzburgs feststellen. Dies betrifft neben der vom Würzburger Dom inspirierten Außengliederung auch die Grundrißanlage und die Krypta. Drei Würzburger Kirchen waren in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts mit doppelten Chören ausgestattet: Bei St. Stephan (1013–32) und St. Burkard (1042 geweiht) lag wie in Großcomburg der Hauptakzent auf dem Westchor, dem ein Querhaus vorgeschaltet war (St. Stephan besaß darüber hinaus noch ein Ostquerhaus), beim Neumünster (begonnen um 1058) dagegen befand sich der Hauptchor mit Querhaus im Osten<sup>65</sup>. Bezüglich der Comburger Krypta entspricht die Kombination von dreischiffiger Halle mit eingezogenem Rechteckchor der Chorkrypta im Würzburger Dom. Die breit proportionierten Würfelkapitelle mit aufgelegten Graten und Stegen sind denjenigen in der Vierungskrypta des Domes sowie denen im Langhaus von St. Burkard vergleichbar<sup>66</sup>.

Hirsauer Einfluß manifestiert sich in Großcomburg architektonisch erst in einer zweiten Bauphase. Dazu gehört neben dem Torbau der Klosteranlage (s. u.) auch der mächtige Westturm, in dessen Schallarkaden sich typisch hirsauische Würfelkapitelle mit doppelter Schildrahmung und sog. „Hirsauer Nasen“ befinden. Seine weiter fortgeschrittene Zeitstellung ist zudem an der Bauweise abzulesen: Die Mauern bestehen wie die Eckkirchen aus Werksteinquadern und nicht mehr aus dem am Querhaus verwendeten und für Verputz gedachten Kleinquaderwerk. Daraus ist zu schließen, daß Wilhelm von Hirsau die Reform frühestens während des Kirchenbaus in Großcomburg einführte<sup>67</sup>. Der Baufortgang verlief von Osten, wo sich mit der Krypta der älteste Bauteil befindet, nach Westen; der Turm ist also der jüngste Teil des Gründungsbaus und war vermutlich bei der Weihe der Kirche 1088 noch nicht vollendet. Vielleicht ist er auch in zwei Abschnitten errichtet worden, denn das erste Geschoß besitzt im Unterschied zu den folgenden keinen Rundbogenfries und keine Lisenenbasen. Auch möchte man die sehr fortschrittliche Form des zweischichtigen Rundbogenfrieses, bei dem jeweils zwei Bögen aus einem Werkstein gehauen sind, eher gegen 1100 ansetzen.

Der *Rundbogenfries* ist das in der romanischen Architektur am häufigsten verwendete Außengliederungsmotiv. „Fries“ wird in der Baukunst allgemein als „Flächenstreifen oder streifenartiges Feld zum Abschluß, zur Gliederung, zum Schmuck und zur Belebung einer Wand“ definiert<sup>68</sup>. Wird dieser Fries aus einer Reihe erhabener, kleiner, fortlaufender Rundbögen gebildet, spricht man vom Rundbogenfries. Häufig ruht dieser auf senkrechten Stütz-

64 Fehring/Schweizer (wie Anm. 19), S. 19 ff.

65 Fehring/Schweizer, S. 21; G. Binding, M. Untermann: Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland, Darmstadt 1985, S. 127.

66 Fehring/Schweizer, S. 20.

67 Jooss (wie Anm. 4), S. 23.

68 J. Jahn: Wörterbuch der Kunst, Stuttgart<sup>10</sup>1983, S. 246.

gliedern wie Lisenen, Halbsäulen oder Pilastern, wobei die Anzahl der dazwischenliegenden Bögen variiert.

Der erste Rundbogenfries in Deutschland befindet sich an dem Ende des 10. Jahrhunderts errichteten Westwerk von St. Pantaleon in Köln und ist aus radial gesetzten, kleinen Quadern gemauert (Abb. 15)<sup>69</sup>. Diese Rundbogenfries-Konstruktion ist bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts die allgemein übliche. Erst gegen Ende des Jahrhunderts tritt der aus großen Quadern zusammengesetzte Rundbogenfries in Erscheinung, bei dem jeder Bogen aus einem einzelnen Werkstein gehauen ist. Als frühestes Beispiel gilt der Rundbogenfries an den zwischen 1090 und 1111 vollendeten Osttürmen des Speyerer Domes<sup>70</sup>; aber auch an der wahrscheinlich vor 1088 entstandenen Außengliederung des Würzburger Domes sind die Rundbogenfriese größtenteils aus Werksteinen gehauen<sup>71</sup>. Das früheste, gut datierte Beispiel für die gestufte oder zweischichtige Form des Rundbogenfrieses befindet sich an der 1108 gegründeten Kleincomburg; in Anbetracht der geringen Bedeutung des Baus muß davon ausgegangen werden, daß diese neuartige Rundbogenfriesform auf ein Vorbild von Großcomburg – also wahrscheinlich auf den Westturm – zurückgeht. Ein weiterer früher gestufter Rundbogenfries kommt an der 1070 begonnenen, aber erst 1129 geweihten Stiftskirche zu Quedlinburg vor<sup>72</sup>; möglicherweise ist dieser noch vor den Comburger Friesen entstanden und somit der erste seiner Art nördlich der Alpen.

Einen „terminus ante quem“ für die Fertigstellung des Großcomburger Westturms liefert jedenfalls die Gründung der Kleincomburg im Jahr 1108, denn dort sind charakteristische Details des Westturms wie die Würfelkapitelle mit „Hirsauer Nasen“ und der erwähnte zweischichtige Rundbogenfries übernommen worden.

Hallinger vermutet, daß das Kloster ursprünglich der Gorzer Reform angehörte, da der Gründer Burkhard von Rothenburg-Comburg in engem Kontakt zu dem gorzischen Abt Wolhelm von Brauweiler (1065–91) stand<sup>73</sup>. Auch die gorzische Neigung des Mitgründers und „Weiher“ Adalbero von Würzburg würde gut in diesen Zusammenhang passen. Möglicherweise lieferte der Tod Burkhard von Rothenburg-Comburg 1089 den Grund für die Besetzung der Großcomburg mit Hirsauer Mönchen<sup>74</sup>.

### *Veränderungen des Gründungsbaus*

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurden an der Großcomburger Kirche einige Umbauten vorgenommen. Am Anfang steht vermutlich die Aufstockung des Westturmes um ein weiteres Geschoß und einen steinernen Helm (Abb. 20)<sup>75</sup>. Die Wandgliederung lehnt sich an diejenige an den unteren Stockwerken an, ist aber

69 H. Fußbroich: Die Ausgrabungen in St. Pantaleon zu Köln, Mainz 1983, S. 200.

70 H.E. Kubach: Der Dom zu Speyer, Darmstadt <sup>3</sup>1988, S. 137 und F. Oswald: Würzburger Kirchenbauten des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Mainfränkische Hefte 45 (1966), S. 23.

71 Zur Entwicklung des Rundbogenfrieses in Deutschland s. Hohmann: Blendarkaden (wie Anm. 38), 233 ff.

72 Datierung nach Voigtländer (wie Anm. 45), S. 207.

73 Hallinger (wie Anm. 6), S. 313 f.

74 Hallinger, S. 315.

75 Arens (wie Anm. 27), S. 22.

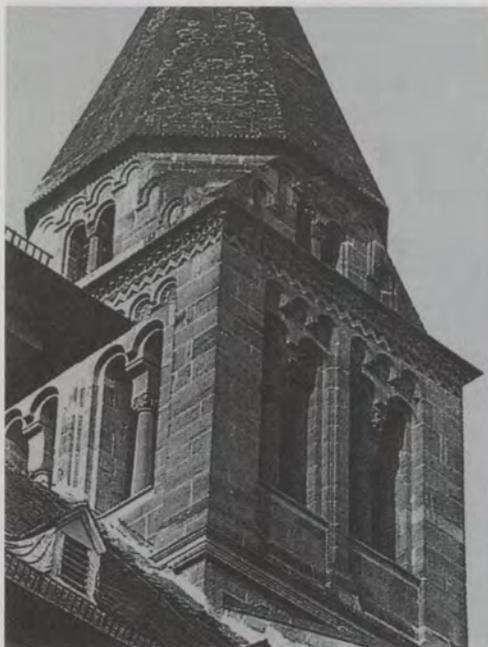


Abb. 20 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, oberstes Geschöß des Westturms.  
Aus: F. Arens: *Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J.*, S. 15.

durch skulptierte Kapitelle und Kämpfer sowie typisch spätromanische Friesformen (z. B. dem aus der normannischen Kunst stammenden Zickzackfries) reicher instrumentiert.

Tiefgreifendere Veränderungen betrafen den Ostchor: Die Ostmauer der Krypta wurde niedergelegt und einen Meter weiter östlich ein gerader Kryptenschluß errichtet. Über der Krypta entstand ein neuer Chor in Form einer leicht gestaffelten Drei-Apsiden-Anlage. Die Nebenchöre wurden mit zwei quadratischen Osttürmen überbaut<sup>76</sup>. Ihre Ornamentik (Bogenfries, Kapitelle, Gesimse) ist noch vielfältiger ausgeprägt als am Westturm (Abb. 21). Einen Hinweis auf die Datierung dieser Baumaßnahmen in die Zeit um 1230–50 liefert ein im Kreuz des Südturmes gefundenes Reliquienkästchen. In diesem befand sich ein kleines Kreuz mit dem Namen des Hl. Franz von Assisi. Das Kreuz wird nicht vor der Heiligsprechung des Franz im Jahr 1228 entstanden sein. Vermutlich hängt seine Verbringung in den Südturm der Comburger Stiftskirche mit dem Eintreffen der ersten Franziskaner in Schwäbisch Hall im Jahr 1236 zusammen<sup>77</sup>.

<sup>76</sup> Fehring/Schweizer (wie Anm. 19), S. 16 f.

<sup>77</sup> Arens (wie Anm. 27), S. 22.

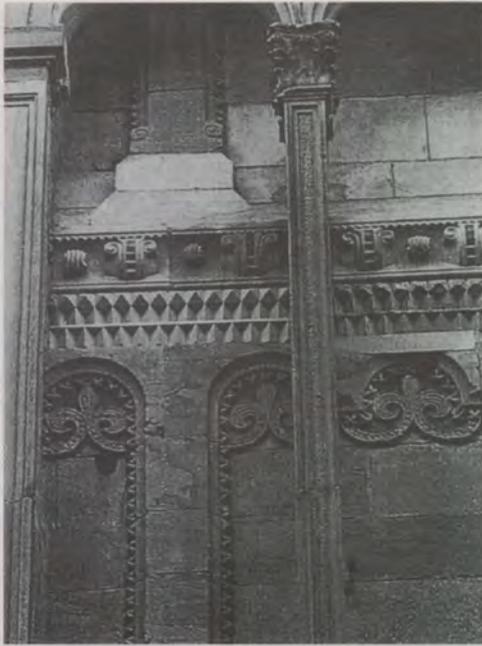


Abb. 21 Großcomburg, ehem. Klosterkirche, Detail von einem der Osttürme. Aus: F. Arens: *Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J.*, S. 15.

Die nachromanischen Veränderungen der Stiftskirche seien nur kurz erwähnt: Zwischen 1473 und 1484 wurden in die Seitenschiffe spätgotische Netzrippengewölbe eingezogen. Kurz darauf (1488) fand die Umwandlung des Klosters in ein adeliges Chorherrenstift statt<sup>78</sup>. In der Renaissance wurde der Brunnen im Westturm aufgegeben; in Krypta, Westchor und Nordostturm haben sich Wandmaleereien aus dieser Zeit erhalten. Im 17. Jahrhundert vermauerte man die östlichen Mittelschiffarkaden teilweise, um ein Chorgestühl unterzubringen. Der Westchor wurde aufgegeben und ein neuer Treppenaufgang vom Ostflügel des Kreuzgangs in die Kirche angelegt. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts dann folgte der barocke Neubau der Stiftskirche<sup>79</sup>.

### Der romanische Torbau

Der romanische Torbau ist das dritte Tor, das auf dem Weg zur Klosterkirche durchschritten werden muß (Abb. 22)<sup>80</sup>. Das Hauptgeschoß präsentiert sich als

78 Fehring/Schweizer, S. 17 und Adelmann/Schnell (wie Anm. 19), S. 3.

79 Fehring/Schweizer, S. 18f.

80 Das erste, äußere Gittertor wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts errichtet und ersetzt ein älteres, wehrhaftes Burgtor. Das zweite Tor stammt aus der Renaissance (1560–75); s. Arens (wie Anm. 27), S. 8.



Abb. 22 Großcomburg, romanischer Torbau.

Aus: F. Arens: Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J., S. 7.

querrechteckige Fassade über hohem Sockel. Vertikal ist es in drei Abschnitte eingeteilt, dessen mittlerer den rundbogigen Eingang zu einem tonnengewölbten Torweg aufnimmt. Die seitlichen Felder sind durch breite, gequaderte Ecklisenen und einen abschließenden Rundbogenfries mit darüber verlaufendem Schachbrettfries definiert. Das Wandstück oberhalb des Torbogens ist rechteckig eingefasst durch einen weiteren, hier kleinteiligeren Schachbrettfries, der in Kämpferhöhe des Torbogens über Löwenkonsolen endet. Das Mauerwerk innerhalb dieses Rahmens besteht im Gegensatz zum Kleinquaderwerk der seitlichen Felder aus großen Werksteinquadern, die als Untergrund für ein Gemälde des thronenden Christus zwischen zwei Heiligen dienen<sup>81</sup>. Ähnlich wie an der Querhausfassade der Kirche befinden sich in den seitlichen Fassadenfeldern dünne Viertelsäulchen direkt neben den Ecklisenen bzw. der mittleren Rechteckrahmung, deren kleine Würfelkapitelle den jeweils äußeren Bogen des Rundbogenfrieses aufnehmen. Eine analoge Anordnung zeigen die Außengliederungen am Querhaus der Kleincomburg und am Erdgeschoß der Ostteile des Würzburger Domes.

Über dem abschließenden Schachbrettfries des Hauptgeschosses – der horizontale Fries der mittleren Rechteckrahmung liegt etwas höher als die beiden seitlichen – folgt eine Zwerggalerie aus neun kleinen Bögen. Sie ruhen auf stark nach oben verjüngten kurzen Säulchen mit Würfelkapitellen, die eine doppelte Schildrahmung und „Hirsauer Nasen“ aufweisen. Darüber vermitteln trapezförmige Kämpfer zu den tiefen Bogenleibungen der Arkaden (Abb. 23). Die Säulen stehen von der Rückseite gesehen auf einer ca. 0,80 m hohen Brüstung, so daß sich ein begehrbarer Gang ergibt. Dieser ist mit einem offenen Sparren-Pulldach gedeckt. Zugänglich war die Galerie ursprünglich nur über zwei seitliche kleine Türmchen, die über das Pulldach hinausragen<sup>82</sup>. Deren beide freistehende Geschosse sind durch Ecklisenen, dreiteilige Rundbogenfriese (hier nur einschichtig und ohne Viertelsäulchen) und Biforien auf Mittelsäulen gegliedert. Zwischen den Türmen befindet sich der Giebel der Michaelskapelle im Obergeschoß des Torbaus. Ihr Mauerwerk ist nicht mit demjenigen der Türme verzahnt, so daß sich Baufugen ergeben; dies läßt darauf schließen, daß hier nicht von Anfang an eine Kapelle existierte. Die heutige wurde 1588 als Hauskapelle des Dekans errichtet<sup>83</sup>.

Romanische Torbauten sind selten erhalten. Ihre Herkunft läßt sich auf römisch-antike Stadttore zurückführen, vermittelt durch den karolingischen Torbau des Klosters Lorsch<sup>84</sup>. Wie dort und an der römischen Porta Nigra in Trier wurden

81 Arens, S.9.

82 Die Zugänge zu den seitlich an den Torbau angrenzenden Wehrgängen sind erst später eingebrochen worden, was aus den Niveauunterschieden und der Form der Türstürze ersichtlich ist; s. G. Kahl: Die Zwerggalerie. Herkunft, Entwicklung und Verbreitung einer architektonischen Einzelform der Romanik, Würzburg 1939, S.93.

83 Arens (wie Anm. 27), S.9.

84 S. hierzu S. Kummer: Säule und Wand im frühen Mittelalter. Ein Beitrag zum Thema „Karolingischer Klassizismus“, in: Klassizismus – Epoche und Probleme, Festschrift für Erik Forssman zum 70. Geburtstag, hrsg. von J. Meyer zur Capellen und G. Oberreuter-Kronabel, Hildesheim, Zürich, New York 1987, bes. S. 259 ff.

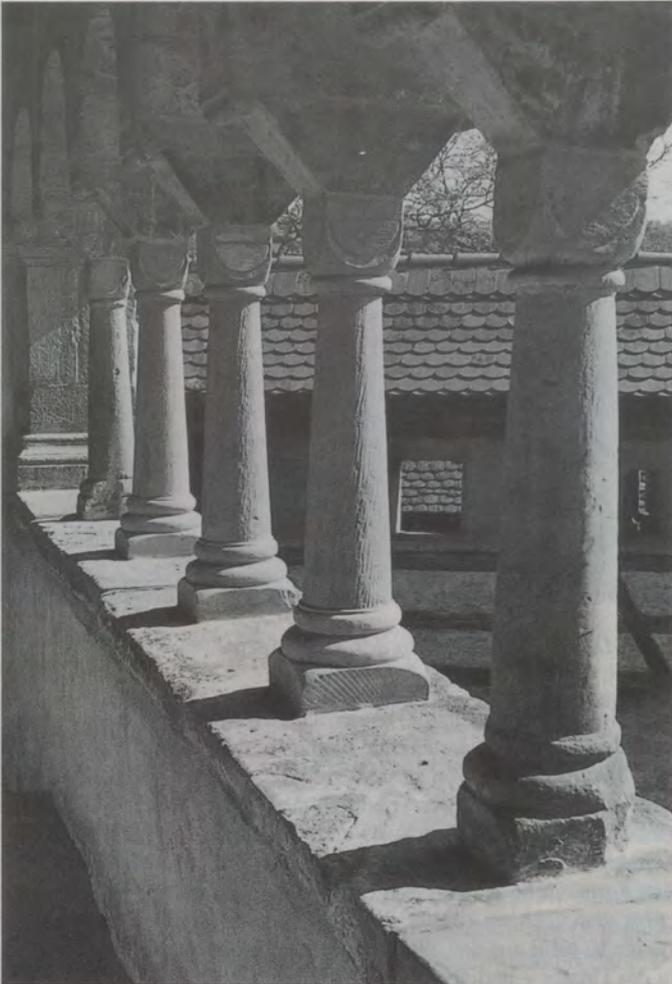


Abb. 23 Großcomburg, romanischer Torbau, Galerie-Säulen. Foto der Verfasserin.

auch im Mittelalter die Stadt- und Burgtore häufig mit einem flankierenden Turmpaar ausgestattet<sup>85</sup>. Ein solches ist auch in Komburg vorhanden, jedoch zurückversetzt und bar jeden Verteidigungszwecks.

Eine Zwerggalerie ist „ein von kleinen Säulen gegliederter Laufgang unter dem Dachgesims einer Kirche, vorwiegend an der Apsis .... Sie kommt hauptsächlich in der romanischen Baukunst Oberitaliens und des Rheinlandes vor“<sup>86</sup>. Die früheste gut datierte Zwerg-

85 H. Koepf: Bildwörterbuch der Architektur, Stuttgart<sup>3</sup>1982, S. 353.

86 Koepf, S. 425.



Abb. 24 Trier, Dom, Westbau. Foto der Verfasserin.

galerie befindet sich an der um 1080/90 neu errichteten Apsis des Domes von Speyer. Sie ist gekennzeichnet durch zwei konstituierende Elemente: der Raumhaltigkeit eines begehbaren Laufgangs und die Auflösung von dessen vorderer Raumbegrenzung in Säulenarkaden. Beide Elemente sind am Westbau des Trierer Domes aus der Mitte des 11. Jahrhunderts vorgebildet, und zwar an den zwischen Apsis und Treppentürmen befindlichen Portalwänden (Abb. 24)<sup>87</sup>. Deren Gliederung ist dem Comburger Torbau durchaus verwandt: Über einer monumentalen Portalnische verläuft ein tonnengewölbter, durch vier Säulenarkaden geöffneter Gang, über dem noch ein zweiter ebensolcher mit drei Arkaden folgt. Hervorgegangen sind diese Gänge lt. Kahl aus den Wehrgängen der bereits erwähnten Porta Nigra in Trier. Am Westbau des Domes – und ebenso am Torbau in Comburg – verleihen die Arkadenreihen den Oberwänden über den Portalen einen horizontalen Abschluß, der die Schwerfälligkeit der großen Mauer Masse mildert und durch Licht-Schatten-Kontraste belebt<sup>88</sup>. Die Speyerer Zwerggalerie besitzt neben der Trierer Galerie jedoch noch eine zweite Wurzel. Dies geht aus der unterschiedlichen Wölbungsart hervor: in Trier Längstonnen, in Speyer dagegen eine Folge von Quertonnen. Derartige Wölbungen lassen sich aus den Nischenkränzen an den Apsiden von oberitalienischen (z. B. S. Ambrogio in Mailand), aber auch deutschen Bauten (Hersfeld, Würzburger Dom) herleiten<sup>89</sup>.

Aufgrund der zu den mittleren Geschossen des Westturms analogen Detailformen von zweischichtigem Rundbogenfries, Kapitellen mit doppelter Schildrahmung

87 Hohmann: Blendarkaden (wie Anm. 38), S. 217f. und 295 ff.

88 Kahl (wie Anm. 82), S. 90f.

89 Hohmann: Blendarkaden S. 218 und S. 298.

und „Hirsauer Ecknasen“ sowie der Kämpferform läßt sich der Comburger Torbau der gleichen (zweiten) Bauphase um 1100 zuordnen<sup>90</sup>. Zusätzlich zu den Kapitellen mit „Hirsauer Nasen“ wird am Torbau hirsauischer Einfluß an der rechteckigen Rahmung des Torbogens deutlich; als Vorbild diente sicherlich die Arkadenrahmung im Mittelschiff von St. Peter und Paul in Hirsau, die ebenfalls aus Profilen mit Schachbrettmuster bestand (s. a. o.)<sup>91</sup>. Die aus zwei Wülsten bestehenden Basen der Galeriesäulchen erinnern an die Basen der Würzburger Außengliederung, jedoch sind sie wesentlich niedriger proportioniert. Dies liegt nicht nur am Fehlen des dritten Wulstes und der „Spitzplättchen“, sondern auch am polsterartig nachgebenden, fast sich auf die Plinthe „ergießenden“ Charakter der Wülste. Ähnlich sind die Basen der Außengliederungs-Halbsäulen der Kleincomburg gebildet. Sie unterscheiden sich deutlich von der straffen und steilen Form der Würzburger, aber auch der Basen am Querhaus der Großcomburger Kirche (gut zu sehen an der Viertelsäule in der ehemaligen Wintersakristei, s. o.) und bestätigen die spätere Zeitstellung.

### Die Klausurbauten

Westlich der Kirche befindet sich der *Kreuzgang*, dessen östlicher Flügel, wie oben schon erwähnt, unter dem Westchor der Kirche, also noch jenseits des Turmes mit der Brunnenkapelle hindurchführte und im Zuge des barocken Neubaus der Kirche zerstört wurde<sup>92</sup>.

Die beiden nördlichen und südlichen, aus rohem Bruchsteinmauerwerk aufgeführten Kreuzgangflügel werden von Kosch in das 16. Jahrhundert datiert<sup>93</sup>. Die ursprünglichen romanischen Flügel hatten zum Innenhof hin vermutlich kleine, auf einer Brüstung aufstehende Säulenarkaden, ähnliche wie diejenigen im ehemaligen Kapitelsaal (sog. Schenkenkapelle, s. u.)<sup>94</sup>. Dagegen ist das Mauerwerk der zweigeschossigen, nördlich und südlich an die Kreuzgangflügel angebauten Klausurtrakte trotz häufiger Umbauten in spät- und nachmittelalterlicher Zeit im Kern noch vielfach romanisch. Dies bestätigt eine erst im Januar 1996 vorgenommene dendrochronologische Untersuchung der Deckenbalken im sog. *Großen Vikarienbau* hinter dem südlichen Kreuzgangflügel (Abb. 10). Dabei stellte sich heraus, daß die Balken von im Winter 1091 geschlagenen Eichen stammen, die sofort – also ohne Ablagerung – zu einer Decke verzimmert wurden<sup>95</sup>. Es wird angenommen, daß der große Saal in der Osthälfte des Vikarienbau-Erdgeschosses ursprünglich den Mönchen als Tagesarbeitsraum diente; im östlichen und westlichen Teil

90 So datiert auch *Arens* (wie Anm. 27), S. 9.

91 *Hoffmann* (wie Anm. 10), S. 113.

92 *Plate* (wie Anm. 24), S. 20.

93 *Kosch* (wie Anm. 22), S. 26f.

94 *Kosch*, S. 28.

95 *Haller Tagblatt*, 5. März 1996, S. 17.



Abb. 25 *Grosscomburg, Alte Abtei und Klausureingang von Norden.* Aus: F. Arens: *Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J.*, S. 43.

wurden sogar Reste einer Heizungsanlage unter dem Fußboden gefunden. Die Bestimmung der Westhälfte des Erdgeschosses ist unbekannt. Das Obergeschoß wurde in gesamter Länge als Dormitorium (Schlafraum der Mönche) genutzt<sup>96</sup>.

Der gesamte westliche Klausurtrakt wurde 1829 abgerissen; 1965 wurde der Kreuzgangflügel wieder aufgebaut<sup>97</sup>. Bei den ursprünglich dahinterliegenden Klostergebäuden handelte es sich um die Mönchsinfirmarie im Südwesten (Hospiz für alte und kranke Mönche), die Marienkapelle und das Refektorium im Nordwesten mit angrenzender Küche, die bereits zum Nordtrakt zählt<sup>98</sup>.

Westlich der Küche befindet sich die ursprünglich freistehende, zweigeschossige Alte Abtei (Wohnhaus des Abtes), bei deren Bau ein älterer quadratischer Turm in das Erdgeschoß einbezogen wurde. Auf der Nordseite dieses Abteibaus konnten Reste einer Arkadengalerie mit Stützenwechsel freigelegt werden, die zu einem großen, repräsentativen Saal im Obergeschoß gehörten (Abb. 25). Mit Hilfe der noch vorhandenen Fragmente konnte die Galerie auf eine Länge von 10,80 m rekonstruiert werden. Ihre Einzelformen stammen aus zwei verschiedenen Bauphasen: Einige Würfelkapitelle, Basen und Kämpfer ähneln denjenigen am Westturm der Kirche, am romanischen Torbau oder in der Schenkenkapelle (s. u.) und lassen sich noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts ansetzen. Somit ist es wahrscheinlich,

96 Kosch, S. 12 ff.

97 Kosch, S. 7.

98 Kosch, S. 19 f.



Abb. 26 Großcomburg, Kapitelsaal (Schenkenkapelle). Aus: F. Arens: *Die Comburg, Königstein i. Taunus o. J.*, S. 36.

daß die Alte Abtei noch in der Regierungszeit des berühmten Abtes Hertwig errichtet wurde. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts müssen dann Ausbesserungen vorgenommen worden sein, worauf die ebenfalls in der Galerie verbauten frühgotischen Kelchkapitelle und Rechteckpfeiler schließen lassen<sup>99</sup>.

Im Nordtrakt der Klausur folgten auf die Küche zwei schmale Räume, die Klosterpforte und die Almosenzelle. Unterteilung und Nutzung des nach Osten anschließenden Gebäudeteils sind unbekannt. Im Obergeschoß lag vermutlich – analog zum Südtrakt – ein Schlafsaal, möglicherweise für Dienerschaft, Klosterschüler oder Laienbrüder<sup>100</sup>.

Zum romanischen Baubestand des Klosters gehört auch die nach den hier aufgestellten spätmittelalterlichen Grabmälern des Hauses Limpurg benannte Schenkenkapelle (Abb. 26)<sup>101</sup>. Sie ist südlich an den Westchor der Kirche angebaut und diente ursprünglich als Kapitelsaal – einer der ältesten erhaltenen derartigen Säle. Gegenüber dem Erdgeschoßniveau der südlich angrenzenden Klausurbauten ist er um 0,75 m abgesenkt. Auf der Westseite des querrechteckigen Raumes führen fünf Stufen zu einem portalartigen Eingang in Form einer Doppelarkade auf einem Mittelpfeiler. Die beiderseits anschließenden Mauern sind durch kleine Säulenarkaden zu einer Art Vorraum geöffnet, der die Verbindung zum Kreuzgang

<sup>99</sup> Kosch, S. 21 ff.

<sup>100</sup> Kosch, S. 14 ff.

<sup>101</sup> Zu folgenden Ausführungen s. Kosch, S. 8 ff.

herstellt<sup>102</sup>. Von hier aus konnten die Mönche auch über eine Holzstiege ins Dormitorium des „Großen Vikarienbaus“ gelangen. Zur Südostecke des Kreuzgangs ist dieser Vorraum durch zwei (z. T. erneuerte) Säulen abgetrennt. Die Säulenkapitelle mit doppelter Schildrahmung und „Hirsauer Nasen“ entsprechen denjenigen an Westturm und Torbau und weisen auf ungefähr dieselbe Entstehungszeit hin.

Der Kapitelsaal besitzt als oberen Raumabschluß eine Holzdecke, von der vier Balken mit spärlichen Maleriesten noch aus romanischer Zeit stammen<sup>103</sup>. Bei einer Untersuchung der Decke stellte sich heraus, daß sie ursprünglich keine Unterzüge besaß und die Zwischenräume zwischen den Balken durch quergelegte Bretter geschlossen waren<sup>104</sup>. Aus den Maleriesten konnte H. Wengert die Bemalung der Decke rekonstruieren: Außen verlief ein Rahmen aus farbigen, z. T. ornamentierten Bändern, im Mittelfeld befand sich ein figurlich bemalter Kreis. Anhand der Fragmente einer thronenden Heiligenfigur vor grünen Bäumen und einer Gruppe von Seligen im Vordergrund schließt Wengert auf eine Darstellung des Weltgerichts. Zwischen Mittelkreis und Rahmenbändern befand sich ein den Lebensbaum versinnbildlichendes Rankenornament mit Blättern, Wein, Vögeln und Schlangen<sup>105</sup>. Auffällig ist die kostbare und aufwendige Gestaltung der Decke; vergleichbare Holzdecken sind selten erhalten, so z. B. in der Kirche von Zillis (Schweiz, um 1130) und in St. Michael in Hildesheim (um 1200). Die Rankenornamente der Comburger Decke sind gut vergleichbar mit denjenigen auf dem von Abt Hertwig gestifteten Radleuchter in der Kirche. Daraus ist zu folgern, daß der Kapitelsaal inklusive des steinernen Lesepults, auf dem ebenfalls Farbreste gefunden wurden, noch unter Hertwig im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts vollendet wurde<sup>106</sup>.

### Zusammenfassung

Das Kloster Großcomburg wurde um das Jahr 1078 von Graf Burkhard von Rothenburg-Comburg gegründet. Am 21. Dezember 1088 weihte Bischof Adalbero von Würzburg, der im Investiturstreit auf Seiten des Papstes stand, die neugebaute Klosterkirche. Aus den Schriftquellen geht hervor, daß auch Wilhelm von Hirsau,

102 Vergleichbare rechteckige Kapitelsäle mit längeren Arkadenfolgen an den Seiten aus der Zeit um 1100 gab es auch in Hirsau, Schaffhausen und Müstair; s. *Kosch*, S. 29.

103 *Arens* (wie Anm. 27), S. 36; *Kosch*, S. 10 f.

Im Zuge der Gesamtrenovierung der Großcomburg 1967 untersuchte H. Wengert die Holzdecke des Kapitelsaales; er vervollständigte seine Ergebnisse später durch eine Nachuntersuchung mit „laborgerechten Mitteln“, die er 1981 veröffentlichte: *H. Wengert: Der romanische Kapitelsaal auf Großcomburg*, in: *WFr* 65 (1981), S. 113 ff.

104 *Wengert*, S. 119.

105 *Wengert*, S. 121 f.

106 *Wengert*, S. 124.

der Begründer der Hirsauer Reformbewegung, in die Entstehungsumstände des Klosters involviert war.

Bei der Analyse der vorhandenen Reste des Gründungsbaus bzw. dessen Rekonstruktion stellte sich heraus, daß das Kloster nicht von Anfang an unter Hirsauer Einfluß stand, denn die Doppelchörigkeit der Kirche, ihr Westquerhaus und die Krypta mitsamt den dortigen Kapitellformen entsprechen nicht den Hirsauer Bauepflogenheiten. Vielmehr lehnt sich die Grundkonzeption der Großcomburger Kirche an die Architektur Würzburgs aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts an. Auffällig ist die noch am Querhaus des romanischen Baus z. T. erhaltene Außenwandgliederung aus Eckquaderungen mit eingebundenen, dünnen Halbsäulen. Vermutlich geht diese charakteristische Gliederung auf den um 1042 begonnenen Neubau des Würzburger Domes zurück, denn dort finden sich analoge Formen und Details, u.a. auch die „wulstreichen“ Profile. Aus diesen Beobachtungen lassen sich interessante Rückschlüsse auf die Datierung des Würzburger Domes ziehen, der demnach zum Weihejahr der Großcomburg 1088 weitgehend vollendet gewesen sein muß.

Hirsauer Einfluß läßt sich an der Großcomburger Kirche sowie den Klosterbauten erst in einer zweiten Bauphase um 1100 feststellen, zu der der mächtige Westturm der Kirche, der romanische Torbau sowie die Alte Abtei und der ehemalige Kapitelsaal (Schenkenkapelle) mit seiner bemalten Holzdecke gehören. Hirsauische Elemente sind z. B. die dort auftretenden Würfelkapitelle mit doppelter Schildrahmung und sog. „Hirsauer Nasen“ oder die „Rechteckrahmung“ über dem Durchgang des Torbaus. Höchstwahrscheinlich entstanden diese Bauten sowie weite Teile der Klausuranlage unter Abt Hertwig, dem „dritten Stifter“ des Klosters; während seiner Regierungszeit von 1103/4 bis 1139 erlebte das Kloster eine Blütezeit und wurde, wie der Radleuchter und das Altar-Antependium in der Kirche belegen, kostbar ausgestattet.



# Drei Frauen: Gräfin Geba, Guta Veldnerin und Anna Büschler, die „Tochter des Bürgermeisters“\*

VON GERHARD LUBICH

Nicht jede historische Arbeit, die sich mit Frauen befaßt, ist zugleich auch ein Beitrag zur „Frauengeschichte“, wenn man unter diesem noch keinesfalls eindeutig definierten Begriff versteht, daß es dabei um die Geschichte der Frauen als Frauen geht, um eine Geschichte des „Frau-Seins“ also – und nicht ganz allgemein um Frauen in der Geschichte<sup>1</sup>. Zu den folgenden Überlegungen ist in diesem Zusammenhang zu sagen, daß sie nicht als genuin „frauengeschichtlich“ konzipiert wurden; von ihrer Entstehung her sind sie eher eine thematisch auf drei Haller Frauengestalten konzentrierte Materialsammlung, eine Art Werkstattbericht vom Schreibtisch des Stadtgeschichtsschreibers. Man könnte sagen, daß die genannten drei Frauen als Vehikel gedient haben, einmal aus den Haller Stadtmauern auszubrechen und auf der Basis lokalgeschichtlicher Forschungen eine größere Perspektive anzudenken. Das Augenmerk lag dabei hauptsächlich auf den Handlungsspielräumen im politisch-rechtlichen Bereich, die von diesen drei Hallerinnen wahrgenommen wurden, und ich habe versucht, sie als Frauen in ihrer Zeit und in ihrem spezifischen Umfeld zu charakterisieren. Es versteht sich von selbst, daß sich mit diesen drei außergewöhnlichen Frauen keinesfalls „die“ Lebenswelt „der“ Frau im Mittelalter beschreiben läßt – es sind jeweils nur mögliche Lebenswelten einer bestimmten Phase des Mittelalters, und es sind jeweils privilegierte, in den Quellen vergleichsweise gut belegte Beispiele für das Leben von Eliten.

\* Schriftliche, unwesentlich überarbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten am 06. Oktober 1999 im Rahmen der „Offenen Abende“ des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. Die Vortragsform wurde so weit als möglich beibehalten. Die Fußnoten beschränken sich auf grundlegende Literatur zu den behandelten Personen und Quellennachweise.

<sup>1</sup> Einen kommentierten Überblick über Entwicklung und Forschungslage der deutschen mediävistischen Geschlechter- und Frauengeschichte bis in die Mitte der neunziger Jahre bietet das Werk von *M. Borgolte*: Sozialgeschichte des Mittelalters: Eine Forschungsbilanz nach der deutschen Einheit, München 1996 (Historische Zeitschrift, Beiheft 22), S. 423–444, wo sich auch die prinzipiellen Fragen zur Definition von „Frauengeschichte“ diskutiert finden. Unter den zahlreichen dort ausgewerteten Arbeiten sei besonders auf die Arbeit von *G. Bock*: Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988), S. 364–391 verwiesen; zudem existieren mehrere Bibliographien zum Thema. – Eine Auseinandersetzung mit bedeutenden frühen Werken der französischen und angelsächsischen Forschung und deren Wirkungsgeschichte findet sich leicht zugänglich bei: *N. Z. Davis*: Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte, in: *dies.*: Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Berlin 1986, S. 117–132.

Mit anderen Worten: Vom Grundgedanken her sollen die folgenden Ausführungen drei verschiedene Dinge unter einen Hut bringen. Zum ersten soll die Stellung dreier bestimmter Frauen in Beziehung gesetzt werden zum Wandel der mittelalterlichen Gesellschaft überhaupt; zweitens soll der Versuch unternommen werden, die Lebenswege der Gräfin Geba, der Guta Veldnerin und der Anna Büschler aufzuzeigen und in ihre Zeit einzubetten; zu guter Letzt geht es schließlich noch darum, das konkrete Umfeld dieser drei Frauen, die Stadt Hall also, gleichsam als den Hintergrund zu entwickeln, vor dem sich diese Leben abgespielt haben. Biographie und Stadtgeschichte – der erfahrene Historiker mag bei der Nennung dieser beiden Steckenpferde der älteren, sozusagen prä-feministischen Frauenforschung verstehen, warum hier nur recht zögerlich von „Frauengeschichte“ in einem zeitgemäßen, vollen Wortsinn die Rede ist. Welches Etikett der hier offerierten Mischung aus sozial-, personen-, familien- und lokalgeschichtlichen Fragestellungen zukommt, mag der Leser entscheiden – widmen wir uns nach dieser einleitenden Positionsbestimmung dem eigentlichen Thema, der Gräfin Geba, der Guta Veldnerin und Anna Büschler.

Gräfin Geba<sup>2</sup> lebte an der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert. Sie entstammte einem Adelsgeschlecht, dessen Herrschaftszentrum an der Tauber um Mergentheim gelegen war, und wie so oft im Mittelalter kennen wir weder ihr Geburtsjahr noch wissen wir etwas über ihre Jugend. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt vor 1100 ehelichte sie einen Grafen namens Heinrich, den letzten Grafen von Comburg-Rothenburg. Die Eheverbindung zwischen Geba und Heinrich entsprang wahrscheinlich politischen Interessen. Die Comburg-Rothener Grafen hatten zu eben dieser Zeit damit begonnen, ihre bislang eher in Richtung Schwaben orientierte Herrschaftsbildung in den zentralfränkischen Raum hinein auszudehnen: Graf Heinrich war der Hochstiftsvogt des Bistums Würzburg, nahm also den Schutz der weltlichen Besitzungen des Bistums wahr. Sein Bruder Emehard war Bischof von Würzburg, und die Familie der Geba nahm Hofämter wie die des Kämmerers am Hof des Bischofs oder die Vogtei über das Würzburger Stift St. Gumbert in Ansbach wahr<sup>3</sup>. Die machtpolitischen Interessen beider Familien ergänzten sich also: Das

2 Bislang gibt es nur eine ausschließlich der Gräfin Geba gewidmete Abhandlung: *H. Schreibmüller*: Geba, die letzte Gräfin von Rothenburg, in: *Der Bergfried* (Rothenburger Blätter für Heimatforschung, Heimatkunde und Heimatpflege) 4 (1952), Heft 1–3, S. 1 ff, S. 11 ff, S. 20–23. Ansonsten findet sich Geba in anderem Kontext erwähnt, am ausführlichsten noch bei *R. Joof*: Kloster Komburg im Mittelalter. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei, Sigmaringen<sup>2</sup>1987 (FWFr 4), S. 20, S. 27 ff; zu den unhaltbaren genealogischen Vermutungen zur Herkunft Gebas, wie sie *W. Hommel*: Zur Frühgeschichte des Taubergrundes und seiner Beziehungen zur Reichsgeschichte, in: *WFr NF* 19 (1938), S. 48–54 aufgestellt hat, vgl. *W. Engel*: Würzburg und Hohenlohe, Würzburg 1949 (Mainfränkische Jahrbücher 2), S. 59 Anm. 14.

3 Das Amt des Kämmerers ist in zwei Urkunden des Jahres 1103 belegt: UB St. Stephan, Nr. 31, S. 42 und Monumenta Boica 37, Nr. 72, S. 31 ff. – Zur Vogtei über St. Gumbert vgl. *W. Scherzer*: Ansbach – vom bischöflichen Eigenkloster zum markgräflichen Territorium, in: *Tradition und Geschichte in der Mitte Frankens*. FS G. Schuhmann (= Jb. des Hist. Vereins Mittelfranken 95 (1990/91)), S. 1–37, hier S. 6.

südlich und südöstlich von Würzburg gelegene Franken stand praktisch konkurrenzlos unter ihrem Einfluß, und zumindest für einige Jahre scheint auch das politische Geschehen in der Bischofsstadt Würzburg selbst von diesem Adelsverband bestimmt gewesen zu sein. Doch war dieser Dominanz keine Dauer beschieden, denn die Ehen sämtlicher Comburg-Rothenburger – auch diejenige Heinrichs und Gebas – blieben nach allem, was wir wissen, kinderlos. Geba trat nach dem Tode ihres Gatten am 8. Januar 1116 in ein Kloster ein, nach der Stadtchronik des Georg Widman in den Frauenkonvent auf der Kleincomburg<sup>4</sup>, wo sie, wiederum zu einem unbekanntem Zeitpunkt, verstarb und möglicherweise auch beigesetzt wurde – ihr Grab ist nicht erhalten. So weit – so unspektakulär; auf den ersten Blick eine durchaus typische, zumindest nicht ungewöhnliche Biographie für eine früh- oder hochmittelalterliche Adlige.

Erst bei einem genaueren Blick in die Quellen fallen einige Punkte auf, die der zeitgenössischen Norm nicht unbedingt entsprechen. Das Ungewöhnliche beginnt eigentlich schon damit, daß wir den Namen der Geba überhaupt kennen. Die Namensnennungen, die in der durchaus noch spärlichen Überlieferung des 11. Jahrhunderts auf uns gekommen sind, beziehen sich fast ausschließlich auf Männer, und meiner Schätzung nach weitaus weniger als 10 % erwähnen den Namen von Frauen. Gebas Namen kennen wir einmal aus dem Testament, in dem ihr Gatte den gemeinsamen letzten Willen über den Verbleib der Hinterlassenschaft des Paares niedergelegt hat – ein für diese Zeit äußerst seltener Quellentypus. Der letztwilligen Verfügung stimmte Geba ausdrücklich zu, und der Formulierung der Urkunde nach hatte sie ganz eindeutig ein Mitspracherecht bei den hier vergebenen Besitzungen: *cum manu et consensu coniugis suae Gebae*, durch die Hand und mit ausdrücklicher Zustimmung seiner Gattin Geba, mit diesen Worten vermachte Graf Heinrich die Hinterlassenschaft des Paares an das Kloster Comburg<sup>5</sup>. Geba, so müssen wir aus dieser Formulierung schließen, hatte Einfluß auf die Gestaltung der Hinterlassenschaftsregelung.

Verfügungen über Liegenschaften traf Geba jedoch nicht nur hier: Schenkungen von Geld und Liegenschaften an das Klosterreformzentrum Hirsau tätigte sie in eigenem Namen. Hierbei wurde ihr entweder der Titel einer *conversa et comitissa* zugelegt, einer Nonne und Gräfin also, oder aber man bezeichnete sie als *do-*

4 Die Frage nach dem Bestand des Frauenkonventes auf der Kleincomburg bedarf nach wie vor einer grundsätzlichen Klärung; da das Quellenmaterial äußerst dürftig ist – zusammengestellt bei Joob (wie Anm. 1), S. 27f –, scheinen hier archäologische Untersuchungen noch am ehesten erfolgversprechend. Die mir im Anschluß an den Vortrag mündlich mitgeteilte Überlegung, daß Kleincomburg aufgrund des Fehlens einer Nonnenempore überhaupt kein Frauenkloster gewesen sei, teile ich aus zwei Gründen nicht: Erstens ist eine Nonnenempore nicht *conditio sine qua non* für ein Frauenkloster, zumal auch eine andere Unterteilung des Gebäudes für eine Absonderung der Nonnen hätte dienen können; zum zweiten ist die leider nur in Abschrift erhaltene Urkunde des Jahres 1291, die von einer *magistra* und *dominae sancti Egidii apud Camberg* spricht (WUB XI, Nr. 5717), nicht wegzudiskutieren.

5 Comburger Schenkungsbuch Nr.2, WUB I, S. 392f.

*m(i)na*, als Adlige<sup>6</sup>. Diese Schenkungen sind recht eindeutig zu datieren, nämlich in die Zeit nach dem Ableben ihres Gatten im Januar 1116. Gemäß dem damals herrschenden Recht stand Frauen eine eigenständige Verfügungsgewalt über Besitz nur in zwei besonderen, mit dem Erbrecht zusammenhängenden Situationen zu, in denen sie sich aus der *Munt*, der Vormundschaft des Vaters oder des Gatten, lösen konnten. Einmal nämlich dann, wenn der Vater ohne männliche Erben starb und die einzige Tochter dadurch „Erbtochter“ wurde, zum anderen als Witwe. Für die Witwenschaft ist nochmals zu differenzieren: War die Ehe kinderlos, so verfügte die Frau theoretisch über den Gesamtbesitz; war hingegen ein Erbe vorhanden, so behielt sie zumindest ihr „Wittum“, Besitz, den vom Gatten bei Abschluß der Ehe an die Gemahlin zur Absicherung einer eventuellen Witwenschaft übertragen.

Im Fall der Schenkungen Gebas dürfte es sich um eben solches „Wittum“ gehandelt haben, liegt das verschenkte Gut doch im Taubergau, in dem ihre Familie begütert war. Die Grafen von Comburg-Rothenburg hingegen hatten bis zu ihrer letzten Generation, also bis zu der Ehe von Heinrich und Geba, nie nachweislich etwas mit dem Gebiet an der Tauber zu tun gehabt. Vielleicht hatte sich Geba einfach die von ihrem Vater gestellte Mifgift als Wittum rückübertragen lassen – man könnte vielleicht mutmaßen, daß Geba zunächst überhaupt nicht beabsichtigte, für den Fall ihrer Witwenschaft in ein Kloster einzutreten, sondern ihre Witwenschaft in der Nähe ihrer elterlichen Familie zu verbringen, ausgestattet mit einem Besitz, der ihr ein bequemes Auskommen ermöglichte.

Doch stehen diese besitzgeschichtlichen Überlegungen nur am Rande unseres Themas. Wir hatten gefragt nach den Handlungsspielräumen von Frauen im Mittelalter, und im Falle der Geba ließ sich feststellen, daß diese durchaus vorhanden waren, wenngleich in zugegebenermaßen engem Rahmen und unter besonderen Konstellationen: Einerseits hatte sie als Gattin an der Hinterlassenschaftsregelung mitgewirkt, andererseits als Witwe selbständig über Besitz verfügt. Wenn aber, so läßt sich weiterfragen, Geba Verfügungsgewalt über Besitz die Möglichkeit zu einem eigenen, halbwegs unabhängigen Leben als Witwe hatte – warum blieb sie nicht länger im weltlichen Stand, sondern trat in ein Kloster ein, womit ihr sämtliche weltlichen Entfaltungsmöglichkeiten verwehrt blieben? Wir bewegen uns hier natürlich, dies vorab, auf dem Feld der Spekulation. Zwei Erklärungsmöglichkeiten hätte ich anzubieten. Die eine hebt ab auf die politische Situation, die nach dem Tod des Grafen Heinrich von Comburg-Rothenburg eintrat. Zu diesem Zeitpunkt nämlich übernahm Konrad von Staufen, der spätere Konrad III., unter dem Titel eines Herzogs von Franken auch die Herrschaft über die Grafschaft im Ko-

6 Codex Hirsaugiensis, ed. E. Schneider, WVjH 10 (1887) S. 27 (= f 28a), S. 30 (= f 32). Diese Erwähnungen hatte ich in meinen Überlegungen „Zur Bedeutung der Grafen von Comburg und Rothenburg“, in: WFr 81 (1997), S. 29–50, nicht in die Regesten des Hauses aufgenommen (aus Nachlässigkeit und Fixierung auf die „männliche“ Machtgeschichte); sie sind als Nr. 38 bzw. 39 nachzutragen, datiert auf „nach 1116 Januar 20“; das ebenfalls unerwähnte „Testament“ (wie vorige Anm.) müßte dementsprechend als Nr. 36b „vor Januar 20“ geführt werden.

chergau – bei einer solchen Konkurrenz sah sich Geba dann vielleicht nicht in der Lage, ihre Position weiter zu halten, überschrieb ihr Wittum dem Kloster Hirsau und trat selbst in den Konvent Kleincomburg ein.

Für die andere Erklärung muß ich ein wenig ausholen, denn sie geht von einer Beobachtung zur Familienstruktur dieser Zeit aus. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts läßt sich ein Phänomen beobachten, das die Forschung mit dem Begriff der „Formierung des Adelshauses“ bezeichnet hat. Bis dahin war der Adel zunächst in Sippen organisiert gewesen, weitläufigen Verwandtschaftsverbänden, die sowohl die Verwandtschaft auf der männlichen wie auf der weiblichen Seite berücksichtigte (mit den Worten der Genealogen: die cognatische und die agnatische Linie). Die Sippe hatte auch einen politischen Charakter, insofern sie den „natürlichen Friedensbereich“ darstellte – nur innerhalb einer Sippe war Frieden selbstverständlich, außerhalb des Verwandtschaftszusammenhangs herrschte im Prinzip Friedlosigkeit. Machtvolle Familien hatten im Laufe der Zeit ein historisches Bewußtsein herausgebildet – man betrachtete sich als Nachfahren eines (u. U. fiktiven) Spitzenahnen; diese Abstammungsgemeinschaft nennt die Forschung „Geschlecht“. Diese Organisationsformen des Adels aber wurden zur Zeit der Gräfin Geba, im 11. Jahrhundert also, von der Ausbreitung des Typus' des „Adelshauses“ verdrängt, dessen primäres Kennzeichen war, daß nur noch ein Teil der Verwandtschaft, nämlich der Mannesstamm, die engere Familie konstituierte. Zudem begann der Adel nun, Höhenburgen zu bauen, dort ein Hauskloster und eine Grablege (insbesondere für die männliche Nachkommenschaft) zu errichten; man benannte sich nach dieser Stammburg und grenzte in ihrem Umfeld eine eigenes Territorium ab. Ein Haus gab sich damit einen eigenen Raum und eine eigene Geschichte, im Unterschied zur Sippe, die immer als gegenwärtiger Personenverband ohne Bindung an ein Territorium gedacht wurde.

Dieser Prozeß, die „Formierung der Adelshäuser“, wird in der historischen Forschung zumeist unter dem Aspekt der Herrschafts- und Verfassungsgeschichte betrachtet. Die Frage, welche Rückwirkungen die Verdichtung der Sippe zum „Adelshaus“ auf die Rolle der Geschlechter innerhalb der Familie und – als Folge davon – innerhalb des Adels hatte, ist meines Wissens nach noch nicht wirklich gestellt worden. Ich kann sie hier auch nicht beantworten, aber doch einige Beobachtungen anführen, die ein zumindest schemenhaftes Bild einer Erklärungsmöglichkeit andeuten. In der Sippe war die Bedeutung von Frauen über Verheiratung definiert; Frauen stellten das Bindeglied von einer zu einer anderen Sippe dar (ethnologisch: „Verwandtentausch“). Im Adelshaus hingegen wurden Frauen einem anderen Haus zu- und aus dem eigenen Haus ausgeordnet; machtpolitische Bedeutung erhielten sie in der Regel nur dann, wenn es keine männlichen Erbberechtigten gab und sie als Erbtöchter oder reiche Witwen „eine gute Partie“ darstellten. Frauen waren dann nicht mehr nur „Herrinnen des Hauses“, sondern aus der Sphäre der Mutterschaft und Hausherrschaft herausgelöste, politisch bedeutende und – in einem begrenzten Rahmen – auch handlungsfähige Personen. Der grundlegende Wandel des 11. und 12. Jahrhunderts verschob damit auch das, was man

als „Geschlechtergrenze“ bezeichnet hat: Frauen konnten nun über Witwenschaft oder Erbe in Positionen gelangen, die bislang fast ausschließlich Männern vorbehalten waren, ihnen kam somit eine eigene Bedeutung bei, die mit einer gewissen Erweiterung von Handlungsspielräumen verbunden war.

In dieser Position verstanden es adlige Frauen im späten 11. und verstärkt 12. Jahrhundert sehr wohl, ihre politische Bedeutung auszuspielen. Wie bei der Formierung der Adelshäuser auch ist hier so etwas wie eine Imitation des Königshauses festzustellen, denn dort hatten Frauen schon länger diese Rolle ausgefüllt; erinnert sei dabei an die Vormundschaftsregierungen der Kaiserinnen Adelheid, Theophanu und Agnes. Auch für den Adel unterhalb des Königtums lassen sich am Ende des 10. Jahrhunderts erste Anzeichen dafür entdecken, daß Witwen selbstständig tätig wurden. So führte die schwäbische Herzogswitwe Hadwig nach wie vor den Herzogstitel, stellte mit dem Titel einer Herzogin Urkunden aus, residierte auf dem Hohentwiel und tätigte Rechtsgeschäfte – die Überlieferung des Klosters St. Gallen berichtet von ihren Taten, was durch Viktor v. Scheffel in seinem „Eckehard“ wieder aufgegriffen wurde. Doch erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts häufen sich die Beispiele aus dem Adel: Die Markgräfin Mathilde von Tuszien, auf deren Burg Canossa Papst Gregor VII. die Buße Heinrichs IV. entgegennahm, bestimmte die Politik Oberitaliens für mehr als ein Jahrzehnt. Petrisa von Büdingen, die Witwe des rheinischen Pfalzgrafen, führte als Witwe noch den Titel ihres Mannes – ihr Siegel ist erhalten und als Abdruck in der Siegelsammlung des Waldenburger Schlosses zu sehen. Die Verheiratung der Schweinfurter Erbtöchter und die daraus resultierenden Ansprüche führten zu jahrelangen Auseinandersetzungen in Oberfranken. In den frühen Auseinandersetzungen zwischen Welfen und Staufern um die Herzogtümer Sachsen und Bayern spielten ebenfalls Witwen eine Rolle, nämlich Richenza, Gattin Lothars III., und Gertrud, die Gattin Heinrichs des Stolzen. Eheabsprachen, Heiraten, Erbverträge, Vormundschaften – je weiter man in das 12. Jahrhundert vordringt, desto stärker scheint die Rolle von Erbe und damit auch die Bedeutung adliger Frauen zugenommen zu haben.

Doch greifen wir hier vor. Kehren wir zurück zu Gräfin Geba und versuchen, das, was über ihr Leben bekannt ist, in diesen Entwicklungsprozeß einzuordnen. Sollte ich es auf einen kurzen Nenner bringen, so würde ich sagen daß der Lebensweg der Gräfin Geba gleichsam an einem Kreuzungspunkt verschiedener Entwicklungen steht. Die adligen Frauen ihrer Zeit erhielten mit den Änderungen der Familienstruktur und der wachsenden Bedeutung des Erbrechts zunehmend auch Freiräume, zumindest als Witwen oder Erbinnen. In gewissem Maße scheint Geba diese neuen Handlungsspielräume auch genutzt zu haben – sie verfügte eigenständig über ihre Besitzungen, zumindest als Witwe, doch auch als Einflußnehmende auf die von ihrem Gatten ausgestellte Hinterlassenschaftsregelung. Andererseits aber hielt sie sich doch dem politischen Geschehen ihrer Zeit fern; eine eigene politische Position hat sie als Witwe offenbar nicht behauptet, vielleicht weil ihr in Ermangelung von Nachkommen der Anlaß nicht gegeben schien. Ganz traditionell wählte sie den Weg, als „Braut Christi“ in ein Kloster einzutreten und dort ihr Le-

ben zu beenden, eine Entscheidung, die möglicherweise in ihrer ganz persönlichen Frömmigkeit begründet lag, oder aber übergeordneten politischen Verhältnissen geschuldet war. An Voraussetzungen für ein halbwegs selbstbestimmtes Leben als Witwe fehlte es wohl nicht: Die Grafen von Comburg-Rothenburg bildeten – ganz auf der Höhe der Zeit – ein Adelshaus, ein machtvolles dazu, und von dieser Seite her dürfte der Gräfin Geba dieser Weg theoretisch offengestanden haben. Mit Gräfin Geba, so meine ich, fassen wir also das Leben einer Adligen in einer Übergangszeit; einzelne Elemente einer neuen Rollendefinition sind schon zu erahnen, aber letzten Endes doch noch nicht vollkommen ausgeprägt. Die neuen Handlungs- und Entscheidungsfreiräume ihrer Zeit scheint Geba in gewissem Maße genutzt zu haben, allerdings nicht bis in die letzte Konsequenz hinein. Mit Sicherheit war sie eine selbst- und machtbewußte Frau – aber sie fügte sich letztlich in den Rahmen, den ihre Tradition ihr vorgab.

Ich hatte es eingangs schon erwähnt: Die Frauen, von denen hier die Rede ist, waren allesamt Vertreterinnen einer privilegierten Schicht ihrer Zeit. Gräfin Geba etwa gehörte dem früh- und hochmittelalterlichen Grafenadel an, der letztlich noch auf karolingerzeitlichen Wurzeln beruhenden Schicht der Herrschaftsausübenden vor Ort. In der Begrifflichkeit der Ethnologie ausgedrückt, läßt sich dieser Adel als eine Kriegerkaste bezeichnen, deren materielle Versorgung in der Regel noch durch landwirtschaftliche Produktion gedeckt war. Diese Schicht, die zunächst im Auftrag des Königtums eingesetzt worden war, im Laufe der Zeit aber immer stärker eigenständig Herrschaft ausübte, hatte den Zenit ihrer Machvollkommenheit im 12. Jahrhundert bereits überschritten. Schon im 11. Jahrhundert hatte sich ein neuer Adel gebildet, und mit der sogenannten Ministerialität drängte eine neue Schicht von Dienstadler nach oben. Eine neue Siedlungsform entstand: die mittelalterliche Stadt, und mit der Stadt entstand das Bürgertum. Auch wenn es im 12. Jahrhundert nicht absehbar war: Die Stadt und mit ihr der Bürger waren das, was sich auf lange Sicht endgültig durchsetzen sollte. Die früh- und hochmittelalterliche Welt baute auf der Land- und Naturalwirtschaft auf; sie war lehnrechtlich und hierarchisch starr strukturiert. Die Stadt als tendenziell korporativ-freies Gemeinwesen ebnete den Weg zur frühneuzeitlichen, bürgerlich-geldwirtschaftlichen Gesellschaft mit ersten Ansätzen von sozialer Mobilität und individuellem Bewußtsein.

In das 12. Jahrhundert fällt auch die Entstehungszeit von Hall als Stadt. Im 11. Jahrhundert war Hall wohl nicht weiter als eine Siedlung gewesen, in der Salz gewonnen wurde. Hall verfügte zwar schon über zwei Kirchen – St. Katharina in der Weilervorstadt und St. Jakob, deren Reste sich heute unter den Fundamenten des Rathauses befinden, aber weder Marktrecht, Stadtrecht, eine Stadtmauer oder ein Stadtrat sind nachweisbar. Die *villa Halle*, wie sie in dem gefälschten „Öhringer Stiftungsbrief“ heißt, gehörte zur Hälfte dem Stift Öhringen und zur anderen Hälfte den Grafen von Comburg-Rothenburg. Wie wir gehört hatten, starben Geba und Heinrich erbenlos, und dies war wohl entscheidend für das weitere Schicksal

von Hall. Ihre Nachfolger waren nämlich die Staufer, die zunächst als Machthaber in Franken, später als Könige und Kaiser die Stadt in die Organisation ihres Reiches einbezogen. Hall wurde so zur Reichsstadt, keinem anderen Herrn unterstellt als dem König. Staufische Ministerialen, der Dienstadel, von dem wir schon gesprochen hatten, übernahmen die Organisation. Etwa ein Jahrhundert nach der von uns erfaßbaren Lebenszeit der Gräfin Geba hatte Hall eine Stadtmauer um die heutige Altstadt (Schied / Langer Graben / Spitalbach), mindestens einen Markt, drei Kirchen und erstmals ist im Zusammenhang mit dem Spital auch von der *universitas civium*, der Gemeinschaft der Bürger die Rede. Die staufischen Ministerialen, die im königlichen Auftrag die Stadt leiteten, lebten in aufwendigen Wohntürmen aus Buckelquadern – etwa dem Keckenturm. Allein die Form dieser Wohnanlage zeigt, wie sehr man noch versuchte, der Adelsburg als Ausdruck von Herrschaft nahezukommen.

Wiederum ein Jahrhundert später, zur Zeit der Guta Veldnerin, hatte sich die Stadt nochmals entwickelt und beinahe schon den Grundriß erhalten, den sie bis in die Neuzeit hinein behalten sollte. Im Jahre 1324 wurde die Gelbinger Vorstadt ummauert, die Katharinenvorstadt „jenseits Kochens“ folgte 1353. Auch im Inneren der Stadt war der Ausbau vorangegangen, Spital, Kirchen, Kapellen, mehrere Märkte – die Fläche der Stadt dürfte nun dicht besiedelt gewesen sein. Politisch hatte man sich die Selbständigkeit erhalten, gegen die Begehrlichkeiten der benachbarten Schenken von Limpurg, die nach dem Ende der Staufer Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen versucht hatten. Schon bald sollte das Schultheißenamt aus der königlichen Verpfändung gelöst und von der Stadt selbst verwaltet werden – eine größere Eigenständigkeit einer Stadt war im Mittelalter kaum denkbar.

Mit dieser ganz speziellen Geschichte der Stadt Schwäbisch Hall ist das Herkommen der Guta Veldnerin auf ganz besondere Art und Weise verbunden – fast könnte man die Geschichte der Stadt an der Geschichte ihrer Familie exemplifizieren<sup>7</sup>. Guta Veldnerin war die Gattin eines Konrad Veldner, dessen Familie sich wiederum auf ein Geschlecht eben derjenigen staufischen Ministerialen zurückführen konnte, durch die die Stadt zu ihrer frühen Blüte geführt worden war. Gerd Wunder hat als früheste Vorfahren einen Egino ausmachen können; von diesem stammt der Familienname Egen, der in der mittelalterlichen Haller Geschichte oft an exponierter Stelle begegnet. Berühmte Name aus der Reihe der Nachkommen der Guta Veldnerin sind etwa die von Stetten, die Schlegel oder die Geyer.

7 Den Stammbaum der unseren Zusammenhang betreffenden Generationen wurde aufgestellt von G. Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802, Sigmaringen 1980 (FWFr 16), S. 60; in diesem Buch finden sich auch die einzigen bislang zusammengestellten Skizzen zum Lebensweg der Guta Veldnerin (S. 102 und S. 179); vgl. zum folgenden noch ebda. 71 ff.; R. Uhl-land: Eine Partei Ludwigs des Bayern in Schwäbisch Hall, in: WFr 34 (1960), S. 63–73; F. Pietsch: Der Streit um die Kellerhölse, in: WFr 39 (1965), S. 19–33; aus der Perspektive des Klosters Comburg Jooß (wie Anm.2), S. 52 ff. Zur Schreibweise des Namens Veldner: In den Quellen wechselt die Schreibweise unregelmäßig zwischen Veldner und Feldner; die hier gewählte Variante schließt sich dem mehrheitlichen Gebrauch der lokalhistorischen Forschung an.

Sie werden sich nun vielleicht die Frage stellen, wie es dazu kam, daß nicht die gesamte Familie „Egen“ genannte wurde. Nun, dies liegt daran, daß das Mittelalter eine einheitliche Namengebung noch nicht kannte. „Egino“, der Name, von dem sich „Egen“ ableitet, war zunächst nur ein Vorname, wurde dann aber als Nachname verwendet; allerdings läßt sich dieser Gebrauch nur über zwei Generationen verfolgen. Die Nachkommen des Walter Egen heißen dann Ulrich von Gailenkirchen, Konrad Veldner, Walter Schlegel und Kleinkunz, genannt Egen. Sie sehen: nur ein Mitglied dieser Generation trägt also noch den Namen Egen; einer ist nach seinem Wohnsitz außerhalb der Stadt benannt, die anderen wiederum tragen Namen, die wohl von Anverwandten übernommen sind. So konnten auch Frauennamen einen Familiennamen prägen, wie dies etwa für die Berler, benannt nach einer Berlind oder Berle, oder die Seifferheld, benannt nach der Syfferhiltin, der Frau des Syferlin. Des weiteren konnte zur Benennung einer Familie auch eine Berufsbezeichnung, ein Ortsname oder ein Spitzname herangezogen werden, wobei die Nachnamen der Frauen immer noch durch eine weibliche Endung (i. d. R. -in) gekennzeichnet waren – eine regelrechte Verfestigung des Namensgebrauchs im uns geläufigen, auf den Nachnamen des Mannes zentrierten Sinn, ist erst im 15., zum Teil sogar erst im 16. Jahrhundert festzustellen.

Zurück zu Guta Veldnerin. Mutmaßlich war sie selbst adliger Herkunft; Widman, dessen genealogische Informationen nicht immer ganz zuverlässig sind, nennt sie *eine ... gebohrene von Vellberg* – und verwechselt dabei wahrscheinlich ihre Vorfahren mit ihren Nachfahren<sup>8</sup>. Zumindest aber ihre Ehe mit einem Abkömmling der staufischen Ministerialität machte Guta zu einem Mitglied des Stadtadels, den in der Haller Überlieferung sogenannten „Geschlechtern“. Rein zahlenmäßig machte diese Schicht wohl weniger als 10 % der Haller Bevölkerung aus, aber von ihrem Einfluß her bestimmten sie das Geschehen der Stadt ganz eindeutig. Die Geschlechter dominierten aufgrund einer sie bevorzugenden Verfassung den Rat, aus ihren Reihen stammten die höchsten Vertreter der Stadt, sie verfügten über Eigentum an Siedensrechten und nannten in der Regel auch Güter außerhalb der Stadt ihr Eigen. Die wirtschaftliche Basis des Stadtadels lag in der Regel im Handel; ein Leben von aufgehäuften Geld und Zinserträgen gleichsam als Rentier war am Beginn des Spätmittelalters eher untypisch für die „Geschlechter“.

Der Stadtadel war also die Führungsschicht der Stadt Hall, und mit dem Ehepaar Veldner fassen wir Vertreter eben dieser privilegierten Schicht. Konrad, der Gemahl der Guta, war Ratsherr und bezeugte in dieser Eigenschaft verschiedene Rechtsgeschäfte, und so erscheint er in einer ganzen Reihe Urkunden zwischen

8 Georg Widman, *Chronica*, ed. C. Kolb (Württembergische Geschichtsquellen 6), Stuttgart 1894, S. 211. Den sich nach Vellberg benennenden Zweig der Familie – Nachkommen Gutas! – hat aufgearbeitet G. Wunder: Die Ritter von Vellberg, in: H. Decker-Hauff (Hrsg.): Vellberg in Geschichte und Gegenwart, Band 1, Sigmaringen 1984 (FWFr 26), S. 129–196, hier S. 156 ff.

1286 und 1311<sup>9</sup>. Die insgesamt nur fünf dieser Urkunden, in denen er nicht nur als Zeuge, sondern als Handelnder erscheint, zeigen ihn als jemanden, der Grundstücke im näheren Umkreis von Hall besaß, in Bibersfeld, Untermünkheim und Gottwollshausen, und seine Geschäfte offenbar mit Vorliebe mit den Johannitern tätigte. Nach 1311 verschwindet Konrad Veldner aus der Überlieferung und dürfte in diesem oder dem folgenden Jahr verstorben sein. Dies ist dann auch schon alles, was wir über Konrad Veldner wissen – nichts Spektakuläres also, aber durchaus ein repräsentatives Beispiel für das Leben des Haller Stadtadels um 1300.

Wesentlich bewegter scheint im Vergleich dazu das Leben der Guta gewesen zu sein, die spätestens seit 1316 an der Spitze der Familie Veldner stand und in dieser Position für beinahe ein halbes Jahrhundert noch nachweisbar ist. Ihr Namen findet sich verbunden mit einigen wichtigen Ereignissen der Haller Stadtgeschichte dieser Zeit, und offenbar war sie an maßgeblicher Stelle an einigen Entwicklungen beteiligt. Schon ihre erste Erwähnung zeigt sie im Mittelpunkt des Geschehens. Am 29. April 1316 beurkundet sie ein Schriftstück, das ein Ende setzen sollte um eine Affäre, die auf den ersten Blick eigentlich recht unbedeutend scheint: Es ging um die sogenannten „Kellerhalse“, langegezogene Kellereingänge, eine Art Rampe, durch die die Warenlager im Kellergeschoß von der Straße aus zu erreichen waren. Wie weit diese Kellerhalse über auf die Straße hinausragen durften, war offenbar nicht einheitlich festgelegt, und so stellten die Kellerhalse wohl auch ein Verkehrshindernis dar. Öffentliches Interesse an Verkehrssicherheit auf der einen, Eigentumsrechte und Handelsinteressen auf der anderen Seite – so stellt sich der Konflikt dar, der in der Urkunde des Jahres 1316 dem Anschein nach einer Lösung zugeführt wurde, mußten doch vier Eigentümer von Kellerhälsen diese Bauten beseitigen, unter ihnen auch Guta Veldnerin.

Allerdings macht es stutzig, daß hier nur vier Bürger jeweils einen Kellerhals beseitigen müssen, denn ganz sicher gab es in Hall mehrere dieser Anlagen. Offenbar sollte also mit dieser Regelung nur eine bestimmte Gruppe innerhalb der Bürgerschaft getroffen werden, zu der auch Guta Veldnerin gehörte. Es ist denkbar, daß hier die eher die „große Politik“ eine Rolle spielte als die Stadtpolitik. Im Jahre 1316 stand die Stadt Hall in der Auseinandersetzung zwischen dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern und dem Habsburger Friedrich dem Schönen um das Königtum auf der Seite Friedrichs; doch bedeutet diese offizielle Parteinahme nicht, daß es nicht auch Anhänger Ludwigs des Bayern in der Stadt gab. Hierfür gibt es Indizien: Als sich die Stadt Hall nämlich kein halbes Jahr nach Ausstellung der Urkunde über die Kellerhalse Ludwig dem Bayern unterwerfen mußte, ging dies einher mit einem Wechsel an der Führungsspitze der Stadt. Neu in den Rat wurde nun auch ein gewisser Berthold Schletz aufgenommen, der einer derjenigen gewesen war, der wie Guta auch einen Kellerhals hatte beseitigen müssen. Als 1319 die

9 *F. Pietsch*: Die Urkunden des Archivs der Reichsstadt Hall, Band 1 (1156–1399), Stuttgart 1967 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 21), N 105, N 145, N 152, N 157, N 165, N 172, N 182, N 201.

Stadt wieder auf die Seite Friedrichs trat, verschwindet Berthold Schletz wieder aus den Urkunden. Es kann also durchaus möglich sein, daß die Entscheidung über die Kellerhalse nicht eine generelle verkehrspolitische Maßnahme bedeutete, sondern sich ganz speziell gegen eine bestimmte politische Gruppierung richtete. Die Beseitigung der Kellerhalse bedeutete für den Betroffenen ja schließlich auch eine bestimmte Handlungseinschränkung.

Man versuchte also den Händler da zu treffen, wo es ihm am meisten wehtut – am Geldbeutel. Doch Guta dürfte diese Einschränkung ohne große Probleme überstanden haben, denn sie muß eine außerordentlich vermögende Frau gewesen sein. Dies läßt sich allein schon an der Menge der Salzgewinnungsrechte absehen, die ihr zustanden. Nach der Liste der Siedensberechtigten aus dem Jahre 1306<sup>10</sup> belief sich ihr Besitz auf über 17 „Pfanzen“ genannten Sieden; das ist ziemlich genau ein Siebtel des gesamten Bestandes im Haal. Um diese Größe ein wenig zu verdeutlichen: Eine Pfanne bestand aus 20 Eimern, einer Maßeinheit, die wohl tatsächlich der entnommenen Solemenge entspricht. Umgerechnet heißt dies, daß Guta ein Siederecht für umgerechnet 348 Eimer besaß. Zum Vergleich: Die königlichen Salzrechte beliefen sich auf demgegenüber recht bescheidene 105 Eimer, in etwa so viele, wie dem Spital zustanden, doch sind dies schon die höchsten Posten in einer Hand. Die durchschnittliche Größe eines privaten Siedensrechtes lag in etwa zwischen 12 und 40 Eimern, doch es gab auch kleinere Posten: So kamen etwa die Comburger Mönche zusammen nur auf 6 Eimer. Doch das Vermögen der Guta Veldnerin stammte nicht allein aus den Salzrechten und dem Handel; sie war auch Grundstückseigentümerin, bezog Einkünfte aus Liegenschaftsrechten und besaß offenbar mehrere Häuser in der Stadt – eine überaus vermögende und einflußreiche Frau also, und so kann es nicht verwundern, daß wir Guta schon bald nach dem Streit um die Kellerhalse wieder an exponierter Stelle an den Geschehnissen beteiligt sehen.

Im Jahre 1318 hatte die finanzielle Lage des Klosters Comburg einen Punkt erreicht, an dem die Abtei nicht mehr selbst mit der Situation zurechtkam. Schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts begann der Niedergang des Klosters, der sich in den Jahren nach 1315 rapide verstärkte und sich zu einer existenzbedrohenden Krise entwickelte. In zunehmendem Umfang hatte man Klostersgut verkauft, aber auch das konnte den drohenden Ruin höchstens hinauszögern, keinesfalls aber aufhalten. In dieser Situation berief man am 27. Dezember 1318 eine Kommission aus Weltgeistlichen und Haller Bürgern ein, die zunächst eine Bilanz des klösterlichen Vermögens erstellten, um anschließend eine Art „Notprogramm“ auflegen zu können. Die Bilanz liest sich verheerend: Insgesamt hatte das Kloster einschließlich seiner Propstei Gebattel Verbindlichkeiten in Höhe von 4420 Pfund Hellern; zum Vergleich: die jährliche Reichssteuer der Stadt Hall betrug zu dieser Zeit 600 Pfund Heller, also weniger als ein Siebtel der Comburger Schulden. Ein Bauernhof einschließlich Grund und Gesinde schlug zu dieser Zeit in etwa mit 100 Pfund

zu Buche. Diesen Comburger Schulden standen jährliche Einnahmen von lediglich 250 Pfund Hellern gegenüber. Hinzu kommt, daß diese Einnahmen zumeist Naturaleinnahmen aus der Bewirtschaftung des Klostergrundes waren, die von Mißernten oder Krieg gefährdet waren; dies bedeutet, daß selbst, wenn kein einziger Mönch zu ernähren gewesen und alle Ernten plangemäß ausgefallen wären, das Kloster immer noch etwa 18 Jahre gebraucht hätte, um diese Schulden zu tilgen. Die Kommission schlug denn auch vor, für eine Dauer von zwei Jahren den Konvent aufzulösen, die Mönche auf andere Klöster zu verteilen, mit den Güterverkäufen fortzufahren, Klosterbesitz zu verkaufen oder zu verpfänden. Für diese Zeitdauer wurde auch der Abt mit einer alleinigen Handlungsvollmacht ausgestattet, und den Mönchen erlegte man angemessenes Verhalten auf: Sollten sie aus dem sie aufnehmenden Kloster wegen ungebührlichen Benehmens zurückgeschickt werden, so bestand für den Comburger Abt keine Verpflichtung, sich um sie weiter zu kümmern. Das Kloster ging also an seine eisernen Reserven, und in diesem Zusammenhang dürfte es wohl nicht fern gelegen haben, die reiche Guta Veldnerin um einen Kredit anzugehen. Offenbar gewährte sie diesen dem Kloster auch, allerdings gegen entsprechende Sicherheiten, und allem Anschein nach kam es bei der Ablösung des Kredits zu Schwierigkeiten. Im Jahre 1320 nämlich wurde vor dem Würzburger Archidiakonat vom Prokurator des Comburger Abtes eine Klage gegen Guta angestrengt. Man forderte von ihr die Herausgabe comburgischen Eigentums, das man bei ihr deponiert hatte; dem üblichen Verfahren der Zeit entsprach es, daß der Kreditnehmer dem Kreditgeber etwas verkaufte, jedoch ein Rückkaufrecht innerhalb einer bestimmten Frist eingeräumt bekam. Im Falle des Kredites der Guta an Kloster Comburg handelte es sich im einzelnen um die gesamte Klosterbibliothek, immerhin 63 Handschriften, 51 liturgische Gewänder, eine Decke, 24 Kultgegenstände und Reliquiare – insgesamt also ein ganz beträchtlicher Wert. Die Comburger Klage läßt sich wohl nur so deuten, daß nach Ansicht der Guta die Frist für den Rückkauf überschritten war, wohingegen die Comburger meinten, noch ein Recht auf Rückkauf zu besitzen. Guta und mit ihr wohl auch andere Gläubiger des Klosters zeigten sich halsstarrig, und schließlich wurde die gesamte Stadt mit dem Interdikt, dem Kirchenbann, belegt, ausgesprochen von der kirchlich zuständigen Institution, dem Würzburger Archidiakonat.

Um den Spruch des Würzburger Archidiakonats kümmerte sich Guta offenbar herzlich wenig. Dies liegt nun nicht, wie man vermutet hat<sup>11</sup>, an der Gegebenheit, daß sie als Haller Bürgerin sie einzig und allein von einem Haller Gericht zu befragen war, ein Recht, das den Haller Bürgern seit 1276 zustand und von Ludwig dem Bayern nur zwei Jahre vor der Comburger Affäre bestätigt und bekräftigt worden war. Diese Befreiung von fremdem Gericht bezog sich auf weltliche Jurisdiktionsansprüche. Das Sendgericht der Würzburger Archidiakone war jedoch ein Kirchengericht, das geistliche Strafen verhängte, anders als das kaiserlich-fränki-

11 So Wunder, Bürger (wie Anm. 7), S. 179.

sche Landgericht des Würzburger Bischofs; von geistlichen Strafen, also auch vom Sendgericht, konnte keine weltliche Macht dispensieren. In der Comburger Angelegenheit scheinen jedoch die in Hall ansässigen Franziskaner, die „Barfüßer“, das Würzburger Interdikt unterlaufen zu haben. Wie aus einer Urkunde hervorgeht, spendeten sie weiterhin zumindest die Sterbesakramente, übernahmen also die notwendigste geistliche Versorgung der Stadt, was die von Würzburg aus verhängte Sanktion unterlief und praktisch unwirksam machte.

Nachdem der Comburger Abt also auf dem Gerichtsweg gescheitert war, griff er zu anderen Mitteln, aber auch dies mit kläglichem Erfolg. Im Jahre 1324 wurde er bei dem Versuch, sich Comburger Besitz wie den bei der Veldnerin liegenden mit Waffengewalt zurückzuholen, gefangengenommen und verletzt. Man ließ ihn frei, ohne ihm etwas zurückzugeben, woraufhin sich wiederum das Bistum Würzburg einschaltete und die Exkommunikation über die Hauptbeteiligten verhängte. Guta Veldnerin wird in diesem Zusammenhang nicht genannt, wohl aber ihr Schwager Ulrich, der zu dieser Zeit verstorben sein muß – offenbar hatten die Haller Franziskaner, die Barfüßer, ihm auf dem Sterbebett die Absolution erteilt, was natürlich den Würzburger Bann beinahe wertlos machte. Wie auch immer – die Affäre zog sich weiter hin und wurde nach einigen Irrungen und Wirrungen erst durch allerhöchsten Spruch bereinigt: Kaiser Ludwig den Bayern befahl im Jahre 1333 der Stadt Hall und ihren Vertretern, dafür zu sorgen, daß Guta Veldnerin einer Auslöse der ihr bei Rückkaufrecht veräußerten Gegenstände zustimme. Andernfalls werde er, der Kaiser, andere Wege finden, dem Kloster zu helfen, und spätestens mit dieser schlecht bemäntelten Drohung dürfte dann die Angelegenheit aus der Welt geschafft worden sein. Aber man sieht: 15 Jahre lang behauptete sich die streitbare Witwe Veldner gegen die Comburger Ansprüche, und sie war nicht bereit, das, was sie als ihr Eigentum betrachtete, widerstandslos preiszugeben<sup>12</sup>.

Guta Veldnerin war zudem auch ein gute Kauffrau, wie ihr immenses Vermögen hinlänglich beweist, und dieses Verhalten legte sie auch an den Tag, als sie kurz vor ihrem Ableben noch einmal in größerem Maßstab tätig wurde. Ihr Vorgehen bietet ein gutes Beispiel dafür, wie die vermögenden Haller einen Teil ihres Vermögens zur Absicherung der Familie verwendeten – und dabei noch Steuer sparten. Guta Veldnerin stiftete im Jahre 1340 oder 1344 eine Kapelle, die bald auch ihren Namen trug<sup>13</sup>. Die im Volksmund sogenannte Veldnerinkapelle stand im nördlichen Kirchvorhof von St. Michael und wurde im Jahre 1509 bei der Kir-

12 Die Belege für die „Affaire Comburg“ finden sich größtenteils bei *Pietsch*, Urkunden (wie Anm. 9), U 87 (Sanierungsprogramm), U 90 (erste Klage vor dem Würzburger Archidiakonat), U 97 (ein Pfandnehmer gibt Güter an Comburg zurück), U 108 (Gefangennahme des Abtes), U 111 (erste Äußerung Kaiser Ludwigs, jedoch gegen die Würzburger Ansprüche), U 113 (Interdikt und Exkommunikation), U 136 (Anweisung Ludwigs, Guta Veldnerin zur Herausgabe des Comburger Besitzes zu veranlassen).

13 Zum Kontext der Gesamtentwicklung vgl. *G. Rücklin-Teuscher*: Religiöses Volksleben des ausgehenden Mittelalters in den Reichsstädten Hall und Heilbronn, Berlin 1933 (Historische Studien 226), S. 68 f.

chenerweiterung abgerissen. Schon die erste Stiftung der Guta hatte einen beträchtlichen Umfang. Sie übertrug ihrer Stiftung Güter und Gülten, also Einnahmen aus Vermietung und Verpachtung, in Hall selbst oder Unterlimpurg und Veinau. Diese Erträge wurden dem neu errichteten Ambrosius-Altar zugeschrieben, womit der Inhaber dieses Altars eine der reichsten Pfründen innehatte, die in Hall überhaupt zu vergeben waren. Doch nicht nur Guta selbst bedachte ihre Kapelle: Noch im 14. Jahrhundert folgten drei weitere Stiftungen, zumeist von ihren Kindern, aber auch von den Herren von Stetten. Das Interessante an solchen Stiftungen war nun – abgesehen natürlich von dem religiösen Aspekt –, daß den Stiftern in aller Regel von der zuständigen Kirche das Nominationsrecht übertragen wurde, d. h. die Stifterfamilie konnte bestimmen, wer in den Genuß der Pfründe kam. Es wird nicht weiter erstaunen, daß diese Altarpfründen in der Regel „in der Familie“ blieben. Söhne, die anderweitig nicht versorgt werden konnten, sicherte man so als Pfründeninhaber ab. Die Pfründe spielte die Rolle einer Rente, einer Grundversorgung; das geistliche Amt, das damit in Verbindung stand, war wohl oft genug nur lästiges Beiwerk. Der gewünschte Nebeneffekt dieses Modells bestand darin, daß das gestiftete Vermögen nun nominell der Kirche gehörte, selbst wenn Familienangehörige als Pfründeninhaber weiter davon profitierten; damit unterlag dieser Besitz aber nicht mehr der Bürgersteuer, der sogenannten „Beet“, und das bedeutet wiederum, daß man über die Stiftung von Pfründen seine eigene Steuer minderte, aber dennoch die Familie weiterversorgen konnte; die Stiftung von Pfründen war also eine Art Steuerschlupfloch oder eine Art steuerfreie Familienvorsorge.

Die Gründung ihrer Kapelle ist die letzte Tat der Guta Veldnerin, von der wir Kenntnis haben. Im Jahre 1351 wird sie als verstorben erwähnt, muß also zwischen 1345 und diesem Jahr das Zeitliche gesegnet haben. Der Zeitpunkt verführt natürlich zu der Annahme, sie könne vielleicht ein Opfer der großen Pest geworden sein, die Hall 1349 heimgesucht hat; aber darüber gibt es keine Nachricht, und wir müssen auch in Rechnung stellen, daß Guta wohl schon sehr alt war, schließlich hat sie ihren Mann um mehr als drei Jahrzehnte überlebt.

Guta Veldnerin, so können wir schließen, war also eine Frau, die sich selbst in ihrer Welt, dem städtischen, von Handel geprägten Milieu zu behaupten und durchzusetzen wußte. Die Verhaltensweise der Gräfin Geba, der Landadligen, die nach dem Tode ihres Mannes in ein Kloster eintrat, war ihr ganz offensichtlich fremd. Wie Geba auch mußte Guta zwar zuerst Witwe werden, um einen Handlungsspielraum zu haben; aber diesen nutzte sie dann konsequent. In diesem Verhalten ist sie in ihrer Zeit kein Einzelfall. Ähnliche Verhältnisse liegen etwa vor für Katharina Büschler, Witwe des Weinhändlers Konrad aus der Gelbinger Gasse, die fast 30 Jahre lang das Geschäft weiterführte, im übrigen so erfolgreich, daß sie nach wenigen Jahren der Geschäftsführung ein Haus in bester Lage, zwischen Markt und Schuppach beziehen konnte: das heute noch sogenannte „Büschlerhaus“. Die mittelalterliche Haller Geschichte hat noch mehr dieser bedeutenden Witwen zu bieten, die Berle Hagdorn etwa, die zusammen mit Guta Veldnerin zum Abriß der Kellerhalse verurteilt wurde, oder ein halbes Jahrhundert später Kunigund von Ho-

henstein, die ihr Erbe auf dem Klageweg zu erstreiten suchte, oder dann, am Ende des Mittelalters, Sibylla Egen.

Der Grund für diesen erweiterten Handlungsspielraum von Witwen liegt in der Änderung der Gesellschaft, die seit der Zeit der Gräfin Geba eingetreten war. Stadt, Handel und Geldwirtschaft im Gegensatz zu Burg, Grundherrschaft und Naturalwirtschaft ermöglichten es auch Witwen, ein Gewerbe zu leiten; die Stadt und das Bürgerrecht sorgten für einen gesellschaftlichen und rechtlichen Rahmen, der in sich stabil war und nicht – wie noch im Hochmittelalter – selbst und notfalls mit Waffengewalt durchgesetzt werden mußte. Macht war inzwischen nicht mehr nur die reine militärische, gewaltbereite Durchsetzungskraft, sondern das Innehaben einer bestimmten Rechtsposition und wirtschaftliche Überlegenheit. Diese Verbindung machte die Bürgerwitwen zu Machtfaktoren, denn ihre Wirtschaftskraft war in Hall wie andernorts auch beträchtlich: Unter den reichsten Bürgern von Hall befanden sich gemäß den Steuerlisten manchmal bis zu ein Drittel Witwen. Guta Veldnerin, die wir als Beispiel gewählt hatten, war zugegebenermaßen außergewöhnlich reich; sie ist also nicht unbedingt ganz repräsentativ für ihre Zeit, sondern ihr Leben zeigt vielmehr, was für eine Witwe im 14. Jahrhundert maximal zu erreichen war. Die städtische Welt, das frühe Bürgertum – all diese mittelalterlichen Entwicklungen, die schon den Weg in die Neuzeit weisen, hatten also auch Konsequenzen für die Stellung der Frau, genauer gesagt: der Witwe in der Gesellschaft.

Wenn ich nun abschließend noch der Anna Büschler – mediävistisch korrekt natürlich Anna Büschlerin – einige Gedanken widmen will, so kann ich mir an diesem Ort eine ausführliche Vorstellung ihres Lebens ersparen. Die Arbeiten von Gerd Wunder<sup>14</sup> und die breit gearbeitete Studie von Stephen Ozment<sup>15</sup> entbinden mich hier von der Pflicht, ein ausführliches Lebensbild der Anna Büschler zu entwerfen. Ein paar Worte zum Hintergrund: Wir befinden uns in der Schwellenzeit zum Beginn der Neuzeit, am Vorabend der Reformation. Die Stadt Hall, die sich mittlerweile selbst „Schwäbisch“ Hall nennt, um durch die Bezeichnung „Schwäbisch“ ihre Distanz zum fränkisch-würzburgischen Rechtskreis kenntlich zu machen, ist nach wie vor wohlhabend. Sie verfügt über ein großes Territorium, das durch die „Heg“ abgegrenzt wird; konkurrierende Herrschaften im näheren Umkreis sind weitestgehend ausgeschaltet. Der innerstädtische Ausbau erreichte einen letzten Höhepunkt: Die Michaelskirche wurde erweitert und mit einer Freitreppe versehen, der „Neubau“ wurde errichtet – das noch heute typische Weichbild der Stadt war damit komplett. Die Verfassung der Stadt, die 1340 – zu Lebzeiten der Guta Veldnerin also – erlassen worden war, und in der die Vorherrschaft des Stadtrats über die Ratsmehrheit festgeschrieben war, war formal noch in Kraft. Innerhalb

14 G. Wunder: Liebesbriefe aus dem 16. Jahrhundert, in: WFr 30 (1955), S. 69–89.

15 S. Ozment: Die Tochter des Bürgermeisters. Die Rebellion einer jungen Frau im deutschen Mittelalter, Hamburg 1996.

der städtischen Gesellschaft aber war es schon zu Verschiebungen gekommen, dahingehend, daß dem mittlerweile auch von Grundrenten lebende Stadtadel von den Mittelbürgern, der Handwerkerschaft, die absolute Führungsrolle nicht mehr ohne weiteres zuerkannt wurde. Selbst wenn die Standesgrenzen nicht mehr so stark waren wie in den Jahrhunderten davor – es kam zunehmend zu Heiraten zwischen Adligen und bürgerlichen Familien –, der Adel war nicht bereit, die ihn bevorteilende Ratsverfassung zu ändern und das Bürgertum angemessen an der Leitung der Stadt zu beteiligen. Im Jahre 1512 sollte sich dieser Prozeß dann in der „großen Zwietracht“ entladen – Hall war danach nicht mehr „eine Stadt des Adels“, wie sie von den Haller Chronisten für das Mittelalter vollkommen korrekt bezeichnet wurde, sondern eine Stadt des Bürgertums.

Bewegte Zeiten also, in die hinein Anna Büschler kurz vor dem Jahr 1500 geboren wurde. Ihr Vater, Hermann Büschler, war kein Adliger, sondern ein Mittelbürger, gehörte also zu der Schicht, die im 15. Jahrhundert langsam, aber sicher zur wirtschaftlich bedeutendsten Schicht der Stadt geworden war. Er war Ratsherr und übte das Amt des „Stättmeisters“ aus, wie in Hall das dem Bürgermeister entsprechende Amt genannt wurde. Er war maßgeblich daran beteiligt, daß die Vorherrschaft des Adels in der Stadt gebrochen wurde, ja, er war sogar der Stein des Anstoßes gewesen: Die „große Zwietracht“ des Jahres 1512 hatte sich daran entzündet, daß die nichtadligen Ratsherren nicht mehr bereit waren, von – heute würde man sagen – Kommissionssitzungen ausgeschlossen zu werden. Diese Sitzungen fanden in einer Trinkstube statt, und die adligen Ratsherren verweigerten den bürgerlichen Ratsherren die Teilnahme, zumal die Stammtische nach Stand getrennt waren; Hermann Büschler richtete eine nichtadlige Trinkstube ein, und eben dies führte zum Eklat, der nach einigen hier nicht interessierenden Umwegen letztlich dazu führte, daß die bürgerlichen Räte mehr Rechte eingeräumt bekamen und der Adel die Stadt verließ. Anna Büschlers Vater muß also sehr prominent gewesen sein, und da mag es doch erstaunen, daß seine Tochter Anna beim Schenken von Limpurg arbeitete und dort den Haushalt führte. Doch galt der Adel der Schenken von Limpurg, die bis ins frühe 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen sind, immer noch als etwas Besonderes, und selbst eine niedere Anstellung bei den Schenken war für eine Bürgertochter ein eindeutiger Prestigeerwerb.

Nach dem Tod der Mutter kehrte Anna, mittlerweile über 25 Jahre alt, in ihr Elternhaus zurück, leitete nun dort den Haushalt und setzte ihre Affäre mit dem Schenken Erasmus fort. Aus dieser Zeit stammen die Briefe, die schon Gerd Wunder veröffentlicht hat und die Stephen Ozment zu seinem Werk veranlaßt haben. Annas auffälliges Auftreten allein sorgte schon für Skandale, und als sie schließlich vom Vater aus dem Haus gejagt wurde, weil sie ihn offenbar zur Fortsetzung ihrer kostspieligen Affäre bestohlen hatte, werden wohl einige sittenstrenge Haller aufgeatmet haben. Doch Anna Büschler ergriff nun die Initiative: Vor dem Reichsgericht in Esslingen klagte sie gegen den Vater auf Herausgabe des mütterlichen Erbteils. Damit, und das ist ein entscheidender Punkt, versuchte sie sich unabhängig zu machen von der Vorherrschaft ihres Vaters. Sie klagte hier ein ganz persönliches Recht auf Erbe ein, und sie war ganz offensichtlich willens, ihr Leben in die

eigenen Hände zu nehmen. Ganz selbstverständlich war dies allerdings nicht: Der Vater erwirkte ein kaiserliches Mandat, daß ihm erlaubte, seine Tochter aufzugreifen und wieder unter seine Vorherrschaft zu stellen, was ihm auch gelang, allerdings nur kurzfristig: Anna entkam nach Heilbronn und strengte erneut eine Klage an. Nach diesem Muster lief denn auch das weitere Leben der Anna Büschler ab. Fast beständig klagte sie gegen den Vater, nach dessen Tod dann gegen ihre Geschwister, widerrief einen schon akzeptierten Ausgleichsvorschlag, schaffte es, daß ihr auf kaiserlichen Befehl eine Leibrente ausbezahlt wurde, gab sich aber auch damit nicht zufrieden. Bei ihrem Tode im Jahr 1551 war der Prozeß immer noch anhängig – ihr Gatte betrieb ihn weiter.

Es hat einen guten Grund, daß in diesem kurzen Tatenbericht die romantische Anna Büschler und ihre Briefe, die uns so viel über das Selbstverständnis einer Frau in der frühen Neuzeit verraten, weitgehend ausgeblendet sind. In unserem Zusammenhang ging es darum, etwas anderes zu zeigen, nämlich, daß eine Frau an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit zumindest den Anspruch darauf hatte, ein halbwegs selbstbestimmtes Leben zu führen. Ich will damit nicht ableugnen, daß die Gesellschaft dieser Zeit eine von Männern bestimmte war; mir ist auch bewußt, daß Frauen weder öffentliche Ämter bekleiden noch eine universitäre Ausbildung und damit Aufstiegsmöglichkeiten erhalten konnten, oder daß ihre Rechtsfähigkeit eingeschränkt war. Ich stimme auch der Aussage zu, daß Anna letzten Endes an den Normen einer Männergesellschaft mit ihrem Traum von einem selbstbestimmten Leben scheiterte.

Aber, und hier komme ich zu einem abschließenden Vergleich der an dieser Stelle behandelten drei Frauengestalten, Anna Büschler hatte immerhin die Möglichkeit, als alleinstehende Frau – nicht als Witwe – den Rechtsweg zu beschreiten, und damit zumindest zu versuchen, ihr eigenes Leben selbst in die Hand zu nehmen. Dies unterscheidet sie von der Gräfin Geba und der Guta Veldnerin, die erst dann einen mehr oder weniger großen Handlungsspielraum hatten, als sie verwitwet waren. Die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Gesellschaft, in die Anna Büschler hineingeboren wurde, bot Frauen einen wesentlich größeren Spielraum zur Selbstentfaltung als die Zeiten zuvor. Natürlich habe ich hier vereinfacht – die Geschichte der Frauen ist keinesfalls eine kontinuierlich aufsteigende Linie hin zu einer Gleichstellung, die ja auch heute noch nicht erreicht ist. Es dürfte aber deutlich geworden sein, so hoffe ich, wie sich die Lebenswelt von privilegierter Frauen im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat. Gräfin Geba, die auf der Burg vor der Stadt lebte, war eine letzte Vertreterin der früh- und hochmittelalterlichen Verhältnisse: Nach dem Tode ihres Gatten trat sie in ein Kloster ein und begab sich damit der Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben im Rahmen der Witwenschaft zu führen. Ganz anders Guta Veldnerin. Im Rahmen der Stadt, in der wirtschaftliche Macht politischen Einfluß und Selbständigkeit sichern konnten, leitete sie als Witwe über Jahrzehnte die Geschicke ihrer Familie und spielte bei den Geschehnissen ihrer Zeit offenbar eine nicht unbedeutende Rolle. Anna Büschler hingegen war nicht nur an den Geschehnissen beteiligt – ihr Leben selbst war eine Affäre, die die

Stadt Hall über Jahrzehnte beschäftigte. Drei außergewöhnliche Frauen also, Gräfin Geba, Guta Veldnerin und Anna Büschler, schon durch Geburt bevorzugt, gewiß, aber doch Frauen ihrer Zeit, Frauen ihrer historischen Lebenswelten.

# Die Schenkelmauern zwischen Burg und Stadt Weinsberg und die Vorburgsiedlung oder die Unterstützung historischer Forschung durch neuere naturwissenschaftliche Errungenschaften

VON SIMON M. HAAG, HELMUT DEININGER und MANFRED WIEDMANN<sup>1</sup>

Zwei Notariatsinstrumente vom Januar und Februar 1375 berichten von zwei Mauereuzügen, die zwischen Burg und Stadt Weinsberg verlaufen, und einer dazwischen befindlichen Ansiedlung<sup>2</sup>. Mauern und Siedlung existieren heute nicht mehr. Sie sind dem konfliktreichen Verhältnis zwischen der Stadt Weinsberg und der Weinsberger Burgherrschaft zum Opfer gefallen. Diese Abhandlung will daher versuchen, in einem ersten Schritt den Zeitpunkt ihrer Zerstörung zu datieren und in einem weiteren Schritt die Mauerverläufe und den Standort der Siedlung zu lokalisieren. Die spannungsreiche Beziehung zwischen Herrschaft und Bürgerschaft von Weinsberg, von der die beiden Quellen u. a. Ausdruck sind, beschäftigt seit nunmehr 175 Jahren die Geschichtsforschung<sup>3</sup>. Der fürstlich hohenlohische Archivar Karl Schumm war der letzte, der sich eingehend damit befaßte<sup>4</sup>. Um die Zeugnisse von 1375 besser fassen zu können, muß die vorliegende Abhandlung zunächst das von diesen Spannungen geprägte, historische Vorfeld beleuchten.

## Historisches Vorfeld

Der Grundstein für die bis in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts andauernden Streitigkeiten dürfte in der Phase der Stadtwerdung mit den zwischen der Burgherr-

1 Die drei Verfasser haben sich 1997 zur ‚Arbeitsgruppe Burg Weinsberg‘ zusammengeschlossen.

2 Notariatsinstrumente vom 28. Januar 1375 und vom 21. Februar 1375: HZAN GHA K/11, M/2W; gedruckt bei: [A.] Fischer: Weinsberger Urkunden, in: WVjH. 7 (1884), S. 69 f, 142–148, hier S. 142–144 Nr. 3 und 4.

3 Vgl.: K. Jäger: Die Burg Weinsberg genannt Weibertreu, Heilbronn 1825, S. 118–130; G. W. Hugo: Die Mediatisierung der deutschen Reichsstädte, Karlsruhe 1838, S. 157 ff; F. L. I. Dillenius: Weinsberg. Vormalis freie Reichs- jetzt württembergische Oberamtsstadt – Chronik derselben, Stuttgart 1860, S. 74 f, 78, 80–85; H. Bauer: Weinsberg [Rezension zu Dillenius], in: WFr 5/3 (1861), S. 442–456, hier S. 453 ff; A. Fischer: Der Streit zwischen Herrschaft und Stadt Weinsberg, in: WJbb für Statistik und Landeskunde 1874/II, S. 187–195; Th. E. Mommsen: Beiträge zur Reichsgeschichte von 1313–1349. Aus süddeutschen Archiven, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 50 (1935), S. 388–423, hier S. 399 f.

4 Vgl.: K. Schumm: Weinsberg, Auseinandersetzungen zwischen Herrschaft und Stadt, in: Veröffentlichungen des Historischen Vereins Heilbronn 21 (1954), S. 205–225.

schaft und dem Reich geteilten Rechten an der Stadt gelegt worden sein. Dieser Rechtsstatus läßt sich zumindest anhand der Überlieferung des 14. Jahrhunderts fassen<sup>5</sup>. Ein Stadtrecht wird zwar mit der Verleihung der Weinsberger Freiheiten und Privilegien an Löwenstein 1287 indirekt greifbar, doch überliefert ist es nicht<sup>6</sup>. Bereits an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert hatte sich die ummauerte Siedlung Weinsberg herausgebildet, wie die Ende 1995 an der Südwestecke der Innenstadt niedergebrachten archäologischen Sondierungsgrabungen ergeben haben. Im staufischen Einkünfteverzeichnis von 1241 wird die Stadt als wirtschaftlich blühendes Gemeinwesen greifbar. Ebenso wie die damals schon bedeutende Bodensee-Handelsstadt Konstanz wird Weinsberg mit einer Steuerlast von 60 Mark belegt, die Königspfalz Wimpfen dagegen nur mit 40 Mark<sup>7</sup>. Aus dieser beträchtlichen Steuerveranlagung der Stauferstadt Weinsberg kann auf wirtschaftlich sehr erfolgreiche und äußerst selbstbewußte Einwohner geschlossen werden. Ganz in diesem Sinne tauchen einzelne Weinsberger Bürger 1275 als Prozeßgegner des Johanniterspitals in Schwäbisch Hall auf<sup>8</sup>. Das städtische Selbstwertgefühl postulierte in der Folgezeit aus den zwischen Reich und Herrschaft Weinsberg geteilten Rechten für die ganze Stadt den Status als Reichsstadt. Diese Haltung stand dem stadtherrschaftlichen Anspruch der Weinsberger Herrschaft gegenüber, die seit 1140/50 auf der seit 1037 nachweisbaren Burg über der Stadt residierte<sup>9</sup>. Sie leitete ihr Herrschaftsrecht über die ganze Stadt aus verschiedenen Schuldverschreibungen der deutschen Herrscher über den Reichsteil an der Stadt ab. So hatte 1303 König Albrecht I. *nostram et imperii partem opidi Winsperg*<sup>10</sup>, also den Anteil des Reichs an der Stadt, an Konrad von Weinsberg verpfändet. Diesen Schritt hatte Heinrich VII. im Jahr 1310 wegen anderer Zahlungsverpflichtungen wiederholt. Am 20. März 1312 bekräftigte er die Verpfändung unter Besserung der Pfandsumme<sup>11</sup>. Mittels einer nur wenige Tage danach, am 31. März, von Schultheiß, Richtern und Bürgern der Stadt Weinsberg ausgestellten Urkunde wird der schwelende Konflikt zwischen der Burgherrschaft und der Bürgerschaft erstmals faßbar<sup>12</sup>. Die Stadt bestätigte damit einen zwischen ihr und der Herrschaft geschlossenen Vertrag. Wie schon Hermann Bauer 1861 anmerkte, muß diesem ein Aufstand der Bürgerschaft vorausgegangen sein, der mit einer bedeutenden Niederlage endete<sup>13</sup>. Die Bürger-

5 Vgl.: Schumm (wie Anm. 4), S. 205–214.

6 Vgl.: S. M. Haag: Römer – Salier – Staufer – Weinsberger, Weinsberg 1996, S. 13 f; WUB IX, S. 164 Nr. 3677.

7 Vgl.: S. M. Haag: „Item de Winsperc LX mr.“ – Ausgewählte Urkunden im Bild zur Weinsberger Geschichte, in: Jahrbuch für die Stadt Weinsberg 1996, S. 311–321, hier S. 311 ff.

8 WUB VII, S. 385 f Nr. 2526.

9 Vgl.: Schumm (wie Anm. 4), S. 209 ff; Haag: Römer (wie Anm. 6), S. 10, 15.

10 Hugo (wie Anm. 3), S. 405 f Nr. 115.

11 J. F. Böhmer [Bearb.]/J. Ficker (Hrsg.): Acta imperii selecta, Innsbruck 1870 (ND Aalen 1967), S. 434 Nr. 621, S. 541 f Nr. 644; K. Weller (Hrsg.): Hohenlohisches UB. Bde. I–II, Stuttgart 1899–1901, Bd. I, S. 525 Nr. 726.

12 Fischer: Urkunden (wie Anm. 2), S. 69 f Nr. 1.

13 Bauer (wie Anm. 3), S. 454.

schaft mußte danach ihrem Widerpart Konrad dem Alten von Weinsberg nicht nur alte Herrenrechte in der Stadt bestätigen, sondern auch zahlreiche Zugeständnisse machen<sup>14</sup>. Wie sich zwischen den Zeilen der Urkunde herauslesen läßt, empfanden die Weinsberger Bürger die gegen die Burg hin offene Seite ihrer Stadt, die Westseite, als sichtbares Zeichen der von ihnen negierten Abhängigkeit gegenüber der Herrschaft. Während ihres Aufruhrs hatten sie die städtische Westseite befestigt und somit nach außen hin versucht, ihre Unabhängigkeit gegenüber den Herren von Weinsberg zu demonstrieren. Diese Befestigung spricht die Urkunde als ersten Punkt an. Die Bürger bestätigten, *daz wir numer kein buwe tun sollen zwieschen unser stat zu Winsperg und der burge zu Winsperg, die ob der stat lit, weder mit graben, oder mit zun, oder mit dullen, oder mit muren, oder mit keinerlei, daz buwe geheizsen mag. Were daz, daz wir dowieder teden oder buweten mir ir eime oder me, so sin wir veruallen und schuldig, dem vorgenanten herren, hern Conrat von Winsperg und allen sin erbn zwei tusent phunt heller ... ; und sollen wir doch den buwe, den wir getan haben, abbrechen und hintun an alle wiederrede und an allen iren schaden*<sup>15</sup>.

### Die Protokolle von 1375

Mit den letzten Worten verpflichtete sich die Bürgerschaft, die Befestigung wieder abzubrechen. Damit stellt sich die Frage, wie die Bewehrung der westlichen Stadtseite vor und nach 1312 ausgesehen hat. Die zwei Notariatsinstrumente vom Januar und Februar 1375 geben darüber Auskunft: durch zwei zwischen Burg und Stadt verlaufende Schenkelmauern<sup>16</sup>.

Anlaß zur Ausstellung dieser Quellen war die Absicht Engelhards von Weinsberg, einem Nachfahren des oben genannten Konrads des Alten, Handhaben zur Durchsetzung seiner Rechte in der Stadt zu erhalten. Zu diesem Zweck ließ er von dem Wimpfener Kleriker und kaiserlichen Notar Heinrich von Heinriet die Aussagen mehrerer Zeugen über das Verhältnis zwischen Stadt und Herrschaft Weinsberg protokollieren. Weil diese Urkunden die einzigen Zeugnisse von der Existenz der Schenkelmauern sind, müssen wir sie näher betrachten. Die Zeugen waren Einwohner aus den umliegenden Orten wie Heilbronn, Neckarsulm oder Erlenbach, aber auch ein ehemaliger herrschaftlicher Amtsträger in der Stadt Weinsberg, der alte Schultheiß Kunz Rülín, war dabei. Unter ihnen befanden sich Personen, die aus ihrer eigenen Erinnerung berichteten, aber auch solche, die aufgrund von Schilderungen ihrer Eltern Auskunft erteilten. Ein einziger, Werner von der Klingen, sagte aus, an einer von Konrad dem Alten von Weinsberg wegen der Stadt Weinsberg gegen Heilbronn geführten Fehde teilgenommen zu haben<sup>17</sup>.

14 Vgl.: *Bauer* (wie Anm. 3), S. 454; *Schumm* (wie Anm. 4), S. 210f.

15 *Fischer*: Urkunden (wie Anm. 2), S. 69 Nr. 1.

16 Wie Anm. 2.

17 HZAN GHA M/2W; *Fischer*: Urkunden (wie Anm. 2), S. 144.

Zusammengefaßt berichteten die Zeugen folgendes: Die Herrschaft Weinsberg hatte die Stadt hälftig als Eigen und hälftig als Reichslehen pfandweise vom Reich besessen. Gemäß der ersten Version vom Januar 1375 hatte zuerst Konrad der Alte die Stadt inne und nach ihm sein Sohn Konrad mit dem einen Auge. Die zweite Variante vom Februar des Jahres berichtet, die beiden Konrade und Engelhard von Weinsberg haben die Stadt gemeinsam in Besitz gehabt. Als – nach erster Version – sich der Weinsberger Stadtherr, nämlich der einäugige Konrad, außer Landes befand, bzw. nach zweiter Fassung die beiden Konrade außer Landes weilten, (nun stimmen beide Versionen kurz überein) revoltierte die Bürgerschaft gegen die Herrschaft, (Version 2:) nachdem sie zuvor Engelhard von Weinsberg vergeblich darum gebeten hatte, die zur Burg hin offene, städtische Westseite befestigen zu dürfen. Nach beiden Varianten verbündete sich die Stadt mit der Stadt Heilbronn und den anderen Reichsstädten und begab sich unter den Schutz des Reichslandvogts Eberhards des Alten von Württemberg. Weiter schilderten die Zeugen, daß Stadt und Burg durch zwei Mauern, unseren Schenkelmauern, verbunden waren. Die Bürger befestigten nun die Westseite der Stadt gegen den Willen der Herrschaft mit Graben, Palisaden (*gedülle* bzw. *getulle*), die – wie aus den Notariatsinstrumenten herauszulesen ist – bis 1375 durch eine Mauer ersetzt worden sind, und weiteren Wehranlagen und zerstörten die zwischen den Schenkelmauern stehenden Häuser der Weinsberger Ministerialen, der Leibeigenen und der Priester durch Verbrennen, Niederreißen oder Untergraben. Als sich dies ereignete, hatte die Weinsberger Herrschaft alle Rechte in der Stadt inne und die Bürgerschaft war verpflichtet gewesen, den Herren von Weinsberg Heerfolge zu leisten. In der Stadt hatte es zu jener Zeit weder einen Rat noch einen Bürgermeister gegeben; die Verwaltung und die Gerichtsbarkeit hatten ausschließlich bei den von der Herrschaft eingesetzten Institutionen Reichsschultheiß und Gericht gelegen<sup>18</sup>.

### Datierungsprobleme

Die Aussagen geben mehrere baugeschichtliche Informationen. Zum einen sprechen sie von Gebäuden zwischen Burg und Stadt Weinsberg, also einer Siedlung am heutigen Weinbaugebiet Burgberg, die wir aufgrund ihrer Lage und ihrer Bewohnerschaft als Vorburgsiedlung bezeichnen dürfen<sup>19</sup>. Weiter berichten sie von deren Brandzerstörung und dem zeitgleichen Bau der westlichen Stadtbefestigung und ferner davon, daß die Siedlung zu jener Zeit von Schenkelmauern eingeschlossen war.

1375 waren diese Mauerzüge, das geht aus den Protokollen eindeutig hervor, nicht mehr vorhanden. Ob sie parallel zum Brand und zum westlichen Befestigungsbau

18 Wie Anm. 2.

19 Vgl. zum Begriff der Vorburgsiedlung E. Isenmann: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500 – Stadtgestalt, Recht, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Stuttgart 1988, S. 42.

abgebrochen worden sind, geht aus den Aussagen nicht hervor. Doch liefern die Quellen einige Hilfen zur Datierung von Brand und Palisadenbau und geben somit Anhaltspunkte über den Zeitpunkt, zu dem die Mauerzüge zwischen Burg und Stadt vorhanden waren. Anhand der gegebenen Datierungshilfen, fixierte Adolf Fischer 1874 die Ereignisse auf die Anfangszeit der Regierung des Grafen Eberhard II. von Württemberg (1344–1392) und noch exakter unmittelbar vor dem Städtebund von 1347<sup>20</sup>. Infolge verschiedener festgestellter Unstimmigkeiten bei Fischers Zeitansatz kommen wir nicht umhin, die Datierungshilfen erneut zu untersuchen. Deshalb müssen wir zunächst die geschilderten Begleitumstände näher betrachten.

### Protokollanalyse 1: Die Herren von Weinsberg

Wenden wir uns zunächst den Stadtherren, Konrad dem Alten, dessen Sohn Konrad mit dem einen Auge und Engelhard von Weinsberg zu. Aus der umfangreichen Liste der Weinsberger Konrade und Engelharde läßt sich der einäugige Konrad relativ schnell fassen. Er starb vor dem 3. Mai 1328<sup>21</sup>. Sein Vater Konrad der Alte von Weinsberg verschied am 20. August 1323<sup>22</sup>. Bei dem in den Protokollen genannten Engelhard von Weinsberg kann es sich nur um den mit Anna Gräfin von Helfenstein verheirateten Großcousin Konrads des Alten handeln, der von 1298 bis 1346 bezeugt ist<sup>23</sup>. Nach vorhergegangenen Streitigkeiten teilten Engelhard und der einäugige Konrad am 9. November 1325 die bisher gemeinschaftlich regierte Herrschaft Weinsberg. Dabei erhielt Engelhard Burg und Stadt Weinsberg sowie weitere Güter und Rechte, unter denen sich die Hälfte der den Weinsberger Herren verpfändeten städtischen Reichssteuer befand. Konrad mit dem einen Auge hatte nach der Teilung nur noch auf die andere Hälfte der Reichssteuer Anspruch<sup>24</sup>. Als Stadtherr darf nach dieser Teilung nur noch Engelhard angesprochen werden. Folgen wir der in den Protokollen geschilderten ersten Version, in welcher zum Zeitpunkt des Palisadenbaus und der bürgerlichen Brandstiftung am Burgberg der einäugige Konrad als alleiniger Stadtherr auftritt, müssen die Ereignisse zwischen dem Tod seines Vaters im August 1323 und der Herrschaftsteilung im November 1325 geschehen sein. Berücksichtigen wir aber, daß Konrad mit dem einen Auge zu keiner Zeit alleiniger Inhaber der Stadt Weinsberg gewesen ist, sondern diese zunächst zusammen mit seinem Vater und später mit seinem Urgroßcousin Engelhard bzw. vor dem Tod seines Vaters mit den beiden gemeinsam besessen hatte,

20 Fischer: Streit (wie Anm. 3), S. 189.

21 Vgl.: [G.] Mehring: Die Herren von Weinsberg im 14. Jahrhundert, in: WVjH NF 15 (1906), S. 418 f.; F. Freytag v. Loringhoven: Europäische Stammtafeln, Bd. V, Marburg 1978, Tafel 104.

22 Vgl.: Loringhoven (wie Anm. 21), Tafel 104.

23 Wie Anm. 21.

24 Vgl.: F. Gehrig: Der Besitz der Herren von Weinsberg im Jahr 1325, in: ZGO 125 NF 86 (1977), S. 57–72, hier S. 58, 67, 70.

und lassen wir der Version 2 infolge ihrer ausführlicheren Schilderung der Begleitumstände mehr Gewicht zukommen, sind wir gezwungen, die Geschehnisse vor dem Ableben Konrads des Alten, also vor den 20. August 1323, zu datieren.

### Protokollanalyse 2: Die niederschwäbische Reichslandvogtei

Zur Feststellung des terminus post quem kann die Person des Reichslandvogts Eberhard des Alten von Württemberg dienen. Aus den gerade hergeleiteten zeitlichen Zusammenhängen kommt hier nur Eberhard I. von Württemberg (1265–1325), der Erlauchte, in Frage<sup>25</sup>. An ihn übertrug König Albrecht I. 1298 die mit der Landvogtei Wimpfen verbundene Reichslandvogtei Niederschwaben. Eberhard I. versuchte seine Stellung als Landvogt zur Revindikationspolitik zu benutzen, mit der er die Grafschaft Württemberg für die unter König Rudolf verlorengegangenen Gebiete auf Kosten der Reichsstädte zu entschädigen suchte. 1307 wurde Eberhard I. der Reichslandvogtei Niederschwaben entsetzt. Die Landvogtei Wimpfen, zu der die Städte Wimpfen, Hall, Heilbronn und Weinsberg gehörten, wurde von ihr abgetrennt und Albrecht I. setzte Konrad von Weinsberg, den Alten, als Wimpfener Landvogt ein. Der Württemberger trieb seine ausgreifende Territorialpolitik zu Lasten der Reichsstädte weiter. Auf ihre Klagen hin verhängte der Reichstag zu Frankfurt im Juli 1310 die Acht über Eberhard I. von Württemberg, und im September desselben Jahres befahl König Heinrich VII. den Krieg gegen ihn zu eröffnen. Der König stellte den Wimpfener Landvogt Konrad von Weinsberg als seinen Stellvertreter an die Spitze des Heeres, dessen Hauptkontingent die Städte trugen. Gleichzeitig erhielt Konrad die Landvogtei Niederschwaben zur Verwaltung übertragen. Der Weinsberger war im Kampf gegen den Württemberger erfolgreich. 1312 fiel die Macht Eberhards I. in sich zusammen, und Konrad von Weinsberg erreichte den Höhepunkt seiner Herrschaft. Heinrich VII. verpfändete ihm und seinem Vetter Engelhard von Weinsberg, der 1312 als zweiter niederschwäbischer Landvogt eingesetzt wurde, die Reichsburg Reichenstein sowie die Reichsstadt Neckargmünd, und im Dezember erhielt Konrad der Alte mit seinem gleichnamigen Sohn noch das Reichsdorf Neckarburken bei Mosbach als Pfand<sup>26</sup>. Nach der Doppelwahl im Oktober 1314, bei der sowohl der Wittelsbacher Ludwig IV., der Bayer, als auch der Habsburger Friedrich der Schöne jeweils von ihren Parteigängern zum deutschen König gewählt wurden, löste sich bis 1316 die von

25 Vgl.: D. Mertens: Eberhard I. der Erlauchte, in: *Sönke Lorenz* u. a. (Hrsgg.): Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon, Stuttgart, Berlin, Köln 1997, S. 25 ff.

26 Vgl.: H. – G. Hofacker: Die schwäbischen Reichslandvogteien im späten Mittelalter (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit – Tübinger Beiträge zur Geschichtsforschung 8), Stuttgart 1980, S. 172 ff, 176–184; R. Kiess: Wildbänne der Herren von Weinsberg, in: ZWLG 45 (1986), S. 137–165, hier S. 145; Monumenta Germaniae Historica – Constitutiones et Acta Publica Imperatorum et Regum, Bd. 4/2, hrsg. v. J. Schwalm, Hannover, Leipzig 1909–11, Nrn. 759, 901. Wie aus diesen Quellen hervorgeht, wurde Schwäbisch Gmünd entgegen bisheriger Auffassung 1312 nicht an Konrad von Weinsberg verpfändet.

Konrad von Weinsberg verwaltete niederschwäbische Reichslandvogtei wegen verschiedener Parteinahme ihrer Mitglieder in einzelne Reichspflegen auf. Der zunächst auf Seiten Ludwigs IV. stehende Weinsberger blieb Wimpfener Landvogt. Sein Wechsel auf die Gegenseite im Herbst 1320 zog das Ende der Landvogtei nach sich. Graf Eberhard I. von Württemberg hatte sich zunächst dem Bayern angeschlossen, war jedoch Mitte 1315 auf die habsburgische Gegenseite gewechselt. Die Reichsstadt Heilbronn schwankte zwischen beiden Thronprätendenten hin und her, stellte sich aber im Juli/August 1322 unter den Schirm der habsburgischen Herzöge, den Friedrich der Schöne dem Grafen Eberhard I. von Württemberg auftrug. Im Juni 1323 wechselte jener wieder auf die Seite des Wittelsbachers, der ihm kurz danach die wiederhergestellte niederschwäbische Reichslandvogtei übertrug und diese mit der neu errichteten Wimpfener Landvogtei verband<sup>27</sup>.

### Analyseergebnisse

Dieser Hintergrund wirft nicht nur auf die von der Weinsberger Bürgerschaft 1312 bestätigten, ungünstigen Vertragsbedingungen ein neues Licht, sondern ermöglicht auch, den Bau der Palisadenwand und den Brand am Burgberg zeitlich zu fassen. Die Stadt Weinsberg hatte 1312 den durch den Sieg über Württemberg mächtig gewordenen Konrad den Alten von Weinsberg zu ihrem Widerpart. Ihm waren die Reichsstädte zunächst als königlichem Stellvertreter in diesem Kriegszug durch die Heerfolge verpflichtet und ferner, weil er sie von der Bedrohung befreit hatte, welche die Politik Eberhards I. für ihre Existenz bedeutet hatte. Gerade aber die von dem Württemberger während seiner ersten Amtszeit als Landvogt für den Bestand der Städte ausgehende Gefahr legt nahe, daß sich weder Heilbronn noch das viel kleinere und schwächere Weinsberg zu jener Zeit unter seinen Schutz begeben hätten. Die Zerstörung der Siedlung muß also später erfolgt sein. Ein zweiter Aspekt mag diesen Schluß untermauern. Konrad der Alte von Weinsberg stand 1312 auf der Höhe seiner Macht. Die Bürger mußten in diesem Jahr offenbar auf alle herrschaftlichen Forderungen eingehen, ja selbst den Abriß der während des Aufruhrs errichteten Befestigungsanlagen versprechen und infolge der Machtkonstellation wohl auch ausführen. Infolgedessen dürfen wir davon ausgehen, daß in den Urkundentext von 1312 auch bürgerliche Reparationsleistungen aufgenommen worden wären, wenn die Bürgerschaft im Zuge dieses gescheiterten Aufstandes die Gebäude am Burgberg zerstört hätte, zumal – wie der alte Weinsberger Schult- heiß Rülín 1375 berichtete – die Herrschaft dadurch schwer geschädigt worden

27 Vgl.: Hofacker (wie Anm. 26), S. 195, 200, 203–207 und Anm. 84; das Bündnis zwischen Ludwig IV. und Eberhard I. von Württemberg wird mittels drei für Eberhard I. ausgestellten Urkunden vom 20. Juni 1323 faßbar, vgl.: J. F. Boehmer [Bearb.]: Regesta Imperii inde ab 1314 usque ad annum 1347. Die Urkunden Kaiser Ludwigs des Baiern, König Friedrich des Schönen und König Johanns von Böhmen, in Auszügen, Frankfurt 1839, Nrn. 582–584.

war<sup>28</sup>. Derartige Leistungen kamen 1312 jedoch nicht zur Sprache<sup>29</sup>. Wenden wir uns nun der zweiten Amtszeit des Württembergers als Reichslandvogt von Niederschwaben zu, die Ende Juni 1323 begonnen haben dürfte<sup>30</sup>. Das in den Protokollen von 1375 greifbare Bündnis zwischen Heilbronn und Eberhard I. kann mit dessen von König Friedrich im Juli/August 1322 erteilten Schirmauftrag über die Reichsstadt in Zusammenhang gebracht werden. Unterstellt man den Zeugen von 1375 leichte, durch den zeitlichen Abstand von den geschilderten Ereignissen herrührende Unkorrektheiten in der Titulatur Eberhards I., der die Funktion eines Schutzvogts über Heilbronn auch als Reichslandvogt weiter ausübte, könnte sich die Stadt Weinsberg bereits Mitte 1322 Heilbronn angeschlossen und den Schutz des Württembergers gesucht haben. Dieser Annahme stehen aber zum einen taktische Überlegungen entgegen, welche die Weinsberger Bürgerschaft in ihrem Streben nach der Reichsfreiheit durchaus zu berücksichtigen hatte. Bis Juni 1323 standen nämlich sowohl Konrad der Alte von Weinsberg als auch Eberhard I. von Württemberg im Thronstreit auf derselben Seite, nämlich der habsburgischen. Diese Konstellation hätte für die städtischen Interessen bei aller Rivalität zwischen den beiden Herrschaftsträgern ungünstig enden können. Zum anderen läßt eine 1333 ausgestellte Urkunde erkennen, daß noch am 6. Dezember 1322 das Verhältnis zwischen Stadtherrn und Bürgerschaft ohne größere Unstimmigkeiten gewesen sein muß<sup>31</sup>. In dem Moment aber, in welchem Eberhard I. auf die Seite Ludwigs des Bayern übergang, scheint die Stunde zum Handeln für die Weinsberger Bürgerschaft gekommen zu sein. Bereits am 8. Juli 1323 befahl nämlich Ludwig IV. seinem Landvogt in Schwaben, die Stadt Weinsberg in allen Dingen zu schützen, weil die Bürger und die Stadt dem König und dem Reich angehören und der Herr von Weinsberg außer der gewöhnlichen Steuer keine weiteren Rechte an ihnen habe. Ferner trug er dem Landvogt auf, die Stadt vor Pfändungen für die Weinsberger Herrschaft zu schützen<sup>32</sup>. Dieses Mandat stellt zweifelsohne den Bezug zum 1375 angesprochenen Schirm Eberhards des Alten von Württemberg über die mit Heilbronn und weiteren Reichsstädten verbündete Stadt Weinsberg her. Wir dürfen damit den Ausbruch der offenen Streitigkeiten zwischen der Weinsberger

28 Vgl.: Fischer: Urkunden (wie Anm. 2), S. 142 Nr. 3: *Item Cuncz Rülin, der alt schultheiß von Winßperg megenant, der ... sagt auch me ... daz die burger in der stat zu Winßperg verbrenten der herren von Winßperg vorgeant edeler lüte, priester und ir armen lüte hüser die da stunden zwieschen der stat und der burg und deten in damit großen schaden.*

29 Vgl.: Fischer: Urkunden (wie Anm. 2), S. 69 f Nr. 1.

30 Vgl.: Hofacker (wie Anm. 26), S. 207 u. Anm. 84.

31 Weller (wie Anm. 11), Bd. 2, S. 677 f Nr. 803/8: „1333 Mai 3. Schultheißen, Richter und Bürger der Stadt Weinsberg stellen eine Urkunde darüber aus, daß, nachdem der Edle ihr gnädiger Herr Konrad selig von Weinsberg der alte mit Zustimmung seiner Söhne und Erben sowie der Stadt im Jahre 1322 an St. Nicolaustag (Dezember 6) seine eheliche Hausfrau Agnes von Brauneck wegen eines Teils ihrer Heimsteuer und Morgengabe auf die Steuer und Beete zu Weinsberg ...bewiesen habe ...“.

32 F. Battenberg (Bearb.): Die Zeit Ludwigs des Bayern und Friedrich des Schönen 1314–1347 (Urkundenregesten zur Tätigkeit des Deutschen Königs- und Hofgerichts bis 1451 5) Wien 1987, S. 35 Nr. 56; auch: Mommsen (wie Anm. 3), S. 399 f Nr. 13; Hofacker (wie Anm. 26), S. 207.

Bürgerschaft und den Herren von Weinsberg auf Ende Juni bzw. Anfang Juli 1323 fixieren. Der Todestag Konrads des Alten von Weinsberg, der 20. August 1323, markiert – nach der zweiten, glaubwürdigeren Variante von 1375 – den Zeitpunkt, zu dem die Bürger die Vorbürgsiedlung zerstört und mit dem Aushub des Stadtgrabens und dem Palisadenbau auf der städtischen Westseite begonnen hatten. Die weiteren, 1375 für diese Ereignisse gegebenen Datierungshilfen widersprechen dem nicht. Der alte Weinsberger Schultheiß Kunz Rülín sagte aus, daß in jenen Tagen die Stadt weder einen Rat noch einen Bürgermeister gehabt habe, sondern alle Rechte bei den Herren von Weinsberg gewesen seien<sup>33</sup>. Tatsächlich ist bislang keine Urkunde der beiden Gegenkönige Ludwig IV. und Friedrich dem Schönen bekannt, die vor der eben erläuterten vom 8. Juli 1323 in das Verhältnis zwischen Stadtherren und Bürgerschaft verändernd eingegriffen hätte. Infolgedessen konnten die Herren von Weinsberg bis dahin ihren Herrschaftsanspruch über die Stadt auf die Verpfändungen sowohl der Reichssteuer als auch – was ausschlaggebend war – des Reichsteils an der Stadt an sie durch die deutschen Herrscher Albrecht I. und Heinrich II. in den Jahren 1301, 1303, 1310 und 1312 sowie auf die Vertragsbestätigung der Bürgerschaft von 1312 stützen<sup>34</sup>. Während das Amt eines Weinsberger Bürgermeisters erst 1354 bezeugt ist, wird das Ratsgremium erstmals mit einem Mandat Kaiser Ludwigs IV. von 1342 angesprochen<sup>35</sup>. Allerdings scheint sein allmähliches Werden in Urkunden von 1319 und 1331 auf, indem diese Stücke allein von der Weinsberger Bürgerschaft gesiegelt wurden und nicht – wie sonst belegt – Schultheiß, Gericht und gemeine Bürger als Siegler auftraten<sup>36</sup>. Diese nachweisbare, allerdings sehr langsam vor sich schreitende Ausformierung einer bürgerlichen Organisationsstruktur war andererseits die notwendige Voraussetzung für die Aufstände gegen die Stadtherrschaft in der Zeit vor dem 31. März 1312 und im Jahr 1323, die sicherlich nicht von dem als Weinsberger Herrschaftsträger fungierenden Schultheißen initiiert worden sind. Während Werner von der Klingen, der an der Fehde Konrads des Alten gegen Heilbronn teilgenommen hatte, vor 1375 nicht nachweisbar ist und somit keine Aussage zu seinem sicherlich hohen Alter getroffen werden kann, ist Kunz Rülín in Urkunden von 1360 und 1365 als Richter und noch von diesem Jahr an bis 1367 als Weinsberger Schultheiß belegt. 1371 trat er als siegelnder Bürger nochmals auf<sup>37</sup>. Er kann demnach als heran-

33 Vgl.: *Fischer*: Urkunden (wie Anm. 2), S. 142 Nr. 3.

34 Vgl.: *Hugo* (wie Anm. 3), S. 404 ff. Nrn. 114, 115; *Böhmer/Ficker* (wie Anm. 11), S. 434 Nr. 621, S. 451 f Nr. 644; *Fischer*: Urkunden (wie Anm. 2), S. 69 f Nr. 1.

35 Bürgermeister: GLAK 67/889, fol. 72' [alt: fol. 41']; Rat: HZAN GHA K/3, Druck bei *Fischer*: Urkunden (wie Anm. 2), S. 70 Nr. 2: (1342) Mandat Kaiser Ludwigs gegenüber dem rat und der gemein zu Winsperg.

36 HStAS H 14 Bd. 213, fol. 430: (1319) *Daz diz steite und veste belibe dez hant die erberen lewte die burger zu Winsperg jr jnsigel gehencket an disen brief*; StAL B 169 U 85 (1331): *Dez zu urkunde und zu sicherheit haben wir die burger von Winsperc unsere stete jnsicel an disen brief gehenket*.

37 Vgl.: HStAS H 14 Bd. 173, fol. 61; StAL B 503/I U 880; HStAS A 498 U 44; GLAK 67/889, fol. 33', 34; HZAN GHA 2/28.

wachsender Jüngling durchaus Augenzeuge der Weinsberger Ereignisse im Sommer 1323 gewesen sein.

### Datierung des Schenkelmauerabbruchs

Für die zwischen Burg und Stadt Weinsberg verlaufenden Schenkelmauern läßt sich auf dem Hintergrund des bisher Besprochenen aussagen, daß sie beim Ausbruch des bürgerlichen Aufstandes Ende Juni/Anfang Juli 1323 noch vorhanden waren. Da die Quellen von 1375 aber nicht eindeutig erkennen lassen, ob mit dem Bau der Palisadenwand, dem Aushub des davor liegenden Stadtgrabens und dem Brand der Gebäude am Burgberg auch die beiden Mauerzüge abgebrochen oder diese zu einem späteren Zeitpunkt niedergelegt worden sind, müssen zur Klärung dieses Sachverhalts weitere Aspekte beleuchtet werden. Die heute anstelle der Palisadenwand von 1323 in Resten noch vorhandene Westmauer – deren Existenz 1375 anklingt – ist aus Buckelquadern aufgeführt, dem Baumaterial staufischer Befestigungstechnik. Diese Quadersteine können in ihrer Masse nur von den Schenkelmauern stammen, woraus eine Gleichzeitigkeit zwischen deren Abbruch und dem Bau der westlichen Stadtmauer augenfällig wird. Nun ist es jedoch sehr unwahrscheinlich, daß die Bürgerschaft nach dem Kosten verursachenden Bau einer zwar vorläufig, doch haltbar errichteten Palisadenwand dieselbe gleich darauf durch eine Mauer ersetzt hat. Schenkelmauerabbruch und Westmauerbau dürften also nach 1323 geschehen sein. Diese Überlegung findet ihren Widerhall in einer Urkunde vom Mai 1332. Mit ihr bestätigte die Weinsberger Ministerialenfamilie Stemmler gegenüber Engelhard-Konrad und Konrad-Engelhard von Weinsberg, zwei weiteren Söhnen Konrads des Alten und Brüdern des Einäugigen<sup>38</sup>, daß die beiden den Stemmlern erlaubt hatten, ihr Haus unter der Burg Weinsberg, also zwischen Stadt und Burg am Burgberg, abzurechen und es außerhalb der Stadt auf dem Weiher<sup>39</sup> wieder aufzubauen. Außerdem verpflichtete sich die Familie zum Bau eines neuen Hauses auf dem alten Grundstück, wenn wieder Freundschaft zwischen den Herren von Weinsberg und der Stadt herrsche<sup>40</sup>. Aus der Urkunde lassen sich drei Tatbestände und – für den Bestand der Schenkelmauern – eine Schlußfolgerung herausfiltern:

1. Die Gebäude am Burgberg wurden nach dem Brand im Sommer 1323 wieder aufgeführt.
2. Im Frühling 1332 befand sich die Stadt mit den Herren von Weinsberg in einer ersten Auseinandersetzung,

38 Wie Anm. 21.

39 HZAN GHA N/7R: *uf dem Wyer*; Etwa 2 km südöstlich des Stadtkerns, zwischen Autobahnzufahrt im Weinsberger Stadtseetal und dem Brühlbach, vgl.: M. Dumitrache/S. M. Haag: Archäologischer Stadtkataster Weinsberg, Stuttgart 2000, Kapitel 2.2.3.1.

40 HZAN GHA N/7R; bereits 1861 machte Bauer (wie Anm. 3), S. 446, 454, auf diese Urkunde aufmerksam, doch unterließ er es, sie mit den Schenkelmauern in Zusammenhang zu bringen.

3. die für den Fortbestand dieser Vorbürgsiedlung so bedrohlich wurde, daß diese geräumt wurde.
4. Die Schenkelmauern dürften zum Zeitpunkt der Urkundenausstellung noch vorhanden gewesen sein, da die Existenz einer nach Norden und Süden offenen Siedlung direkt unterhalb der Weinsberger Burg aus befestigungstechnischen Gründen sehr unwahrscheinlich anmutet.

Der Punkt 2 erscheint in Anbetracht der reichsgeschichtlichen Umstände zunächst seltsam. Nach dem Tod Friedrichs des Schönen im Januar 1330, mit dem sich Ludwig der Bayer 1325 in dem sogenannten Trausnitzer Sühne-Vertrag geeinigt hatte, finden wir nämlich alle Glieder der Weinsberger Herrenfamilie auf der Seite des Bayern<sup>41</sup>. Die Bürgerschaft fand ebenfalls ihren Rückhalt für diese neuerlichen Streitigkeiten in Ludwig IV., der sie 1330 von auswärtiger Gerichtsbarkeit und von Pfändbarkeit befreit hatte<sup>42</sup>. Weitere Unterstützung fand die Stadt durch ihren Beitritt zum Landfrieden vom 29. Juni 1331, in dem sich acht schwäbische Reichsstädte, darunter Heilbronn, Wimpfen und Schwäbisch Hall, mit Zustimmung des Kaisers zum gegenseitigen Beistand verbündet hatten<sup>43</sup>. Dieser Städtebund wurde im November desselben Jahres um weitere 14 Reichsstädte, die Söhne Ludwigs IV. und dessen engsten Beraterkreis erweitert<sup>44</sup>. In Anbetracht dieser engen Vernetzung mit anderen Reichsstädten und den treuesten Parteigängern des als Städtefreund bekannten Ludwigs IV. konnte es die Weinsberger Bürgerschaft durchaus wagen, den Kampf gegen die Herrschaft aufzunehmen, welcher die Ausstellung der Urkunde vom Mai 1332 letztendlich veranlaßte.

Diese Quelle ist das einzige Zeugnis, das über den Bestand der Vorbürgsiedlung Auskunft gibt, abgesehen von den Notariatsinstrumenten aus dem Jahr 1375, in denen die Zeugen von vergangenen – oben auf Sommer 1323 fixierten – Zuständen berichteten. Nachdem die Siedlung 1332 geräumt wurde, scheint sie nicht mehr aufgesiedelt worden zu sein. Dieser Umstand kann als Indiz für den Abbruch der Schenkelmauern zwischen Mai 1332 und Anfang 1333 gewertet werden. Die

41 Vgl.: *H. Thomas*: Deutsche Geschichte des Spätmittelalters 1250–1500, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1983, S. 173; Während Engelhard von Weinsberg schon im Dezember 1322 auf der Seite des Bayern steht und 1328 als Teilnehmer am Romzug Ludwigs IV. bezeugt ist, tauchen die Familienmitglieder Konrads des Alten von Weinsberg erst ab Juni 1330 als Begünstigte Ludwigs IV. auf, vgl.: *Boehmer* (wie Anm. 27), Nrn. 507 (1322), 1148 (1330), Supplement 3 Nr. 3289 (1330); *R. Frhr. v. Stillfried/T. Bender*: Monumenta Zollerana. 2. Bd.: Urkunden der fränkischen Linie 1235–1332, Berlin 1856, Nr. 644 (1328).

42 *Mommsen* (wie Anm. 3), S. 407f Nr. 25.

43 Die von den daran teilnehmenden Städte gesiegelten Ausfertigungen sind sämtlich registriert von *K. Ruser* (Bearb.): Die Urkunden und Akten der oberdeutschen Städtebünde vom 13. Jahrhundert bis 1549, Bde. 1 und 2/2, Göttingen 1979, 1988, Bd. I, S. 482–485 Nrn. 547–553; die von den Weinsberger Bürgern gesiegelte Urkunde liegt verwahrt im StAL B 169 U 85; zur Funktion des städtischen Schutzbündnisses vgl.: *K. Börschinger*: Der Bund vom 20. November 1331 zwischen den Söhnen Kaiser Ludwigs des Bayern, Bischof Ulrich von Augsburg und 22 schwäbischen Reichsstädten, in: *WVjH NF 14* (1905), S. 347–393, hier insbesondere S. 355–361.

44 Vgl.: *Börschinger* (wie Anm. 43), S. 363–368.

Schlußdatierung ergibt sich aus einer Urkunde vom 3. Mai 1333, mit der die Weinsberger Bürgerschaft gegenüber Agnes von Brauneck, der Witwe des 1323 verstorbenen Konrads des Alten von Weinsberg, eine 1331 ihr gegenüber eingegangene Zahlungsverpflichtung bestätigte<sup>45</sup>. Daraus lassen sich für das Verhältnis zwischen Stadt und Herrschaft Weinsberg ab Anfang 1333 wieder halbwegs friedliche Beziehungen ableiten. Diese scheinen bis um 1370 angedauert zu haben. Erst in diesem Jahr erfahren wir von neuerlich aufgekommenen Streitigkeiten zwischen den beiden Kontrahenten<sup>46</sup>.

Wie oben ausgeführt, sprachen die Zeugen 1375 von den Mauerzügen zwischen Burg und Stadt in weit zurückliegender Vergangenheit. Daraus kann für den Ersatz der Palisaden durch die Westmauer und für die Existenz der Schenkelmauern die Zeit der um 1370 zwischen Engelhard von Weinsberg, dem Enkel Konrads des Alten, und den Städten Heilbronn und Weinsberg geführten Fehde ausgeschlossen werden. Der Mauerabbruch muß infolgedessen früher erfolgt sein. Im Frühjahr 1332 wurde die Vorburgsiedlung am Burgberg geräumt und danach offenbar nicht wieder aufgesiedelt. Ausschlaggebend dafür dürften die in der Folgezeit fehlenden Befestigungen im Norden und Süden, die Schenkelmauern, gewesen sein. Da nun das Verhältnis zwischen Herrschaft und Stadt in der Zeit zwischen Frühjahr 1333 und 1369/70 anscheinend ohne größere Reibungen geblieben ist, müssen wir den Abbruch der Schenkelmauern und den Ersatz der Palisadenwand auf der westlichen Stadtseite durch die Buckelquadermauer in das zweite Halbjahr 1332 datieren.

### Topographischer Ist-Bestand

Weder von den einst existierenden Mauerzügen zwischen Burg und Stadt noch von der dazwischen liegenden Vorburgsiedlung zeichnen sich nach mehr als 650 Jahren irgendwelche Reste topographisch ab. Dies ist auf den Weinbau zurückzuführen, der über den ganzen Zeitraum hinweg auf dem Gelände intensiv betrieben worden ist. Nur der im Sommer 1323 ausgehobene Graben läßt sich heute noch am Burgweg, der sogenannten Bettelohle, erkennen. Er verläuft zwischen städtischer Bebauung und dem Weinbaugebiet am Hang des Burgberges. Vor allem der Blick von der Weibertreu ins Tal läßt erkennen, daß dieser Einschnitt von Menschenhand herrührt und das Gelände ehemals von der Burg zur Stadtkirche hin sanft ausgelaufen ist.

45 Weller (wie Anm. 11), Bd. II, S. 677f Nr. 803/8.

46 Vgl.: Bauer (wie Anm. 3), S. 454; Schumm (wie Anm. 4), S. 210f; Urkunde vom 11. Januar 1370 in 2 Ausfertigungen: StAL B 189 U 62 und HZAN GHA M/1 Richtigungen; Regestiert von: Ruser (wie Anm. 43), Bd. 2/2, S. 1123–1125 Nr. 1130.



Abb. 1 Urkatasterplan von 1834 (die 1834 noch vorhandenen Teile der Stadtumwehrung sind durch Verf. hervorgehoben): — Stadtmauer um 1200; - - - - Stadtmauer des frühen 14. Jahrhunderts; ····· Fußweg; Nr. 0: Wolfsturm; Nr. 10: Spital; Nr. 12: Haus Spitalgasse 5, mit Resten der Stadtmauer im Erdgeschoß; Nr. 283a: Malefiz-, Diebs- oder Geisterturm; Nr. 288: Küh-, Säu- oder Wachturm (Vorlage entnommen aus: S. M. Haag/F.-P. Ostertag: Zur Baugeschichte der Oberamtsstadt Weinsberg, Weinsberg 1995, Tafel 6).

### Kartenbefund

Die erste topographisch einigermaßen zuverlässige Karte von Weinsberg mit Burgberg und Burgruine stammt von dem herzoglich württembergischen Guidencorps. Sie wurde 1761 gezeichnet<sup>47</sup>. Hierauf ist kein Anhaltspunkt zu erkennen, der auf einst existierende Mauern zwischen Burg (-ruine) und Stadt Weinsberg hinweist. Anders verhält es sich mit dem 1834 angefertigten Urkatasterplan der Stadt Weinsberg<sup>48</sup> (Abb. 1). Dieser Plan zeigt auf der Nordwestseite der Stadt außerhalb der Stadtummauerung am Burgberg zwischen den Flurstücken 707 und

47 HStAS N 5 Nr. 2; bezüglich ihrer Zuverlässigkeit vgl.: S. M. Haag: Historische Weinsberger Stadtpläne, in: Jahrbuch für die Stadt Weinsberg 1992, S. 168–176, hier S. 172.

48 S. M. Haag/F.-P. Ostertag: Zur Baugeschichte der Oberamtsstadt Weinsberg, Weinsberg 1995, Tafel 6.

708 einen schmalen Fußpfad (gepunktet), der als gedachte Verlängerung des sich südlich von ihm befindenden, in Süd-Nord-Richtung verlaufenden Stadtmauerstücks gedeutet werden kann. Wird diese Linie gedanklich weiter nach Norden verlängert, trifft sie auf die nicht in dieses Katasterblatt aufgenommene Burg.

### Erwägungen zum Mauerverlauf

Der topographische Befund ließ die urkundliche Aussage über die einstige Existenz der Schenkelmauern als unglaubwürdig erscheinen. Dennoch versuchen Hi-

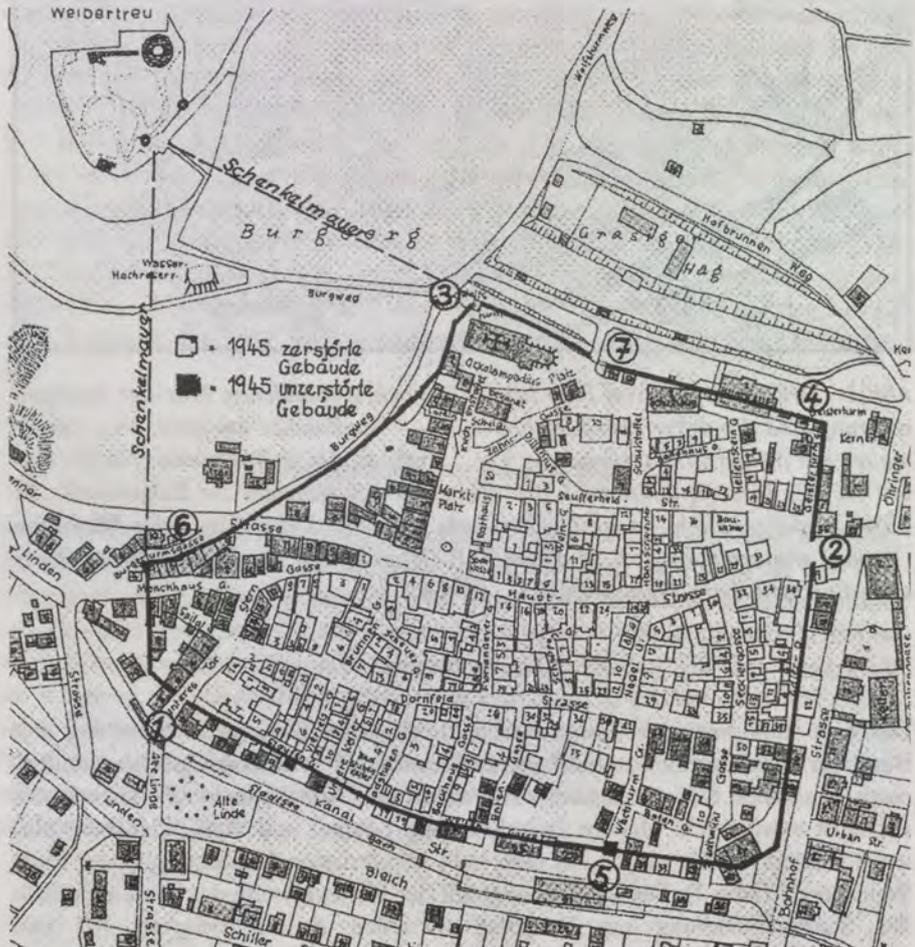


Abb. 2 Zeichnerische Rekonstruktion der Schenkelmauern, gefertigt von F.-P. Ostertag (aus: F.-P. Ostertag/R. Becker: Weinsberg – Bilder aus seiner Vergangenheit, Weinsberg 1970, S. 17).

storiker und Heimatforscher seit mehr als 120 Jahren, die Mauer aufgrund der beiden Quellenzeugnisse von 1375 nachzuweisen. Der Öhringer Dekan Adolf Fischer machte in diesem Sinne als erster 1874 auf sie aufmerksam<sup>49</sup>. Eine Rekonstruktion wagte 1970 der inzwischen verstorbene, langjährige ehrenamtliche Weinsberger Stadtarchivar Fritz-Peter Ostertag<sup>50</sup> (Abb. 2). Er verlängerte auf der Grundlage eines Weinsberger Stadtplans von 1928 zeichnerisch das hinter dem ehemaligen Weinsberger Spital (Abb. 1, Nr. 10) nach Norden verlaufende und bald darauf jäh nach Osten abknickende Stadtmauerstück nördlich zur Burg hin und definierte diese gedachte Linie als – von der Burg her gesehen – südliche Schenkelmauer. Bei der – wieder aus Blickwinkel der Burg – östlichen Schenkelmauer verlängerte Ostertag die hinter der Kirche (Abb. 1, Nr. 46) sich hinziehende Stadtmauer zeichnerisch in westlicher Richtung. Mit dieser Linie traf er ebenfalls auf die 1823/24 vom Weinsberger Frauenverein eingerichtete Fußpforte der Burg. Haag übernahm diese Rekonstruktion 1995 in die ‚Weinsberger Baugeschichte‘ und untermauerte sie nochmals mit den vorhandenen urkundlichen Belegen<sup>51</sup>.

### Geophysikalische Messungen

Es ergab sich nun folgende Situation: Einerseits war die einstige Existenz der Schenkelmauern urkundlich einwandfrei nachgewiesen, andererseits gab es lediglich Vermutungen über ihren ehemaligen Verlauf. Da der Burgberg in seinem oberen Teil zur Sachgesamtheit Burg Weinsberg bzw. Weibertreu gehört und unter Denkmalschutz steht und im unteren Bereich als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen ist, verboten sich archäologische Sondierungsgrabungen. In den letzten Jahren haben sich aber völlig neue Nachweisverfahren in der Archäologie etabliert, nämlich Georadar- und Elektrische Leitfähigkeitsmessungen<sup>52</sup>. So wurde schon 1990 das mittelalterliche, 1793 abgebrannte Quartier Brandstatt in Schwäbisch Gmünd mittels geophysikalischen Meßtechniken zur Vorbereitung archäologischer Grabungen untersucht<sup>53</sup>. Seit August 1991 existiert beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg eine Arbeitsstelle für die Anwendung derartiger Verfahren bei der Archäologischen Denkmalpflege. Sie erforschte z. B. 1992 das römische Kastell in Bad Friedrichshall-Kochendorf<sup>54</sup>, und 1997 konnten mittels dieser

49 *Fischer*: Streit (wie Anm. 3), S 189.

50 *F.P. Ostertag/R. Becker*: Weinsberg – Bilder aus seiner Vergangenheit, (Weinsberg 1970), S. 17.

51 Vgl.: *Haag/Ostertag* (wie Anm. 48), S. 24f, Abb. 16; der hierbei unternommene Datierungsversuch auf die Zeit vor 1312 konnte mit der vorliegenden Abhandlung korrigiert werden.

52 Beide Verfahren beruhen auf der Aussendung elektromagnetischer Impulse und deren durch die Bodenstruktur hervorgerufenen veränderten Empfang. Aufgrund dieser Änderungen lassen sich Aussagen zur Struktur des Bodens treffen.

53 Vgl.: *C. Dietz/U. Gross*: Schwäbisch Gmünd-Brandstatt, Geschichte eines Stadtquartiers (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 39), Stuttgart 1998, S. 9f, 13.

54 Vgl.: *H. v. d. Osten*: Naturwissenschaften und Denkmalpflege (4). Die Geophysik am Landesdenkmalamt im Aufbau, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 21/1 (1992), S. 25–33.



Abb. 3 Georadmessung im Juli 1998 am Weinsberger Burgberg, links die 500 MHz-Antenne (Kasten auf dem Grasboden), die durch ein Kabel mit dem im Auto befindlichen Rechner verbunden ist (Foto: Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

Technik die Grundmauern des römischen Gutshofes in Epfendorf (Kreis Rottweil) vollständig erfaßt werden<sup>55</sup>. Selbst das antike Troja Homers wurde 1992 und 1993 vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege mittels magnetischer Prospektion erfaßt<sup>56</sup>. Auch ein Tagungsband über geophysikalische Anwendungen in der Archäologie ist inzwischen unter dem Titel ‚Unsichtbares sichtbar machen‘<sup>57</sup> erschienen.

Der Einsatz dieser neuartigen archäologischen Methoden bot sich auch für die Weinsberger Fragestellung zur letztendlichen Beweisführung an. Unter Zuhilfe-

55 Ders.: Geophysikalische Prospektion der Villa rustica in Epfendorf, Kreis Rottweil, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1997, hrsg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1998, S. 93 f.

56 H. Becker/H. G. Jansen: Magnetische Prospektion 1993 der Unterstadt von Troia und Ilion, in: *Studia Troica* 4 (1994), S. 105–114; H. Becker: Die Suche nach der Stadtmauer des homerischen Troia. Eine Testmessung zur magnetischen Prospektion mit dem Cäsium-Magnetometer. *Denkmalpflege Informationen*, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Ausgabe D Nr. 18/22 (März 1993).

57 H. v. d. Osten-Woldenburg [Red.]: *Unsichtbares sichtbar machen. Geophysikalische Prospektionsmethoden in der Archäologie. Kolloquium vom 27. Oktober 1994 in Leipzig. Veranstalter vom Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 41)*, Stuttgart 1998.

nahme von ausgewiesenen Fachleuten<sup>58</sup> wurden die Messungen an zwei Meßtagen im Spätjahr 1997 und im Juli 1998 (Abb. 3) durchgeführt. Durch diesen zeitlichen Abstand konnten die Witterungseinflüsse auf die Bodenverhältnisse weitgehend ausgeschaltet werden. Gesucht wurden aber nicht etwa vollständig erhaltene Mauerstücke, sondern massive Bodenverwerfungen und Bodenveränderungen, die durch den Abbruch des Zweischalenmauerwerks, das Übriglassen des sich dazwischen befindlichen Füllmaterials und später erfolgte Zuschüttungen entstanden sind.

Insgesamt wurden 22 Meßstrecken mit dem Georadar<sup>59</sup> und dem Geo-Elektrischen-Leitfähigkeitsmeßgerät gefahren<sup>60</sup> (Abb. 4). Viele Messungen in den Weinbergen waren von Störungen überlagert, die aus Metalleinbauten, Zäunen, Hütten und Wegen resultierten. Außerdem wurden die Georadarmessungen durch einen hohen Tonanteil des Bodens erschwert.

### Mauersuche im Gelände östlich der Burg

Trotz der erschwerten Meßumstände waren die Messungen schließlich erfolgreich, wenn sich auch zunächst ein anderes Bild abzeichnete. So wurden im Herbst 1997 auf der Ostseite der Burg bei den von Ostertag (Abb. 2) vermuteten Stellen umfangreiche Messungen durchgeführt, doch konnten hier keinerlei Bodenstörungen gefunden werden. Die Meßstrecken wurden deshalb immer weiter nach Norden verlegt. Schließlich konnten auf der Flucht vom Wolfsturm (Abb. 1, Nr. 0) zum ehemaligen ersten Burgtor bei drei auf verschiedenen Höhenlinien gefahrenen Meßstrecken zum Teil massive, 4 Meter breite Bodenstörungen festgestellt werden. Im südlichen Anschluß daran erbrachte das Georadar in 4 bis 5 Meterabständen geringfügigere Verwerfungen im Boden. Abbildung 5 zeigt das Radargramm der fündigen Meßstrecke G 9 (vgl. Abb. 4). Es zeigt zwischen 11 und 20 Metern – vom Profilstartpunkt aus gemessen – eine wesentlich erhöhte Reflektivität. Die im Juli 1998 durchgeführten Messungen bestätigten diesen Gesamtbefund. Es liegt der Schluß nahe, daß es sich bei der nördlichen, 4 Meter breiten Zone um eine Fläche handelt, die nach dem Abbruch des Mauerzuges verfüllt wurde. Die im Anschluß daran bis zum Endpunkt der Messungen registrierten Störungen können mit ehemaliger Bebauung interpretiert werden. Im Januar 1998 wurden auf halber Höhe des Burgberges im Fundbereich der Meßstrecke G 9 (vgl. Abb. 4) acht

58 Die Verfasser danken hiermit Prof. Dr. Matthias Nimmesgern (FH Würzburg), Dr. Savade (Geo-Physiker, Stuttgart), Dipl.-Physiker Tobias Gut und Dipl.-Geologe Hans Martin Schuler (beide Überlingen).

59 Durchgeführt wurden die Georadarmessungen mit der 300 MHz-Antenne sowie mit der 500 MHz-Antenne.

60 Die Meßergebnisse sind dokumentiert von T. Gut/H. M. Schuler (Ingenieurgesellschaft für Geophysikalische Meßtechnik m.b.H., Überlingen): Geophysikalische Messungen zur Erkundung der historischen Stadtmauer von Weinsberg, Protokoll vom 17.7.1998.



Abb. 4 Gefahrene Meßstrecken, eingetragen in das moderne Katasterblatt: — G – Georadarmmessungen; E – Bereiche, in denen Geo-Elektrische-Leitfähigkeitsmessungen durchgeführt wurden; — Rekonstruktion der Stadtummauerung um 1200; - - - Rekonstruktion der Mauer aus dem 14. Jahrhundert; ····· Schenkelmur (Entwurf: Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

Rammsondierungen mit der leichten Rammsonde niedergebracht. Das Rammdiagramm B 6 (Abb. 6) zeigt sehr deutlich, daß nach der landwirtschaftlichen Bearbeitungszone von etwa 30 cm Stärke ein geschütteter Boden<sup>61</sup> mit einer Mächtigkeit von etwa 1 Meter ansteht. Als nächste Schicht wird ein loser Steinverband angenommen, der aus Resten der Schenkelmur besteht. Spuren an der Spitze der

61 Die Schüttung ergibt sich aus der geringen Schlagzahl von unter 3/10cm.



Abb. 5 Radargramm von Profil G 9 (aufgenommen von T. Gut/H. M. Schuler, Ingenieurgesellschaft für Geophysikalische Meßtechnik m.b.H., Überlingen).

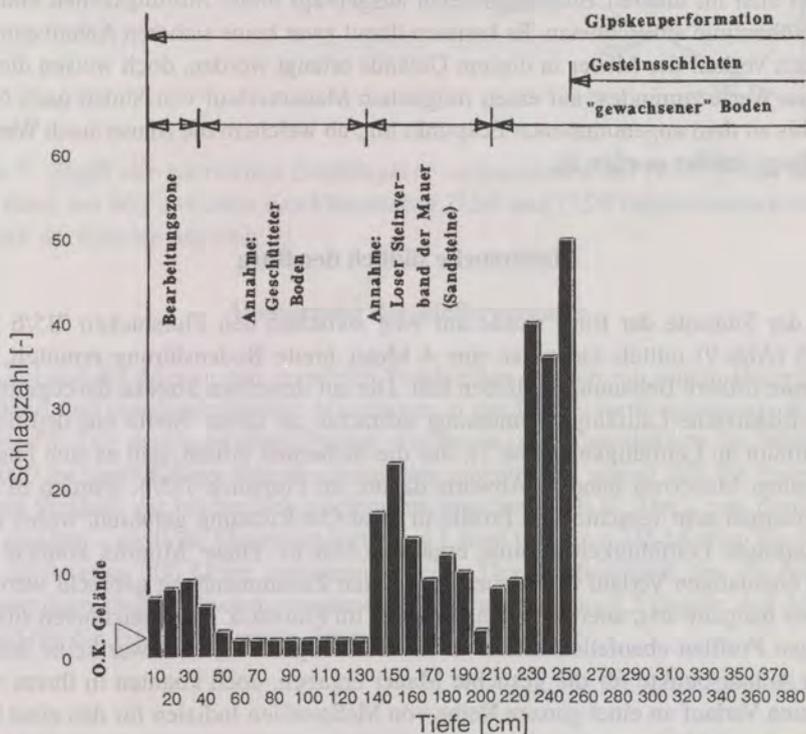


Abb. 6 Rammdiagramm B 6, ausgeführt mit leichter Rammsonde im Januar 1998 (aufgenommen von M. Nimmesgern, aufbereitet von der Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

Rammsonde ließen sich nämlich eindeutig auf das Material Sandstein zurückführen. Dieses gehört jedoch in dieser Höhenlage nicht zum gewachsenen Boden; allerdings ist Sandstein der Baustoff, aus dem die noch vorhandene Bausubstanz auf der Burg und der Stadtummauerung besteht. Ab 2,20 Meter Tiefe traf die Sonde auf Felsschichten des Gipskeupers. Die im Juli 1998 an dieser Stelle durchgeführten Messungen ließen deutliche Strukturen in etwa 2 Metern Tiefe sichtbar werden, bei denen es sich einwandfrei um Mauerreste oder Fundamente handelt<sup>62</sup>.

Aufgrund der auf der Ostseite der Burg erzielten Meßergebnisse hätte die Schenkelmauer in ihrer gedachten Verlängerung an der Stadt vorbei in das einstige Vorfeld der städtischen Befestigungsanlagen geführt. Damit hätte sie aber ihren verteidigungstechnischen Sinn und Zweck entbehrt, nämlich Burg und Stadt mit einer Mauer zu verbinden. Um diese Funktion zu erfüllen, dürfte die von der Burg nach Osten abgehende Mauer an einem Eckpunkt nach Süden zum Wolfsturm (Abb. 1, Nr. 0) hin abgelenkt gewesen sein. Zur Klärung dieser Fragestellung wurden im Juli 1998 mittels Geo-Elektrischer-Leitfähigkeitsmessung fünf Profile im Abstand von jeweils fünf Metern von Westen nach Osten parallel zum Gefälle gefahren, wobei sich im unteren Burgbergbereich ausgeprägt breite Störungszonen entlang der Höhenlinie abzeichneten. Es konnten damit zwar keine sicheren Anhaltspunkte für den Verlauf der Mauer in diesem Gelände erlangt werden, doch weisen die erzielten Werte zumindest auf einen möglichen Mauerverlauf von Süden nach Norden bis zu dem angenommenen Eckpunkt hin, ab welchem die Mauer nach Westen zur Burg geführt worden ist.

### Mauersuche südlich der Burg

Auf der Südseite der Burg wurde am Weg zwischen den Flurstücken 715/6 und 715/5 (Abb. 9) mittels Georadar eine 4 Meter breite Bodenstörung ermittelt, die auf eine frühere Bebauung schließen läßt. Die auf derselben Strecke durchgeführte Geo-Elektrische-Leitfähigkeitsmessung erbrachte an dieser Stelle ein deutliches Minimum an Leitfähigkeit (Abb. 7), das die Sicherheit erhöht, daß es sich hierbei um einen Mauerrest handelt. Abwärts davon, im Flurstück 715/5, wurden in den Weinbergen acht verschiedene Profile in West-Ost-Richtung gefahren, wobei sich ausgeprägte Leitfähigkeitsminima ergaben (Abb. 8). Diese Minima können mit dem ehemaligen Verlauf der Mauer in direkten Zusammenhang gebracht werden. Weiter hangabwärts, aber auch hangaufwärts im Flurstück 716/6 zeichneten sich in einigen Profilen ebenfalls Minima in der Leitfähigkeit ab, die zwar keine deutlichen Anhaltspunkte für die gesuchte Mauer ergaben, doch konnten in ihrem vermuteten Verlauf an einer ganzen Reihe von Meßprofilen Indizien für den einst hier vorhandenen Mauerzug gewonnen werden.

62 Dieses Ergebnis konnte durch Geo-Elektrische-Leitfähigkeitsmessung (GEM-300), bestätigt werden, die hier ein deutliches Minimum verzeichnete.

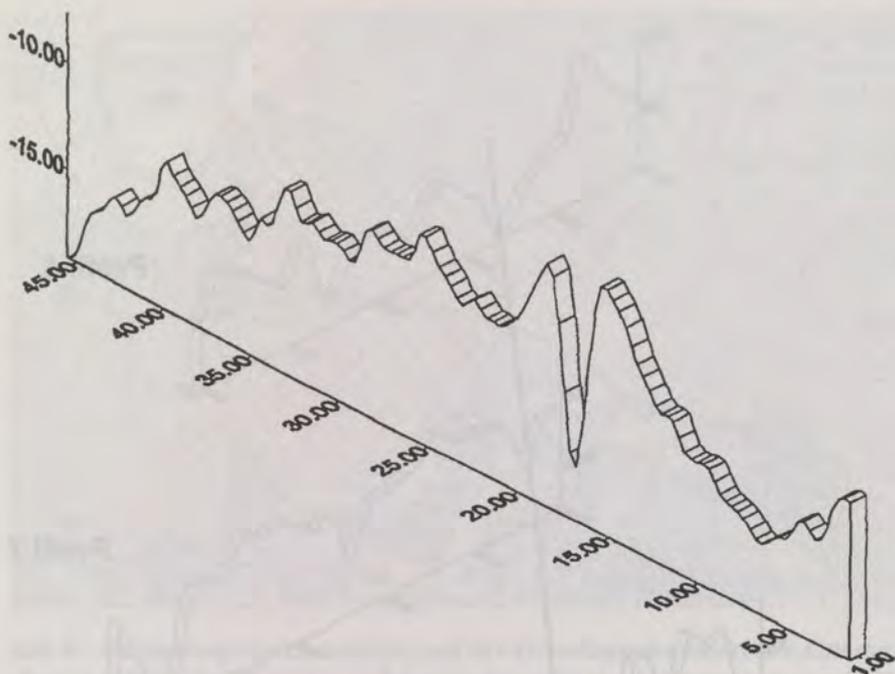


Abb. 7 Profil der elektrischen Leitfähigkeit, aufgenommen bei 19575 Hz im Süden der Burg, am Weg zwischen den Flurstücken 715/6 und 715/5 (aufgenommen von T. Gut/H. M. Schuler, wie Abb. 5).

### Auswertung der Meßergebnisse

Die anhand der Messungen geordneten Fundstellen wurden mit einem Holzpflock markiert und durch geodätische Messungen in das Landesvermessungsnetz eingebunden<sup>63</sup>. Die derart erfaßten Punkte wurden in die Katasterkarte im Maßstab 1:1000 im Gauß-Krüger-Koordinatensystem eingetragen, womit sich die mutmaßlichen Verläufe der beiden Schenkelmauern ergaben (Abb. 9). Der – von der Burg aus gesehen – südliche Mauerzug hatte eine Länge von etwa 235 Metern, der östliche dürfte etwa 200 Meter lang gewesen sein. Der Flächeninhalt des von beiden Mauerzügen eingeschlossen gewesenen Areals beträgt etwa 3,2 Hektar. Auf Abbildung 9 ist die Fläche mit einem Gitter gekennzeichnet.

63 Als Meßsystem wurde der Computer Tachymeter REC Elta 2 mit interner Registrierung und austauschbarem Datenspeicher verwendet. Die Reichweite dieses Systems liegt bei 6000 Meter, der Luftdruck und die Temperatur werden automatisch erfaßt. Dabei können folgende Genauigkeiten erreicht werden: bei der Distanzmessung eine Standardabweichung von  $2\text{ mm} + 2\text{ ppm}$ , bei der Winkelmessung eine Standardabweichung von  $\pm 0.2\text{ mgon} / 0.6''$ ,  $\pm 0.2\text{ mgon} / 0.6''$ .

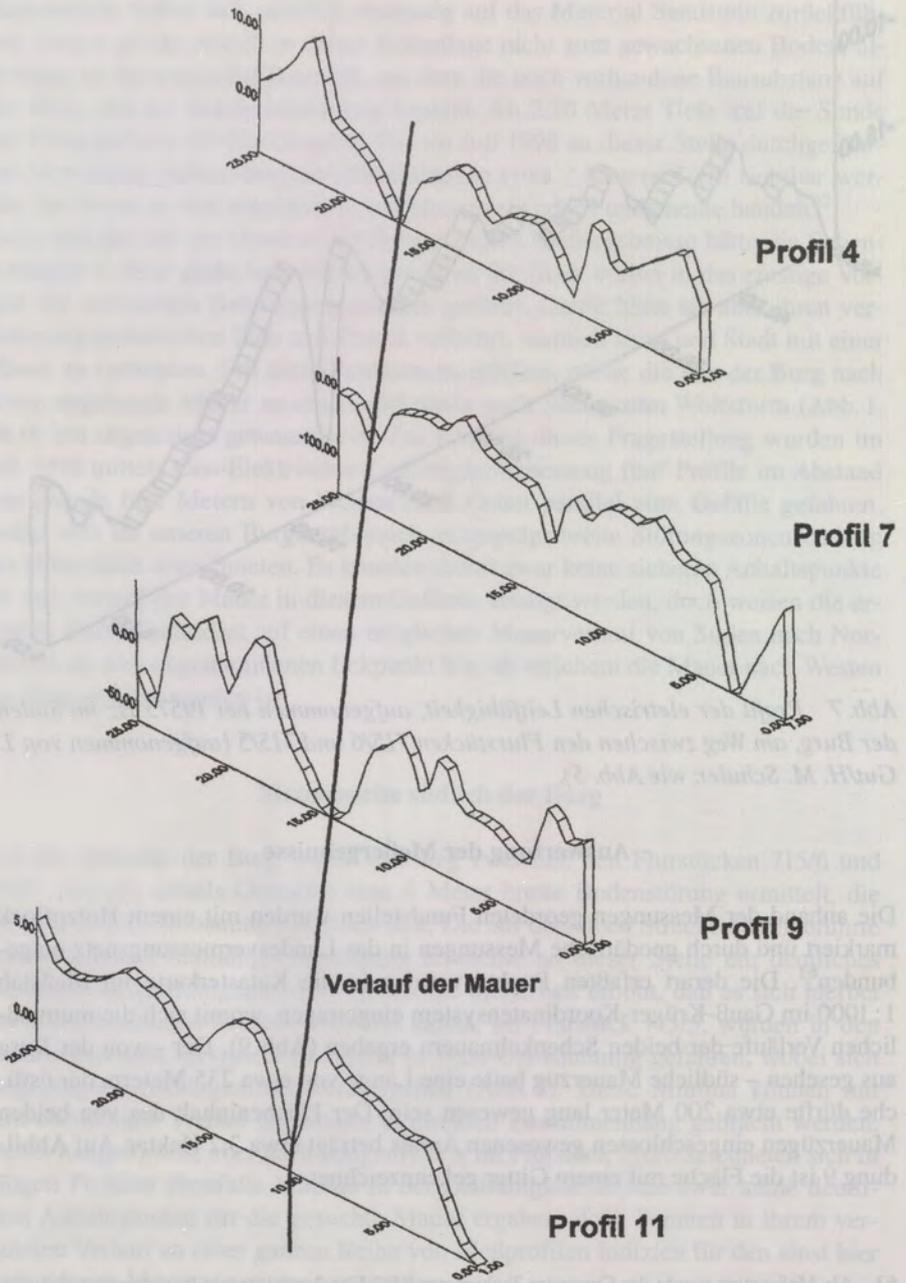


Abb. 8 Profile der elektrischen Leitfähigkeit im südlich der Burg gelegenen Flurstück 715/5, aufgenommen bei 9175 Hz (aufgenommen von T. Gut/H. M. Schuler; wie Abb. 5).



Abb. 9 Darstellung der Umweh rung auf der Grundlage des modernen Katasterplans der Stadt Weinsberg; — Rekonstruktion der Stadtummauerung um 1200; - - - - Rekonstruktion der Mauer aus dem 14. Jahrhundert; ····· Schenkelmauern; ## von den Schenkelmauern eingeschlossene Fläche der Vorbürgsiedlung (Entwurf: Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

Dieses Gelände war zumindest im flacher abfallenden, nördlichen Teil zwischen Burg und Kirche mit der Wohnbebauung der Vorbürgsiedlung besetzt gewesen, wie die Bodenstörungen beweisen, die hier in dichter Folge bei den Messungen ermittelt werden konnten (vgl. Abb. 5). Die diesbezüglichen Zeugenaussagen von 1375 fanden damit nach mehr als 600 Jahren ihre Bestätigung.

Dieselbe Feststellung läßt sich auch hinsichtlich der Schenkelmauern treffen. Während sich auf der Südseite der Burg der von Ostertag 1970 (Abb. 2) vermutete Mauerverlauf nahezu bestätigt hat, mußte aufgrund der Meßergebnisse der mutmaßliche Mauerverlauf auf der Ostseite korrigiert werden. Hier lief die Mauer wohl aus bautechnischen Gründen senkrecht zum Hang bis zu dem errechneten Punkt, an dem sie nach Süden abknickte, und von da an – der Höhenlinie folgend – auf den heute noch stehenden und auf Abbildung 9 eingezeichneten schrägen Mauerabgang am Wolfsturm zulief. Die entlang dieser nach Süden verlaufenden Linie gemessenen, sehr breiten Störungsfelder deuten daraufhin, daß dem Mauerzug in diesem Bereich ein Graben vorgelagert gewesen ist. Dieser darf als Doppelgraben angenommen werden, wie er im Vorfeld der nördlichen Stadtmauer, im so-



Abb. 10 Überlagerung der alten Ummauerung mit dem Weinsberger Stadtbild um 1970; — Rekonstruktion der Stadtummauerung um 1200; - - - Rekonstruktion der Mauer aus dem 14. Jahrhundert; ····· Schenkelmauern (Montage: Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

genannten Grasigen Hag, durch die Schickhardtsche Zeichnung<sup>64</sup> von 1610 (Abb. 11) bezeugt ist. Der vermutete Doppelgraben bildete die aus fortifikatorischer Sicht notwendige Fortsetzung des Haggrabens nach Norden hin bis zu einer – wahrscheinlich als Turm ausgeführten – Eckbefestigung der Schenkelmauer. Von diesem Eckpunkt läuft der gemessene Mauerverlauf direkt auf den ehemaligen mit zwei Türmen bewehrt gewesenen Haupteingang der Burg zu. Dies läßt für die Vorburgsiedlung einen separaten Eingang vielleicht auf halber Höhe der östlichen Schenkelmauer notwendig erscheinen. Daraus ist zu schließen, daß aus Gründen der Verteidigung zwischen Burg und Stadt keine Pforte vorhanden war. Die Bewohner des mittleren Burgberges dürften auf ihrem Weg in die Burg die Stadt durch ein Tor in der Schenkelmauer verlassen und das Burgtor passiert haben.

Der gemessene Verlauf der Südmauer läuft auf den Südwestturm des 1525 zerstörten Palas von Burg Weinsberg zu. Hinsichtlich der Verbindung zur Stadt deckt sich die Verlängerung des gemessenen Verlaufs mit dem entsprechenden Stadtmauerstück hinter dem Spital (Abb. 1, Nr. 10), wobei der schmale Fußpfad im Plan von 1834 (Abb. 1, gepunktet) ebenfalls – zumindest hilfswiese – auf den ehemaligen

64 HStAS N 220 A 50.

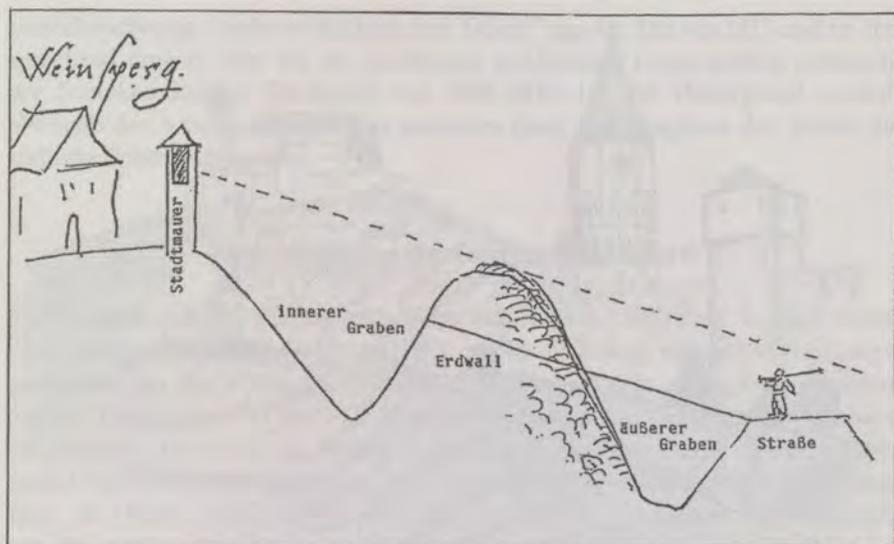


Abb. 11 Querschnitt durch den Grasigen Hag, Umzeichnung der 1610 von Heinrich Schickhardt gefertigten Zeichnung nach Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 220 A 50 (aus: Haag/Ostertag (wie Abb. 1), S. 84).

Mauerverlauf auf dieser Strecke hinweist. In diesem Bereich wurde der Hang beim Bau der Straße nach Heilbronn 1844/45<sup>65</sup> und abermals in neuerer Zeit beim Ausbau dieser Straße zur Bundesstraße 39 stark abgetragen. Beide Baumaßnahmen machen ein Auffinden von Bodenstörungen, die auf die einstige Schenkeltauer zurückgehen, unmöglich.

Richten wir noch kurz unser Augenmerk auf die mit 4 Metern Breite gemessenen Bodenstörungen. Analog zur Stadtmauer, die in den heute noch vorhandenen originalen Stücken eine Zweischaalenbauweise mit einer Stärke von 1,30 bis 1,50 Meter aufweist, müssen wir für die Schenkeltauern von einer entsprechenden Stärke ausgehen. Zum Ab- bzw. Ausbrechen der Quader waren beidseitig Gräben notwendig, woraus sich die breite Bodenstörung erklärt. Während die wertvollen Quader der beiden Schalen abgebrochen worden sind, dürfte das dazwischen befindliche minderwertige Füllmaterial stehen geblieben sein.

Die (Buckel-) Quader wurden mit Sicherheit beim Bau der westlichen Stadtmauer wieder verwendet. Nach deren teilweisen Abbruch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dürften die Quader als Böschungsbefestigung entlang des Burgweges ein weiteres Mal verwertet worden sein, zumindest sind hier noch heute beiderseits des Weges Buckelquader aufgesetzt.

65 Vgl.: Haag/Ostertag (wie Anm. 48), S. 39 ff.



Abb. 12 Bildhafte Umsetzung der Forschungsergebnisse: Die Stadt Weinsberg um das Jahr 1300 (Entwurf: Arbeitsgruppe Burg Weinsberg).

Abbildung 12 veranschaulicht die aus den urkundlichen Belegen und den verschiedenen Messungen gewonnenen Ergebnisse, wobei als Fixpunkt für die Zeichnung das Jahr 1300 gewählt wurde. Von einem Standpunkt im Bereich des heutigen Grasingen Hags nördlich der noch vorhandenen Stadtmauerreste zeigt sie links den 1806 abgebrochenen, in der Literatur als Weiberggefängnis bezeichneten Stadtmauerturm<sup>66</sup> auf halber Länge der nördlichen Stadtmauer. Rechts davon wird diese von der Johannes-Kirche überragt. Die Kirche ist mit dem Langhaus von 1200/10 und dem romanischen Chorturm von 1230/40 dargestellt, der seinerzeit mit Kreuzgesims und Turmhelm<sup>67</sup> abgeschlossen war. Das Langhausdach endet im Westen mit dem erst 1817/20 abgetragenen Steingiebel, der nicht wie gewöhnlich mit einem Kreuz, sondern mit einem Adler gekrönt war<sup>68</sup>. Entlang der Stadtmauer folgt nach der Kirche der Wolfsturm, von dem die Mauer aus nach Norden abgeknickt ist. Der weitere Verlauf der Stadt- bzw. der Schenkelmauer mit Türmen bis zum unteren, mit zwei Türmen bewehrten Burgtor wie auch die zwischen den beiden Mauerzügen befindliche Vorburgsiedlung ist anhand der Meßergebnisse rekonstruiert. Die Darstellung von Burg Weinsberg oder der ‚Weibertreu‘ folgt der Sil-

66 Vgl.: Dillenius (wie Anm. 3), S. 208.

67 Vgl.: E. Weismann: Zur Geschichte der Stadt Weinsberg, Weinsberg 1959, S. 143 ff.

68 Vgl.: Haag/Ostertag (wie Anm. 48), S. 169, und zum Adler als Krönung des Westgiebels S. 171.

berstiftzeichnung von Hans Baldung gen. Grien<sup>69</sup> aus der Zeit um 1515 und ist entsprechend ergänzt. Der vor der Stadtmauer gezeichnete Doppelgraben entspricht der Schickhardtschen Zeichnung von 1610 (Abb. 11). Im Hintergrund verläuft oberhalb des bebauten Burgberges zwischen Burg und Langhaus der Kirche die südliche Schenkelmauer.

### Neue Ansätze zu einer Besiedelungstheorie

Die quellenkundlich belegte und mittels naturwissenschaftlicher Technik bestätigte frühere Bebauung des Burgberges erhellt die bisher ungeklärte Siedlungsgeschichte der Stadt Weinsberg. Es kann nunmehr davon ausgegangen werden, daß die Besiedlung von der 1037 erstmals erwähnten Burg ausging und zunächst am mittleren Burgberg auf dessen Ostseite griff. Von dort dürfte sie sich weiter nach Osten ausgedehnt haben bis zur Johannes-Kirche, deren romanisches Langhaus die Herren von Weinsberg um 1200/10 als Ausdruck ihres Herrschaftsanspruchs repräsentativ auf halber Höhe zwischen Talsohle und Burg errichten ließen<sup>70</sup>. Mit dieser Lage bildete die Kirche das verbindende Glied zwischen Burg und Vorburgsiedlung einerseits und einer im Tal an der Handelsstraße von Schwäbisch Hall nach Heilbronn gegründeten Marktsiedlung andererseits. Diese Siedlung hatte ursprünglich die Aufgabe gehabt, die Bewohner der Burg und der Vorburgsiedlung sowie die Bevölkerung der umliegenden, später wüst gewordenen Orte wie Burckardswiesen oder Holshofen mit Handelsgütern aus fernerer Regionen zu versorgen<sup>71</sup>. Das zwischen Vorburgsiedlung und Marktsiedlung liegende Terrain wurde noch im 12. Jahrhundert von beiden Seiten her aufgesiedelt und um 1200 ummauert<sup>72</sup>. Auf der Westseite des ‚Städtle‘ wurden damals die Mauern zur Burg hochgezogen; jene Mauern, die im 2. Halbjahr 1332 abgebrochen worden sind und deren Verläufe nun mittels naturwissenschaftlicher Technik verifiziert werden konnten.

69 Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Hans Baldung – Skizzenbuch.

70 Haag: Römer (wie Anm. 6), S. 33 f.

71 Zu den Beweggründen der Stadtansiedlung vgl.: Haag: Römer (wie Anm. 6), S. 12–14.

72 Vgl. zu neuen Ansätzen der Weinsberger Besiedlungsgeschichte auch: Dumitrache/Haag (wie Anm. 39), Kapitel 2.3.1–2.3.3.



# Die Wandmalereien in der Johanneskirche zu Crailsheim. Ein Renaissancedekor aus nachreformatorischer Zeit

VON JULIANA BAUER

Im Herbst des Jahres 1657 hatte Markgraf Albrecht V. von Brandenburg-Ansbach dem Rat der Stadt Crailsheim den Auftrag erteilt, die *Stattkirche* St.Johannes im Zuge einer allgemeinen Innenrenovierung *illuminieren zu lassen*<sup>1</sup>. Der Grund dafür lag vor allem im ästhetischen Empfinden des Fürsten: *weile solche zimlich dunckel*<sup>2</sup>. Begonnen wurden die Arbeiten im Jahre 1658 – nebst den archivalischen Belegen verweist hierauf sichtbar die über dem Triumphbogen vermerkte Jahreszahl (Abb. 1).

Spezielle Hinweise auf die Künstler, die die Malereien ausführten, fanden sich bislang keine. Die erhaltenen Briefe von Markgraf, Rat und Stadtvogt (vgl. Anm. 1) sprechen jedoch bezüglich des „Ausweißens“ von einem Auftrag an den Gipser Michael Rauck und dessen Gesellen<sup>3</sup>. Rauck führte von 1646/47 bis zu seinem Tod im Jahre 1676 eine Gipser-, Tüncher- und Vergolderwerkstatt in Crailsheim und war seit den 50er Jahren auch als religiöser Bildermaler tätig<sup>4</sup>. Keineswegs un begründet war auch stets die Vermutung, in ihm den eigentlichen Schöpfer der Wandmalereien zu erkennen, war er nicht nur der einzige seinesgleichen im Crailsheim des mittleren 17. Jahrhunderts, sondern auch durchaus damit beauftragt gewesen, Fassaden dekorativ zu gestalten<sup>5</sup>. Als weiterführende Vergleiche können beispielsweise Darstellung und Erwähnung des fürstlichen Doppelwappens dienen: erhellt das Allianzwappen Albrechts V. und seiner zweiten Gattin Sophia

1 Vgl. Stadtarchiv Crailsheim, Repertorium „Crailsheim im Alten Reich“. *Acta, die Bau- und Reparationssachen auch den angeschafften Kirchen-Ornat bey der Johannes- und Capellen-Pfleg betr.*, 1501–1738, hier: Schreiben von Rat und Stadtvogt an Albrecht V. vom 3. Okt. 1658. Zwischen dem Markgrafen und dem Rat der Stadt Crailsheim fand in den Jahren 1658–1660 bezüglich der genannten umfassenden Renovierung und der Ausmalung der Johanneskirche ein reger Schriftwechsel statt (siehe u. a. auch: Schreiben vom 7. 3. und dem 11. 3. 1658, dem 19. 4. 1658 und dem 4. 2. 1659). Die betreffenden Akten und damit entsprechenden Nachweise wurden 1997 wiederentdeckt. 1852 hatte man die Malereien übertüncht; sie wurden bei der Neurenovierung der Kirche 1966 wieder freigelegt (vgl. *H. J. König (Hrsg.): Die Johanneskirche in Crailsheim*, Kirchberg 1967, S. 57 u. 62).

2 Siehe Anm. 1: Schreiben vom 3. Okt. 1658.

3 Siehe Anm. 1: Schreiben vom 7. März und vom 19. April 1658.

4 Vgl. *J. Bauer*: Der Crailsheimer Maler Michael Rauck. Das Lebensporträt eines volkstümlichen Malers, in: *WFr* 78 (1994), S. 37–56, hier: S. 37–40.

5 Vgl. Stadtarchiv Crailsheim, Bauamtsrechnungen 1656–1665.



Abb. 1 Gesamtansicht des Innenraums mit Blick in den Chor (erkennbar Wandmalerei am Triumphbogen) (Foto Schlossar, Crailsheim: neuer Kirchenführer).



Abb. 2 Detail von Abb. 1 (Wappen, Engel).

Margaretha von Öttingen, das sich über dem Scheitel des Triumphbogens findet (siehe Abb. 2), noch nicht den Namen seines Schöpfers, so bezeugt ein Eintrag in den städtischen Rechnungsbelegen von 1661 eine weitere Ausführung des Emblems durch Michael *Raucken*<sup>6</sup> – er hatte in jenem Jahr den Auftrag erhalten, das *Ziegelthor*, eines der ehemaligen Crailsheimer Stadttore, mit *gnädigster Herrschaft Wappen* zu zieren.

Eine Ausnahmeerscheinung bildete Rauck bezüglich seiner verschiedenen Aufgabenfelder nicht – auch waren die Grenzen der Tätigkeitsbereiche von Tünchern und Dekorationsmalern insbesondere im Spätmittelalter und der Renaissancezeit fließend<sup>7</sup>. Nicht selten hatten Bildermaler Anstricharbeiten auszuführen, wohingegen die Tüncher oder *Weißmaler* ornamentale und figürliche Darstellungen sowie das Malen von dekorativem Füllwerk und von Scheinarchitektur übernahmen<sup>8</sup>.

6 Siehe Anm. 5, Anno 1661.

7 Vgl. H. Hillig: Die Geschichte der Dekorationsmalerei als Gewerbe, Hamburg 1911, S. 70 ff, S. 249 ff und R. Reith (Hrsg.): Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, S. 148.

8 Vgl. auch B. Hinz: Lucas Cranach d.Ä., Hamburg 1993, S. 18/19: „... er (Cranach) führte so niedrige Arbeiten aus wie den Anstrich von Häusern, Zäunen, Schlitten ...“. Siehe Reith (wie Anm. 7), S. 148: Nicht selten kam es betreffs der Zuständigkeit der Fassadenmalerei zu Streitigkeiten zwischen Tünchern und Malern.

Die übliche Anwendung von Schablonen und Pausen erleichterten ihnen die Dekoration von Fassaden und Innenräumen erheblich.

So entstanden in der Johanneskirche zu Crailsheim – wohl nach genauester Anweisung des Markgrafen und seinem Geschmack, vor allem aber dem Stil und dem Symbolkanon der Zeit folgend – Malereien illusionistischer Architektur, ornamental gestaltet und bereichert durch vegetabile Motive. Sie rahmen den Triumphbogen, die Emporearkaden des Mittelschiffs, die Fenster und Laibungen des Obergadens sowie die südlichen Eingangsportale und den Eingang zur Nordempore. Die Rahmung eines der vier Rundfenster der Westwand wie auch der Dekor um das zweite Fenster des Nordschiffs und des Sturzbogens des ersten Südschiffensters lassen darauf schließen, daß die Ausmalung ursprünglich noch viel umfassender war, als heute nach ihrer Freilegung. Mittels Pausen wurde der aus Kalk- und Kaseinfarben bestehende Dekor auf den trockenen Verputz aufgetragen<sup>9</sup>. Die Künstler beschränkten sich dabei auf eine begrenzte, in zarten Pastelltönen gehaltene Farbpalette. Unter Rebschwarz und Malachitgrün dominieren Smalte (helles Graublau), vor allem aber Ocker- und Rottöne.

Motivik und Formsprache dokumentieren Stilelemente der sogenannten deutschen (Spät-)Renaissance. Sowohl bei Fassadenmalereien, als auch der Ausmalung von Innenräumen repräsentativer Bauten setzten deutsche Künstler jener Epoche Elemente antiker Architektur in Verbindung mit figürlichen, ornamentalen und naturalistisch-vegetabilen Formen flächenhaft-dekorativ um. In Anlehnung an römisch-antike wie auch oberitalienische Vorbilder entstanden „architektonische“ Wandgliederungen bis hin zu illusionistischen Raumarchitekturen, wie sie gerade im süddeutschen Kulturraum üblich wurden. Beispiele finden sich hierfür zahlreich an Profanbauten<sup>10</sup>.

In Kirchen gewannen illusionistische Malereien vor allem während des Barock an Bedeutung. Verbreitung erfuhren sie dabei vorwiegend in jenen katholischen Glaubens. Die Ausmalung eines evangelischen Gotteshauses in nachreformatorischer Zeit hingegen gehört eher zu den seltenen Erscheinungen, zu denen jedoch nicht nur die Crailsheimer Stadtkirche, sondern auch weitere in deren Umkreis zählen<sup>11</sup>. Ihre Beispiele machen deutlich, daß sie ihre künstlerische Ausgestaltung letztlich

9 Es handelt sich hierbei um die Technik der Seccomalerei. Informative Aussagen zu Farb- und Umriss-technik der gesamten Malerei machte Restauratorin Anette Bischoff-Wehmeier, Untermünkheim.

10 Vgl. zum Oberrheingebiet: *M. Wingeroth, P. Albert*: Freiburger Bürgerbauten aus vier Jahrhunderten, Freiburg 1976 (1923) : u. a. Fassaden- und Wandbemalung von Innenräumen des Basler Hofes, S. 103, 106, 116/17; zu Fassadenmalereien in München: *K. Erdmannsdorfer*: Das Bürgerhaus in München, Tübingen 1972, S. 68–71 u. a.

11 Zu nennen sind hier Crailsheim-Ingersheim, Rechenberg, Kirchberg-Lendsiedel und Schrozberg (erstere beiden siehe w. u.). Außerhalb Hohenlohe-Frankens gehört z. B. die ev. Stadtpfarrkirche in Weilheim, Kreis Esslingen, zu den wenigen Beispielen dieser Art (vgl. hierzu: Erhalten und Nutzen. Denkmalprogramme in Baden-Württemberg. Eine Dokumentation. Hrsg. Innenminist., Stuttgart 1991, S. 74).

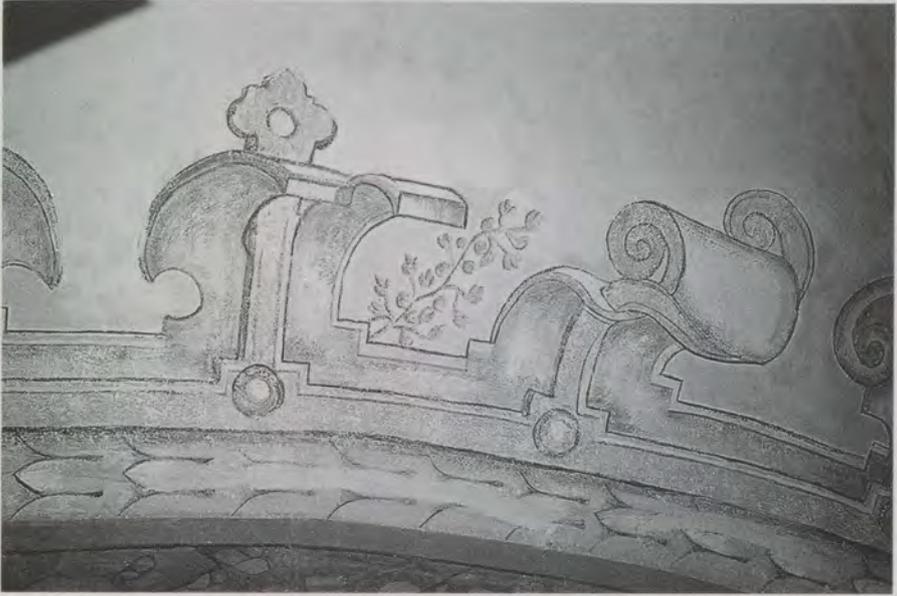


Abb. 3 Detail der Triumphbogenornamentierung.

einem adligen Gönner oder Auftraggeber verdanken, dem das jeweilige Kirchenpatronat oblag<sup>12</sup>.

Durch die großzügige Ausmalung des Innenraums und deren architektonisch-dekorativen Charakter stellt die Stadtkirche St. Johannes nicht zuletzt deshalb eine Kostbarkeit eigener Prägung dar. Am „schlichtesten“ schmückten die Künstler Triumph- und Arkadenbögen (Abb. 3). Diese erhielten über einer Rahmung mit Taustabdekor einen Fries von Rollwerkornamentik – einer in der „deutschen“ Renaissance vielfach vorkommenden Dekorationsform (siehe auch das oben genannte Fenster des nördlichen Seitenschiffs). Über dem Triumphbogen wird der fast stereotype Dekor durch stilisierte Blütenmotive aufgelockert. Das unterhalb der Jahreszahl erscheinende ansbachisch-öttingische Allianzwappen wird von zwei barock anmutenden Engeln flankiert, die einen Olivenzweig, das herrscherliche Friedenssymbol, tragen und damit einen Bezug zum Auftraggeber unterstreichen (Abb. 2). Zwei weitere, links und rechts des Bogens stehende Engel halten das Wappen der Hohenzollern, der ältesten Herrschaftslinie der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, und das Stadtwappen von Crailsheim.

Portale und Obergadenfenster weisen eine Mannigfaltigkeit an scheinarchitektonischen Schmuckformen auf. Die beiden Südportale sind, dem Mauerbogen des Tür-

12 Vgl. zu Ingersheim, Kirchberg, Rechenberg und Schrozberg: M. Akermann, H.J. König, H. Clauß, J. Henze, H. Siebenmorgen, G. Stachel (Hrsg.): Kunst, Kultur und Museen im Kreis Schwäbisch Hall, Stuttgart 1991, S. 164, 222, 315/17, 329/30.



Abb. 4 Südostportal.

sturzes folgend, von einem gemalten Bogen überfangen. Auf Konsolen mit Akanthusverzierung ruhend stellen die Segmentbögen teils einen Fries aus Festons und Rosetten, teils aus Rollwerk und Volutengebilden dar (Abb. 4/5). Präsentiert sich der Dekor des südöstlichen Portals streng tektonisch, so bildet der des südwestlichen Eingangs ein eher lockeres, ja fast verspieltes Ensemble – vegetabile Motive wie die mit Äpfeln und Birnen gefüllten Schalen, die die Konsolen zieren, verleihen ihm zudem einen gewissen Liebreiz. Die Scheitel der Portale krönt ein Cherub, wie er in der Kunst der Renaissance und des Barock, in späteren Epochen vor allem in der sogenannten Volkskunst allgemeine Beliebtheit erlangte<sup>13</sup>.

Komplette Einheiten einer Scheinarchitektur veranschaulichen jeweils die reich ornamentierten Rahmungen des nördlichen Emporenportals sowie der Fenster von Obergaden und Westwand. Um das Portal erheben sich Pfeiler auf Postamenten

13 Bei den Cheruben, von den Cherubim der spätjüdischen Theologie abgeleitet und in der Kunst des Mittelalters mit zwei Flügelpaaren dargestellt, handelt es sich um die seit der Renaissance mannigfach vorkommenden geflügelten Engelsköpfe. Sie zieren nicht nur Wände und Decken von Sakralbauten, sondern auch Stücke bürgerlicher Inneneinrichtung wie Schränke oder Himmelbetten. Der aus der Heraldik stammende Kinderkopf mit nur einem Flügelpaar verkörpert die Reinheit und Unschuld des Geistes (vgl. J. C. Cooper: *Illustriertes Lexikon der traditionellen Symbole*, Leipzig 1986, S. 32 sowie M. Lurker (Hrsg.): *Wörterbuch der Symbolik*, Stuttgart 1985, S. 117/18). Die Maler der Johanneskirche variierten die Engelsköpfe z. T. mit schmückendem Beiwerk: die Köpfechen unterhalb der Obergadenfenster tragen Kronen. Klingt hier die Verheißung aus Offenbarung 2,10 an: „... so will ich dir die Krone des Lebens geben“ ?



Abb. 5 Südwestportal.

mit Diamantquaderung, überfangen von Kämpfern, denen Säulen mit korinthischen Kapitellen vorgelagert sind. Letztere gehören zu den Architekturelementen der klassischen Antike, die in Renaissance, Barock und Klassizismus bevorzugt an Baukörpern wiederaufgenommen wurden. Auch der im Lauf des Segmentbogens erkennbare Ovulus (Eierstabfries), der sich an der Innenseite des Pfeilers fortsetzt, zeugt gleich den Laub- und Fruchtgehängen, die den Bogen überfangen wie auch dieser selbst, von ornamentalen, der Antike entstammenden Baugliedern, die man – vielfach variiert – gerade in der Renaissance immer wieder aufgriff (Abb. 6).

Zeigt die Umrahmung des westlichen Rundfensters einen einfachen Taustabdekor (Abb. 7), so weist die rahmende „Architektur“ der rechteckigen Obergadenfenster die ganze Gestaltungsvielfalt der späten Renaissance auf. Zwischen dem immer von neuem erscheinenden Roll- und Schweißwerk tauchen Diamantquader und Cherube auf, Hermenpilaster säumen die Seitenkanten, während Muschelwerk die Scheitel der „profilierten“ Segmentgiebel krönt (Abb. 8)<sup>14</sup>.

Die Rahmen„architektur“, selbst großartiger Zierat des Langhauses, wird durch naturalistische Fruchtgebilde in anmutiger Weise bereichert und aufgelockert. So

14 Der oben genannte Sturzbogen des Südschiffensters wurde mit einem Fries aus Kreuzblumen in Ocker und Rot und damit in den Hauptfarben des südöstlichen Portaldekors ausgemalt. Blütenmotive tauchen weiterhin auf den in Smalte und Ocker gefaßten Laibungen der Emporearkaden auf: sie sind dort, in den Scheiteln und jeweils auf halber Bogenhöhe vorkommend, medaillonartig umgrenzt (vgl. hierzu in etwa die Rosetten über dem Südostportal). Das Scheitelmedaillon der vorletzten südseitigen Arkade weist das Haupt einer Königin auf.



Abb. 6 Emporenportal.

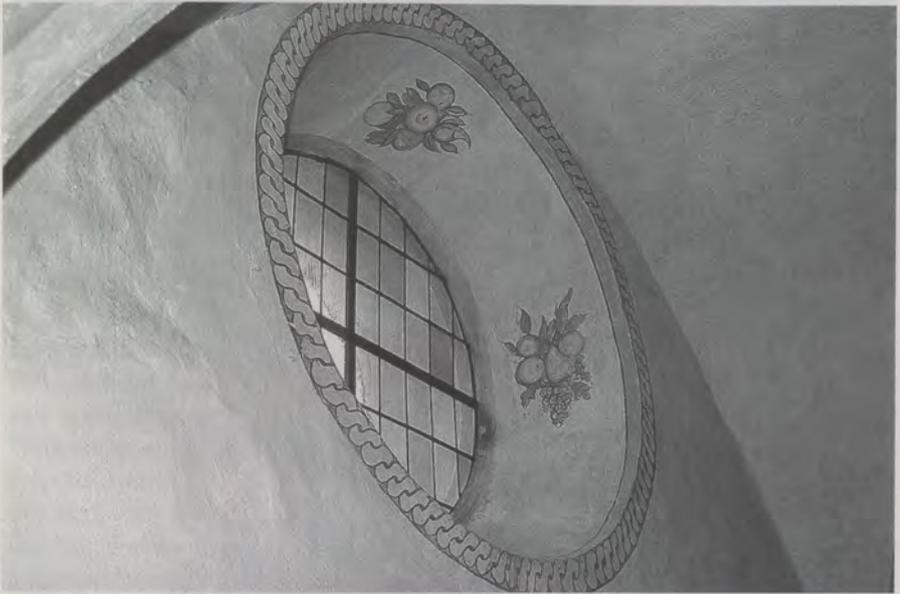


Abb. 7 Westwandmalerei.

schmücken Früchtebündel die Laibungen des Emporeneingangs wie auch jene der Fenster: Gebinde aus Äpfeln und Birnen, aus Granatäpfeln und Trauben. Granatäpfel zieren gleichermaßen die „Fensterstürze“ und kehren, kombiniert mit Birnen, unter den „Gesimsen“ wieder. Aufgesprungene Granate tauchen sowohl seitlich des Triumphbogens, als auch auf den Eckkanten der Stürze und der „Engelstreppe“ (s. u.) auf<sup>15</sup>.

Mit der Darstellung der Frucht motive dokumentieren die Künstler beliebte Bildmotive ihrer Zeit, die jedoch innerhalb ihres sakralen Umfeldes keineswegs als rein ästhetisch-dekoratives Programm zu begreifen sind. Vielmehr offenbaren sie ein klares theologisches Konzept, in die vielschichtige Symbolsprache der Epoche gekleidet.

Eine besondere Bedeutung wird dem Granatapfel beigemessen. Vielzählig wiederholt hebt er sich aus dem Gesamtdekor hervor. Als jahrtausendealtes Symbol für Liebe, Fruchtbarkeit und Lebensfülle gehörte er u. a. zu den Attributen mediterraner Muttergottheiten. Im Alten Testament verdichtet sich seine Symbolik nicht nur zur Metapher für Liebende<sup>16</sup>, sondern wandelt sich gleichsam zum Sinnbild göttlichen Segens<sup>17</sup>. Die christliche Kunst erweitert schließlich seinen religiösen Sinn-

15 Vgl. ev. Kirche St. Matthäus, Ingersheim. Dieselben Früchte finden sich zwischen gemaltem Rollwerk in ähnlicher Anordnung im dortigen Turmchor. Im Gegensatz zu dem Dekor der Johanneskirche weist dieser jedoch einen viel weniger feinen Malduktus auf; auch ist die Umrißzeichnung härter.

16 Vgl. Hohes Lied Salomos, Kap. 4,3. 4,13.

17 Vgl. 2 Mose 28,33 ff.



Abb. 8 Obergartenfenster.

gehalt : mit der wachsenden Bedeutung des Hohenliedes in der Mystik des Mittelalters findet sich der Granatapfel vermehrt bei Christus- und Mariendarstellungen. Auf Gemälden des 15. und 16. Jahrhunderts zählt er nicht allein nur zu den häufigen Attributen Marias, sondern vertieft die auf Christus bezogene Symbolik, in dessen Nähe er ein Hinweis auf Auferstehung und neues Leben ist<sup>18</sup>. Die aufgesprungene Granatfrucht, im Altertum ihres Samenreichtums wegen in besonderem Maße irdische und überirdische Segensfülle verkörpernd, wird in der religiösen Kunst der Renaissance und des Barock zum Sinnbild für die sich verschenkende, unerschöpfliche Liebe Gottes<sup>19</sup>.

Symbolische Bedeutungen sind auch den anderen Fruchtmotiven immanent. Versinnbildlicht der Birnbaum in der christlichen Ikonografie die Liebe Jesu, so symbolisieren die Äpfel im Kontext mit Granatapfel, Birne und Traube die durch Christus wiedergewonnenen Paradiesesfreuden<sup>20</sup>. Darüber hinaus steht die Frucht des Weinstocks unmißverständlich als eucharistisches Zeichen und damit als Bild für das Christusheil.

Die fünf, über der ersten Arkade der Obergadensüdwand dargestellten musizierenden Engel stammen ihrem Stil nach gleichfalls aus der Zeit um 1658, ja verraten konkreter noch die Hand *Michael Raucks* (Abb. 10). Der Malduktus wie auch Details in der Durchbildung der Körper lassen im Vergleich mit den Engelsgestalten des Triumphbogens sowie seiner Tafelbilder Parallelen aufscheinen<sup>21</sup>.

Die Engel, pyramidenartig auf einer abgetreppten Scheinmauer angeordnet, rahmen sinnfällig das dort sich ehemals befindende kleine Orgelwerk. Sie spielen auf Blasinstrumenten, welche die Musik am Ausgang des Mittelalters und in der Renaissancezeit prägten und die, außer im weltlichen Bereich, auch in der kirchlichen Liturgie gebräuchlich waren. Eine Anregung für seine Darstellungen war dem Maler vermutlich das *Theatrum Instrumentorum*, ein im Jahre 1620 von Mi-

18 Vgl. *M. Lurker (Hrsg.): Wörterbuch der Symbolik*, Stuttgart 1985, S. 101, 244 und *E. Kirschbaum (Hrsg.): Lexikon der christlichen Ikonografie*, Rom, Freiburg, Basel, Wien 1968–76, Bde. 1–8, hier: Bd. 2, 1970, S. 198. Zu verweisen wäre hier insbesondere auf die Darstellung des Abendmahls von Domenico Ghirlandaio (1480), einem Fresko im Museo San Marco, Florenz. Ghirlandaio hinterfängt die relig. Handlung mit Granatapfelbäumen, die in diesem Kontext als Auferstehungssymbol zu erkennen sind. In entsprechendem Bedeutungszusammenhang ist auch eine Darstellung auf der Nordwand der o. g. Rechenberger Pfarrkirche zu sehen (Abb. 9): ein Knabe hält einen Granatapfel in seiner rechten Hand (vgl. hierzu das Bildmotiv der Granatfrucht in der Hand des Christuskindes, ein Motiv, das die Renaissancemalerei bevorzugte und das als Zeichen für das ewige Leben stand – so bei Botticelli, Maria mit dem Granatapfel, 1487, Galleria degli Uffizi, Florenz). Die gleiche feine Linienführung wie auch der zarte Farbauftrag der Rechenberger Seccomalerei, die einzig noch am untersten Nordfenster des Gotteshauses erhalten ist, läßt eine Verbindung zu der der Johanneskirche erkennbar werden – nicht zu übersehen wäre hierbei auch die persönliche Beziehung, die der Crailsheimer Maler Michael Rauck in seinen späteren Jahren zu dem Ort hatte: sein Sohn Melchior war von 1670–74 Pfarrer in Rechenberg.

19 Vgl. *G. Heinz-Mohr: Lexikon der Symbole. Bilder und Zeichen der christlichen Kunst*, Düsseldorf – Köln 1971, S. 120.

20 Siehe *Heinz-Mohr* (wie Anm. 19), S. 34.

21 Siehe *Bauer* (wie Anm. 4), Abb. 16 und 20.



Abb. 9 Seccomalerei in der evangelischen Pfarrkirche Rechenberg, um 1660/70.

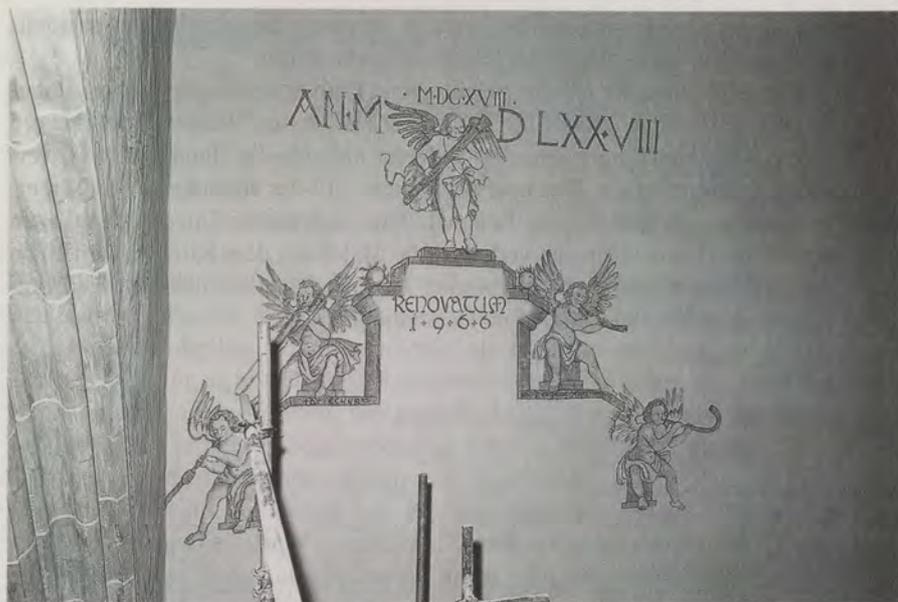


Abb. 10 Musizierende Engel an der Südwand des Mittelschiffs.

chael Praetorius herausgegebener Instrumentenatlas<sup>22</sup>. Entsprechend bildete Rauck u.a. die bedeutendsten Holzblasinstrumente ab, wie den, vom obersten Engel geblasenen, Dulzian – aus ihm entwickelte sich das Barockfagott. Der untere Engel spielt das Krummhorn, welches im 16. und 17. Jahrhundert gerade in Deutschland weit verbreitet war, während der links unten sitzende Engel die (Bassett-)Bombart oder Pommer bläst. Letztere entstammt der mittelalterlichen Familie der Schalmeien. Der auf dem oberen Postament sitzende Engel – rechts im Bild – spielt den gebogenen Zink, ein Instrument, das eine Zwischenstellung zwischen den Holz- und den Blechblasinstrumenten einnimmt. Bereits zum mittelalterlichen Bläserchor gehörend erreichte es seine Blütezeit jedoch im 16. und 17. Jahrhundert. Im Ensemble nicht fehlen durfte der Posaunenbläser. Seit der Renaissance in ihrer Form nahezu unverändert kommt der schon in biblischer Zeit bedeutungsträchtigen Posaune in der Sakralmusik eine wesentliche Rolle zu: sie ist symbolische Verkünderin der Auferstehung<sup>23</sup>. Wohl an Reparaturen, welche in den Jahren 1578

<sup>22</sup> Praetorius veranschaulicht in diesem Werk alle Instrumente seiner Zeit (vgl. F. Herzfeld (Hrsg.): Lexikon der Musik, Frankfurt-Berlin-Wien 1974, S. 422/23).

<sup>23</sup> Zur Geschichte und Bedeutung der genannten Musikinstrumente siehe weiter: *Lurker* (wie Anm. 18), Stichwort Musikinstrumente; *Heinz-Mohr* (wie Anm. 19), Stichwörter Posaune und Endgericht; *M. Dickreiter*: Musikinstrumente. Moderne Instrumente. Historische Instrumente. Klangakustik, Kassel, Basel, London, New York, Prag 1994, S. 108 – 112, 114, 132, 142–144; *Herzfeld* (wie Anm. 22), S. 79, 298, 420/21, 624; *F. Otterbach*: *Schöne Musikinstrumente*, München 1975, S. 6, 33–35, 104/05.

und 1618 an der Orgel durchgeführt wurden, erinnern die gleichnamigen römischen Jahreszahlen, die oberhalb der Engel vermerkt wurden<sup>24</sup>.

Die in Stil und Malführung nahezu geschlossene Einheit des Gesamtdekors dokumentiert in anschaulicher Weise das Zusammenwirken von Werkstattmitarbeitern und Meister, wenngleich auch einzelne Teile die individuelle Handschrift der verschiedenen Maler aufzeigen. Der unterschiedliche Stil der südlichen Portal-, „architektur“ ist hierfür ein sprechendes Beispiel. Trotz laienhafter Unzulänglichkeiten in Proportion und Formensprache verleihen die Malereien dem Kirchenraum einen außergewöhnlichen Charme und verbinden ihre in sich verschlüsselte Heilsbotschaft mit der Ästhetik ihrer bildlichen Darstellung.

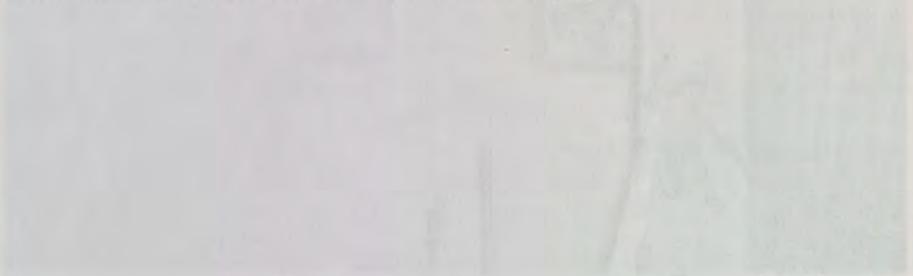


Abb. 10: Maltischel-Eingang der Johanneskirche in Crailsheim

Die Maltischel-Eingang der Johanneskirche in Crailsheim zeigt eine Freskengruppe, die den Heilsgang des Menschen darstellt. Die Fresken sind in einem Rhythmus angeordnet, der die Entwicklung des Glaubenden von der Taufe bis zur Auferstehung und Himmelfahrt zeigt. Die Fresken sind in einem Rhythmus angeordnet, der die Entwicklung des Glaubenden von der Taufe bis zur Auferstehung und Himmelfahrt zeigt.

24 Vgl. H.J. König (Hrsg.): Die Johanneskirche in Crailsheim, Kirchberg 1967, S. 50/51.

# Ein Streit um Weidegrund in Bergertshofen

VON HERMANN BURKHARDT

Schon die Bibel erzählt vom Streit alttestamentlicher Hirten um Weidegründe für ihre Herden. Berichte über den Streit um Weiden und das Recht des „Triebes“ gibt es aus allen Erdteilen. Zuweilen reichen sie bis in unsere Gegenwart hinein. In Deutschland ging es in früheren Jahrhunderten jedoch weniger um großflächig beweidete Steppen oder Prärien, wie etwa in Asien, Amerika oder Australien, sondern vor allem um das Hineintreiben von Vieh in die Wälder, die damals weniger dicht mit Bäumen bestanden waren und viele lichte, grasige Stellen hatten. Im Mittelalter war die Waldweide von Pferden, Rindern, Ziegen und Schweinen ein wichtiger Bestandteil der Viehhaltung. Sie war notwendig, weil viele Bauernhöfe im Verhältnis zu ihrer Ackerfläche nur einen geringen Anteil an Wiesen besaßen. Noch im 18. Jahrhundert wurde in vielen Gegenden Deutschlands das Großvieh, Ochsen oder auch Zugtiere, durch einen von der Gemeinde bestellten Hirten in den Wald getrieben. Erst gegen Ende jenes Jahrhunderts löste die ganzjährige Stallfütterung allmählich die Waldweide ab. Um 1700 konnte aber noch erbittert um entsprechende Rechte gestritten werden, wie dies der nachstehende Fall zeigt, dessen noch aus dem Mittelalter stammende Rechtsverhältnisse in einem umständlich barocken Kanzleistil abgehandelt werden, der dann aber auf seinem Höhepunkt an Szenen aus Amerikas Wildem Westen erinnert. Er ist insofern außergewöhnlich, weil hier nicht Gemeinden oder Herrschaften untereinander in Streit lagen, sondern ein einzelner samt seiner Familie erbittert gegen die Mehrzahl seiner Dorfnachbarn stritt. Ob diese nun die *sämtliche Gemeind* repräsentierten, wie im Verlauf des Streits immer wieder betont wurde, mag bezweifelt werden. Ein Schultheiß als bevollmächtigter Prozeßführer tritt nicht auf: auch ein Bauernvogt, der normalerweise in Landgemeinden als Vorsteher eines Ortsteils fungierte, wird nur einmal am Rande erwähnt.

In einem stattlichen Band über „Trieb, Huth und Wayd“ des ehemaligen markgräflich Brandenburg-Ansbachischen (bzw. in der damaligen Schreibweise Onolzbachischen) Oberamts Crailsheim nehmen die dort gesammelten Akten über den Streit der Gemeinde Bergertshofen mit ihrem Gemeindemitglied Leonhard Burckhardt ein Drittel seines Volumens ein. Die in Faszikel 4 zu diesem Fall zusammengetragenen Briefe, Protokolle, Handzettel und Rechnungen sind als Originale oder Abschriften in Halbpergament eingebunden und belaufen sich auf insgesamt 231 Seiten<sup>1</sup>. Der Weidestreit zog sich von 1700 bis 1711 hin, also den Jahren, in denen

<sup>1</sup> StA Ludwigsburg (StAL) B 70 Bd. 42 Fasz. 4, S. 1–213, *Registratur über der Gemeindt zu Bergertshofen mit Ihrem Gemeins Manne Leonhard Burckhard habenden waid stritt von Ao. 1698 biß Ann. 1711.*

andernorts in Europa und Übersee der Spanische Erbfolgekrieg stattfand. Die Parteien waren einerseits ein hartschädlich streitbarer Bauer, Leonhardt Burckhardt (geb. um 1649–1732) und andererseits die kleine Teilgemeinde Bergertshofen mit einigen nicht weniger hartnäckigen Dorfnachbarn<sup>2</sup>.

Die zu Mariäkappel und später (seit 1848) zu Leukershausen zählende, hohelo-hisch-fränkische Parzellergemeinde Bergertshofen gehörte im 18. Jahrhundert zum Territorium des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Für Steuern und Abgaben sowie die allgemeine Verwaltung waren mehrheitlich das Kasten- bzw. das Oberamt Crailsheim zuständig. Das östliche Drittel des Orts wurde vom Oberamt Feuchtwangen aus verwaltet, wobei der an Bergertshofen vorbeifließende Langenbach die Grenze bildete. Die „Gemeindt“ besaß keinen eigenen Schultheißen und auch keinen Pfarrer, doch immerhin eine mitten im Ort stehende, romanische Kapelle St. Nikolaus. Als evangelische Filialkirche von Mariäkappel bzw. Leukershausen wurde sie vorwiegend bei Taufen genutzt<sup>3</sup>.

Im brandenburgisch-onolzbachischen Bergertshofen waren aber die damaligen Besitz- und Lehensverhältnisse noch etwas komplizierter, wie dies in einem Bericht des Crailsheimer Kastners an seine vorgesetzte Behörde, den markgräflichen Geheimen Ober- und Kammerrat in Ansbach erläutert wird. Demnach war *die hohe Obrigkeit dießseit des Bachs zu hiesig (Crailsheim), jenseits aber in das Oberamt Feuchtwangen gehörig, und in 21 gemain Leuth, alß 4 ins hiesige, 2 ins Oberamt Feuchtwangen, die übrigen nacher Dinkelspühl gehörig, ...*<sup>4</sup>. Fast die gleichen Zahlen finden sich übrigens im Jahr 1732, in dem für die Reichsstadt Dinkelsbühl 15, das Kastenamt Crailsheim 4 und für das Stift Feuchtwangen 3 Hintersassen gezählt werden<sup>5</sup>. Die Besitzverhältnisse scheinen über Jahrhunderte konstant geblieben zu sein, denn schon 1532 waren von insgesamt 20 Gütern in *Berckertshoven* 13 dinkelsbühlisch<sup>6</sup>. Entsprechend dieser Mehrzahl ging der Große Zehnte größtenteils an das Hospital zum Heiligen Geist in Dinkelsbühl, der Rest an Brandenburg-Ansbach. Der kleine Zehnte verblieb ganz beim Spital Dinkelsbühl.

Die brandenburgischen Untertanen waren also gegenüber den Dinkelsbühler Hintersassen sehr in der Minderzahl, was die Vertreter der Reichsstadt gleich zu Beginn des Streits gegenüber dem Oberamt Crailsheim nachdrücklich betonten. Die alte Reichsstadt an der Wörnitz besaß zwar kein allzu großes eigenes Territorium, wohl aber zahlreiche Untertanen und Lehensträger nicht zuletzt auch in den Nachbargemeinden von Bergertshofen. In den unterschiedlichen Lehens- und Leihherrschaften in ein und derselben Gemeinde lag letztlich die Ursache für den Konflikt,

2 Ev. Pfarramt Leukershausen, Eheregister 1619–1750, Eintrag v. 20. 7. 1675 und Totenregister 1619–1766, Eintrag v. 4. 5. 1732.

3 Kgl. statist. topogr. Büro (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Crailsheim, Stuttgart 1884, S. 349 ff.

4 StAL B 70 Bd. 42, Bericht des Crailsheimer Kastners Schumm v. 27. 4. 1709 an den Ansbacher Hof- und Kammerrat.

5 Kgl. statist. topogr. Büro, ebd. S. 351.

6 HSTAS H 140 Bd. 52, Salbuch des Kastenamts Crailsheim 1532, S. 197 Berckertshoven.

in den alsbald auch die beiderseitigen Herrschaften als eine Art Schutzmächte verwickelt wurden.

In dem Streit beanspruchte die Gemeinde, und hierbei waren offensichtlich die brandenburgischen Untertanen die Wortführer, das Weiderecht in einem Waldstück, das zum Lehensgut des damals schon über 50jährigen dinkelsbühlischen Hintersassen Leonhard Burckhardt gehörte. Seine Familie läßt sich in Bergertshofen bis ins 16. Jahrhundert nachweisen<sup>7</sup>. Leonhard Burckhardt hatte seit 1675 einen Halbhof mit 7 Morgen Äckern und 5 1/2 Tagwerk Wiesen von der Prädikaturpflege St. Georg in Dinkelsbühl zu Lehen, den er 1695 wieder aufgab<sup>8</sup>. Dafür erwarb er 1699 ein größeres Gut mit 12 1/2 Morgen Äckern in zwei Feldern, 7 1/2 Tagwerk Wiesen und dazu 5 Morgen Holz, ebenfalls der (katholischen) *St. Jörgen Predicatur* zugehörig.

Das strittige Waldstück lag *im Hackberg an dem Vetschen-Waßen*<sup>9</sup>, westlich von Bergertshofen. In früheren Jahrhunderten hatte in dieser Gegend ein Hof gestanden, von dem ein ausgedehntes, verwildertes Wiesengelände übriggeblieben war. (Erst 1860 wurde dort wieder ein neuer „Vötschenhof“ angelegt<sup>10</sup>). Wie die Kopie einer Karte von 1698 zeigt, befand sich das strittige „Hölzlein“ am Rande der „Ruhe“, einer größeren Waldung<sup>11</sup>. Es grenzte nordöstlich an das markgräfliche Herrschaftsholz, südöstlich an das Dinkelsbübler Kirchenholz, *der Prädicatur Holz*, das 95 Morgen oder 30.400 QuadratruTEN umfaßte. Letzteres ist noch auf heutigen Karten als Wald unter diesem Namen eingezeichnet. Damals befand es sich aber offenbar in einem recht gelichteten, für die Waldweide jedoch sehr geeigneten Zustand.

Die Gemeinde begehrte nun dort die Weiderechte, *sonderlich da selbige mit der gemeinen (= Gemeinde) Herd uf ihrer hinter diesen zwey Morgen liegenden großen Vieheweyd den Trieb nicht ohne Touchiren (d. h. berühren) der angrenzenden Herrschafftlichen Waldung haben (könnten) und deßwegen sehr eingeschränkt seien*<sup>12</sup>. Die Angaben über den Umfang des strittigen Platzes schwanken im Ver-

7 Kath. Pfarrarchiv Dinkelsbühl, 4. 12. 1. 1, Gült- und Zinsbuch der Prädikaturpflege Pfarrkirche St. Georg 1591–1648, sowie StadtA Dinkelsbühl B 258 12.2, Heiligeistpital Patronatspfarre Leukershausen 1525–1630, Heiligenrechnung v. Berkertshofen 1575, – In dieser Jahresabrechnung wird Jerg Burckhardt, Heiligenpfleger von St. Nikolaus in Bergertshofen als der früheste bekannte Vorfahr der Familie Burkhardt erstmals erwähnt. Er war der Urgroßvater von Leonhardt Burkhardt und wie dieser Lehensträger eines Hofguts der Dinkelsbübler St. Georgskirche.

8 StadtA Dinkelsbühl B 58 12.2, Güterbeschreibung der Dinkelsbübler Untertanen (ab 1598), S. 26 und 28; auch *W. Bogenberger*: Gült- und Zinsbücher der Prädikaturpflege Dinkelsbühl, S. 121, in: Beilage zu Jahresberichten der Oberrealschule Dinkelsbühl, Dinkelsbühl 1965/66.

9 StAL B 70 Bd. 4 S. 10, Lagefeststellung anläßlich des Lokaltermins der Crailsheimer Beamten am 30. 6. 1700.

10 Kgl. statist. topogr. Büro, ebd. S. 350.

11 Kath. Pfarrarchiv Dinkelsbühl 375.171, *Grundriß über das Holz, die Rueh genannt, bey Leuckertshausen, so zur löblichen Praedicatur gehörig, welche gemessen in Anno 1698... Abkopiert von Franz Michael Reiner, Geometra zu Dinkelsbühl Ao. 1799.*

12 StAL B 70 Bd. 42, Bericht des OA Crailsheim v. 27. 4. 1709 an den Hof- und Kammerrat in Ansbach.





Abb. 2 Auf der heutigen Karte des Waldgebiets der „Ruhe“ ist das einstige Burckhardt'sche „Hölzlin“ als nach Norden vorspringende Waldzunge (schraffiert) deutlich auszumachen, ebenso die von drei Seiten von Wald umfasste frühere Gemeindehut (s. Pfeil), die sich zum Vötschenhof hin öffnet. Nach Mitteilung von Herrn Roland Hofmann, Leukershausen, zog sich die Viehhut weiter an den Waldrändern entlang bis nahe an Bergertshofen. Dass das strittige Holz eine Sperre für einen ungehinderten, direkten Trieb darstellte, wird so unschwer ersichtlich. (Kartengrundlage: Topographische Karte 1 : 25000, Blatt Nr. 6827, Wiedergabe mit Genehmigung des Bayerischen Landesvermessungsamtes München, Nr. 5134/99.)

nacher Dinkelspühl bestellte, weiß halber die Gemeindt .... Ein solches bey dem Ampt anzuzeigen vor nothig erachte<sup>13</sup>.

Im Nachtrag berichteten die brandenburgischen Untertanen Hanns Breitschwerdt und Hanns Jung, dass dinkelsbühlische Bauern aus der Reichsstadt zurückgekehrt seien und auf Befehl ihrer Herrschaft mitgeteilt hätten, dass die Gemeinde die Unkosten (d. h. die Reisespesen der reichsstädtischen Beamten) bezahlen und 7 Jahr lang, bis das Holz wieder angeflohen (d. h. herangewachsen sei), mit dem Trieb müßig stehen solle.

Zur selben Zeit informierte die Stadt Dinkelsbühl ihrerseits das Oberamt Crailsheim, die dem Amt angehörigen Untertanen hätten sich *allda betrohlich vernehmen lassen*, ihr Vieh in des Burckhardts *abgehauen(es) Hofholz* getrieben und es die dort aufgehende Gerste abfressen lassen. Bürgermeister und Rat vergaßen auch nicht, auf das ihnen in jenem Ort zustehende Recht des Hirtenstabs (d. h. die Aufsicht über das Weidewesen) hinzuweisen, aufgrund dessen sie die Angelegenheit erörtert und der Gemeinde mitgeteilt hätten, dass *sich niemand mit Recht dawider zu beschwehren ursach* habe. Der Leiter des Kastenamts wurde gebeten, die Dorfbewohner von ihrem widerrechtlichen Vorgehen abzuhalten und sie zu verpflichten, die nächsten sieben Jahre *mit trüeb und huet das Hoelzlin* (zu) *verschonen*. Dem Burckhardt habe man auferlegt, er solle sodann Trieb und Hut gestatten, *inzwischen aber nicht mehr darin (an-)Bauen, sondern nach genuß diser Frucht* (d. h. nach dem Einbringen der Gerste) *den Holzplaz in alten stand thun...*<sup>14</sup>.

Diese Entscheidung erscheint vernünftig, denn sie kam den Klägern entgegen. Die Crailsheimer Beamten zeigten sich zunächst aber vor allem *sehr befremdet, daß löbliche Statt Dinkelspühl nun geraumer Zeit sich sehr unnachbarlich gegen hiesiges Amt aufführe*. Sie fanden deren Spruch sehr *übereylt* und erwiderten, *wie ihnen solches sehr fremd vorkomme, daß die Dinkelsbühlichen Herren einen einseitigen Augenschein einzunehmen sich unterfangen, da doch der strittige platz zur hohen wildbahn* (Wildbann) *gehörig und über diß die hohe obrigkeit und Vogtei deme Hochfürstlichen Hauß Brandenburg zustünde*. Sie allein seien berechtigt, *uf die wider anflügung und Bewachung deß unrechtmäßig ausgereüteten Holzes... zu sehen* und bestanden auf einem gemeinsamen Augenschein, zusammen mit den Vertretern von Dinkelsbühl<sup>15</sup>.

Der gemeinsame Lokaltermin fand am 30. Juni 1700 statt. Es erschienen der Crailsheimer Kastner Meder, Stadtvogt Macco und der Amtsschreiber Hofmann. Von der Gegenseite fanden sich der Dinkelsbühler Ratsherr Graff und der Spital-schreiber Conradi ein. Crailsheim begann mit dem Vorwurf, dass die Stadt Dinkelsbühl einseitig und ganz unbefugt vorgegangen sei und *sich dadurch Eine gemeindt Herrschaft beyzulegen suche*. Der Ratsherr Graff hielt dagegen, *er habe anderst nichts gethan, alß was sich zu thun geziemt, sintemal ja der Hirtenstab und damit die Dorfgerechtigkeit und die mehrersten Unterthanen Dinkelspühl angehörig* (seien) und (sie sich) *also Ihres Lehenguths, so viel sie könnten, annehmen müßten*. Den Anspruch auf die Dorf- und Gemeindeherrschaft hatte damals in der Tat normalerweise derjenige, der im Dorf die meisten Untertanen hatte. Diesem reichsstädtischen Anspruch wurde allerdings von brandenburgischer Seite sofort entschieden widersprochen.

Danach schritt man zur Besichtigung des Platzes und befand, dass er *hiebevorn ein wohlerwachsen Holtz geweßen, welches nunmehrö ausgereüth und der Burckhardt ein Stück davon Korn angesähet, das übrige aber mehrers einem Waßen alß Holtz*

14 Ebd., Schreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 22. 6. 1700.

15 Ebd., Kopie eines Schreibens des OA Crailsheim v. 23. 6. 1700 an die Stadt Dinkelsbühl.

*ähnlich sei. Es sei bereits von des Burckhardts Vorfahren wider der Gemeindt willen oder Erlaubnus ausgereuth und abgehauen worden*<sup>16</sup>. Hier spielten die Kläger möglicherweise auf Leonhards Großvater Sebastian Burckhardt (geb. um 1572–1645) an, auf dessen *4 1/2 Tagewerck gereuth an drei Stunden in der Ruhe*, die 1630 von der markgräflichen Herrschaft wieder eingelöst worden waren<sup>17</sup>. *Nun dann die rudera (Überreste) von den Alten Stöcken gantz klar geben, daß der Enden Holtz gestanden*, wurde von brandenburgischer Seite der Dinkelsbühler Bescheid *vor null erkannt* und angeordnet, daß der Burckhardt *für dieses Jahr solch Feldtlein genießen, nach der Handt aber der Waldt Ordnung nach wi(e)der dieße 2 Morgen zu einem Holtz anrichten möge*. Zugleich aber wurden diesem *von Ambts wegen angedeutet, dass er den Zehenden alß von seinem Neübruch in dass Amt Creilsheim liefern müsse*<sup>18</sup>.

Die „Andeutung“ des Kastners Meder war nicht ohne Hintergedanken. Mit der Rodung, ob legal oder unrechtmäßig, war nämlich der Neugereut- oder Novalzehnte fällig, und dieser gebührte der brandenburg-ansbachischen Territorialherrschaft. Der im übrigen nach Dinkelsbühl zinspflichtige Hintersasse hatte ihn deshalb *alß von seinem Neubruch in daß Amt Creilsheim (zu) liefern*. Eine dauernde Zinszahlung über das zugestandenem Jahr hinaus schien dem Kastner Meder nicht unwillkommen, denn auf die Erschließung neuer Steuerquellen war man auch in jenen Zeiten eifrig bedacht. Dem brandenburgischen Untertanen Hanns Breitschwerdt wurde deshalb *anbefohlen, solchen (Zehnten) in Obacht zu nehmen*.

In allem anderen blieb es bei der schon von Dinkelsbühl gefundenen Lösung einer mehrjährigen Schonzeit zwecks Renaturierung des Waldstücks. Man beschied, die Gemeinde müsse eben in der Zwischenzeit ihren Trieb *oberhalb dieses Holzes mit ihrem Viehe zwischen der Prädicator Holz und dise zwey Morgen... suchen*. Wann es aber *wieder mit Holz bewachsen, und der Streifer (Forstwart) zu (Mariä-) Capel alß in deßen Forstey diese 2 Morgen gelegen, und uf der Gemeind anfrag* (erkläre), *daß der Trieb dem Holz nicht mehr schädlich (sei), solle der Gemeindt Trieb und Hueth... je und allewege unbenommen sein....*

Mit diesem Entscheid schien fürs erste eine Einigung erzielt. Bei dieser Gelegenheit brachten die Bergertshofer Einwohner aber noch zusätzlich eine Beschwerde gegen Burckhardt vor, die später eine Rolle spielen sollte, dass er nämlich *allerhandt untüchtig Viehe einhandele, unter die Heerdt treibe, oder je zu weilen gar schlachte, wodurch leichtlich das gantze Dorff angesteckt werden könne*. Dies wurde ihm von beiden Herrschaften untersagt. Wegen der bisherigen Zänkereien, vor allem wegen seinem Vorwurf, dass ihn die Gemeinde *umb das seinige bringen* wolle, kam ein Vergleich zustande, wobei sich die streitenden Parteien in die Kosten teilen sollten. Die *Augenschein Kosten* mußte Burckhardt aber allein bezahlen.

16 Ebd., Akte OA Crailsheim v. 30. 6. 1700 über den gemeinsamen Ortstermin.

17 HSTAS H 140 Bd. 80 S. 37, Particular-Rechnung des Kastenamts Crailsheim 1743 über den früheren Waldbesitz des Sebastian Burckhardt in der Ruhe.

18 StAL B 70 Bd. 42, Kopie einer Entscheidung des OA Crailsheim v. 30. 6. 1700.

In den folgenden Jahren blieb der Dorffriede halbwegs gewahrt, wenn auch Leonhard Burckhardt nicht untätig blieb. Im August 1703 veranlasste er die Stadt Dinkelsbühl, dem Amt in Crailsheim eine von dem Feuchtwanger Vogt Johann Sebastian Franck protokollierte, beeidete Aussage zuzuleiten. In ihr bezeugte der 79jährige Bauer Hanns Endtlein aus Bergnerzell folgendes: Er habe seine Jugend in Bergertshofen verbracht, sei *dort in die Schule gegangen, da er noch nicht 5 Jahr alt gewesen*. Er kenne das fragliche Hölzlein. Es sei ringsum *versteinet* (d. h. mit Grenzsteinen versehen). *Obwohl er schon in 50 Jahr nicht alldorten gewesen, so wollte er alle Steine finden*. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte Endtlein dort Ochsen gehütet, es habe aber kein Mensch in dieses fragliche Stück hineintreiben, noch weniger hüten dürfen, er selbst hätte auch niemand anderen dort hüten gesehen. Vielmehr habe die Gemeinde zu Bergertshofen um dieses Hölzlein herum, aber nicht hinein gehütet. Vor 70 Jahren seien dort schöne Bäume gestanden, *welche Seegplöck* (= Stamm- und Schnittholz) *gegeben*. Auf Befragen gab er auch an, *mit dem Burckhardt in weitläuffiger Schwägerschafft aber weiter in keiner nahen Freundschafft zu stehen*. Endtlein war, wie es in einem späteren Protokoll heißt, ein *Geschwisterig Kindt*, also ein Vetter von *deß Burckhardts weib Catharina*, geb. Bögelein<sup>19</sup>.

Die Gemeinde zu Bergertshofen benannte daraufhin ihrerseits einige betagte Dorfbewohner als Gegenzeugen, von denen allerdings zwei, darunter Hanns Endtleins Vater, nicht aussagen konnten, da sie bereits verstorben waren. Diese Männer hätten von diesem Hölzlein bezeugen können, dass man *jederzeit bei ohnvordencklichen Jahren darinnen gehütet und hindurch getrieben*. Auch der Streifer Hanns Jerg Lindenberger zu Mariäkappel, der schon an die 40 Jahre seinen Dienst versehen, habe nichts anderes gehört. Burckhardt wurde vorgeworfen, er selbst habe dort vor etlich 30 Jahren Trieb und Hut gehabt und damals mit seinem *antecessoren* (= Vorgänger) *Adam Schmidten* heftig gestritten, als dieser habe anfangen wollen, zu ackern und zu bauen, bis er dann vom Pflügen habe abstehen müssen<sup>20</sup>.

Nachdem die vereinbarten sieben Jahre Stillehalten bereits abgelaufen waren, brach im Frühjahr 1708 der Streit erneut aus. Der Gemeinde erschien es nun an der Zeit, ihre früheren Forderungen durchzusetzen. Burckhardts Gegner, Hanns Breitschwerdt und Georg Grüeb wurden als brandenburgische Untertanen mit einer Klage nach Crailsheim abgeschickt. Eine solche erschien insofern berechtigt, als *inzwischen der Burckhardt das questionirte* (fragliche) *stückh theils umbgeackert, theils das graß mit abmehe* (abmähe) *und des Ochsen hütens genoßen habe* und vor allem nach wie vor der Gemeinde den Trieb verweigere<sup>21</sup>.

Zur selben Zeit, als beide abgeordneten Klagevertreter in Crailsheim ihr Anliegen vortrugen, brachte im Gegenzug die Ehefrau des Beklagten einen Zettel vom Bauernvogt bei, demzufolge ihr Mann zusammen mit zwei Gemeindemitgliedern auf

19 Ebd., Kopie eines Zeugenprotokolls des OA Feuchtwangen v. 3. 9. 1703.

20 Ebd., Akte OA Crailsheim mit Gegendarstellung der Gem. Bergertshofen.

21 Ebd., Klage der Gemeinde Bergertshofen v. 18. 4. 1708 beim OA Crailsheim.

das Dinkelsbühler Rathaus kommen sollte. Daraufhin liess das Crailsheimer Amt allen dortigen brandenburgischen Untertanen durch Breitschwerdt und Grüeb befehlen, dass, bei Strafe des Turms, keiner nach Dinkelsbühl gehe.

Das dortige Rathaus ersuchte nun zwei Monate später die Crailsheimer Beamten, den inzwischen etwa 85jährigen Endtlein nochmals als Zeugen zu befragen, *obwohl er schon ein ziemlich betagter Mann, und daher vermuthlich etwas hinfälligen Gedächtnus seyn solle*. Weil daraufhin keine Antwort erfolgte, schlug der Dinkelsbühler Stadtrat dem nunmehrigen Kastner Johann Schumm einen erneuten Augenschein Ende Juli vor, der aber nicht zu Stande kam<sup>22</sup>.

Inzwischen eskalierten in Bergertshofen die Ereignisse. Zunächst machten Hans Fohrer und Georg Grüeb am 19. September 1708 beim Oberamt Crailsheim die Anzeige, es hätten *deß Burckhardts Weib und Kinder das (Gemeinde-)Viehe gewaltsamer Weiß mit Stöcken und Prügel (aus dem strittigen Holz) hinaus gejagt und geschlagen und (ihnen) darbey gesagt, sie... wären Schnapphanen und wie Sie darauf gemeldet, daß es deß Oberamt Creilsheim befelch (sei), hätten Sie darauf geantwortet, die Brandenburgischen Beambten hätten Ihnen s.v. (salva venia = mit Verlaub): Einen Dreck zu befehlen, es seye ein Dinckelspühlisch Guth, und was vorhero von Ihnen ausgetragen worden, daß wäre so viel alß wenn man s. v. einen et cetera et cetera thue, also sie sich darüber geschämt....*

Im Verlauf weiterer Schimpfereien hätten *auch der größte Sohn und Tochter gedrüet, daß Einer oder der andere von Ihnen in den Häußern nicht sicher seyn sollten, oder wollte der Junge Burckhardt sich bey der Nacht an Ihnen r(a)echen, und darauff davon gehen, welches ein Brandenburgischer und (ein) Dinckelsbühlicher Unterthan Hanns Breitschwerdt und Balthes Prenner von Ihne gehört....* Bei einem dritten Zwischenfall schließlich *seye der alte Burckhardt auch mit einer Sense gekommen, und (habe) gesagt, sie sollen seine Kinder gehen lassen, oder er wolle Ihnen solche (Sense) in Leib hauen...<sup>23</sup>*

Reaktionen auf solche Beschimpfungen und Drohungen blieben nicht aus. Als Leonhard Burckhardts Tochter das eigene Vieh in das strittige Grundstück treiben wollte, wurde sie von Mathias Jung, Hanns Breitschwerdt und Philipp Weigel dermaßen geschlagen und mit Füßen getreten, *daß Sie vor halb Todt gelegen, und auf einem Wagen nacher Hauß geführt werden mußte*. Die Stadt Dinkelsbühl forderte daraufhin vom Oberamt Crailsheim *die Bestrafung der deßwegen vorgegangenen Frevel* und um die Stellung der drei Bauern nach Dinkelsbühl<sup>24</sup>. Dieses lehnte jedoch unter dem Hinweis auf die ihm zukommende Dorfgerechtigkeit eine solche Vorladung *einiger Unterthanen zu Berckertshoffen* ab.

Nach einem neuerlichen Vorschlag der Reichsstadt kam es im Dezember 1708, acht Jahre nach dem ersten Ortstermin, zu einem abermaligen Augenschein, zu dem diesmal der Kastner Schumm und der Crailsheimer Stadtvogt Krauß erschie-

22 Ebd., Schreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 20. 6. 1708 an das OA Crailsheim.

23 Ebd., Akte OA Crailsheim v. 19. 9. 1708.

24 Ebd., Beschwerdebrief der Stadt Dinkelsbühl v. 16. 11. 1708 und Entscheid des OA Crailsheim.

nen. Sie sollten *die von dem Burckhardt vorgeschützten Zeugen* Hanns Endtlein und Georg Kolb, Hirt zu Wüstenau, an Ort und Stelle vernehmen. Angesichts der dort ebenfalls anwesenden brandenburgischen Untertanen machten die beiden Zeugen jedoch ausweichende Angaben. Dies veranlaßte die Crailsheimer Beamten zu dem Entscheid, die bereits am 30. Juni 1700 getroffenen Anordnungen sollten weiterhin gelten. Weil Burckhardt aber *disem von seiner Lehenherrschaft I(h)me gegebenen Spruch nicht parirt und das ausgereüthete Stückh Holz de novy (von neuem) mit seinem Viehe allein bewaidet, und die Gemeind... dabey außlassen wollen, habe er sich strafbar gemacht, welcher frevel... dann allhiesigem Oberambt abzubüßen gebühret*<sup>25</sup>.

Danach ruhte der Streitfall über den Winter. Ein ausführlicher Bericht über all diese Vorgänge ging erst im April 1709 an den Hochfürstlichen Hof- und Kammererrat nach Ansbach. Einen Monat später kam der Bescheid der brandenburgischen Hofkanzlei zu Ansbach. Sie rügte zunächst das eigenmächtige Vorgehen des früheren Kastners Meder, der, der ursprünglichen Abmachung zuwider, von dem bereits einen halben Morgen großen Neubruch den Novalzehnten erhoben, und Burckhardt *gegen Entrichtung deßen zu mehrerer (d. h. weiterer) Bebauung... angemahnt* habe. Weitere Rodung sollte nicht gestattet sein. Vielmehr erhielt der Streifer zu Mariäkappel den Auftrag, die jungen Schläge zu beobachten, doch den Durchtrieb zu gestatten. Offensichtlich hatte Ansbach bei seiner Entscheidung mehr den markgräflichen Wildbann und die Jagd im Auge als die fiskalischen Interessen seines Kastners<sup>26</sup>.

Doch der Dinkelsbühler Lehnsmann widersetzte sich auch weiterhin dieser Entscheidung. Deshalb begaben sich im Juli 1709 der Crailsheimer Stadtvogt samt Amtsschreiber abermals an den strittigen Ort, wobei sich ihnen einige an dem Trieb interessierte Dorfbewohner anschlossen. Der Dorfhirt hielt sich bereits mit seiner Herde in der Nähe auf und wurde alsbald durch den Streifer dahingehend eingewiesen, dass er das Vieh in das Waldstück treiben und weiden lassen solle, doch dergestalt, dass es dem weiteren Wachstum des Holzes nicht schade. Kaum war die Kommission abgezogen, so versuchten schon *ein Halberstund hernach deß Burckhardts Kinder solches wider hinauß zu treiben ..., es habe aber der Hirt hieran sich nicht gekehrt, sondern das Vieh, wie es gangen, gehen lassen*<sup>27</sup>.

Hanns Breitschwerdt, gewissermaßen von Amts wegen zum Aufpasser bestellt, und Jerg Grüeb zeigten den Vorfall zwar sogleich wieder in Crailsheim an, doch blieb die Sache auch in diesem Jahr unentschieden liegen. Die Stadt Dinkelsbühl versuchte zwar in der Zwischenzeit, mit dem Oberamt freundnachbarlich zu verhandeln, ihre Schreiben bleiben aber unbeantwortet. Doch als es im Frühjahr 1710 auf der Waldweide wieder einmal zu einem Handgemenge der dort versammelten Fa-

25 Ebd., Akten des OA Crailsheim v. 10. und 16. 12. 1708.

26 Ebd., Bericht des OA Crailsheim v. 27. 4. 1709 an den Brdbg. Hof- und Kammerrat in Ansbach und dortiger Entscheid v. 27. 5. 1709.

27 Ebd., Akte OA Crailsheim v. 27. 7. über die Vorgänge in der Ruhe am 23. 7. 1709.

milie Burckhardt mit Breitschwerdt und Grüeb kam, die dem Hirten beim Vieh-treiben helfen wollten (und dabei vermutlich auch den Konflikt suchten), schlugen die Reichsstädter eine härtere Gangart an – sie sollte rasch zu turbulenten Ereignissen führen!

Nachdem Crailsheim eine deswegen von der Reichsstadt geforderte Überstellung von Breitschwerdt und Grüeb nach Dinkelsbühl abgelehnt hatte, zitierten die Reichsstädter den Dorfhirten Hanns Jerg Erdmayer auf ihr Rathaus, wozu sie sich aufgrund des ihnen zustehenden Hirtenstabs berechtigt fühlten. Als jener nicht erschien, rückte am 12. Mai 1710 ein Trupp von zwei berittenen und drei mit Musketen bewaffneten Bürgern aus, um ihn festzunehmen. Die Expedition mißglückte zunächst: der Hirt liess seine Herde im Stich und flüchtete über Berg und Tal nach Mariäkappel, wo er beim dortigen Schultheißen Hanns Lorenz Jung um Hilfe gegen die Dinkelsbühler *Mußquetirer* suchte. Dieser und der Streifer Lindenberger stellten nun ihrerseits einen Trupp von neun Bewaffneten zusammen. Zu den vier brandenburgischen Untertanen aus Mariäkappel stießen unterwegs noch drei weitere aus Waidmannsberg. Als diese Mannschaft an der Waldweide ankam, hatten sich die Dinkelsbühler bereits *mit der Flucht salvirt*. Der Hirt aber fand seine Tiere in voller Panik, brüllend und aufeinander zustoßend, *alß wenn die ganze Herdt wütig wäre*. Mit vieler Mühe gelang es den Männern, die verstörten Tiere von dem Platz wegzujagen, und nun fanden sie die Ursache: *ungefehr 6 biß 8 Blatten (Platten) umb das Holz und Aeckerlin, so der Burckhardt nicht betreiben lassen wollt(e), mit stinckenden und bereits verdorbenen Bluth beschüttet*.

Die Reichsstädter gaben aber nicht auf. Drei Tage später, am 15. Mai in der Frühe holte derselbe Greiftrupp den Hirten auf freiem Feld von seiner Herde weg und führte ihn gewaltsam nach Dinkelsbühl, *ohngeachtet die Cappeler wider beigeloffen*. An diesem Tag kreuzten sich die wechselseitigen Aktivitäten: Von Crailsheim rückte der *dasige Überreuther* (Landgendarm) *sambt 6 Musquetiren nacher Berkertshoffen* (aus, um) *Leonhard Burckhardt gefänglich Hinweg zu nehmen* .... Das markgräfliche Militär hatte den Befehl, falls sie ihn nicht antreffen sollten, ihm seine Ochsen wegzuführen. Auf dem Hof trafen die Soldaten aber nur seinen Sohn Georg Leonhard an, der, sonst im Dienst bei dem Bäcker Valentin Wacker in Ellrichshausen, nur zufällig zu Hause war. Die Hausdurchsuchung und Befragung des Sohnes ging nicht ohne *etlich stoß und schläg mit denen Flinten und bloßem Degen* ab. Der Vater war offensichtlich nach Dinkelsbühl ausgewichen, nachdem er der mehrmaligen Vorladung nach Crailsheim nicht Folge geleistet hatte. Befehlsgemäß holten nun die Musketiere zwei Paar Ochsen aus dem Stall und trieben sie in die Oberamtsstadt<sup>28</sup>.

Tags darauf kreuzten sich alsbald auch die beidseitigen amtlichen Protestschreiben, in denen jede Partei das Vorgehen des vielgeehrten Herrn Nachbarn mit Empörung und *gegen alles Vermuthen vernehmen* mußte: Das Crailsheimer Oberamt wollte *dieses freche und unbesonnene Unternehmen... anfangs fast nicht glauben*.

28 Ebd., Protokoll des OA Crailsheim v. 26. 5. über die Vorgänge am 12. 5. 1710.

Es protestierte in Dinkelsbühl *in optima forma* gegen die *Verletzung der biß an gedachte Stadt Mauer vor unvordencklichen Jahren anhero gehörigen Jurisdiktion und Territorialherrschaft des Hauses Brandenburg*, forderte die Stellung der fünf reichsstädtischen Milizen samt Leonhard Burckhardt nach Crailsheim und die Freilassung des Bergertshofer Dorfhirten<sup>29</sup>. Dinkelsbühl seinerseits beklagte die Tätlichkeiten gegen den Sohn Burckhardt, verlangte die Rückgabe der vier beschlagnahmten Ochsen und die gerichtliche Einvernahme der markgräflichen Soldaten<sup>30</sup>.

Doch war die Reichsstadt letztlich in der schwächeren Machtposition: Drei Tage später liess sie den Hirten wieder frei mit dem Bemerken, er habe seinen Ungehorsam, nicht zu erscheinen, *durch eine ordentliche Gefängnis Straffe in etwas abgebißt*. Er mußte allerdings vorher die Unkosten bezahlen, *so viel er geldt ufbringen konnte*<sup>31</sup>. Der Dinkelsbühler Ratsherr Mayer suchte danach in Crailsheim die Auslieferung der Ochsen zu erreichen, mit der Versicherung, der Hirt sei wieder freigelassen. Aber erst als sich Leonhard Burkhardt samt Sohn und Tochter in Crailsheim stellten, wurden die beschlagnahmten Tiere *nach bezahlter Atzung* seinem Tochtermann Jacob Leher (Löhr), Bauer im benachbarten Wüstenau, *herausgegeben*. Der Vater und die noch ledige Tochter Catharina Barbara kamen jedoch in Haft.

Im Verhör, zu dem eine ganze Anzahl von Zeugen ins Amt geladen waren, wurde Burckhardt nach den Gründen für seine gewalttätige Haltung und seine Widersetzlichkeit gegenüber den amtlichen Anordnungen befragt. Vor allem wollte man wissen, warum er das *bereits verstunckene Bluth im Wald verschüttet habe und weshalb er krankes Vieh aufkaufe und schlachte*. Er erklärte darauf, er könne dem Befehl nicht parieren, weil es ihm großen Schaden bringe und weil ihm der Kastner Meder die Rodung des Hölzleins gegen Zahlung des Neugereutzehnten erlaubt habe. Wegen des verschütteten Tierbluts *gebe er weder Red noch antwortt, weil er nichts wiße .... Und habe er auch wenig viehe geschlachtet außer 2 dümbliche Rindtlein, die er zu Gumpenweiler und Seligenstadt erkaufft....*

Sämtliche an dem Streifzug im Walde beteiligt gewesen, aus Bergertshofen, Mariäkappel und Waidmannsberg herbeigerufenen Zeugen bestätigten das Vorhandensein von verschüttetem Tierblut an sechs bis acht Stellen rings um das Holz und das Äckerlein. Sie wiesen darauf hin, dass Burkhardt drei Tage zuvor *Ein dümblich Rindtlein, so er zu Seligenstatt erkaufft, zu Cappel verzollt und in kürze auch ein krankh stückhlin zu Gumpenweyler eingehandelt und geschlachtet* habe. Sie hätten *gemuthmaßet, daß es das Bluth von einem solchen Rindtlein seye, wer es aber hingeschüttet, könn(t)en Sie nicht wißen, auch den Burckhardt nicht beschuldigen*. Auf entsprechendes Befragen gab Burckhardt das Schlachten der bei-

29 Ebd., Protestschreiben des OA Crailsheim an die Stadt Dinkelsbühl.

30 Ebd., Protestschreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 16. 5. 1710 an das OA Crailsheim.

31 Ebd., Schreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 20. 5. 1710 an den Kastner Schumm in Crailsheim.

den kranken Tiere zu, *allein werde I(h)me niemand erweisen können, daß Er oder die seinigen das Bluth in das Hölzlin getragen oder geschüttet habe*<sup>32</sup>.

Nach dem Verhör blieben Vater und Tochter zunächst *bey dem Ambt Knecht in verwahr*. Wie die Stadt Dinkelsbühl sich später in einem scharfen Protestschreiben beschwerte, hatte man gedroht, *beide noch schärffer zu bewahren und dergestalt sie (in Ketten) creutzweiß geschlossen auff Wiltzburg führen zu wollen, biß sie ein von ihnen nicht begangenes, auff sie auch nicht zu bringen seyendes factum eingestehen und bekennen würden*<sup>33</sup>. (Die Wiltzburg, eine unweit der Reichsstadt Weißenburg gelegene ansbachische Festung war zu jener Zeit in der Bevölkerung als markgräfliches Staatsgefängnis gefürchtet).

Erneute Verhöre brachten in den nächsten Tagen nichts Neues. Burckhardt meinte, *es könne sein, daß in der Nachtwach Ein stückh wildpret geschossen (worden) und das Blut dorten in seinem Hölzlin gebliben sei*. Auch seine Tochter erklärte trotz ernstlicher Ermahnung, unwissend zu sein. Inzwischen hatte sich Dinkelsbühl eingeschaltet, den Ratsherrn Mayer geschickt und auch bei der Hofratskanzlei in Ansbach protestiert. Diese befahl, die Untersuchungshäftlinge *deß Arrests zu entlassen, ... sofern nichts erhebliches wider den Burckhardt aufzubringen sei*<sup>34</sup>. Auf dem Oberamt erklärte man ihm, er habe sich mit seinem Fluchen und Drohen strafbar gemacht, doch werde er diesmal nach Bezahlung der bisher aufgelaufenen Unkosten entlassen, aber erst, nachdem er gelobt hatte, dass er seine Gemeindemitglieder *auch deß Triebs halber unperturbirt (= unbehelligt) laße*. Die Tochter war schon etwas früher aus der Haft entlassen worden, weil *dessen (Burckhardts) Haußfrau zu Hauß tödtlich krankh daliget* – vermutlich eine Folge der erlittenen Aufregungen<sup>35</sup> (Die 65-Jährige starb übrigens erst im Jahr 1720<sup>36</sup>).

Die Unkosten, die Burckhardt bezahlen mußte, beliefen sich auf 27 Gulden und 42 Kreuzer, eine damals nicht unerhebliche Summe. Fast die Hälfte davon machte die Rechnung des Oberen Wirts in Mariäkappel, Hans Schmid, aus. Er hatte die Crailsheimer Beamten, den berittenen Gendarmen und seine eskortierenden vier Musketiere verpflegt. Der Dinkelsbühler Ratsherr Mayer hingegen verlangte, allerdings vergeblich, die Rückerstattung des Geldes, da man es seinem Schutzbefohlenen *abgetrungen* habe und Burckhardt *sothann Gelder bey einem Juden sehr harth verzünßen muß, und zu deren wider Ersetzung (von diesem) fast täglich angelauffen wird*. Er präsentierte seinerseits, ebenso vergeblich, eine Gegenrechnung, die er auf 35 Gulden bezifferte<sup>37</sup>.

32 Ebd., Protokoll v. 26. 5. 1710 über die Zeugenaussagen der Gemeinde Bergertshofen.

33 Ebd., Protestschreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 7. 6. 1710 an das OA Crailsheim.

34 Ebd., Befehl des Geheimen Hofrats in Ansbach, v. 31. 5. 1710, den arrestierten Burckhardt zu entlassen.

35 Ebd., Akte OA Crailsheim v. 30. 5. 1710.

36 Ev. Pfarramt Leukershausen, Totenregister 1619–1766, Eintrag v. 19. 10. 1720.

37 StAL B 70 Bd. 42, Schreiben der Stadt Dinkelsbühl v. 3. 7. 1710 an die Brdgb. Regierung in Ansbach.

Im August 1710 wandte sich die Reichstadt schließlich an den Geheimen Hofrat in Ansbach und mahnte dort eine Entscheidung an, *da hiesiger Unterthan... von Tag zu Tag in noch größeren schaden gesezet wird*. Burckhardt schloß sich dem in einem eigenen, recht geschickt abgefassten Schreiben an den Markgrafen an. Er betonte, dass das fragliche Holz *wiederumb schön angeflogen* sei. Nachdem aber die Gemeinde Bergertshofen vor zwei Jahren angefangen habe *de facto in selbiges Holz zu hüten*, werde dieses *mithin sehr ruinieret*. Er brachte dabei recht geschickt die jagdlichen Interessen des Markgrafen Wilhelm Friedrich ins Spiel, der, wie schon seine Vorfahren, als großer Jäger bekannt war: *Wegen deß Wildtbahns und auch bey meiner (Burckhardts) Holtz Gerechtigkeit* solle die Gemeinde bei Strafe veranlaßt werden, das Waldstück zu schonen und zu hegen, da *... Ewer Hochfürstlichen Durchlaucht aigenes Interesse wegen deß Wildbahns damit gehindert wird, indeme auf solche Weise das Holz niemals zum Stande kommen würde*. Am Schluß seines Briefes bat der Dinkelsbühler Lehensträger den Markgrafen, ihn gegen die Gemeinde zu schützen. Demgegenüber versuchten der Crailsheimer Kastner und der Stadtvogt ihrer vorgesetzten Behörde in Ansbach klarzumachen, dass Burckhardt die ihm einstmals vom Kastner Meder gegebene Erlaubnis, einen halben Morgen seines Waldstücks gegen Zahlung des Neugereutzehnten als Acker zu nutzen, *anhero extendirt* (ausgedehnt) und *fast das ganze Hölzlin außgereüthet habe*<sup>38</sup>.

Auch nach seiner Haftentlassung blieb Leonhard Burckhardt ungebrochen trotzig. So zeigte ihn sein Dorfgenosse Philipp Quedel am 22. August noch einmal beim Oberamt Crailsheim an, er habe *den Hirten aufs Neüe wi(e)der Einmahl selbsten und durch deßen beede Söhne zweymal auf dem strittigen Hölzlin gejagt und gedachten Hirten mit der Sichel überloffen und Ihme in den Leib zu haun getrohet*<sup>39</sup>. Am selben Tag schickte der dortige Kastner Vogt einen ausführlichen gutachterlichen Bericht über den noch immer nicht beendeten Weidestreit nach Ansbach<sup>40</sup>. Für eine engültige Entscheidung liess sich die dortige Hochfürstliche Brandenburgische Hof-Rats-Conferenz noch einmal acht Monate Zeit. Im Frühjahr 1711 beauftragte sie den markgräflichen Wildmeister Melchior Reinhard Fischer in Grimmschwinden als Gutachter. (Die Waldungen um Bergertshofen gehörten zur Grimmschwinder Wildfuhr, einem der vier Bezirke, in die der Wildbann der Ansbacher Markgrafen eingeteilt war.) Das Einschalten des Wildmeisters macht deutlich, dass man in Ansbach gewillt war, bei einem Entscheid die jagdlichen Interessen voranzustellen und keinerlei Gesichtspunkte des *iuris pascendi*, der Weiderechtigkeit, zu berücksichtigen. Aufgrund des ihr zustehenden Hirtenstabs in Bergertshofen hätte die Stadt Dinkelsbühl in diesem Punkt möglicherweise einen Anspruch auf Mitsprache herleiten können.

38 Ebd., Monitorium der Stadt Dinkelsbühl v. 6. 8. 1710 an den Geheimen Hofrat in Ansbach.

39 Ebd., Akte des OA Crailsheim v. 22. 8. 1710.

40 Ebd., Anschreibensentwurf des Crailsheimer Kastners Vogt v. 22. 8. 1710 an den Geheimen Hofrat und den Markgrafen Wilhelm Friedrich in Ansbach.

Melchior Fischer stellte nach seiner Besichtigung des strittigen Platzes fest, dass dieser ringsum richtig *versteint* sei. Die noch vorhandenen großen Wurzelstöcke ließen darauf schließen, dass hier ehemals ein starker Wald gestanden habe. Damit sei es ein Bannholz gewesen, wo *die Gemeind kein Hueth Recht darin habe, gleichwie Selbe in die andere Banhölzer selbiger Refier(e) nicht hüthen dürfte*. Er halte dafür, dass es kein Schaden für den Wildbann, vielmehr ein Nutzen sei, wenn man das Stück davon, das schon bloß stünde, vollends umreißen ließe, damit das Wild einen desto besseren Wechsel zu den Grasplätzen haben könnte (vermutlich zu dem verwilderten Wiesengelände des abgegangenen „Vetschenhofs“). Zudem zahle der Burckhardt der Herrschaft ja auch Geld dafür<sup>41</sup>.

Der Ansbacher Hofratskonferenz schien dies einzuleuchten. Aufgrund der Vorschläge des Wildmeisters Fischer erging am 16. April 1711 an das Crailsheimer Amt der Befehl, *daß besagtem Burckhardten in seinen versteinten 3 Morgen Holzes erlaubt werden solle, das Stück so er licht gemacht hette, mit getraydt (Getreide) anzubauen, dahingegen die Gemeind zu gemeldten Berghardtshoffen mit der praetendierenden (beanspruchten) Hut in Ermangelung bes(s)eren Beweises abzuweisen ist*. Als Neugereut-Zehnten sollte er jährlich einen Gulden bezahlen<sup>42</sup>.

Nachdem dieser Befehl beiden Parteien vorgelesen worden war, mobilisierten offenbar Burckhardts Gegner noch ein letztes Mal ihre *Mitgemeindtsleuth*. Es wurde von *Unterthänigst-gehorsambster Sämtlicher Gemeine zu Bergertshofen* in Ansbach eine *Petition iuris pascendi* eingereicht. Dem gestelzten Kanzleistil und dem mit lateinischen Fachbegriffen gespickten Text nach muß sie von einem Advokaten, möglicherweise auch von den Crailsheimer Beamten selbst verfasst worden sein. In insgesamt neun Artikeln beklagte man u. a. die einseitige Stellungnahme des Wildmeisters Fischer, verdächtigte die Zeugenschaft des alten Endtlein als juristisch nicht einwandfrei und bot erneut die früheren wie auch weitere Gegenzeugen an. Vor allem hob man abermals auf die früheren Drohungen der Familie Burckhardt ab: Die Tochter habe dem Nachbarn Matthes Jung gesagt, sie wolle ihm einen *feürigen Span stecken*. Sie hätte ihm samt seinen vier Kindern mit *Verbrunnen* gedroht. Auch kam noch einmal der altbekannte Vorwurf, der Sohn solle verlautet haben, wenn er sich bei Tag nicht rächen könne, so wolle er es bei Nacht tun und danach auf und davon gehen. Schlußendlich: *daß wir also nicht wissen können, wie wir mit diesem schlimmen Mann dran sind, und unß also nicht wenig vor ihme fürchten müssen*<sup>43</sup>.

Die Antwort auf die Bittschrift muß für Burckhardts Gegner ernüchternd gewesen sein. Sie ging auf keinen der neun Punkte ein. Vielmehr wurde dem Crailsheimer Oberamt befohlen, die Gemeindemitglieder erneut vorzufordern und ihnen nachdrücklich die Frage zu stellen, warum sie mit weiteren Zeugen so lange zugewartet

41 Ebd., Kopie eines Berichts des Stadtvogts von Feuchtwangen v. 9. 4. 1711 über das Gutachten des Grimmschwinder Wildmeisters Fischer.

42 Ebd., Schreiben der Hofratskonferenz in Ansbach v. 16. 4. 1711 an das OA Crailsheim.

43 Ebd., Kopie einer Petition der Gemeinde Bergertshofen v. 22. 5. 1711 an den Markgrafen Wilhelm Friedrich.

hätten, *da sie doch gewust, daß der Burckhardt die Sache sehr (voran)getrieben*. Im übrigen solle man ihnen bedeuten, sie sollten beweisbare Tatsachen vorbringen. Bis zu einem möglichen Ausgang eines solchen Beweises sollte das Amt daran erinnern, *daß keinen von beiden strittigen Partheien an das Holz zu hüten erlaubt sey*<sup>44</sup>.

Mit diesem endgültigen Bescheid vom 30. Mai 1711 schließen die Akten. Es endete damit ein Streit, der sich über ein Jahrzehnt hingezogen hatte. Wie aber der „schlimme Mann“ weiterhin mit seinen Nachbarn verkehrte, nachdem er sich mit seiner Hartnäckigkeit der Gemeinde gegenüber durchgesetzt hatte, ist nicht bekannt. Immerhin lebte Leonhard Burkhardt noch über zwanzig Jahre in Bergertshofen. Am 4. Mai 1732 ist er dort im Alter von 82 Jahren verstorben<sup>45</sup>. Ein Jahr zuvor hatte sein Schwiegersohn Johann Georg Busch aus Volkershausen das Hofgut in Bergertshofen übernommen<sup>46</sup>.

44 Ebd., Schreiben des Geheimen Hofrats v. 30.5.1711 an das OA Crailsheim.

45 Ev. Pfarramt Leukershausen, Totenregister 1619–1766, Eintrag v. 4. 5. 1732.

46 StadtA Dinkelsbühl B 58 12.2, S. 26, Übertragung des Burckhardt'schen Guts am 5. 1. 1731 an Hans Jerg Busch.

# Die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn bei Schwäbisch Hall – ein Werk des Würzburger Barockbaumeisters Joseph Greissing (1710–1715)<sup>1</sup>

VON INGO GABOR

## Wallfahrts- und Baugeschichte<sup>2</sup>

Der Ursprung der Wallfahrt auf den Einkorn geht auf das Jahr 1472 zurück, als der Haller „Stadtläufer, Schuster und Poet“ Sigmund Weinbrenner im hinteren Einkornwald, auf dem Bergvorsprung zum Fischachtal, bei einer großen Eiche an der Wegscheide des Fußweges Herlebach-Oberfischach, ein von ihm aus Bamberg mitgebrachtes Pilgerzeichen der Wallfahrt Vierzehnheiligen (aus Blei) an einem dort stehenden Bildstock befestigte<sup>3</sup>. Aufgrund von besonderen Erscheinungen stellte sich bald ein großer Zulauf an Wallfahrern ein, besonders aus der nahen

1 Diese Abhandlung ist die leicht veränderte Fassung eines im März 1999 in Augsburg erschienenen Aufsatzes mit dem Titel: *I. Gabor: Der Einkorn bei Schwäbisch Hall – eine Sekundärwallfahrt von Vierzehnheiligen und der Kirchenbau des Würzburger Barockbaumeisters Joseph Greissing (1710–1715)*, in: *KulturGeschichteN. Festschrift für Walter Pötzl zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von A. Kohlberger im Auftrag des Heimatvereins für den Landkreis Augsburg e.V., 26. Jahresbericht 1997–1999, Band 1, Augsburg 1999, S. 265–290. Dort auch ausführlichere Literaturangaben.

2 Die Kirchenruine auf dem Einkorn gehört heute zum Stadtgebiet von Schwäbisch Hall (Diözese Rottenburg-Stuttgart). Patrozinium: Hll. Vierzehn Nothelfer. Der Neubau der Wallfahrtskirche wurde in den Jahren 1710–15 von Joseph Greissing erstellt. Einst gehörte der Einkorn zum Chorherrenstift Großcomburg (bis 1488 Benediktinerkloster), das auch das Patronatsrecht innehatte (Pfarrei Steinbach, Dekanat Bühlertann).

3 Vgl. *J. Herolt: Chronica (1541)*, bearb. von *Chr. Kolb (WGQu, Bd. 1)*, Stuttgart 1894, S. 51 u. S. 106; *J. Gmelin: Hällische Geschichte, Schwäbisch Hall 1896*, S. 676 f; *P. Beck: Schwäbische Wallfahrten*, in: *Diöcesanarchiv von Schwaben*, 16. Jg., 1898, S. 140; *W. German: Chronik von Schwäbisch Hall und Umgebung, Schwäbisch Hall 1901*, S. 118; *E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Eßlingen 1907*, S. 171; *G. Rücklin-Teuscher: Religiöses Volksleben des ausgehenden Mittelalters in den Reichsstädten Hall und Heilbronn (Historische Studien 226)*, Berlin 1933, S. 124; *G. Wunder: Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600*, Stuttgart/Köln 1956, S. 645; *J. Dünninger: Pilgerzeichen von Vierzehnheiligen*, in: 100. Bericht des Histor. Vereins Bamberg, Bamberg 1964, S. 391–396; *S. Frhr. v. Pölnitz: Vierzehnheiligen. Eine Wallfahrt in Franken, Weißenhorn 1971*, S. 30 f; *W. Bidermann: Der Einkorn – ein sagenhafter Berg und Wald*, Gerabronn 1980, S. 30. Auch Gerd Zimmermann nennt den Einkorn in seiner Arbeit über spätmittelalterliche Vierzehnheiligen-Kirchen im alten Bistum Würzburg: *G. Zimmermann: Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter, Teil 2*, in: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter 21 (1959)*, S. 94. Zu den Pilgerzeichen von Vierzehnheiligen siehe *Dünninger* (wie oben), S. 391–396. Eine Abbildung eines solchen Pilgerzeichens findet sich bei: *K. Köster: Mittelalterliche Pilgerzeichen*, in: *Ausstellungskatalog „Wallfahrt kennt keine Grenzen“*, München 1984, S. 219 (Abb. 97).

Reichsstadt Hall<sup>4</sup>. Schon 1482 war deshalb die Errichtung einer Holzkapelle notwendig. Damals begannen auch die Streitigkeiten über die Zuständigkeit bezüglich der Wallfahrt zwischen dem Benediktinerkloster Comburg und den Herren von Limpurg<sup>5</sup>. Im Jahre 1506 wurde die Wallfahrt durch das Chorherrenstift Comburg (seit 1488) an die Stelle der heutigen Kirchenruine verlegt und eine massive (wohl aus Steinen gebaute) Kapelle am Bergvorsprung des „Vorderen Einkorn“, in Sichtweite zur Comburg, errichtet<sup>6</sup>. Nach einem Kupferstich von 1630 hatte diese turmlose Kapelle einen rechteckigen Grundriß. Während der Reformationszeit gab es nur noch einen mäßigen Zulauf an Wallfahrern<sup>7</sup>. Im Jahre 1635 fand eine Renovierung der Kapelle und der Bau eines kleinen Türmchens durch den kaiserlichen Geheimen Rat und Generalfeldmarschall Graf Melchior von Hatzfeld statt<sup>8</sup>. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts nahm die Wallfahrtsbegeisterung wieder zu<sup>9</sup>. Wie aus einem Schreiben des Comburger Dekans Johann Heinrich von Ostein (1674–1695) aus dem Jahre 1680 hervorgeht, wurde damals erwogen, auf dem Einkorn eine Unterkunft für den ständigen Aufenthalt von Kapuzinerpatres, die die Wallfahrt betreuen sollten, einzurichten<sup>10</sup>. Noch unter Dekan Johann Heinrich von Ostein kam es 1682/83 zur Erweiterung der Wallfahrtskapelle zu einer Kirche. Dieser Bau wurde am 25. August 1683 durch den Würzburger Weihbischof Stephan Weinberger (Weihbischof 1667–1703) eingeweiht<sup>11</sup>. Nun kam es wieder zu einem Anstieg der Wallfahrtsbegeisterung<sup>12</sup>.

4 Siehe G. Widman: *Chronica* (1553), bearb. von Chr. Kolb (WGQu, Bd. 6), Stuttgart 1904, S. 94 u. S. 225 und Rücklin-Teuscher (wie Anm. 3), S. 124.

5 Siehe dazu German (wie Anm. 3), S. 118; Gradmann (wie Anm. 3), S. 171; E. Kost: Vom Einkorn, in: *Blätter des Schwäb. Albvereins* 47 (1935), Nr. 8, S. 171; ders.: Der Einkorn in Geschichte und Sage, in: *Die Hutzeltruhe* (Heimatbeilage) 7/8 (1935) und Bidermann (wie Anm. 3), S. 31.

6 Gradmann (wie Anm. 3), S. 171 und Bidermann (wie Anm. 3), S. 32.

7 Vgl. Bidermann (wie Anm. 3), S. 32.

8 Ebd. und German (wie Anm. 3), S. 209.

9 Bidermann (wie Anm. 3), S. 32.

10 Ein Brief des Komburger Dechanten von Ostein an die Kapuziner, in: WFr 56 (1972), S. 82 f.; E. Hause: *Die Geschichte der Kleinkomburg und das Bauen des Kapuziner-Ordens*, Diss. Univ. (TH) Stuttgart 1974, S. 136 f u. Abb. Nr. 41 und Bidermann (wie Anm. 3), S. 33. Bidermann zitiert dieses im Archiv des Kapuzinerordens in Altötting befindliche Schreiben von Dekan Johann Heinrich von Ostein des adligen Ritterstifts Comburg (abgeschickt aus Würzburg) an die Provinzial-Definitoren des Kapuzinerordens vom 14. August 1680, leider ohne Angabe einer Signatur. Diesem Schreiben ist eine Planskizze beigegeben, die eine Unterkunft für die Patres zeigt (abgebildet bei Hause, Abb. Nr. 41). Außerdem bat von Ostein um die Entsendung von Patres auf den Einkorn. Zwei Jahre später kamen dann zwei Patres, die allerdings auf der Comburg wohnten. Siehe Bidermann (wie Anm. 3), S. 33.

11 Vgl. F. X. Mayer: Zum Einkorn, in: *Blätter des Schwäb. Albvereins* 9 (1897), Sp. 119; ders.: Die Exaudi-Prozession auf den Einkorn bei Hall, in: *Diöcesanarchiv von Schwaben* 17 (1899), S. 177; Gradmann (wie Anm. 3), S. 171 und Bidermann (wie Anm. 3), S. 34. Nach Hugo A. Braun wurde der Umbau der Kirche auf Kosten des später noch näher zu betrachtenden Freiherrn von Pfürdt durchgeführt. Vgl. H. A. Braun: *Das Domkapitel zu Eichstätt – von der Reformationszeit bis zur Säkularisation (1535–1806)*, Stuttgart 1991, S. 395. Der Hochaltar wurde den hl. Vierzehn Nothelfern, die Nebenaltäre dem hl. Franz von Assisi, dem hl. Franz von Sales und dem hl. Franz Xaver geweiht. Das Weihdatum 25. August 1683 und Weihbischof Weinberger sind auch belegt bei: N. Reiningger: *Die Weihbischöfe von Würzburg*, in: *Archiv des Histor. Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg* 18 (1865), S. 254.

12 Vgl. ebd.

In den darauffolgenden Jahren wurden nur kleinere Arbeiten an der Kirche durchgeführt. So erhielt 1707 der Maurer Jacob Conrad mit Consorten 48 fl. 26 kr. dafür, daß er in der Einkornkirche das Pflaster neu verlegte<sup>13</sup>. Die erst 1707/09 einsetzenden Baurechnungen weisen eine Lücke bis zum Jahre 1724 auf und auch die Jahrgänge 1707/09 sowie 1724 schweigen zu Bautätigkeiten auf dem Einkorn<sup>14</sup>. Allerdings findet sich für das Jahr 1710 ein kleiner Hinweis in den Comburger Kasten- und Kellereirechnungen. Danach wurden 16 Eimer 11 Maaß Wein zu dem *auf den Ainkorn wehrenden Kirchenbaw dahin abgegeben* und dafür 32 fl. 27 hl. 4 kr. eingenommen<sup>15</sup>.

Auch der Bruder von Dekan Ostein, Johann Franz Karl Freiherr von Ostein (1649–1718), der Chorherr, Scholasticus und Senior im adeligen Ritterstift Comburg war, trat als Förderer der Wallfahrt hervor. So stiftete er 1716 laut Testament 300 Taler zu einer Wochenmesse<sup>16</sup>. Seit 1713, dem Jahr der Gründung des Kapuzinerklosters St. Egidien auf Kleincomburg, bis 1802, wurde die Einkorn-Wallfahrt von den dortigen Patres betreut<sup>17</sup>. Finanziell wurde dies ermöglicht durch die 1723 erfolgte Stiftung (über 12 000 fl., davon 1000 fl. für den Einkorn) des Chorherren Friedrich Gottfried Theoderich Ignaz Freiherr von Pfürdt (1657–1726), der seit 1677 Kanonikus in Comburg und seit 1685 Domkapitular in Eichstätt war (ab 1705 Cantor, dann 1726 Scholasticus), was nachher noch wichtig werden sollte<sup>18</sup>.

13 Staatsarchiv Ludwigsburg (= StAL) B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Obervogtei-Rechnungen, Bd. 640, 1707, S. 213.

14 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Baumaterialien-Rechnungen Bd. 347, 1707–09 und Bd. 348, 1724.

15 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Kasten- und Kellereirechnungen, Bd. 863, 1710, S. 112.

16 Mayer: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 118. Wie eine Visitationsrelation von 1763 berichtet, war Johann Franz Karl von Ostein auch der Stifter der katholischen Pfarreien Allmerspenn (heute Großallmerspenn, bei Ilshofen) und Hausen an der Rot (bei Oberrot). Diözesanarchiv Würzburg (= DAWü), Visitationsrelation von 1763. Den Hinweis auf die Visitationsrelation von 1763 entnahm ich der im Diözesanarchiv Würzburg aufbewahrten Korrespondenz (von 1978/79) zwischen Pfarrer Willi Bidermann/Schwäbisch Hall-Sulzdorf und Diözesanarchivar Erik Soder von Gildenstube/Würzburg, betreffend die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn. Herrn Diözesanarchivar Erik Soder von Gildenstube/Würzburg sei an dieser Stelle für die Zusendung der Ablichtungen sehr herzlich gedankt.

17 Siehe dazu Gmelin (wie Anm. 3), S. 676 f; OAB Hall 1847, S. 254 und Mayer: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 120.

18 Vgl. G. Schöpf: Historisch-statistische Beschreibung des Hochstifts Würzburg, Hildburghausen 1802, S. 270; Mayer: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 119; Bidermann (wie Anm. 3), S. 35 und Braun (wie Anm. 11), S. 394–397. Friedrich Gottfried Ignaz Freiherr von Pfürdt starb am 10. September 1726 in Eichstätt und liegt im Domkreuzgang begraben, wo sich heute noch sein Epitaph befindet. Siehe dazu F. Mader: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Mittelfranken, Bd. I, Stadt Eichstätt, München 1924, S. 224 f u. Abb. 171. Pfürdt trat in Eichstätt als Stifter einer mit seinem Wappen versehenen Glocke im Nordturm des Domes (1723) sowie der Johannes Nepomuk-Figur auf der Spitalbrücke (1725) in Erscheinung. Vgl. ebd., S. 748 u. Abb. 597 und Deutscher Glockenatlas, Bd. 3, Mittelfranken, bearb. von S. Thurn, München-Berlin 1973, S. 175 u. Abb. 203. Pfürdt hatte in seiner Laufbahn außer den oben aufgeführten Posten noch folgende Pfründe und Ämter inne: er war nacheinander Kanonikus (1671), Kapitular (1681) und Custos (1689) bei St. Burkard in Würzburg, Domherr (1690) und Domkapitular (1694) in Basel, fürstlicher Rat und Pfleger zu Wellheim (1714) und Nassenfels (1715), Propst in Herrieden (1717) und Kanonikus in Ellwangen (1719). Siehe Braun (wie Anm. 11), S. 395. Im Diözesan-

Im Jahre 1710 wurde die erst knapp 30 Jahre alte Wallfahrtskirche abgebrochen<sup>19</sup>. Noch im selben Jahr konnte der Neubau, der bis 1715 andauerte, in Angriff genommen werden. Der Baumeister war lange Zeit unbekannt, doch konnte dieses Rätsel Ende der 1970er Jahre durch einen Zufallsfund gelöst werden: es handelte sich um den Würzburger Baumeister Joseph Greissing (1664–1721)<sup>20</sup>. Greissing war zu jener Zeit der führende Baumeister im damaligen Fürstbistum Würzburg, wo er neben einigen Klöstern auch Pfarrkirchen erbaut hat<sup>21</sup>. Greissings Autorschaft an der Einkornkirche war auch deshalb naheliegend, weil er in den Jahren 1707–1715 den Neubau der benachbarten Stiftskirche Großcombung und 1711 das Abteigebäude auf Kleincombung erstellte<sup>22</sup>. Die Kosten des Neubaus trugen die

archiv Eichstätt (= DAEi) befindet sich die Sammlung Heusler, eine Materialsammlung des Geheimrats Franz Ludwig Sebastian Heusler (1726–1801) zur Geschichte von Stadt und Hochstift Eichstätt. Darin finden sich auch einige Seiten zu Pfürdt, so z. B. Verkaufsprotokolle zum Hessenhof (bei Buxheim, 1713) und zum Kauf des Fischgutes Inching (1714), dann die Inschrift seines Epitaphs im Domkreuzgang zu Eichstätt und sein Testament von 1720, in dem es unter Punkt 21 heißt, daß zu Comburg sein *Mortuaria und die Weine per licitationem* (= Versteigerung) verkauft werden sollen und von dem Erlös die eine Hälfte den Armen und Bedürftigen gegeben werden solle und die andere Hälfte mit jährlichem Zins zu dem Zweck angelegt werden soll, im Bedarfsfall der Kirchen *uf den Einkorn* helfen zu können. An dieser Stelle möchte der Verfasser Herrn Diözesanarchivar Brun Appel/Eichstätt herzlich für die freundliche Auskunft und die Unterstützung danken.

19 Vgl. OAB Hall 1847, S. 254; *German* (wie Anm. 3), S. 209 und *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 35.

20 Diözesanarchiv Rottenburg (= DAR), Bestand G 1.3 und Vorgänger, Pfarrei Steinbach, Fasz. *Dek. Ellwangen. Steinbach Comburg. Haltung des Gottesdienstes in der ehemal. Stiftskirche und Erbauung einer neuen Kirche im Filial Einkorn*, Nr. 7, Schreiben vom Kanzlisten Hofstetter (vom bischöflichen Ordinariat) in Würzburg an den Zimmermeister Leonhard Stahl in Würzburg, vom 4. Dez. 1726 und ebenda, Nr. 8, *Combung Kirchenbau zum Ainkorn betr.* (= Vorschlag, wie der ruinösen Kirche auf dem Einkorn geholfen werden kann, mit Datum: Comburg, den 9. Nov. 1728). Siehe dazu auch *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 35. Leider gab Bidermann keine Archivsignaturen an und wertete die entsprechenden Schreiben nicht vollständig aus, was deshalb jetzt hier geschehen soll.

21 Joseph Greissings wichtigste Werke sind: Konventgebäude Triefenstein (1696–1715), Fürstenbau und Gartenpavillon des Juliusspitals in Würzburg (Beteiligung 1700–14), Pfarrkirche Münster bei Karlstadt (1706–08), Ev. Pfarrkirche Wilhermsdorf (1706–09), Stiftskirche Großcombung (1707–15), Kapuzinerkloster Kleincombung (1711), Neumünsterkirche in Würzburg (Umbau, 1711–21), Huttenhospital in Arnstein (1713/15–21), Rückermainhof in Würzburg (1714–21), Schloß Burgpreppach (1715/17–1724), Rathaus Iphofen (1716–18), Klostergebäude in Ebrach (1716–21), Benediktinerklosterkirche Obertheres (1716–21; heute zerstört), St. Peter in Würzburg (1716–21) und die Klostergebäude (Ehrenhofanlage) in Münsterschwarzach (1717–21). An grundlegender Literatur zu Greissing sind zu nennen: *C. Schenk*: Petri-Greissing. Bauanalytische Untersuchungen zum Würzburger Barock, Diss. Univ. Würzburg 1920; *L. Bruhns*: Joseph Greissing, in: Thieme, F. Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. 14, Leipzig 1921, S. 590–593; *M. Herchenröder*: Joseph Greissing als Voralberger Baumeister, Diss. Univ. Frankfurt, Frankfurt/Main 1929; *R. Kengel*: Joseph Greising. Der Architekt der fränkischen Barockklöster, in: Würzburger Diözesangesichtsblätter 14/15 (1952/53), S. 565–592; *N. Lieb*: Die Voralberger Barockbaumeister, München-Zürich <sup>1</sup>1960, S. 92 f.; Ausstellungskatalog „Voralberger Barockbaumeister“, Einsiedeln 1973, S. 11 f.; *B. Nitschke*: Die ehemalige Stiftskirche St. Nikolaus auf der Großcombung (1707–1715), in: E. Schrant (Hrsg.): Die Comburg (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 3), Sigmaringen 1989, S. 22–35.

22 Siehe *Gradmann* (wie Anm. 3), S. 132 f.; *E. Krüger*: Schwäbisch Hall, Schwäbisch Hall <sup>3</sup>1982, S. 147; *B. Nitschke*: Die ehemalige Stiftskirche St. Nikolaus auf der Großcombung aus dem frühen 18. Jahrhundert, in: WFr 56 (1972), S. 84 f.; *G.S. Graf Adelmann/H. Schnell*: Grosscombung, Schnell, Kunst-

beiden schon genannten Chorherren von Ostein und von Pfürdt<sup>23</sup>. Das Baumaterial wurde vom Ritterstift Comburg gestiftet.

Die Einweihung der neuerbauten Wallfahrtskirche konnte am 30. September 1716 durch den Würzburger Weihbischof Johann Bernhard Mayer (1704–1747) vorgenommen werden. Der Nachweis ergibt sich durch den bei dieser Feier getrunkenen Wein<sup>24</sup>. Die Steinbacher Heiligenrechnungen für 1725 berichten lediglich davon, daß 1724 insgesamt 25 fl. für Wachs (für den Einkorn) nach Ellwangen bezahlt worden seien<sup>25</sup>.

Greissings Werk wies bald gravierende Fehler auf, für die er wegen seines 1721 erfolgten Todes allerdings nicht mehr selbst haften mußte. Schon 1721 war die Kirche vom Einsturz bedroht, was sich bis 1726 noch dramatisch verschlimmerte. Weil nämlich der Turm und das Gewölbe aus Eichenholz so schwer waren, daß die zu dünnen Außenwände nach außen drückten, mußten schon 1721 einige Stützpfiler aus Quadersteinen, die die Stiftskasse finanzierte, an den Außenmauern angebracht werden. Im Jahre 1726 hatte für diese Schäden Greissings vormaliger erster Polier und seit 1723 dessen Ehenachfolger Leonhardt Stahl, der spätere Würzburger Hofzimmermeister, zu haften<sup>26</sup>.

fürher Nr. 356, München-Zürich <sup>4</sup>1973, S. 4, S. 9–11 u. S. 14; *F. Arens*: Die Comburg bei Schwäbisch Hall, Königstein im Taunus 1979, S. 20 und *B. Nitschke* (wie Anm. 21), S. 22–35. Der Neubau der Wallfahrtskirche auf dem Einkorn geschah unter dem Würzburger Fürstbischof Johann Philipp von Greifenklau-Vollraths (1699–1719), der übrigens am 15. September 1715 die vollendete Stiftskirche Großcomburg konsekrierte. Siehe *Gropp* 1746, S. 617 f. Zu dieser Zeit war Georg Heinrich von Stadion (1685–1716) Propst von Comburg, Dekan Wilhelm Ulrich von Guttenberg (1695–1736) sein Vertreter.

23 Beide stifteten zusammen 2200 fl., weitere 1000 fl. kamen durch andere Guttäter und das Opfergeld zusammen. Siehe dazu auch *German* (wie Anm. 3), S. 209. Friedrich Gottfried Ignaz Freiherr von Pfürdt trat auch beim Bau des Kapuzinerklosters auf Kleincomburg als Stifter auf (10000 fl.). Vgl. *Braun* (wie Anm. 11), S. 395. Den Auftrag zum Bau des dortigen Propsteigebäudes erhielt Joseph Greissing im Jahre 1711. Siehe dazu *Lieb* (wie Anm. 21), S. 92 und *Hause* (wie Anm. 10), S. 61–63, S. 90, S. 118 ff, S. 171 ff u. S. 181.

24 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Kasten- und Kellereirechnungen, Bd. 869, 1716, S. 122. Der Eintrag lautet: *Ausgeben ahn wein, insgemein. 9 Eimer 17 maaß ist der ausgang ahn wein bey anwesenheith D. hochw. und gnd. Herrn Weybischofs von Würtzburg, als der Ainkorn [...] consecriert worden.* Siehe dazu auch *German* (wie Anm. 3), S. 209 und *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 35.

25 Stadtarchiv (= StadtA) Schwäbisch Hall, Bestand Z 1, Pfarrarchiv Steinbach, B 38, Beilagen zur Heiligenrechnung Steinbach 1725, S. 17. Allerdings sind hier keine Ausgaben für den Kirchenbau aufgeführt. Der Verfasser möchte an dieser Stelle Herrn Stadtarchivar Dr. Andreas Maisch/Stadtarchiv Schwäbisch Hall für die freundliche Unterstützung herzlich danken.

26 DAR, Bestand G 1.3 und Vorgänger, Pfarrei Steinbach, Fasz. *Dek. Ellwangen. Steinbach Comburg. Haltung des Gottesdienstes in der ehemal. Stiftskirche und Erbauung einer neuen Kirche im Filial Einkorn*, Nr. 7, Schreiben vom Kanzlisten Hofstetter (vom bischöflichen Ordinariat) in Würzburg an den Zimmermeister Leonhard Stahl in Würzburg, vom 4. Dez. 1726. Siehe dazu auch *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 35 f. Leonhard Stahl arbeitete mit Greissing auch in Münsterschwarzach und Theres zusammen. Er vollendete all jene Bauten, die Greissing wegen seines Todes nicht mehr fertigstellen konnte, wie z. B. die Klostergebäude in Theres. Vgl. *Kengel* (wie Anm. 21), S. 568 u. S. 587.

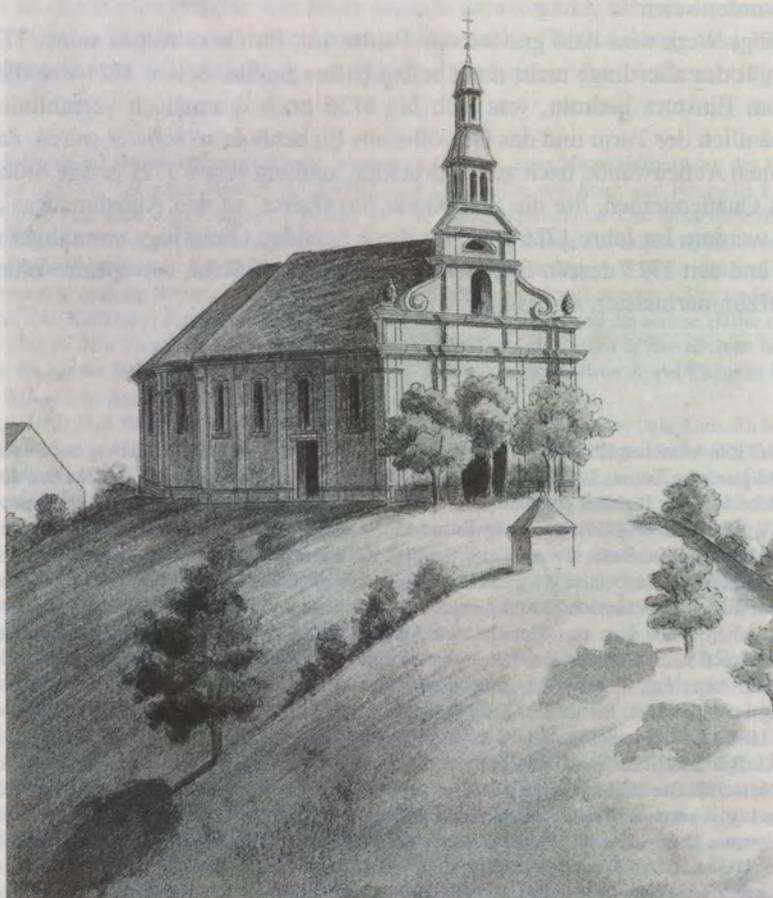


Abb. 1 Die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn bei Schwäbisch Hall von Nordwesten, Detailansicht aus dem Aquarell von Joh. Friedrich Reik, 1877 (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall; Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart), Foto: Verfasser.

Gleichzeitig wollte die bischöfliche Kanzlei in Würzburg auch die für die Einkornkirche zuständigen Steinbacher Heiligenrechnungen überprüfen, weswegen deren Einsendung nach Würzburg erbeten wurde<sup>27</sup>.

Im Schreiben an Leonhard Stahl heißt es, daß der von *Baumeister Joseph Greising bereits im Jahr 1710 ohnweit Comburg geführte Kirchenbau zum Einkorn genant dergestalten schadhafft gesetzt worden, daß durch ein von eichelholz geführtes schwehres gewölb, undt von dergleichen Holz darauf gesezten noch schweheren thurn die beede zu tragung eines so gewichtigen lastes viel zu disproportionirte seitenwände grossen theils gewichen, undt die endlich ohnausbleiblicher gänztlicher zusammenfallung nicht ohndrücklich vor augen gelegeten*<sup>28</sup>.

Und nun, wo der Schaden von des Baumeisters Unvorsichtigkeit und Verwahrlosigkeit herrühre, müsse derselbe für *allen emporgekommenen Schaden* haften. Weil Greissing aber bereits gestorben war, wurde so sein Geschäfts- und Ehenachfolger sowie vormaliger erster Polier Leonhard Stahl haftbar gemacht. Ihm wurde angeordnet, sich alsbald auf eigene Kosten nach Comburg einzufinden, um die bestehende Gefahr an dem ruinösen Kirchenbau auf dem Einkorn zu besichtigen und darüber hinaus geeignete Nachbesserungsvorschläge zu machen, wie dem bevorstehenden Totalruin noch vorgebeugt werden könnte<sup>29</sup>.

Am 9. November 1728 wurde im Kloster Comburg ein schriftlicher Vorschlag verfaßt, wie der ruinösen Kirche geholfen werden könnte<sup>30</sup>. Denn trotz der 1721 angefügten Strebepfeiler konnte die Einsturzgefahr nicht abgewendet werden. Es schien also zur Rettung der Kirche nichts anderes übrig zu bleiben, als das schwere Gewölbe und den Turm abzutragen. Deswegen, so heißt es, hätte Freiherr von Pfürdt schon im Juli 1726 einen Baumeister von Eichstätt kommen lassen, der sowohl einen Riß als auch einen Kostenvoranschlag in Höhe von 470 fl. zu diesem Vorhaben angefertigt hätte<sup>31</sup>. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit handelte es sich bei diesem *Baumeister von Eychstett* um Gabriel de Gabrieli<sup>32</sup>.

27 DAR, Bestand G 1.3 und Vorgänger, Pfarrei Steinbach, Fasz. *Dek. Ellwangen. Steinbach Comburg. Haltung des Gottesdienstes in der ehemal. Stiftskirche und Erbauung einer neuen Kirche im Filial Einkorn*, Nr. 6. Schreiben des bischöflichen Fiskalatsrezeptors und Kanzlisten Johann Georg Hofstetter (vom bischöflichen Ordinariat) in Würzburg an den Vizedekan, Pfarrer zu Steinbach, vom 4. Dez. 1726 (Kanzleivermerk: *Die Kirch zum Ainkorn betr. und H. von Pfürths Verlassenschaft N. 15*).

28 Ebd., Nr. 7. Schreiben des Kanzlisten Hofstetter (vom bischöflichen Ordinariat) in Würzburg an den Zimmermeister Leonhard Stahl in Würzburg, vom 4. Dez. 1726.

29 Vgl. ebd.

30 DAR, Bestand G 1.3 und Vorgänger, Pfarrei Steinbach, Fasz. *Dek. Ellwangen. Steinbach Comburg. Haltung des Gottesdienstes in der ehemal. Stiftskirche und Erbauung einer neuen Kirche im Filial Einkorn*, Nr. 1–8, Nr. 8, *Comburg Kirchenbau zum Ainkorn betr.*, mit dem Datum: *Comburg, den 9. Nov. 1728*. Im ersten Teil wird nochmals die Baugeschichte berührt: die beiden Stifter und der Baumeister Greissing werden genannt und die Schäden kurz geschildert.

31 Vgl. ebd. Beides hat sich leider nicht erhalten.

32 Der Grund dafür ist in der Beziehung des Freiherrn von Pfürdt nach Eichstätt zu suchen, wo dieser seit 1685 Domkapitular war. Von dort kannte er Gabrieli, der sich zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner Eichstätter Schaffenszeit befand und einige Bauten im Auftrag des Eichstätter Domkapitels (u.a. Domherrenhöfe) errichtet hat. Die These des Autors, wonach angenommen werden kann, daß es sich

Wegen des bald darauf (am 10. September 1726) erfolgten Todes von Pfürdts wurde dieses Projekt nicht realisiert<sup>33</sup>. Außerdem waren keine Geldmittel vorhanden, denn man hatte vergeblich auf ein ansehnliches Vermächtnis von Pfürdts zu diesem Zwecke gehofft. Die vom Freiherrn von Ostein vererbten 250 fl. sollten zur Unterhaltung des Kirchenbaus verwendet werden. Weitere Mittel waren nicht vorhanden. Um die Finanzierung der Reparaturen doch noch bewerkstelligen zu können, entstand nun der Vorschlag, sich leihweise aus dem Fonds zu bedienen, der laut von Pfürdts Testament aus dem Jahre 1723 den Armen zukommen sollte. So wollte man die 470 fl. des Kostenvoranschlags von Gabrieli zusammenkratzen<sup>34</sup>. Hier bricht diese Überlieferung ab, doch kann man davon ausgehen, daß weiterhin nichts geschah. Eine weitere Stiftung über 100 fl. für die Einkornkirche machte der Comburger Dekan Wilhelm Ulrich Freiherr von Guttenberg im Jahre 1732<sup>35</sup>.

Ebenfalls 1732 wurden auf Befehl des Stiftspredigers die Kanzel und die Orgel der Wallfahrtskirche von einem gewissen *Mantzen* für 11 fl. neu vergoldet und braun gefaßt<sup>36</sup>. Im selben Jahr wurden für mehrere Maß Wein am Skapulierfest, an der Kirchweih und am Patriziusfest 24 kr. bezahlt<sup>37</sup>.

Erst 1738 ist in den Steinbacher Heiligenrechnungen wieder von Baumaßnahmen die Rede. Der Steinbacher Maurermeister Anton Brenner bekam am 30. August 1738 2 fl. 30 kr. für die Reparatur des durch Sturmeinwirkung beschädigten Kirchendaches<sup>38</sup>. Weiter heißt es, daß der Comburger Ziegler Hans Jörg Ziegler am 27. August 1738 insgesamt 17 fl. 38 kr. für Lieferungen von Platten, Kalk und Hohlziegeln für die Dachreparatur erhalten hat<sup>39</sup>. Ein Jahr später wurde der Kirchturm vom Schieferdecker Herwig Frey ausgebessert<sup>40</sup>.

bei dem „Baumeister von Eichstätt“ um Gabriel de Gabrieli handelt, findet auch Unterstützung vom Eichstätter Diözesanarchivar, Herrn Brun Appel. Dies käme allerdings einer kleinen Sensation gleich, weil Gabrieli sonst nicht im Hohenloher Gebiet tätig war. Der dem Einkorn in geographischer Hinsicht nächste Bau Gabrielis ist die 1717–24 erbaute Wallfahrtskirche in Zöbingen bei Ellwangen/Jagst.

33 DAR, Bestand G 1.3 und Vorgänger, Pfarrei Steinbach, Fasz. *Dek. Ellwangen. Steinbach Comburg. Haltung des Gottesdienstes in der ehemal. Stiftskirche und Erbauung einer neuen Kirche im Filial Einkorn*, Nr. 8.

34 Vgl. ebd.

35 Vgl. *Mayer: Einkorn* (wie Anm. 11), Sp. 119f und *Gradmann* (wie Anm. 3), S. 171.

36 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Pfarrei Steinbach, Heiligenrechnungen Steinbach, Einkorn, u.a., Bü. 868, 1732/33, S. 8. Siehe dazu auch *F. X. Mayer: Zur Kapelle und Kirche auf dem Einkorn*, in: *Archiv für christliche Kunst* 9 (1901), S. 72 und *Gradmann* (wie Anm. 3), S. 171.

37 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Pfarrei Steinbach, Heiligenrechnungen Steinbach, Einkorn, u.a., Bü. 868, 1732/33, S. 9.

38 StadtA Schwáb. Hall, Bestand Z 1, Pfarrarchiv Steinbach, B 38, Beilagen zur Heiligenrechnung Steinbach 1738, Nr. 3.

39 Ebd., Beilagen zur Heiligenrechnung Steinbach 1738, Nr. 4.

40 StadtA Schwáb. Hall, Bestand Z 1, Pfarrarchiv Steinbach, B 38, Beilagen zur Heiligenrechnung Steinbach 1739, Nr. 5. Außerdem wurden 1739 insgesamt 25 fl. (Rhein. Gulden) von dem von Freiherr von Pfürdt ererbten Almosengeld unter die hiesigen Armen verteilt. Ebd., Nr. 9.

Das gegenüber der Wallfahrtskirche stehende Mesnerhaus wurde 1745 durch Dekan von Erthal erbaut<sup>41</sup>.

Auch für 1746/47 sind wieder Bauausgaben für den Einkorn überliefert. Damals wurden Ausbesserungsarbeiten an der Sakristei durchgeführt<sup>42</sup>. Im Jahre 1750 wurde anlässlich eines Festes eine Madonnenfigur („Unserer Lieben Frau“) geschmückt<sup>43</sup>.

Die am Hauptwallfahrtstag durchgeführten jährlichen Exaudi-Prozessionen von Großallmerspenn aus auf den Einkorn mißfielen einigen Bürgern der evangelischen Reichsstadt Hall, weshalb diese immer wieder versuchten, die Prozessionen zu stören<sup>44</sup>. So fühlten sich die Evangelischen durch die „fliegenden Fahnen, Vortragung des Kreuzes, lautes Singen und Beten“ provoziert<sup>45</sup>. Im Jahre 1773 kam es zu einem Prozeß vor dem Reichskammergericht in Wetzlar zwischen der evangelischen Reichsstadt Hall und dem Chorherrenstift Comburg wegen der durch die Evangelischen verursachten Störungen. Der Prozeß endete mit einer Niederlage der Haller<sup>46</sup>.

In der Zeit von 1716–1803 fanden in der Wallfahrtskirche Gottesdienste (der Pfarrei Steinbach) statt, und zwar an den beiden Festtagen zum heiligen Kreuz, am Sonntag Exaudi, am Skapulierfest, am Tag des hl. Patrizius und am Kirchweih-tag<sup>47</sup>. Auch eine Skapulierbruderschaft hat existiert; sie wird 1763 und 1766 genannt. An den Festen St. Sebastian, Kreuzerhöhung, St. Josef und St. Nikolaus war ein vollkommener Ablass von Sündenstrafen zu erhalten<sup>48</sup>.

Als Folge der Säkularisation von 1803 kam die Wallfahrtskirche auf dem Einkorn mit der Comburg an den württembergischen Staat, was zugleich den Endpunkt der Wallfahrtsgeschichte bedeutete<sup>49</sup>.

Ein weiterer Schicksalsschlag traf die Kirche in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1814. Der von einem Blitzschlag verursachte Brand zerstörte die Kirche bis auf die Umfassungsmauern. Sie brannte total aus, und von der Innenausstattung

41 Mayer: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 120 und Gradmann (wie Anm. 3), S. 171.

42 StAL B 375 L, Stift Comburg, Rechnungen und Protokolle, Pfarrei Steinbach, Bü. 870, Heiligenrechnungen Steinbach 1746/47, S. 7. Der Zimmermeister Flohry erhielt für das Einziehen zweier hölzerner Durchzüge und zweier Balken in der Sakristei 22 kr. 3 hl. Ein nicht mit Namen genannter Maurermeister erhielt 3 fl. für Ausbesserungsarbeiten an der Sakristeidecke, an der Wand und am Dachfirst. Dem Glaser Mathias Ziegler wurden 1 fl. 14 hl. für Reparaturen an den Fenstern in der Kirche bezahlt.

43 Ebd., Bü. 869, Heiligenrechnungen Steinbach 1749/50, Inventar.

44 Mit Sonntag Exaudi (= Erhöre!) bezeichnet das katholische Kirchenjahr den sechsten Sonntag nach Ostern.

45 Siehe dazu Mayer: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 120; ders.: Exaudi-Prozession (wie Anm. 11), S. 177 ff; German (wie Anm. 3), S. 210 u. S. 289 und Gradmann (wie Anm. 3), S. 171.

46 Vgl. Mayer: Exaudi-Prozession (wie Anm. 11), S. 178 f; German (wie Anm. 3), S. 289 und Bidermann (wie Anm. 3), S. 36.

47 DAWü, Visitationsrelation von 1763 und Bidermann (wie Anm. 3), S. 36.

48 Vgl. ebd.

49 Bidermann (wie Anm. 3), S. 36.

konnte nichts gerettet werden<sup>50</sup>. Seit dieser Zeit ist die Wallfahrtskirche eine Ruine.

Kurz darauf gab es noch einmal Anlaß zur Hoffnung auf einen Wiederaufbau. So wurde in den Jahren 1814/15 die Wiederherstellung erwogen, wie Akten im Stadtarchiv Schwäbisch Hall belegen<sup>51</sup>. In diesen Akten hat sich auch ein mit Bleistift gezeichneter Grundrißplan der Kirche aus dem Jahre 1814 erhalten<sup>52</sup>. Zur Finanzierung der Wiederaufbaukosten wurden Geldgeber gesucht. In diesem Zusammenhang verfaßte der Steinbacher Maurermeister J. Ickinger am 25. Februar 1815 im Auftrag der Haller Stiftungsverwaltung eine Beschreibung der Kirche auf dem Einkorn<sup>53</sup>. Dann sind in den oben genannten Akten noch weitere Kostenvorschläge Ickingers zum Wiederaufbau enthalten<sup>54</sup>. Wegen der für das Wallfahrtswesen ungünstigen Zeit nach der Säkularisation ist die Einkornkirche dann aber doch nicht wiederaufgebaut worden.

Eine Steinbacher Pfründbeschreibung von 1818 rühmt die *Ruinen einer ehemaligen grossen, und schönen Wallfahrtskirche*<sup>55</sup>.

Einige Jahre später, kurz nach 1827, wurde der Kirchturm der Einkornkirche von der Amtskörperschaft Hall zum Hochwachturm umgebaut<sup>56</sup>. Dieser wurde auf Initiative des Verschönerungsvereins Hall abermals 1892 zum Aussichtsturm umgebaut und erhöht. Nun hieß der Turm „König-Karls-Turm“<sup>57</sup>. In diesem Zustand

50 Vgl. *Gmelin* (wie Anm. 3), S. 676 f; OAB Hall 1847, S. 254; *Mayer*: Einkorn (wie Anm. 11), Sp. 120; *German* (wie Anm. 3), S. 337; *Gradmann* (wie Anm. 3), S. 171 und *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 36.

51 StadtA Schwäb. Hall, Bestand Z 1, Pfarrarchiv Steinbach, A 152 a, *Akten betr. Wiederherstellung der Kirche auf dem Einkorn (Kollekte)*.

52 Der Grundrißplan zeigt ein dreischiffiges, rechteckiges Langhaus zu vier Achsen (mit zwei Pfeilerreihen à 3 Pfeilern), an das im Osten ein eingezogener, einachsiger Chor mit 3/8-Schluß anschließt. Im Süden ist an den Chor eine Sakristei über rechteckigem Grundriß angebaut. Der Haupteingang liegt an der Westseite (Westfassade). Innen sind Pilaster als Wandgliederung eingezeichnet. An den Chorbogenwänden sind zwei Seitenaltäre zu erkennen. Zum erhöhten Chor führen drei Stufen. Im dreiseitigen Chorschluß steht der Hochaltar. Die gesamte Länge der Kirche beträgt laut Plan 128 Schuh (ca. 37 m).

53 Der wesentliche Inhalt sagt aus, daß durch den Brand die Innenwände, die Türgewände, Altarsteine, Schaftgesimssteine, Postamentsteine, Chor- und Altar-Gesteins-Staffeln, einige Bodenplatten sowie Tragsteine beschädigt worden seien. Die gesamte Länge der Kirche betrage 126,6 Schuh (= 36,7 m); die Mauern der Langhaus- und der Chor-Seitenwände seien 3,8 Schuh (= 1,10 m) dick, die Giebelmauer dagegen 4,3 Schuh (= 1,25 m); die Breite des Langhauses betrage 50,4 Schuh (= 14,6 m), die des Chors 38,6 Schuh (= 11,2 m); der Dachstuhl mit dem Giebel sei 33,5 Schuh (= 9,7 m) hoch; die gesamte Höhe der Kirche mit Turm und Turmkreuz betrage 102,5 Schuh (= 29,7 m).

54 StadtA Schwäb. Hall, Bestand Z 1, Pfarrarchiv Steinbach, A 152 a. Der eine Kostenvoranschlag Ickingers, vom 4. März 1815, über insgesamt 6851 fl. 18 kr. 3 hl., wurde an die Stiftungsverwaltung Hall geschickt. Ihm zufolge wären Maurer-, Zimmermanns-, Steinmetz-, Schreiner-, Glaser-, Verputz- und Dach-Arbeiten notwendig gewesen. Ein weiterer Überschlag Ickingers, vom 24. Februar 1817, über 1521 fl. 51 kr. 3 hl. bezog sich nur auf den Chor.

55 DAR, Bestand M 404, Ortsakten Steinbach, Pfründbeschreibung von 1818. Weiter heißt es darin, sie sei 1710 durch die Grafen Heinrich (Dekan) und Franz Carl von Ostein (Domherr!) und den Freiherrn Ignatz von Pfürdt (Domherr!) erbaut worden, am 6. Mai 1814 aber vom Blitz getroffen worden und ganz niedergebrannt.

56 OAB Hall 1847, S. 254 und *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 34.

57 *German* (wie Anm. 3), S. 337 und *Bidermann* (wie Anm. 3), S. 37.

blieb der Aussichtsturm, der im 2. Weltkrieg der Flugsicherung des nahen Fliegerhorstes Hessental diente, bis zum Jahre 1958 erhalten, als er abermals modernisiert und zum heutigen Aussehen umgebaut wurde<sup>58</sup>. Die letzte Renovierung (mit geringen Veränderungen) fand im Jahre 1998 statt.

Heute stehen von der Wallfahrtskirche nur noch die Umfassungsmauern bis etwa in Traufhöhe<sup>59</sup>.

### Baubeschreibung der ehemaligen Wallfahrtskirche<sup>60</sup>

Da die ehemalige Wallfahrtskirche heute nur noch als eindrucksvolle Ruine existiert, sind wir bei der Baubeschreibung sowohl auf die erhaltenen Reste, als auch auf historische Abbildungen angewiesen. Leider erschwert das Fehlen des ursprünglichen Turms sowie der Fassadenaufbauten eine letztendlich gültige Baubeschreibung. Die zwei wohl authentischsten Darstellungen sind das nach einem Aquarell von 1804 entstandene Aquarell des Haller Zeichenlehrers Johann Friedrich Reik aus dem Jahre 1877 (Abb. 1) mit einer Fernansicht der Wallfahrtskirche von Nordwesten<sup>61</sup> sowie die im Jahre 1808 entstandene Schützenscheibe „Zecher am Einkorn“, von Maler „Pictor Fischer“ (Abb. 2)<sup>62</sup>.

58 Haller Tagblatt vom 22. November 1991, S. 20.

59 Die Kirchenruine steht seit 1927 unter Denkmalschutz und ist inzwischen denkmalpflegerisch gesichert.

60 In der anschließenden Baubeschreibung kommt es zu Wechslen der Tempora, an denen abzulesen ist, welche Teile des Gebäudes noch existent bzw. abgegangen sind.

61 Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall, Inv. Nr. 87/33–419: Ansicht der Wallfahrtskirche zu den hll. Vierzehn Nothelfern auf dem Einkorn (von Nordwesten), nach einem Aquarell von 1804, von Joh. Friedrich Reik 1877 (signiert und datiert), Aquarell, 43,5 x 31,5 cm (Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart). Diesem Aquarell sei eine weitgehende Authentizität unterstellt, weil es nach einer Vorlage aus dem Jahre 1804 (heutiger Verbleib unbekannt), also zu einer Zeit, als die Kirche noch intakt war, geschaffen wurde. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß der Haller Zeichenlehrer Johann Friedrich Reik in den Jahren 1874–1900 eine ganze Serie von Zeichnungen und Aquarellen mit Ansichten und Detailzeichnungen der Einkornkirche angefertigt hat. Sie alle befinden sich heute im Hällisch-Fränkischen Museum in Schwäbisch Hall (Inv. Nr. 87/33–419 bis 87/33–439) und sind Dauerleihgaben des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart. Herrn Dr. Armin Panter/Häll.-Fränk. Museum Schwäbisch Hall sei für das Zugänglichmachen der Zeichnungen sowie für die freundliche Unterstützung beim Fotografieren herzlich gedankt. Die Erteilung der Reproduktionserlaubnis verdankt der Verfasser Herrn Direktor Prof. Dr. Volker Himmelein/Württ. Landesmuseum Stuttgart.

62 Häll.-Fränk. Museum Schwäb. Hall, Inv. Nr. 86/143–98: Schützenscheibe „Zecher am Einkorn“, von J. F. F. Rittmann, Schützenmeister 1808, Aufschrift: *Es leben die Schützen des Standes und des Waldes*. Maler: *Pictor Fischer* (signiert). Vgl. *H. Mehl/J. Flamm*: Haller Schützenscheiben, Sigmaringen 1985, S. 68 f (Abb. 29), S. 99 f u. S. 153. Hier sei eine weitere Abbildung angeführt: eine im Jahre 1815 entstandene, leider mittlerweile stark zerstörte Schützenscheibe „Brand der Einkornkirche“ (Aufschrift: *Ludwig Friedrich Sorg aus Backnang*). Vgl. ebd., S. 100 u. S. 153. Auch folgende Bildquelle ist überaus aufschlußreich für den Zustand der Ruine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Häll.-Fränk. Museum Schwäb. Hall, Inv.Nr. 87/33–420, Ansicht der Kirchenruine auf dem Einkorn von Südosten, von Joh. Friedrich Reik 1874 (signiert und datiert); Aquarell und Bleistift, 33 x 52 cm (Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart). Zu weiteren Abbildungen der Einkornkirche siehe *M. Schefold*: *Alte Ansichten aus Württemberg*, Bd. 2, Katalogteil, Stuttgart 1957, S. 538 u. S. 540.



Abb. 2 Ansicht der Wallfahrtskirche auf dem Einkorn auf einer Schützenscheibe von 1808 (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall), Foto: Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall.

Danach hatte die Kirche im Grundriß (Abb. 3) ein einschiffiges, rechteckiges Langhaus zu vier Achsen, an das im Osten ein eingezogener, einachsiger Chor mit  $3/8$ -Schluß anschließt<sup>63</sup>. Im Süden war an den Chor eine Sakristei über rechteckigem Grundriß angebaut. Der Haupteingang war an der Westseite (Westfassade). Ein achtgeschossiger Turm war in die Westfassade einbezogen (Einturmfassade). Langhaus und Chor waren mit Satteldächern gedeckt, wobei das Chordach über

63 Einen Grundriß der Kirche zeichnete Reik im Jahre 1877. Häll.-Fränk. Museum Schwäb. Hall, Inv.-Nr. 87/33–427, Grundriß der Einkornkirche, von Joh. Friedrich Reik 1877 (signiert und datiert), Tusche- und Federzeichnung, 31 x 53,5 cm (Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart).

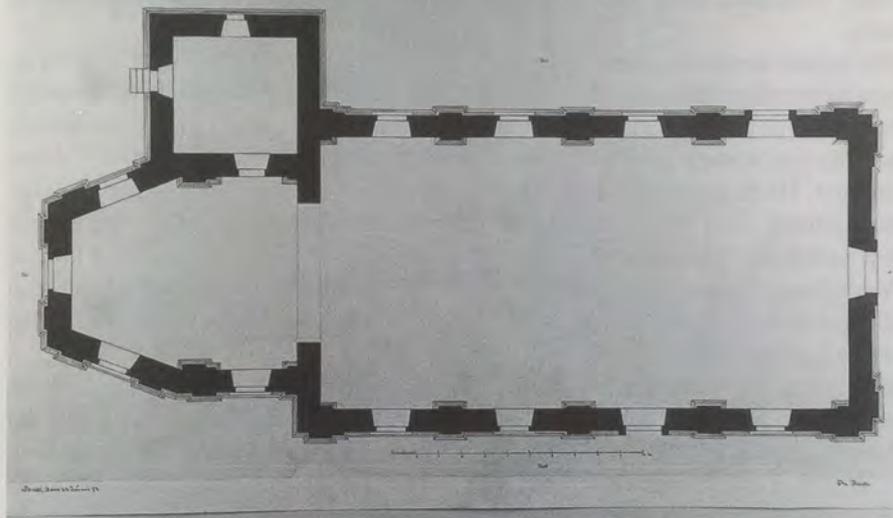


Abb. 3 Grundriß der Wallfahrtskirche auf dem Einkorn, Tusche- und Federzeichnung von Joh. Friedrich Reik, 1877 (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall; Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart), Foto: Verfasser.

dem Chorschluß nach drei Seiten abgewalmt war. Der Dachfirst des Chordaches war allerdings etwas niedriger als der des Langhausdaches.

Sämtliche Außenwände der Kirche bestehen aus Mauersteinen und waren einst verputzt (heute ist der Putz weitgehend abgefallen). Die Seitenwände des Langhauses wurden durch Pilaster mit toskanischen Kapitellen vertikal in vier Achsen gegliedert. Die toskanischen Kapitelle reichten bereits in das Traufgesims hinein.

Zwischen den hochsitzenden Fenstern und dem Dachansatz setzten die Gebälkzone sowie ein um die Kapitelle verkröpftes, profiliertes Traufgesims an, die beide um den gesamten Bau verliefen und so Langhaus und Chor zusammenfaßten, was beim Außenbau einen einheitlichen Gesamteindruck vermittelte. Diese einheitliche Wirkung wurde auch durch die Pilastergliederung unterstützt. Um den ganzen Bau verläuft eine um die Pilaster herum verkröpfte Sockelzone in ca. 50 cm Höhe, bestehend aus Sandstein-Quadermauerwerk sowie dem oben anschließenden Wulst. Dieselbe Wandgliederung erscheint auch am Chor. Sowohl das Chorjoch, als auch die Wände des Chorschlusses zeigen je ein Rechteckfenster<sup>64</sup>.

Die Langhaus- und Chorfenster weisen identische Formen auf: sie sind rechteckig und von einem Rahmen umgeben, der mehrfach profiliert (architraviert) und oben

64 Lediglich die Südwand des Chorjochs hat wegen der angebauten Sakristei kein Fenster.

leicht geohrt ist. Am Fenstersturz befindet sich je ein kleiner, trapezförmiger Keilstein, was übrigens auch an weiteren, vor allem an den einfacheren Bauten Greising's vorkommt. Über dem Keilstein erscheint jeweils eine kleine Giebel-Andeutung.

Die beiden identischen Seitenportale in der zweiten Achse (von Westen) haben einen rechteckigen Eingang, dessen profiliertem Rahmen und Überdachung etwas erhaben aus der Wand hervorstehen<sup>65</sup>. Seitlich wird der Eingang von je einer halben, profilierten Vorlage gerahmt, die aufgrund der halben Sockel an einen Pilaster erinnert. Doch erscheinen oben statt Kapitellen lediglich halbierte Akanthus-Volutenkonsolen. Über dem Türsturz schließt eine ungegliederte, aber über den Konsolen verkröpfte Frieszone an und darüber eine vorkragende, ebenfalls verkröpfte Verdachung in Form eines Gesimsstückes. Das darüber angeordnete Fenster zeigt die hier übliche Form, ist wegen des Eingangs allerdings etwas kürzer als die anderen Langhausfenster.

Die insgesamt recht flache, durch Pilaster, Fenster und Gesimse gegliederte, sechsgeschossige Westfassade erinnert an sonstige Einturm-Fassadenlösungen der Vorarlberger Barockbaumeister, wie beispielsweise bei Valerian Brenner in Neuburg/Donau und Obermedlingen<sup>66</sup>. Sie wurde von toskanischen Pilastern in drei Achsen geteilt. Die beiden äußeren Pilaster wurden beidseitig von pilasterartigen Wandvorlagen begleitet. Das von den Seitenwänden des Langhauses herkommende profilierte Traufgesims, das wie an den Langhauswänden über den Pilastern verkröpft war, schloß den zweigeschossigen Fassadenblock nach oben hin ab. Unten wird die Westfassade von dem umlaufenden Sockel begrenzt. In der mittleren Achse befindet sich das aufwendige Hauptportal (Abb. 4). Der rechteckige Eingang wird – wie die Fenster – von einem profilierten, oben leicht geohrten Rahmen umgeben und beidseitig von je einem toskanischen Pilaster auf einem Sockel flankiert<sup>67</sup>. Über der anschließenden Gebälkzone, in der die flankierenden Pilaster als Lisenen weitergeführt werden, schließt ein das Portal abschließender verkröpfter Segmentgiebel an<sup>68</sup>. Direkt über dem Westportal ist ein kleines Rundfenster zu sehen.

Über dem den Fassadenblock abschließenden Kranzgesims schloß ein teilweise (über den beiden äußeren Achsen) bereits schildartig ausgebildetes Attikageschoß

65 Die Rahmen und Gewände des Südportals sowie des darüber angeordneten Fensters sind heute zerstört.

66 Siehe dazu neuerdings *I. Gabor: Der Vorarlberger Barockbaumeister Valerian Brenner (1652–1715), Leben und Werk*, Diss. Kath. Universität Eichstätt 1999 (Ms.), S. 433–436.

67 Bemerkenswert und ungewöhnlich ist hier, daß am Echinus der Kapitelle das Eierstab-Ornament erscheint.

68 Wie eine Fassadenzeichnung von Reik (1877) zeigt, verlief damals über dem Türsturz des Eingangs eine durchgehende, verkröpfte Gebälkzone. Außerdem befanden sich am Türsturz zwei Festons, die ein Engelsköpfchen in der Mitte flankierten. Heute ist beides nicht mehr vorhanden. Vgl. Häll-Fränk. Museum Schwäb. Hall, Inv. Nr. 87/33–422: Fassade der Kirchenruine auf dem Einkorn von Westen, von Joh. Friedrich Reik 1877 (signiert und datiert); Aquarell und Bleistift, 34,5 x 53,5 cm (Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart).

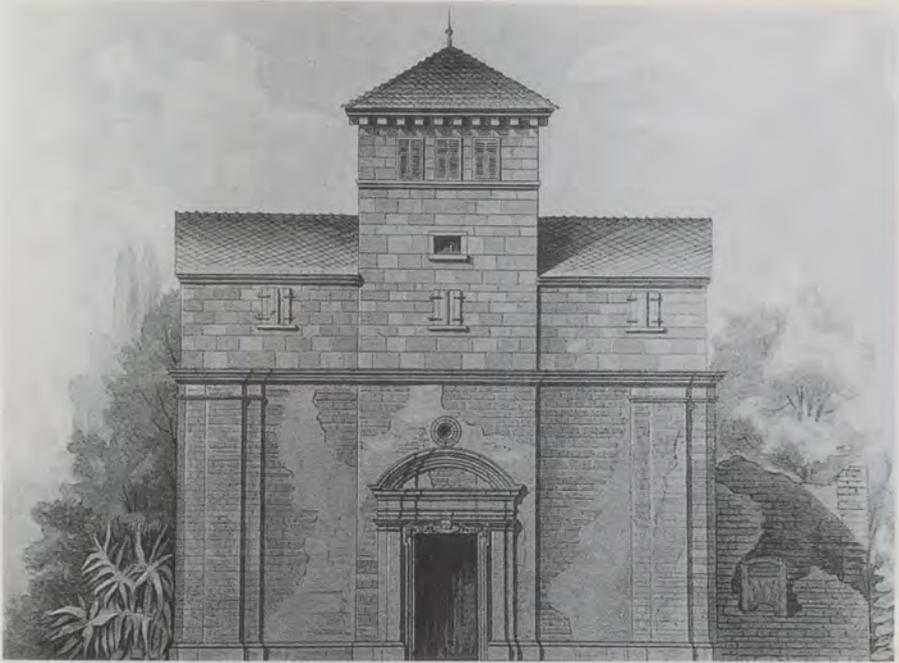


Abb. 4 Fassade der Kirchenruine auf dem Einkorn von Westen, Aquarell und Bleistiftzeichnung von J. F. Reik, 1877 (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall; Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart), Foto: Verfasser.

an, in dem die in Form von Lisenen weitergeführten Pilaster durchliefen<sup>69</sup>. Dieses Attikageschoß wurde von einem profilierten, über den Lisenen verkröpften Gesims abgeschlossen. Über diesem Geschoß erhebt sich der ebenfalls dreiachsige Blendgiebel (Volutengiebel). Auf den beiden Gesimssecken im Norden und Süden stand je ein bekrönender Pinienzapfen. Zwischen den beiden Pinienzapfen erhob sich beidseitig je eine Volute, die das dazwischen befindliche mittlere Giebfeld flankierten. Dieses war beidseitig von Lisenen eingefasst und zeigte ein Rundbogenfenster. Oben schloß ein Profilgesims dieses Giebfeld ab und leitete zum nächsthöheren, schmalen Giebelgeschoß über. Einzige Gliederungselemente waren hier die beiden Ecklisenen sowie ein annähernd halbkreisförmiges Fenster dazwischen. Den eigentlichen Giebelabschluß bildete das anschließende schmale und trapezförmige Geschoß, das allseitig von einem Profilgesims eingerahmt war. Direkt hinter dem Fassaden-Blendgiebel setzte der über dem Dachfirst nach drei Seiten freistehende Turm an. Der Turm hatte einen quadratischen Grundriß und sein Unterbau befand sich wohl im Dachstuhl, so daß er von außen geradezu aus

69 Siehe dazu auch *Gradmann* (wie Anm. 3), S. 171, wo von einer „Brüstung“ über „den Seitenschiffen“ die Rede ist.



Abb. 5 Innenansicht der Kirchenruine auf dem Einkorn nach Osten (Aquarell-Bleistift-Feder), von Joh. Friedrich Reik, 1877 (Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall; Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart), Foto: Verfasser.

dem Dach herauszuwachsen schien. Das Glocken- und Hauptgeschoß wies als Wandgliederung Ecklisenen und nach allen Seiten je zwei schmale Rundbogenfenster auf. Ein profiliertes Gesims leitete über zur anschließenden, fast schon an ein Glockendach erinnernden Welschen Haube. Über dieser erhob sich eine kleine, schlanke Laterne mit je einer schmalen Rundbogenöffnung nach allen Seiten und ebenfalls einer abschließenden Welschen Haube. Der Turm wurde von einer Spitze, einem Knopf und einem Doppelkreuz bekrönt.

Zum Kircheninneren (Abb. 5) kann heute nicht mehr viel gesagt werden, außer, daß die einstige Jochteilung des einschiffigen Innenraums heute noch an den Resten der toskanischen Pilaster ablesbar ist<sup>70</sup>. Die Wände des einstigen Chorbogens stehen noch – wie die übrigen Umfassungswände – bis in etwa Traufhöhe. Dem Gewände des Chorbogens waren nach drei Seiten toskanische Pilaster vorgelegt, weshalb die etwas ins Kircheninnere vorstehende Mauerzunge fast den Charakter eines Pfeilers gehabt haben muß. Erwähnenswert scheint auch, daß sämtliche Fenster nach innen die Korbformen aufwiesen. Vom Chorjoch führte südlich ein Durchgang in die angebaute Sakristei.

70 Es handelte sich also nicht – wie schon mehrfach behauptet wurde – um eine Wandpfeilerkirche.



Abb. 6 Die Fassade der Kirchenruine auf dem Einkorn von Westen (Zustand 1998), Foto: Verfasser.

Zur Ausstattung kann angemerkt werden, daß einst drei Altäre vorhanden waren, nämlich zwei Seitenaltäre an den Chorbogenwänden zum Chor sowie der freistehende Hochaltar im dreiseitigen Chorschluß. An der Westwand befand sich eine Orgelempore. Die einstige Stuckausstattung und der Wandputz sind heute nicht



*Abb. 7 Außenansicht der Kirchenruine auf dem Einkorn von Südosten (Zustand 1998), Foto: Verfasser.*

mehr erhalten<sup>71</sup>. Heute erhebt sich im Westteil der Ruine der hinter die ehemalige Westfassade eingebaute Aussichtsturm (Abb. 6).

Die relativ einfachen und heute noch sichtbaren Bauformen der Einkornkirche (Abb. 7), wie die toskanischen Pilaster, die oben leicht gohrten Fenster mit Keilsteinen und profilierten Rahmen sowie das Portal mit verkröpftem Segmentgiebel sind für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich. Sie wurden auch schon von Greissings Vorgänger Antonio Petrini verwendet und erscheinen so oder in ähnlicher Form auch bei sonstigen, aufwendigeren Bauten von Greissing, wie z. B. in Großcomburg, in Obertheres, beim Fürstenbau des Juliusspitals in Würzburg, am Rückermainhof in Würzburg und an der Pfarrkirche in Wilhermsdorf.

Ca. 30–50 m westlich unterhalb der Kirche befand sich laut den historischen Ansichten einst ein kleiner Kapellenbildstock<sup>72</sup>.

Zum Schluß sei angemerkt, daß man beim Besuch der heutigen Ruine kaum erahnt, welche Bedeutungen, Personen und vielschichtigen Beziehungen einst mit diesem Bau zusammenhingen. Dies aufzuzeigen, war das Anliegen dieses Aufsatzes.

71 Dagegen sind auf dem 1877 von Reik geschaffenen Aquarell noch Reste des Wandputzes und die teilweise noch gut erhaltenen Pilaster zu sehen. Häll.-Fränk. Museum Schwäb. Hall, Inv.Nr. 87/33–426, Innenansicht der Kirchenruine auf dem Einkorn nach Osten, von Joh. Friedrich Reik 1877 (signiert und datiert); Aquarell – Bleistift – Feder, 34,5 x 53 cm (Dauerleihgabe des Württ. Landesmuseums Stuttgart).

72 Die Suche des Verfassers nach dieser Kapelle blieb leider ohne Erfolg.

# Zum 325. Geburtstag des Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (1674–1756)

VON HELMUT HERRMANN

Die Altstadt von Weikersheim, der harmonische Dreiklang von Stadt, Schloß und Garten, ist in seiner heutigen Gestalt weitgehend das Lebenswerk des baufreudigen Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (1674–1756), der hier für rund fünfzig Jahre lebte und die kleine Stadt an der Tauber zu seinem „Hohenloher Versailles“ machte.

Jeder Besucher der einstigen Residenzstadt ist heute noch beeindruckt von der stillvollen Eleganz des Marktplatzes mit seinen schwungvollen Arkaden, die gleichsam als „Cour d'honneur“ zu dem mächtigen Renaissanceschloß führen, sowie von dem frühbarocken Garten, dessen krönender Abschluss die Orangerie bildet, „ein geistreicher, fremdartig schöner Bau“<sup>1</sup>.

Wer war nun dieser vom „Bauwurm“ geplagte Carl Ludwig, über den sein langjähriger Kanzleidirektor Georg Tobias Pistorius schreibt:

*Herr Graf Carl Ludwig hat das  
Bauen sehr geliebet,  
und sich in dieser Kunst  
ausnehmend wohl geübet, ...*<sup>2</sup>

## Kindheit und Jugend des Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim

Geboren wurde Georg Carl Ludwig am 23. September 1674 als dritter Sohn des Grafen Johann Friedrich von Hohenlohe-Öhringen und seiner Gemahlin Luise, Herzogin von Schleswig-Holstein, in Ohrdruf/Thüringen. Seit dem Ende des 30-jährigen Krieges war gerade ein Menschenalter verstrichen. Noch immer sind ganze Landstriche verwüstet und viele Dörfer und Weiler abgebrannt oder verlassen. Die Städte haben sich kaum von dem großen Sterben erholt, als erneut die Kriegsfurie über den deutschen Südwesten jagt.

Im Juni 1674 hatten die Truppen Ludwig XIV. unter Marschall Turenne den Rhein überquert und zogen neckaraufwärts in Richtung Heilbronn. In diesen unruhigen und gefährvollen Wochen begibt sich Graf Johann Friedrich (der Ältere) von Ho-

1 G. Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, München 1964, S. 522.

2 A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe, Reprint 1991, S. 233.



*Abb. 1 Ölgemälde des Grafen Carl Ludwig von Hohenlohe-Weikersheim (1674–1756) im Alter von etwa 40 Jahren.*

henlohe-Öhringen mit seiner Familie in das von den Kriegswirren verschonte Städtchen Ohrdruf im Herzen der Grafschaft Gleichen, die seit 1631 zu Hohenlohe gehört. Dort wurde ihm wenige Monate später ein Sohn geboren und nach dem Paten, dem Landgrafen von Hessen, auf den Namen Carl Ludwig getauft. Über der Wiege des kleinen hohenloher Prinzen lag gleichsam der Schatten des Sonnenkönigs. Ludwig XIV., „le roi soleil“, sollte das Leben Carl Ludwigs bis weit in seine Weikersheimer Zeit bestimmen. „Louis le Grand“, wie ihn die Franzosen nannten,

war gefürchtet und bewundert, wurde aber auch eifrig nachgeahmt, vor allem von den kleinen deutschen Fürsten.

Im Jahre 1677 kehrte die Familie in ihre Hohenloher Stammlande zurück. Wie die beiden älteren Brüder, so erhielt auch Carl Ludwig seine erste schulische Ausbildung durch den Öhringer Stiftsprediger Meelführer und den Hofmeister Georg Hanselmann, den er später zum Amtmann in Weikersheim ernannte. Der Stallmeister von Berg unterwies den kleinen Prinzen im Reiten. Bis ins hohe Alter galt Carl Ludwig als Pferdekenner und Meister der Reitkunst. Mit 19 Jahren wurde er auf die Ritterakademie nach Wolfenbüttel geschickt, denn als Drittgeborener sollte er die militärische Laufbahn einschlagen. Der Aufenthalt dauerte zwei Jahre und kostete dem gräflichen Vater eine auch für die damalige Zeit stattliche Summe von dreitausend Gulden. An die Ausbildung auf einer Ritterakademie schloß sich in der Regel eine mehr oder weniger ausgedehnte Bildungsreise oder „Cavalierstour“ an. Zuvor aber empfing der junge Springinsfeld seine Kugelweihe als Fähnrich bei den Aufsesschen Dragonern, die am Rheinfeldzug teilnahmen.

### Der Prinz Carl Ludwig auf „Cavalierstour“ in Italien und Frankreich

Nach dem kurzen militärischen Zwischenspiel am Rhein trat Carl Ludwig im November des Jahres 1695 eine „Cavalierstour“ nach Italien an, zu der ihn der betagte Vater entließ „mit Segenswünschen und Ermahnungen zur Gottesfurcht, Sparsamkeit und aller Tugenden, die dem Hause zur Ehre dienen“<sup>3</sup>. In Ermangelung eines Reisemarschalls oder Hofmeisters gab man dem Prinzen einen Diener mit, „der förmlich in Eid und Pflicht genommen wurde, über seinen jungen Herrn zu wachen und für ihn zu sorgen“<sup>4</sup>.

Das erste Reiseziel war Venedig. Die Serenissima mit ihren vielen Kanälen, den schwarzen Gondeln und prächtigen Palästen übte schon damals eine Macht der Verzauberung aus, wie kaum eine andere Stadt des europäischen Südens. Insbesondere der berühmte Karneval von Venedig, der fast ein halbes Jahr dauerte, – vom Einbruch des Herbstes bis zur eigentlichen Fastenzeit – zog Menschen aller Stände und Schichten in diese Metropole barocker Lebensfreude. In der Stadt der Malerei, der Masken und der Musik amüsierte man sich am Tag und noch mehr in der Nacht sowie an allen Orten, sogar in der Kirche der Incurabili, wo man den zauberhaften Stimmen jener kleinen Mädchen lauschte, „die keinen andern Vater als die Liebe haben“<sup>5</sup>.

Vom Weihnachtsfest des Jahres 1695 bis weit in die Fastenzeit dauert der Aufenthalt Carl Ludwigs in der Lagunenstadt, und es war schon bei der Abreise eine ausgemachte Sache, dass auch der Rückweg über die Piazza San Marco und den Ca-

3 Fischer (wie Anm. 2), S. 234.

4 Fischer (wie Anm. 2), S. 234.

5 G. von Pölnitz: Venedig, München 1951, S. 451.

nal Grande führen würde. Zunächst aber ging es über Rom nach Neapel, wo ein Seesturm die Reisenden in eine glücklich bestandene „große Lebensgefahr“<sup>6</sup> brachte.

Von Siena und Florenz führte der Weg noch einmal nach Venedig, bevor man die Heimreise über Augsburg antritt. Reich an Erfahrungen und Erlebnissen mancherlei Art, aber arm wie eine Kirchenmaus kommt der inzwischen 22jährige Prinz und „sein förmlich in Eid genommener Diener“ im Oktober rechtzeitig zur Weinlese des Jahres 1696 im heimatlichen Öhringen an. Den Winter verbringt er mehr oder weniger gelangweilt mit Reiten und Jagen in den Hohenloher Forsten.

Als die ersten Märzstürme über das Land peitschen, packen ihn erneut Fernweh und Abenteuerlust. Das traditionelle Soldatenblut derer von Hohenlohe regt sich in seinen Adern und treibt ihn in die Niederlande, wo allerdings der Friede von Rijswijk (1697) seinen ehrgeizigen Feldzugsplänen zuvorkommt<sup>7</sup>.

Trotz der väterlichen Klagen über „allzugroßen Verbrauch, über schlimme Zeiten und schwere Ausgaben“<sup>8</sup> reist Carl Ludwig anfangs 1698 über Brüssel ins Frankreich Ludwigs XIV., den er soeben noch in Holland bekämpfen wollte, insgeheim aber mit wachsender Neugierde bewunderte. Zum zweiten Male mußte der inzwischen 81jährige Vater 2000 Gulden aufnehmen, um dem in seinen Augen mehr reiselustigen als bildungshungrigen Sohn den Aufenthalt in Paris zu ermöglichen. In einem langen Brief sparte der greise Vater dabei erneut nicht an Ermahnungen zu Gottesfurcht und „Hohenloher Sparsamkeit“. Wieder versprach Carl Ludwig hoch und heilig, sich möglichst einzuschränken, und „um weniger Aufwand machen zu müssen“<sup>9</sup>, trug der Landjunker aus dem Hohenlohischen, der bei einem Pariser Sprachmeister in der vornehmen Dauphinstraße wohnte, sogar eine Zeitlang Trauerkleidung. Auf der anderen Seite erhält er von sieben „Exercitienmeistern“ Unterricht im klassischen Französisch, im Tanzen und Fechten, in Geographie und Geschichte sowie im Festungsbau und beim Waldhornblasen.

### Das Hohenloher Schicksalsjahr 1702

Im Jahre 1701 war der Spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen, einer jener Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts, die gar mancherlei Chancen boten, sich auf dem Schlachtfeld auszuzeichnen, aber noch mehr Möglichkeiten in sich bargen, das Leben vorzeitig zu verlieren.

So wurde das Jahr 1702 zum Schicksalsjahr für das Haus Hohenlohe-Öhringen: In dem blutigen Gefecht bei Friedlingen, das am 14. Oktober 1702 stattfand, wäre es im wahrsten Sinne des Wortes „fast um Haaresbreite“ um den jungen Prinzen Carl Ludwig geschehen gewesen, hätte nicht der Zopf der mächtigen Perücke den Hieb

6 E. P. Kern: Personalialia – Einsegnungsrede, Öhringen 1756.

7 H. Herrmann: Ein Gang zum Carlsberg, Weikersheim 1988, S. 10.

8 Fischer (wie Anm. 2), S. 235.

9 Fischer (wie Anm. 2), S. 235.

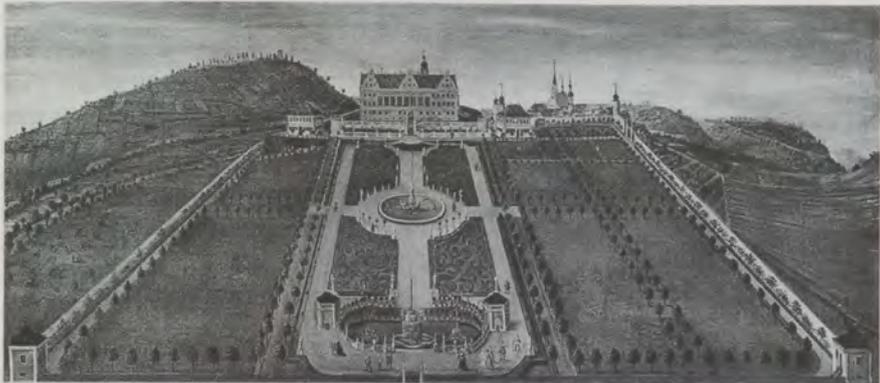


Abb. 2 Schloss und Garten in Weikersheim um 1712, Gemälde um 1712.

weitgehend aufgefangen, den er mit einem umgekehrten Gewehr erhielt. Trotz der Verwundung und der betäubenden Schmerzen gelang es ihm noch, eine feindliche Standarte zu erobern und sich zu seiner Kompanie durchzuschlagen<sup>10</sup>, wo er von seinem Diener La Grange gesund gepflegt wurde.

Weniger Glück hatte sein älterer Bruder Johann Ernst, der als Oberstleutnant durch einen Schuss in den Oberschenkel schwer verwundet wurde und vier Wochen später am 16. November 1702 an dieser Verletzung starb. Am Tag danach verschied im heimatlichen Öhringen der greise Vater. Beide, Vater und Sohn, wurden kurz vor Weihnachten in der Stiftskirche zu Öhringen Seite an Seite beigesetzt.

Nun lag die gesamte Verantwortung auf den Schultern des Prinzen Carl Ludwig zumal der älteste Bruder wegen geistiger und körperlicher Gebrechen regierungsunfähig war und der jüngste sich noch zur Ausbildung auf der Ritterakademie in Kopenhagen befand. Carl Ludwig verließ daher noch im Jahre 1702 die militärische Laufbahn und übernahm die Regierung des väterlichen Landesteils im Gemeinschaftsnamen.

### Carl Ludwig errichtet sein „Hohenloher Versailles“ in Weikersheim

Wenige Jahre später kam es im Mai 1708 zur Erbteilung. Durch Los fiel dem Grafen Carl Ludwig Weikersheim zu, während sein jüngerer Bruder Johann Friedrich den väterlichen Landesteil um Öhringen und Neuenstein erhielt. Den Sommer des Jahres 1708 verlebte Carl Ludwig auf dem Jagdschloss Hermersberg, da das Schloss in Weikersheim seit dem Tod des Grafen Siegfried im Jahre 1684 verwaist war und zunächst nach den Plänen seines neuen Herrn eingerichtet werden mußte. Zu Beginn des Jahres 1709 war es dann soweit: Am 6. Januar 1709, dem Tag des

<sup>10</sup> Fischer (wie Anm. 2), S. 236.

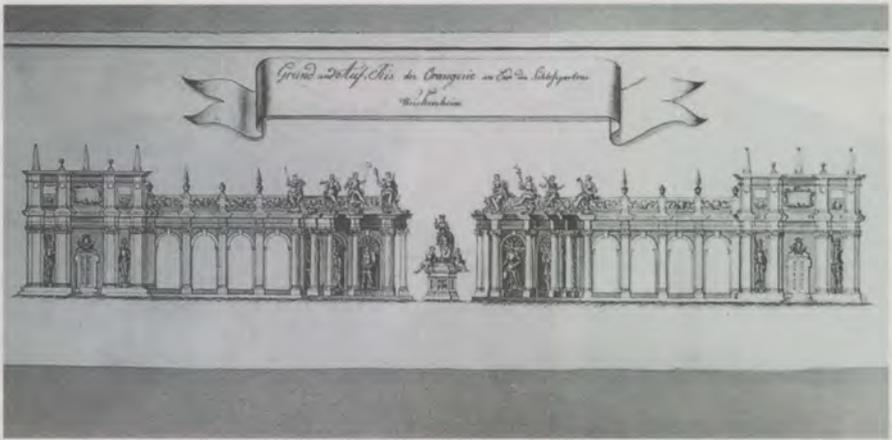


Abb. 3 Grund- und Aufriß der Weikersheimer Orangerie mit dem Reiterstandbild des Grafen Carl Ludwig; Kupferblatt v. G. P. Schillinger, Öhringen.

Erscheinungsfestes, hält Carl Ludwig den festlichen Einzug in seine neue Residenz Weikersheim. Der Graf war in zwischen 35 Jahre alt, hatte sich die ersten Hörner bereits abgestoßen, die zweiten Zähne aber noch nicht ausgebissen und war voller Tatendrang. Die ganze Bürgerschaft einschließlich der jungen jüdischen Gemeinde huldigt dem neuen Regenten, der sofort ein groß angelegtes und ehrgeiziges Bauprogramm in die Wege leitet. Der schlammige und mit Schilfrohr bewachsene Stadtgraben wird bis zum „Oberen Tor“ aufgefüllt. Ein starkes Aufgebot an Tagelöhnern, verstärkt durch eine Handvoll Soldaten des Weikersheimer Kontingents, ebnet den Platz zum Garten und schafft damit die Voraussetzungen für die Anlage des barocken Lustgartens in seiner heute noch weitgehend überlieferten Grundgestalt. Im Hofgarten zu Weikersheim verwirklichte der baulustige Graf Carl Ludwig seinen Traum von einem Hohenloher Versailles<sup>11</sup>.

Mit der Regierungsübernahme durch den Grafen Carl Ludwig im Jahre 1702 beginnt für Schloss und den Garten eine neue Ära, die erst 1725 nach Fertigstellung der Orangerie ihren Abschluss findet. Wichtige Verträge für die bauliche, gärtnerische und figürliche Gestaltung hatte der Graf schon von Hermersberg aus abgeschlossen. So wurde bereits im Jahre 1703 der Hofgärtner Caspar Pich angestellt und 1708 wurde der erste grundlegende Vertrag mit dem Bildhauer Johann Jacob Sommer (1645–1715) ausgehandelt (s. Anlage!), der zusammen mit seinen beiden Söhnen Georg Christoph und Philipp Jacob das umfangreiche Figurenprogramm in dem frühbarocken Weikersheimer Garten gestalten sollte. Der für die Wirtschafts- und Kulturgeschichte interessante Vertrag, der vom 28. Juni 1708 datiert, hat u. a. zum Inhalt, dass zwei Drittel des Rechnungsbetrags in Naturalien zu ent-

richten sind, und zwar ein Drittel in Früchten und ein Drittel in Wein. Außerdem sollte zunächst eine Figur *zur Prob fertiggestellt werden*<sup>12</sup>.

Nach Hasso von Poser lassen sich deutlich drei Planungsphasen bzw. Bauepochen unterscheiden<sup>13</sup>: Die erste Phase dauerte von 1708 bis 1710. Sie stand unter der baulichen Leitung des Esslinger Stadtbaumeisters Johann Jakob Börel, der auch das alte Esslinger Rathaus erbaut hatte. Unter seiner Bauleitung wurde die Schloßterrasse mit der Balustrade errichtet sowie das „neue Gartenhaus“ und das Gewehrhaus erbaut, welches als „Lusthaus auf dem Wall“ bezeichnet wurde. Mit Sicherheit kann ihm auch der „Cavaliersbau“ auf dem Marktplatz, das heutige Rathaus, zugeschrieben werden.

In die zweite Bauphase, die von 1710 bis etwa 1716 währte, fällt auch die Hochzeit des Grafen Carl Ludwig mit der Prinzessin Dorothee Charlotte von Brandenburg-Culmbach, die am 8. Juli 1711 in Weverlingen stattfand. „So gros nun dieses Vergnügen gewesen; so eine kurze Zeit hat selbiges gedauert“<sup>14</sup>. Nach knapp einem Jahr stirbt die Gräfin an einem „hitzen“ Nervenfieber. Um seinen Schmerz zu vergessen, stürzt sich Carl Ludwig wie ein Bessener in die Arbeit. Die planerische Grundlage für die Gartengestaltung bildet *ein von Saarbruck anhero gekommener garten riss*<sup>15</sup>, für den die gräfliche Hofkammerkasse in Weikersheim den Betrag von 30 Gulden anweist.

Die dritte Bauepoche, die von 1718 bis 1725 dauerte und in welcher die Orangerie erbaut wurde, stand nach einhelliger Meinung der Historiker unter Leitung des Ingenieur-Offiziers und Festungsbaumeisters Johann Christian Lüttich (1689–1769), den Carl Ludwig nach seiner Verheiratung mit der Tochter des Reichsfürsten Albrecht von Öttingen, der Prinzessin Elisabeth Friederike Sophie, von dort mitbrachte<sup>16</sup>. Die Vermählung fand am 11. November 1713 im Öttinger Schloss statt. Aus der Ehe, die 43 Jahre währte, ging am 24. März 1716 der ersehnte Erbe hervor, der auf den Namen Albrecht getauft wird. Sein kurzer Lebensweg wird von Adolf Fischer in der „Geschichte des Hauses Hohenlohe“, Teil II, auf den Seiten 244–246 dargestellt.

Die nicht unerhebliche Mitgift der Prinzessin Elisabeth von Öttingen erlaubte den weiteren Ausbau des barocken Gartens, dessen krönender Abschluss die von Christian Lüttich entworfene Orangerie bildet und die zugleich das wohldurchdachte ikonographische Figurenprogramm des höfischen Gartens abschließt, bestehend aus Allegorien, Heroen und Göttern.

12 HZA Neuenstein, Vertrag zwischen Carl Ludwig von Hohenlohe und Johann Jacob Sommer, Hermersberg 1708.

13 H. von Poser: Der Schlossgarten zu Weikersheim, in: Münchner Blätter. Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst, Band 16 (o. J.), S. 119.

14 Kern (wie Anm. 6), S. 78.

15 M. H. von Freeden: Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich, in: WFr NF 22/23, Tl. 1 (1947/48), S. 153.

16 H. Herrmann: Johann Christian Lüttich (1689–1769), in: Hierzuland, Heft 13, Karlsruhe 1992, S. 22 ff.



Abb. 4 Die Gnomen-Galerie an der Terasse des Weikersheimer Schlosses, linke Seite, beginnend mit dem Trommler.

Den Gegenpol zur Welt der Götter und Helden bildet der Gnomenzyklus auf der Balustrade vor der Südseite des Schlosses, eine Besonderheit des Weikersheimer Gartens. In 16 „Zwerchbildern“ wurde hier von dem Bildhauer Johann Jacob Sommer aus Künzelsau nach Callot'scher Manier der niedere Hofstaat des Grafen karikiert, wie der Volksmund überliefert hat. War es eine Laune des Augenblicks, die „seine hochgräfl. Gnaden“ veranlassten, das niedere Hofpersonal „zum ewigen Gedächtnuß in Stein abkonterfeien“ zu lassen oder stand dahinter seine besondere „landesväterliche Fürsorge“, auch den kleinen Leuten auf diese Weise ein Denkmal zu setzen?

Unter den eigenwilligen „Zwerchfiguren“ sucht man vergeblich den angesehenen Kanzleidirektor Pistorius oder den wortgewaltigen Hofprediger Meister, wohl aber findet man die Vertreter des einfachen Hofpersonals: „den dicken Kutscher Baumann, die ehrbare Jungfrau Rumold, den lautstarken Trommler Fritz, die verkrüppelte Gänseliesel, den trinkfesten Jäger Gallmayer und nicht zuletzt den geschäftstüchtigen Hofjuden Lämmle“, der zu den einprägsamsten Figuren der Gnomengalerie zählt. Es soll ein „so glänzendes Portrait“ geworden sein, dass der damalige Hoffaktor Lämmle „außer sich gewesen sei“. Das weiß die Pfarrerstochter Gertrud Dürr zu berichten, deren Vater um die Jahrhundertwende „jede Woche ein paarmal im Schlossarchiv war und in den alten Urkunden stöberte“<sup>17</sup>. Einer der in den USA

17 G. Mannsperger-Dürr: Jugendjahre in Weikersheim, Manuskript, S. 51.

lebenden Nachfahren des Hoffaktors Lämmle verfasste vor wenigen Jahren einen Aufsatz mit dem Titel: „Our Ancestor, Laemmle, Court Agent of Carl Ludwig, the last Count of Hohenlohe-Weikersheim, who ruled 1709–1756.“

Die Orangerie wird von Carl Ludwig von vornherein sowohl als Zweckbau als auch zur Dekoration geplant. Schon lange reichte das Glashaus an der Südseite der Stadtmauer nicht mehr aus, um die vielen Oleander-Kübel und Feigengewächse, die Orangen- und Zitronenbäume zu überwintern, die im Sommer den barocken Garten schmückten und die der reiselustige Hofgärtner Pich laufend aus Bamberg, Leipzig und Mainz ankaupte. Künftig mußte der neue beheizbare Orangerie-Bau die empfindlichen und teuer erstandenen subtropischen Gewächse im Winter aufnehmen. Gleichzeitig sollte das zweiflüglige arkadenförmige Bauwerk dem barocken Garten abschließen und eine Brücke schlagen zu den bunten Wiesen, den steilen, steinigen und sonnendurchfluteten Weinbergen sowie zu den fruchtbaren Obstgärten des Taubertals.

Die Weikersheimer Orangerie, die im Vergleich zu den Anlagen von Gaibach, Pommersfelden und Schrattenhofen etwas später gebaut wurde, ist eine jener glücklichen, verschiedene Zwecke heiter verbindenden und aus den Überflüssen des Daseins herausgeborenen Schöpfungen,“ wie sie nur die Barockzeit erfinden konnte“, so urteilte schon vor mehr als 50 Jahren Prof. Dr. Max von Freeden<sup>18</sup>.

Die beiden spiegelbildlich angeordneten Flügelbauten von etwa 100 Meter Gesamtlänge werden durch je zwei vorgezogene Pavillons begrenzt, in denen unauffällig die Heizung untergebracht war. Das elegante Bauwerk hatte hohe Glasfenster und eine auf der Balustrade aufliegende Glasbedachung, die im Frühjahr abgenommen werden konnte, um den exotischen Gewächsen Luft, Feuchtigkeit und eine direkte Sonnenbestrahlung zukommen zu lassen.

Neben der funktionalen Bedeutung als monumentales und mit reichem Figurenschmuck ausgestattetes Gewächshaus hatte die Weikersheimer Orangerie von Anfang an eine repräsentative Aufgabe. Schon vor Jahren wies daher Max von Freeden auf den ausgeprägten Denkmalcharakter des Bauwerks hin<sup>19</sup>.

Dieser wird verstärkt durch das vergoldete Reiterstandbild des Grafen Carl Ludwig, das bis zum Jahre 1858 den halbrunden offenen Säulensaal schmückte. Es mußte genau 100 Jahre nach dem Tod der letzten Fürstin „wegen Einsturzgefahr“ abgebrochen werden. Alle Figuren des halbkreisförmigen Gebäudes, aber auch die Mittelachse der frühbarocken Gesamtanlage verweisen auf diesen „point de vue“, welcher den krönenden Abschluß des Hofgartens bilden sollte. Das geht auch eindeutig aus dem Kupferstich des Öhringer Hofzimmermanns Georg Peter Schillinger aus dem Jahre 1745 hervor, der die Bilderunterschrift trägt: *Prospekt und Grundriß der Orangerie, am Ende der Aussicht des Schloß-Garten, welches Ihre Hochgräfl. Excellenz Herr CARL LUDWIG Graf v. Hohenlohe in Weikersheim, zum Gedächtnus hat aufbauen lassen...*

18 Freeden (wie Anm. 15), S. 145 ff.

19 Freeden (wie Anm. 15), S. 166.

Aus der Tatsache, dass sich Carl Ludwig bereits im Jahre 1726 ein Reiterstandbild errichten ließ, dürfen jedoch keine falschen Schlüsse gezogen werden, wie das der Historiker Heinrich von Treitschke getan hat, der das Monument zum Anlass nimmt, um in dem letzten Weikersheimer Regenten den Prototyp eines duodezfürstlichen Gewaltherrschers zu sehen<sup>20</sup>.

Wer sich etwas intensiver mit Leben und Werk des Grafen Carl Ludwigs beschäftigt, wird gerade das Gegenteil feststellen: Ein ausgeprägtes Pflichtgefühl, eine unbedingte Treue zum Kaiser, der ihn immer wieder mit der Schlichtung von Streitigkeiten betraut und ein starkes soziales Engagement sind die Hauptmerkmale des letzten Regenten von Hohenlohe-Weikersheim.

Zu einer ähnlichen Beurteilung gelangt auch Max von Freeden, der schon 1948 feststellte: „Zu Unrecht hat Treitschke gerade diese vier Monarchen am Eingang des ‚Hohenlohischen Reiches‘ als Charakteristikum duodezfürstlicher Überheblichkeit gedeutet; ihre Aufstellung ist nur aus der dekorativ-symbolistischen Idee heraus zu verstehen, die den barocken Programmen von Gelehrten oder interessierten Laien zugrunde gelegt wurde“<sup>21</sup>.

Der langjährige Archivar Gottlob Blind ist der Meinung, dass Graf Carl Ludwig zwar ein „ausgesprochenes autokratisches Bewußtsein“<sup>22</sup> hatte, aber viel zu vernünftig und zu bescheiden war, um sich als „fünfter im Bunde“ den vier großen „Monarchen der Weltreiche“ an die Seite zu stellen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Einstellung Carl Ludwigs zur Arbeitszeit seiner Bediensteten. Der Graf hatte die Bedeutung von Erholung und Freizeit auch für seine Untertanen erkannt und war damit den Vorstellungen seiner Zeit voraus. Er erließ eine Art „Arbeitszeitordnung“, die genau festgelegte Kanzlei- und Audienzstunden enthielt und in der es u. a. heißt: *Denn da WIR wohl wissen, daß der Leib und das Gemüth einige Ergötzung nöthig haben, so wollen wir, wenn nichts Nothwendiges zu arbeiten vorfiel, unsere Kammerbediente den Samstag Nachmittag von allen Geschäften entledigen und ihnen auch übrigens ein Vergnügen gerne gönnen, dagegen wir hoffen, daß sie in der übrigen Zeit desto eifriger und fleißiger seien, und selbige wohl zubringen werden*<sup>23</sup>.

Ganz uneigennützig war zwar die Handlungsweise dieses aufgeklärten Patriarchen nicht, dennoch eilte er dem Denken seines Säkulums weit voraus. Erst die Französische Revolution von 1789 brachte auch für die Bürger und Handwerker eine bescheidene „Demokratisierung der Freizeit“. Zwar war der 12-Studentag noch weitgehend die Regel, an Sonn- und Feiertagen aber besuchte man seine Freunde, promenierte oder gönnte sich hin und wieder ein Gläschen Tauberwein oder ein „herrschaftliches“ Bier.

20 H. von Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Band I, Leipzig 1928, S. 19.

21 Freeden (wie Anm. 15), S. 169.

22 G. Blind: Ein Grafenhof vor 250 Jahren, Bad Mergentheim 1957, S. 29.

23 Fischer (wie Anm. 2), S. 243.

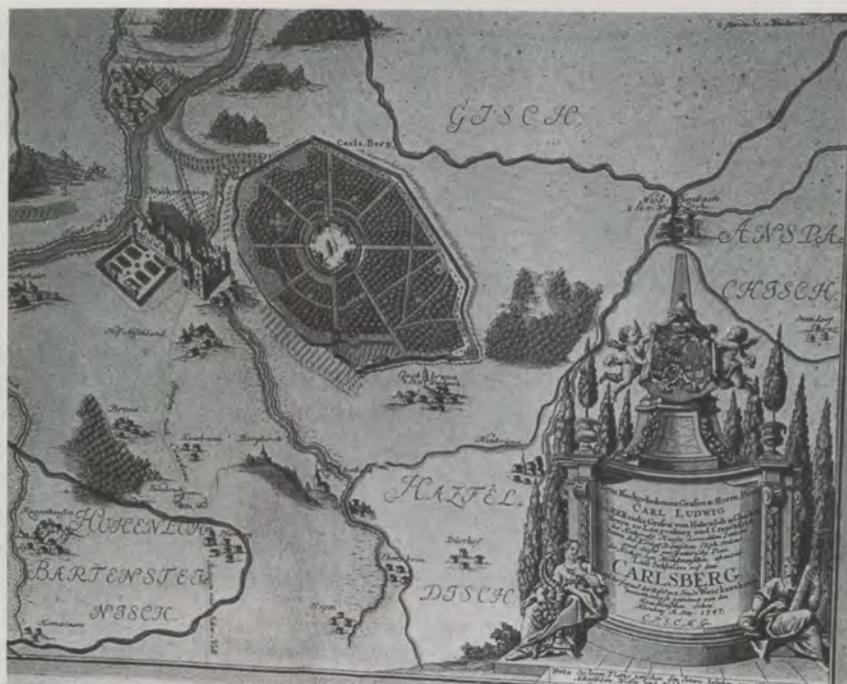


Abb. 5 Das Carlsberg-Areal nach einem Stich von Homann aus dem Jahre 1747.

Aus den Annalen geht hervor, dass Carl Ludwig bis 1745 Jahr für Jahr bauen ließ, jedoch wurde ein neues Projekt erst begonnen, wenn das alte ganz abgeschlossen war. Dennoch klagten die Erben über die zu tilgenden Baulasten und überführten die Weikersheimer Spitalstiftung dem „Neuensteiner Institut“, wie an anderer Stelle noch aufgezeigt wird. Finanziert wurde die Fülle der Baumaßnahmen vorwiegend mit Erlösen aus den Weinbergen. Wenn die Maurer und Handwerksleute ein gar zu großes Loch in den Säckel des Grafen gestoßen hatten, huben er und sein Hofkassenrechner Johann Georg Rosa „die Augen auf zu den Bergen, von denen Hilfe kommen sollte“<sup>24</sup>. Und sie kam vom „Schmecker“, vom „Felsenkeller“, von der „Viehsteig“, der „Hardt“ und ab 1726 auch von der neuen nach dem Landesherrn benannten Rebanlage „Carlsberg“. Allein im Jahre des Heils 1711 konnten aus den herrschaftlichen Weinbergen für fast 10 000 Gulden von dem edlen Rebensaft verkauft werden, und auch in den davor liegenden sechs Jahren war die Weinernte überaus zufriedenstellend.

Der Taubertäler Wein wurde im 18. Jahrhundert in den Patrizierhäusern zu Frankfurt und Leipzig ebenso gerne getrunken wie in den Zunftstuben von Rothenburg und Dinkelsbühl und war das wichtigste „Exportgut“ der Grafschaft.

24 Blind (wie Anm. 22), S. 16.

Die Bautätigkeit Carl Ludwigs beschränkte sich aber nicht nur auf den Schlossbereich; auch die kleine Residenzstadt profitierte vom „Bauwurm“ des Grafen: Die Stadtkirche wurde renoviert und bekam ein neues Geläute. Der Gänsturm erhielt im Zuge der Sanierung seine „welsche Haube“ (1711) und die Umgestaltung des Marktplatzes fand 1729 mit der Errichtung der Arkadenbauten und der Schlossbrücke ihren harmonischen Abschluss.

### Das Jagd- und Lustschlösschen auf dem Carlsberg bei Weikersheim

Den Glanz- und Höhepunkt der Bautätigkeit aber bildete das Jagdschlösschen auf dem Carlsberg, das in rund zehnjähriger Arbeit errichtet wurde. Noch 1937 nennt Hermann Heuß, der Bruder des ersten Bundespräsidenten, den Ort „einen Tempel der Freude in verwunschener Waldeinsamkeit“<sup>25</sup>, obwohl zu seiner Zeit nur noch zwei Fünftel der ursprünglichen Bausubstanz vorhanden waren; und der hohenloher Hauschronist Adolf Fischer spricht vom „Hohenheim des Grafen Carl Ludwig“. Der alte Kanzleidirektor Georg Tobias Pistorius, der die Einweihung des Lustschlösschens im Jahre 1736 miterlebte, „rührte seine Harfe und sang“:

*Hier steht der Carlsberg nun; sein  
Bau, der ist vollführet,  
Vortrefflich eingericht' und  
herrlich ausgezieret  
Mit mancher Seltenheit und vielen  
Artigkeiten,  
Da eine um den Rang will mit der  
andern streiten.  
Wo man nur siehet hin, kann man mit  
tausend Freuden  
Das Auge und das Herz an allen Orten  
weiden...<sup>26</sup>*

Als letztes Bauwerk auf dem Carlsberg wurde 1742 das „Gelbe Haus“ fertiggestellt, ein zweistöckiges Saalgebäude auf quadratischem Grundriss, das mit einer eleganten Freitreppe versehen wurde und die Südallee des Areals abschloss.

Das Jahr 1744 beendet jäh die weinseligen Feste im „Gelben Pavillion“ auf dem Carlsberg. Am 1. Juli 1744 war der einzige Sohn des Grafen, der knapp 28-jährige Erbgraf Albrecht bei einem wilden nächtlichen Ritt zum Carlsberg vom Pferd gestürzt und an den Folgen seiner Verletzungen verschieden.

Der Tod des einzigen Sohnes und Erbfolgers, für den Carl Ludwig schon 1734 seine „Ansichten und Regierungsgrundsätze“ niedergelegt hatte, warf den an der

25 H. Heuß: Hohenloher Barock und Zopf, Öhringen 1937, S. 33.

26 Fischer (wie Anm. 2), S. 247.



Abb. 6 Das Jagd- und Lustschlösschen auf dem Carlsberg um 1840.

Schwelle des Greisenalters stehenden Grafen für Monate aufs Krankenlager<sup>26</sup>. Nur langsam genas er von der schweren fiebrigen Erkrankung der Bronchien, die sich aber dann bis an sein Lebensende immer wieder einstellte.

Als fünf Jahre nach dem Tod des Erbprinzen sich die junge Witwe Christiane Luise von Holstein-Plön, erneut vermählte, ließ es sich der greise Graf nicht nehmen, seiner einstigen Schwiegertochter die Hochzeit in Weikersheim auszurichten, zumal die Eltern der herzoglichen Braut schon vor Jahren gestorben waren. Wieder fuhren blumengeschmückte Kutschen durch das schmiedeeiserne Gittertor des Carlsbergs und die Waldeinsamkeit wurde unterbrochen vom fröhlichen Lachen der Hochzeitsgäste, vom Klingen der Gläser und vom Schall der Jagdhörner, deren Klang Carl Ludwig besonders mochte.

### Die letzten zehn Jahre im Leben des Grafen Carl Ludwig

Als eines der letzten Bauwerke seiner Herrschaft ließ er für die Alten und Kranken seiner Residenz, die er nunmehr als „seine Kinder“ betrachtete, im Jahre 1745 das „Hospital in der Vorstadt“ errichten, das er mit einer Stiftung ausstattete, die mit einem Grundkapital von 13 500 Rheinischen Gulden ausgestattet war. Darüber hinaus ließ er bei besonderer Bedürftigkeit „Arzneyen für die Armut“ beschaffen und aus der fürstlichen Schatulle bezahlen.

27 G. Breitenbacher: Die Stiftung des Weikersheimer Spitals, in: Weikersheimer Nachrichten 1991, Nr. 35–37.

Die Hospitalstiftung wurde allerdings schon ein Jahr nach dem Tod des Grafen Carl Ludwig in das „Neuensteiner Institut“ eingebracht<sup>27</sup>. Hier handelt es sich um ein Hospital, das der Neffe und Nachfolger Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe-Öhringen im Schloss zu Neuenstein für „unverschuldet Arme“ errichten ließ. Mit diesem „Neuensteiner Institut“ war zugleich eine Anstalt für Waisen und ein Arbeitshaus für Sträflinge und Bettler verbunden.

Carl Ludwigs besondere Fürsorge galt der Schuljugend, „für deren Bücher- und Lernbedürfnisse“<sup>28</sup> er unablässig sorgte. Zur Verbesserung des Schulwesens wurden in der Grafschaft Weikersheim allgemeine Kirchen- und Schulvisitationen eingeführt, von deren Erfolg die „vorhandenen Protocolla und Acten der Nachkommenschaft eine überzeugende Prob darlegen“ sollen.

In den nun folgenden Jahren wird es ruhig um den alten Grandseigneur, der sich nicht nur als Bauherr einen Namen gemacht hat, sondern der auch maßgeblich bei der Schaffung des Hohenloher Landrechts (1737) und bei der Abfassung der Stadtchronik von 1737 beteiligt war. Aufgrund seiner Lauterkeit und seines diplomatischen Geschicks wurde er auch häufig mit „kaiserlichen Commissionsaufträgen“ zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Reichsständen betraut.

Vom 23. bis 25. September 1752 beging man in Weikersheim ein Doppelfest: Man feierte den 78. Geburtstag des Grafen und zugleich sein 50. Regierungsjubiläum, „vom Tode des Vaters an gerechnet“. Neben der großen kirchlichen Feier, festlichen Umzügen und einer langen Gratulationscour gab es ein heiteres Kinderfest, zu dem sich rund 400 Kinder aus Stadt und Land eingefunden hatten. Außerdem waren 23 Greise aus der Stadt und dem Amt Weikersheim eingeladen, die gleichaltrig oder älter als Carl Ludwig waren. Er ließ sich alle persönlich vorstellen und feierte mit ihnen an der fürstlichen Tafel<sup>29</sup>. Darüber hinaus spendete er der Bevölkerung ein Fass seines „edlen Carlsbergers“ und gab ein Preisschießen. Ein Jubeltaler erinnert noch heute an dieses „50. Regierungsjubiläum“ vom 25. September 1752. Er trägt auf der Rückseite die lateinische Inschrift: *in memoriam jubilaei regiminis die XXV. Septembris MDCCLII. celebrati*<sup>30</sup>.

Den 81. Geburtstag, zu welchem – sehr zur Freude Carl Ludwigs – auch sein um neun Jahre jüngerer Bruder Johann Friedrich aus Öhringen angereist war, beging Carl Ludwig am 23. September 1755 auf seinem geliebten Carlsberg.

Es sollte seine letzte Geburtstagsfeier sein. In den Folgemonaten verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zusehends, trotz „des munteren lebhaften Geistes“, mit dem er immer noch am Tagesgeschehen teilnahm.

Am Abend des 5. Mai 1756 erlosch der letzte schwache Lebensfunken des Regenten, mit dem zugleich die Linie Hohenlohe-Weikersheim ausstarb. Das feierliche „Leichen-Begängnis“, bei welchem der langjährige Hofprediger Philipp Ernst

28 *Blind* (wie Anm. 22), S. 29.

29 *Fischer* (wie Anm. 2), S. 247.

30 *Fischer* (wie Anm. 2), S. 247.

Kern die „Einsegnungs-Rede“ hielt, fand am 12. Mai 1756 statt. Den Predigttext dafür hatte Carl Ludwig selbst ausgewählt. Er lautet: „Herr, geh nicht ins Gericht mit deinem Knecht; denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht.“ (Psalm 143 V.2) Anschließend wurde der „Landesvater“ unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in der fürstlichen Gruft der Weikersheimer Stadtkirche an der Seite seines Sohnes beigesetzt. Seine Witwe Elisabeth Friederike überlebte ihn um zwei Jahre. Noch heute erinnern zahlreiche Bauwerke in und um Weikersheim sowie das Hohenloher Amtshaus in Künzelsau an die glanzvolle Regentschaft des Grafen Carl Ludwig in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Alljährlich feiert diese barocke Glanzzeit Weikersheims im historischen Festzug der „Kärwe“ ihre Wiederkehr.

### **Anhang: Accord mit dem Bildhauer Johann Jacob Sommer aus Cüntzelsau**

*Mit dem Bildhauer zu Cüntzelsau Jacob Sommer ist dato folgender accord geschlossen worden; nähmlichen und kraft deßen er schuldig und verbunden, in den Weickersheimischen Gärten 4 große Statuen jede von neun biß 9 1/2 Schuhe hoch, dann von der mittleren und geringeren Gattung so viel man nöthig oder von Hoher Herrschafft gnädig Verlangt werden, und zwar die mittleren von 6 biß 6 1/2 Schuhe, und die Kleinen wenigst von 4 biß 4 1/2 Schuhe hoch, nachdem es die proportion erfordert, oder begehrt wird, sauber und guth, auch die 4 großen in Weickersheim, dann die mittleren und kleinen gleichwohl zu Cüntzelsau, jedoch alles in beiden Orthen auf seine Costen zu Verfärtigen auch solchergestalten, die Stein nach bemelten Cüntzelsau, ohn weiteren beehrten Lohn selbsten zuschaffen, dagegen wann solche zu küntzelsau gemacht, wollen Hohe Herrschafft selbe von dar, auch die Stein zu den 4 großen Statuen aus dem Steinbruch nach Weickersheim führen, dann von jedem Stück der vier großen, die wie gemelt 9 biß 9 1/2 Schuhe hoch seyn müßen, zwanzig Reichsthaler von den mittleren von 6 biß 6 1/2 Schuhe hoch siebenzehn Thaler, und von den kleinen von 4 biß 4 1/2 Schuhe hoch, acht Reichsthaler; jedoch eher nicht alß biß allezeit eines fertig, zahlen, und daran ein Drittel mit Geld, ein Drittel mit Frucht, und ein Drittel mit 1707 oder anderen verlangenden mittelmäßig und angebrochenen Wein, und zwar beide letzten in dem Preiß, was es bey würrklich gemachtger Arbeit, jedesmahl im Land gilt, reichen und abstatten, dann jetzo auf Abschlag solcher Arbeit etwas ahn Geld, Frucht und Wein abfolgen laßen; Uhrkundlich ist dieser Contract in duplo außgefärtigt, ein Exemplar unter dem Cammer=Secret dem Bildhauer Sommer zugestellt, dann das andere von ihm unterschrieben zu Cammer gegeben worden.*

*Hermersperg den 28ten Juny 1708*

*Die großen Statuen sind mit hoher Herrschafft gnädigen Belieben biß er, Sommer eine zur Prob verfertigt, ausgesetzt; auf die anderen aber ihm gleich anfangs hun-*

*dert Gulden, als 3tel an geld 1/3 an Früchten und 1/3 an Wein, reichen zu lassen, wie versprochen worden.*

*Ich, Johann Jacob Sommer  
Bilhauer v. Cüntzelsau  
bekenne diesen accord.*

Im Cassabuch für das Rechnungsjahr 1709/1710 steht auf Seite 251:

*Ausgab Geldt mit dem Bilhauer Johann Jacob Sommer zu Cüntzelsau  
getroffenen accord: hat derselbe 16 Statuen von der mittleren Gattung in hiesigen  
Herrschaftlichen Gartten gefertigt, welche nach accord 17 Reichsthaler betragen  
= 272 Thaler oder 408 Rhein. Gulden.*

# Ritterkanton Odenwald: das Projekt eines adligen Damenstifts in Kochendorf

VON HELMUT NEUMAIER

„... von Damen- oder Fräuleinstiften bestehen gewöhnlich nur sehr vage Vorstellungen, und die Existenz derartiger Institutionen bis in unsere Tage ist vielfach gänzlich unbekannt“, hat K. Andermann völlig zurecht geurteilt<sup>1</sup>. Es erstaunt deshalb nicht, wenn sich im Archivgut eines Ritterkantons zwar kein Nachweis eines länger- oder auch nur kurzzeitig existierenden Stifts, doch immerhin das Projekt eines solchen findet.

Im Zusammenhang des der Augsbургischen Konfession zugewandten Ritteradels wird man meist nicht müde, auf die Versorgungsproblematik für die nachgeborenen Kinder hinzuweisen, welche diese konfessionelle Option langfristig wenigstens heraufbeschwören mußte. Zwar verliefen die Grenzen adliger Versorgung noch einige Zeit fließend, denn bis Ende des 16. Jahrhunderts findet man durchaus noch Angehörige evangelischer Reichsritterfamilien als Domizellare o.ä., ja selbst in Frauenklöstern. Spätestens mit der abgeschlossenen Konfessionsbildung entfiel diese Möglichkeit.

Bekanntlich stürzte der Dreißigjährige Krieg den Ritteradel in erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten, denen er weit weniger gewachsen war als der fürstliche Staat. Die ökonomische Malaise ging – was nur scheinbar widersprüchlich ist – mit der Welt des Barock einher<sup>2</sup>, indem sich die adlige Standeskultur zunehmend am Vorbild höfischer Repräsentation orientierte, das man in Lebensführung, Schloßbau samt Inventar u. ä. auf oft niederem Niveau nachzuahmen bestrebt war. Das verwies auf Armee und Verwaltung des fürstlichen Staates, der offensichtlich über zwar knappe, doch immerhin einigermaßen ausreichende personelle Aufnahmekapazitäten verfügte.

Man wird durchaus behaupten dürfen, daß das Versorgungsproblem vorrangig ein weibliches war. Die katholische Konfessionspartei hat darauf recht flexibel reagiert. Um 1700 gab es im süddeutschen Raum neben Frauenklöstern einige Gemeinschaften, die sich der Mädchenerziehung widmeten, doch in der Vita adliger Fräulein zumindest vorübergehend auch die Basis für Versorgung bildeten: die von

1 K. Andermann: Vorwort, in: ders. (Hrsg.): Geistliches Leben und standesgemäßes Auskommen. Adlige Damenstifte in Vergangenheit und Gegenwart (Kraichtaler Kolloquien 1), Tübingen 1998, S. 9.

2 V. Press: Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges, in: V. Press: Das Alte Reich. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. J. Kunisch (Historische Forschungen 59), Berlin 1997, S. 622–656.

Pierre Fourier und Alix le Clerc 1597 gegründete Congrégation de Nôtre Dame, die von Angela Merici (1474–1540) ins Leben gerufenen Ursulinen, die Englischen Fräulein der Mary Ward (1585–1645), der von François de Sales (1567–1622) und Jeanne-Françoise de Chantal (1572–1641) gegründete Orden von der Heimsuchung Mariä, besser unter dem Namen Salesianerinnen bekannt<sup>3</sup>. Man wird selbstverständlich nicht behaupten wollen, diese Kongregationen, die ja primär pädagogische Ziele verfolgten und die sich zum Teil auch an einen nichtadligen Kreis wandten, hätten der standesgemäßen Versorgung gedient, wohl aber bildeten sie so etwas wie einen zeitlichen Puffer bis zu einer eventuellen Heirat. Daß beim katholischen Adel die Dinge dennoch grundsätzlich nicht anders gelagert waren als beim protestantischen, beweist das auf eine Stiftung zurückgehende und 1701 ins Leben gerufene Würzburger Adelige Damenstift zur Heiligen Anna<sup>4</sup>.

Die evangelischen Ritterschaft Süddeutschlands konnte auf das Versorgungsproblem nur mit der Schaffung einiger weniger Damenstifte antworten<sup>5</sup>. Auffällig sind dabei zwei Tatsachen: Da ist einmal die Datierung der bekannten Gründungen (das auf mittelalterlichen Ursprung zurückgehende Oberstenfeld ist für Süddeutschland atypisch) nicht vor dem frühen 18. Jahrhundert, während die katholischen Einrichtungen sich vom 16. bis ins 18. Jahrhundert erstrecken. Zum anderen überrascht das Fehlen des Orts Odenwald mit dessen besonders hohem Anteil evangelischer Familien<sup>6</sup>. Da die Demographie des Kantons Odenwald nach dem Dreißigjährigen Krieg eine reichlich unbekannte Größe ist<sup>7</sup>, muß man sich die Antwort versagen, ob hier nicht lange Zeit eine besonders günstige Situation gegeben war. Wir werden die Frage der Spätgründungen noch anzusprechen haben.

Wie es sich auch immer verhalten haben mag, es war im Jahre 1761, als ein *Aver-tissement* des Kantons Odenwald mit dem Plan eines Fräuleinstifts und daneben auch einer Ritterschule *zum Besten der adelichen Jugend beyderley Geschlechts* in

3 *M. Heimbucher*: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. 1–2, München, Paderborn, Wien 1933–1934, Neudruck Aalen 1965, Bd. 1, S. 628–639, 641–646; Bd. 2, S. 454–461, 661, 668.

4 *M. Domarus*: Äbtissin Eva Theresia von Schönborn und das Adelige Damenstift zur Heiligen Anna zu Würzburg (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 16). Würzburg 1964.

5 *H. Körner*: Damenstifte der Reichsritterschaft in Franken und des Patriziats in Frankfurt am Main (wie Anm. 1), S. 107–114.

6 *Chr. Bauer*: Reichsritterschaft in Franken, in: *A. Schindling/W. Ziegler* (Hrsgg.): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Bd. 4: Mittleres Deutschland (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 52), Münster 1992, S. 182–213.

7 Zum Ort Odenwald bisher nur *W. von Stetten*: Die Rechtsstellung der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, ihre Mediatisierung und ihre Stellung in den neuen Landen dargestellt am fränkischen Kanton Odenwald (Forschungen aus Württembergisch Franken 8), Sigmaringen 1973; *V. Press*: Der Ort Odenwald der fränkischen Reichsritterschaft, in: *M. Schaab, H. Schwarzmaier* (Hrsgg.): Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 2, Stuttgart 1995, S. 810–813.

Kochendorf, dem Sitz des Kantons<sup>8</sup>, anzeigte<sup>9</sup>. Treibende Kraft war der Ritterrat Carl Rüdts zu Bödighheim<sup>10</sup>, der sich offenbar schon einige Zeit mit dem Plan beschäftigt hatte. Unter dem 19. August des Jahres war ihm eine Abschrift vom Statut des 1733 gegründeten und dem Kanton Rhön-Werra inkorporierten Fräuleinstifts zu Waizenbach zugegangen<sup>11</sup>; solche von Oberstenfeld und Pforzheim hatte er angefordert, standen zu diesem Zeitpunkt jedoch noch aus. Immerhin wird daraus erkennbar, wie man sich die Institution dachte<sup>12</sup>.

Bei der Erstellung des Kostenrahmens – hier hat man es mit einer einmaligen konkreten Zahlensituation für eine solche Institution zu tun – ging man von sechs *Fräulein Chanonessen* unter Leitung einer *Frau Äbtissin* aus. Für den Erwerb eines Haus mit Klausur und Wirtschaftsgebäuden sah man 20 000 fl., für dessen Unterhalt jährlich 200 fl., für Möbel, Geschirr u. ä. 300 fl., für Verwaltungsausgaben 300 fl. und für Extraausgaben 200 fl. vor. Im Gegensatz zu diesen Sachkosten, die als unabdinglich betrachtet wurden, erstellte man für die personellen Aufwendungen drei Finanzierungsmodelle. Sie gewähren einen interessanten Einblick, was die Zeit als Ausstattung adliger Damen für erforderlich hielt. Das erste dieser Modelle dürfte einem gehobenen Standard entsprechen, wohingehend sich das dritte am ehesten einer Untergrenze nähert.

Der Äbtissin sollte eine Kammerfrau, ein Laufmädchen und zwei Bediente zugestanden werden, während jeweils zwei Fräulein Anspruch auf einen solchen Bedienstetenstab hatten. Hinzu traten ein Sekretär, Haushofmeister, Koch, Kutscher, Vorreiter, Hausknecht und zwei Haus- und zwei Küchenmägde.

Für die Damen sah man die folgenden Aufwendungen vor:

Jahresgehalt der Äbtissin 300 fl.

Kostgeld 65 fl.

Jahresgehalt der sechs Fräulein à 200 fl. 1200 fl.

Kostgeld à 65 fl. 390 fl.

8 Der Kantonssitz befand sich zuerst in Mergentheim, dann in Heilbronn; der Dauerstreit um die Gerichtshoheit der Stadt veranlaßte 1764 zur Übersiedlung nach Kochendorf, nachdem Ort zwei Jahre zuvor von den St. Andrée erworben worden war. Vgl. *Stetten* (wie Anm. 6), S. 29 Anm. 2.

9 STAL B 583 Ritterkanton Odenwald Teil II Bü 1183 *Das Proiect, die vorhabende Errichtung eines Fräuleinstifts zu Kochendorff betr. vom Aug. 1761*.

10 Die Würde des Hauptmanns bekleidete 1750–1777 Mainhard Friedrich Franz Rüdts. Vgl. *Stetten* (wie Anm. 6), S. 42 Anm. 1; zu Carl Ernst Rüdts kurz *Adolf Frh. Rüdts von Collenberg*: Die Familie Rüdts von Collenberg, Buchen, Walldürn 1986, S. 16 f.

11 *H. Körner* (wie Anm. 4), S. 108 ff.

12 Zu Oberstenfeld vgl. *H. Ehmer*: Das Stift Oberstenfeld von der Gründung bis zur Gegenwart (wie Anm. 1), S. 59–90; zu Pforzheim *K. Andermann*: 'Zu der Ehre des allmächtigen Gottes und des Nächsten Dienst'. Das Kraichgauer Adelige Damenstift (wie Anm. 1), S. 91–106 u. *ders.*, '... und das Katholische wächst auch.' Die Gründung des Kraichgauer Adelligen Damenstifts im Kontext der konfessionellen und sozialen Entwicklung um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, in: *Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung* 13 (1993), S. 95–103.

Zu dieser Summe von 1955 fl. kamen als weitere Personalkosten:

- Jahreslohn und Kost der vier Kammerfrauen 480 fl. à 40 fl.
- Monatslohn der vier Laufmädchen à 6 fl. 288 fl.
- Monatslohn der vier Bedienten einschließlich Montur à 15 fl. 720 fl.
- Monatslohn von Kutscher und Vorreiter à 15 fl. 360 fl.
- Monatslohn von Sekretär und Haushofmeister à 20 fl. 480 fl.
- Jahreslohn des Kochs *vor all und jedes* 150 fl.
- Monatslohn der Küchen- und Hausmädchen à 6 fl. 144 fl.
- Monatslohn des Hausknechts 4 fl. 48 fl.

Im Falle, daß sich diese Planung aufgrund zu hoher Kosten nicht realisieren ließe, wäre die Bedienung zu reduzieren insoweit, als die Äbtissin auf einen Bedienten verzichten mußte, die Fräulein auf je einen Bedienten und ein Laufmädchen. Ferner entfielen dann der Vorreiter und verringerten sich *Salaria* und Kostgeld:

- Jahresgehalt der Äbtissin 200 fl.
- Kostgeld 75 fl.
- Jahresgehalt für 6 Fräulein à 150 fl. 900 fl.
- Kostgeld 450 fl.
- Für 4 Kammerfrauen Wochenlohn à 40 fl.  
und wöchentliches Kostgeld 368 fl.
- Jahreslohn für 3 Laufmädchen à 20 fl. und 46 Groschen Kostgeld 177 fl.
- Jahreslohn für 2 Bediente incl. Montur 200 fl.
- Jahreslohn des Kutschers incl. Montur 140 fl.
- Monatslohn für Sekretär und Haushofmeister à 20 fl. 480 fl.
- Jahreslohn des Kochs 150 fl.
- Monatslohn für 2 *Küchenmenschen* à 4 fl. 96 fl.
- Monatslohn für den Hausknecht 4 fl. 48 fl.

Das dritte Modell reduzierte diese 3364 fl. nochmals und veranschlagte pauschal 3000 fl. für Äbtissin und die Fräulein, worin auch die gesamten Kosten für das Dienstpersonal abgegolten sein sollten. Konsulent und Schreiber könnte kostenneutral der Kanton stellen.

Damit ist man bei der Finanzierung. Verdankten (wie erwähnt mit Ausnahme von Oberstenfeld) die süddeutschen Gründungen ihre Existenz der Stiftung durch einzelne Persönlichkeiten, wollte man hier einen ganz anderen, geradezu außergewöhnlichen Weg beschreiten, nämlich den der Anlegerfinanzierung durch – modern gesprochen – Erlebensrentenversicherung auf Gegenseitigkeit. Eine solche Tontine, benannt nach dem neapolitanischen Bankier Lorenzo Tonti und seit 1653 nachzuweisen<sup>13</sup>, gab es in verschiedenen Varianten. Die extremste, bei welchem die Gesamteinlagen dem Letztüberlebenden zufließen, hat durch R. L. Stevensons

13 J. Schmitz: Historische Wertpapiere, Düsseldorf, Wien 1982, S. 64; G. Kürble: Der Exodus der amerikanischen Lebensversicherer aus Deutschland – die Tontine und die Vorgeschichte des Jahres 1894, in: Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft 79 (1990), S. 583–623.

Erzählung ‚The Wrong Box‘ (1888) literarische Bekanntheit erlangt. Beim vorliegenden Modell wurden gegen Einmalprämien von einem bestimmten Zeitpunkt ab an die Überlebenden Jahresrenten bezahlt, die von Jahr zu Jahr um die Anteile der Verstorbenen wuchsen.

Ursprünglich sollte die Tontine nur auf dem Kanton inkorporierte Edelleute beschränkt sein, doch man entschloß sich, sie auch den ritterschaftlichen Untertanen anzubieten, *wodurch aber vielen Armen unter ihnen die Wohlthat zu verschaffen, daß sie sich durch eine geringe Einlage in der Folge gewisse Einkünfte erwerben könnten, welche ihnen in ihrem Alter oder bey kräncklichen Umständen, da sie zur harten Arbeit untüchtig werden, und sich kümmerlich behelffen, auch wohl gar dem Publico zur Last fallen müßten, zustatten kommt.*

Im einzelnen sollte es so aussehen:

1. Die Einlagen werden mit 5 % p.a. verzinst.
2. Beim Tod eines Anlegers fällt dessen Kapital an den Fonds.
3. Die Zinsgewinne der verstorbenen Anleger kommen der gemeinschaftlichen Zinsmasse zugute, *wodurch der Zinnß-Ertrag bey denen übrigen Sociüs sich von Jahr zu Jahr vermehret, so daß diese in der Folge aus ihrer Einlage 20.30 auch mehr pro cent ziehen können, je nachdem Gott einem vor dem andern das Leben verlängert, und wan zuletzt nur noch ein einziger von der Classe dieser Societaet am Leben ist, so ziehet er ad dies vitae die Zinnßen aus dem ganzen eingelegten Societaets Capital einer jeden Classe vor sich allein, und kan am Ende der lezt Lebende einer solchen Classe aus einer Einlage von 5 fl. Haupt Summ 4000 fl. Zinnßen in einem Jahr ziehen.*
4. Damit aber jüngere gegenüber älteren Einlegern nicht bevorteilt würden, werden vier Altersgruppen vorgesehen: bis 20 Jahre, 20–36, 36–55 und über 55 Jahre.
5. Die Mindestzahl an Einlegern einer Klasse beträgt 16; ein *Billet* kostet nur 5 fl., *damit ein jeder, auch der ärmste, eine solche geringe Auslage zu bestreiten sich im Stande siehet.*
6. Es gibt 4000 Billets, je 1000 pro Klasse; *so findet jeder Einleger schon einen solchen Anfang, daß die übrige Liebhaber und Gönner von diesem Instituto allstündlich mit ihren Einlagen fortfahren und sich vom dato des ausgestellten Billets ihres Zinns-Lauffs erfreuen können, und hat es mit obiger Anzahl der 16 Billets nur dießen Verstand, daß, zum Besten der Societaet, die Einlagen nicht in infinitum offen stehen, sondern oben beschriebenermaßen geschlossen und von solcher Zeit an der Heimfall der Zinnsen niemanden, als dieser geschlossenen Gesellschaft, zu gut kom(m) soll.*
7. Jeder kann beliebig viele Billets kaufen, auch für andere Personen, doch jeweils nur in der betreffenden Altersklasse.

Interessenten bot die Ritterkanzlei Auskünfte. Wie es aussieht, ist davon nur wenig, zu wenig Gebrauch gemacht worden. Es gibt nicht den mindesten Hinweis dafür, daß die Absicht über das Projektstadium hinausgelange.

Das führt zur Datierung der süddeutschen Einrichtungen. Die katholischen Kongregationen erfreuten sich des Wohlwollens und auch der finanziellen Förderung der jeweiligen weltlichen oder geistlichen Obrigkeit, wogegen die evangelischen Fräuleinstifte ihr Entstehen ja ausschließlich Stiftungen privater Natur verdankten, also naturgemäß sehr seltenen Handlungen. Von der Seltenheit und dem späten zeitlichen Auftreten auf die demographische Situation zu schließen, geht folglich nicht an. Insofern ist die Finanzierung durch die Tontine eine, wenn auch gescheiterte, Lösungsmöglichkeit.

Leider bietet das *Avertissement* kaum Hinweise hinsichtlich der Organisation der geplanten Einrichtung. Aufgrund der Erwähnung der Waizenbacher Statuten wird man jedoch kaum fehlgehen, sie dem „neuzeitlichen, protestantischen Versorgungstyp“ zuzuweisen<sup>14</sup>.

Im Jahre 1789 unternahm man einen erneuten Anlauf, von welchem nur der Entwurf bekannt ist<sup>15</sup>. Das Schwergewicht liegt hier auf den Aufnahmebedingungen und -modalitäten, d. h. Abstammung von im Kanton inkorporierten oder begüterten Familien, Ahnenprobe, Aufschwörung bei anderen Stiften, bis ins Detail geregelter Reihenfolge bei Aufnahme und Beendigung des Anspruchs durch Tod oder Austritt.

Es gibt aber wesentliche Abweichungen von der Aufnahmeordnung des *Avertissements* von 1761. Damit ist weniger die Erhöhung der Präbendenzahl auf acht gemeint, wobei man jedem Berechtigten freistellte, auf eigene Kosten von 4500 fl. eine zusätzliche, eigene Präbende zu stiften, sondern die konfessionelle Öffnung. Sie sollte nach strengem Proporz erfolgen, indem vier Plätze der lutherischen, einer der reformierten<sup>16</sup> und drei der katholischen Konfession vorbehalten sein sollten, bei Verbot der Übertragbarkeit. Der Wirklichkeit des überwiegend lutherischen, dennoch mehrkonfessionellen Kantons trug dies mehr Rechnung als die älteren, ausschließlich lutherischen Stiftungen. Die dem reformierten Bekenntnis zugestandene Präbende, obwohl es damals keine diesbezügliche Familie gab, verrät dennoch etwas von dem komplizierten Innenleben des Kantons, in dem eine reibungslose Konfessionspolitik unabdingbar sein mußte.

Was 1761 – und das ist die andere Abweichung – nicht ausdrücklich erwähnt wird und wahrscheinlich auch nicht vorgesehen war, wird in dem Entwurf von 1789 als völlig selbstverständlicher Fall angenommen (bes. § 34), nämlich der Austritt zwecks Heirat. Den Gedanken an lebenslangen Verbleib im Stift hatte man aufgegeben oder sah ihn nur noch als Ausnahmefall vor. Zieht man hier noch die Garderobeordnung für die Teilnahme an öffentlichen Auftritten bis hin zu höfischen Fe-

14 *F. Staab*: Standesgemäße Lebensform und Frauenfrömmigkeit. Bemerkungen zu einem Langzeitphänomen (wie Anm. 1), S. 158.

15 Generallandesarchiv Karlsruhe 69 Rüd't von Collenberg zu Eberstadt A 307: Ritterkanton Odenwald. Entwurf Fräulein-Stift 1789. Druck 14 S.

16 Damals gehörte dem Kanton keine reformierte Adelsfamilie an; die Linie der Adelsheim, welche 1701 sich dem reformierten Bekenntnis angeschlossen hatte, war 1763 schon erloschen. Vgl. *J. G. Weiss*: Regesten der Freiherren (vormals Reichsritter) von Adelsheim, Mannheim 1888, S. 133, 150.

sten in Betracht (§ 30–32), wird ein bemerkenswerter Schritt erkennbar – von der religiös geprägten Versorgungseinrichtung auf Lebenszeit zum neuzeitlichen Fräuleininstitut.

Anlage:

Unmasgeblicher Entwurf  
eines Canton Ottenwaldischen  
Fräulein-Stifts-Statut

I. Abschnitt.

Von den Stiftsfähigen Personen und ihren Eigenschaften.

§ 1.

Alle Fräulein Töchtern der= dem Canton Ottenwald einverleibten Mitgliedern von catholisch= und protestantischer Religion werden in das Ottenwaldische Fräulein=Stift aufgenommen, wann sie von einem bei disseitigem Canton wirklich begüterten und immatriculirten Mitglied in rechtmäsiger (2) Ehe mit einer Mutter erzeugt sind, die so wie der Vater selbst von altem und solchem teutschen Adel abstammet, dessen Familien bei hohen teutschen Erz= Dohm=adelichen Ritter= und Damenstiftern, oder bei dem hohen Teutschen=Johanniter=und Maltheser=Orden teutschen Priorats oder bei der Burg Friedberg oder bei der unmittelbaren freien Reichs Ritterschaft in Franken, Schwaben und am Rheinstrohm oder bei einer jeden andern Ritterschaft teutscher Reichslande, väter= und mütterlicher Seits, seit unfürdenklichen Jahren recipirt, immatriculirt und daselbst aufgeschworen sind.

§ 2.

Sie müssen aber auch alle überdiß mit Acht alt adelichen=erstbemercktermasen vereigenschaften teutschen Ahnen, als Vier von väterlicher und Vier von mütterlicher Seite begabt seyn, solche mittelst Vorlegung eines nach begehendem Formular gefertigten, dann mit Wappen, Schild, Helm auch mit aller Ahnen aufgeschriebenen Namen gemahlten Stammbaums erwiesen und diesen mit Tauffscheinen der aufgeführten Ahnen oder andern=eben soviel als die Tauffscheine erweisenden Urkunden untadelhaft bescheinigen.

§ 3.

Solte hingegen ein= in die Aufnahme in das Ottenwaldische Stift ansuchendes Fräulein entweder bereits selbst bei einem teutschen adelichen Fräulein Stift oder einer oder mehrere ihrer Herren Brüder oder Fräulein Schwestern mit eben denen Acht Ahnen, die sie führt, bei einem andern adelichen teutschen Erz= Dohm=Ritter=und Damenstift oder bei vorherührten Ritterorden allschon aufgeschworen seyn; So begnüget man sich wegen der solchergestalten schon geprüften und richtig befundenen Acht Ahnen mit alleiniger Vorlegung ihres Stammbaums ohne weitere Bescheinigungsbelege; Nur muß diesem Stammbaum das feierliche Attestat des hohen Erz=Dohm=(3) Ritter= oder Damenstifts oder hohen Ritter Ordens mit der gewöhnlichen Unterschrift und Insiigel dahin beigefügt seyn, daß das aspirirende Fräulein oder ihr Herr Bruder oder Fräulein Schwester

mit dem nemlichen im producirten Stammbaum aufgeführten Acht Ahnen väterlicher= und mütterlicher Seits daselbst wirklich aufgeschworen seyn.

§ 4.

Zält eine Familie mehrere Fräulein Töchtern, so können die Vollbürtigen, welche nemlich von einer und der nemlichen Mutter gebohren sind, zu Ersparung überflüssiger Kosten mit einem= und dem nemlichen Stammbaum ihre Ahnenprobe herstellen und auf den= für die eine Schwester schon eingeschickten sich beziehen.

Diejenigen aber, welche von zweierlei Müttern geboren sind, weil solchermassen auf der Mutter Seiten andere Ahnen in Vorschein kommen, haben in allweg einen andern bescheinigten Stammbaum, so viel diese Ahnen betrifft, einzuschicken.

§ 5.

Die Töchtern derjenigen Herren Mitgliedern, die zwar für ihre Person und auf ihre Lebenszeit, nicht aber auf ihre Nachkommenschaft sich ein Siz= und Stimmrecht erworben haben, sind zwar, so lange ihr Herr Vater lebt, auch Stiftsfähig, sie verlieren aber ihre Stiftsfähigkeit und den Genuß, sobald ihr Herr Vater mit Tod abgeheth, es wäre denn, daß derselbe für jede seiner Töchtern 100 Rthlr rheinisch an das Fräuleinstift baar entrichten oder bezahlen lassen würde.

§ 6.

Würde sich ein Mitglied eines andern Reichs Ritterschaftlichen Cantons oder auch ein anderer alt adelicher in disseitigem Canton begütern, so wird (4) solches den andern Mitgliedern zwar gleich gehalten, doch müssen für jede schon vor der Begüterung und Immatriculation geborne Tochter 50 fl. rheinl. erlegt werden, auch kann die Einrückung nicht eher geschehen, als bis die zuvor schon verloosete alle zum Genuß gelangt sind, immasen sie solchergestalten den Erstgebornen gleich gehalten werden.

§ 7.

Alle diejenige Familien sind und werden des Stifts sowohl in Ansehung der Anwartschaft, als des wirklichen Genusses verlustiget, deren Väter zwar immatriculirte und begüterte Ottenwaldische Mitglieder gewesen, aber ihre dem Canton steuerbare Güter bereits verkauft haben oder noch verkaufen.

§ 8.

Diegleichen sind und bleiben ohne alle jemals zu erwartende Dispensation diejenige Fräulein ein für allemal von dem Stift ausgeschlossen.

1. Deren Eltern bei dem Canton Ottenwald gar nicht begütert sind.
2. Deren Väter zwar begütert aber nicht wirklich immatriculirt sind, oder
3. der Immatriculation sonst eintretender Ursachen halben unfähig sind und endlich
4. welche mit der vorgeschriebenen Ahnenprobe aufzukommen nicht vermögen.

II. Abschnitt.

Von der Anzahl der Stiftsfräulein, ihrer Aufnahme und erforderlichen Alter zum wirklichen Stiftsgenuß.

## § 9.

Die Anzahl der Stiftsfräulein besteht in 8 Personen, nemlich in

4 Evangelisch Lutherischen

1 Reformirten und

3 Catholischen Fräulein

welche nach der Ordnung des Einrucksens in den Stiftsgenuß den Rang unter sich haben.

## § 10.

Bei sich vergrößernden Stiftsfond aber werden auch mehrere Präbenden in gleichem Verhältniß errichtet und ausgetheilt.

## § 11.

Solte bei einem oder dem andern Religionstheil wegen ermanglender hinlänglichen Anzahl Stiftsfähiger Fräulein eine Präbende offen bleiben, so kommt solche nicht dem andern Religionstheil, sondern dem Stiftsfond selbst in so lange zu gut, bis wiederum eine Stiftsfähige Fräulein solcher Religion vorhanden ist und Altershalben eintreten kann.

## § 12.

Alle Fräulein, welche

- 1) Zur Zeit der Stiftseröffnung vorhanden sind, und das stiftsfähige Alter von 15 Jahren haben, sodann (6)
- 2) diejenige Fräulein, welche zur Zeit der Stiftseröffnung zwar am Leben sind, aber das erforderliche Alter noch nicht haben und endlich
- 3) diejenige Fräulein, welche erst nach Eröffnung des Stifts geboren werden, werden nach und nach in das Stift aufgenommen und gelangen zu deßen Genuß.

## § 13.

Die zur ersten Classe gehörigen Fräulein treten zuerst ein und ihre Ordnung bestimmt das Loos.

## § 14.

Allererst nach diesem treten die Fräulein der 2ten Classe ein, je nachdem ihnen das Loos die Ordnung der Einrucking bestimmt hat, insofern sie zur Zeit des eröffneten Genuß das 15te Jahr als das Stiftsfähige Alter erreicht haben wird, indem ansonsten ein solches das Stiftsfähige Alter noch nicht erreicht habende Fräulein in solang zurückstehen muß, bis es zu jenem Alter gelangt und ihr eine Präbende alsdann eröffnet wird.

## § 15.

Nach diesen folgen alsdann die Fräulein der dritten Classe, nemlich diejenige, welche erst nach der Zeit der Stiftseröffnung geboren worden und diesen bestimmt der Tag und die Stunde der geburt, die Ordnung, wornach ihr auch die auf die letztere Zahl unmittelbar nachfolgende Nummer zugeschrieben wird.

## § 16.

Es muß aber die Geburt der Fräulein Töchtern von ihren Eltern oder Verwandten innerhalb 3 Monaten bei Löbl. Ortshauptmannschaft nicht (7) nur angezeigt, sondern auch die Anzeige selbst mit 1 Ducaten Einschreibgeld, der zur Aufnahm

des Stifts verwendet wird, dann mit einem= den Tag und die Stunde ihrer Geburt ausdrückenden= vom Pfarrer des Orts, wo sie getauft worden, ausgestellten und gehörig solennisirten Taufschein, deßgleichen mit dem ihre Ahnen erprobenden Stammbaum, Falls nicht schon einer= von ihren ältern vollbürtigen Schwestern vorgelegt und gut geheisen worden wäre= zu dem Ende begleitet werden, damit das neugeborne Fräulein, im Fall ihrer richtig befindenden Ahnenprobe, in das Stiftsbuch der aufgenommenen eingetragen und in Gemäßheit des ihr von Gott und der Natur angewiesenen Rangs, nach erlangten Stiftsmäsigen Jahren und eröffneten Plaz zum wirklichen Stiftsgenuß berufen auch für dasselbe die Aufnahmeurkunde mit Bemerkung der auf sie fallenden Zahl, zu ihrer künftigen Legitimation von Löbl. Ritterortswegen ausgefertigt werden könne.

§ 17.

Würden 2 oder mehrere Fräulein von verschiedenen Familien an dem nehmlichen Tag und in der nehmlichen Stunde zur Welt geboren; so solle ihren Rang und Ordnung die Verloosung welche selbst vor Löbl. Ritterhauptmannschaft in Beiseyn der interessirten Theile oder ihrer Bevollmächtigten vorgenommen werden sollen, entscheiden.

§ 18.

Da es auch geschehen könnte, daß ein Vater ehender oder später als der andere, den Taufschein und Stammbaum seiner ihm gebornen Tochter in den dazu bestimmten 3 Monaten zur Löbl. Ortshauptmannschaft einschicken möchte und dadurch in Ansehung des Rangs und der Ordnung Irrungen ausbrechen können; so wird hiemit vestgesetzt; daß zwar allezeit der Tag und die Stunde, in welcher das Fräulein geboren wird, auf den Fall entscheiden solle, wann die Anzeige ihrer Geburt innerhalb der verordneten 3 Monaten oder 90 Tagen nebst Einschickung ihres Stammbaums und Taufscheins bewerkstelligt worden ist; ausserdem aber, und wenn diese innerhalb 3 Monaten nicht erfolgt ist, so solle dasjenige Fräulein, von deren Geburt innerhalb 3 Monaten die gesetzmäßige Anzeige geschehen, wann sie gleich später geboren ist, allen andern vorgebornen im Rang und Ordnung vorspringen und vorgesezt werden, deren Vater oder Anverwandten mit dieser Anzeige innerhalb den gesezten 90 Tagen oder 3 Monaten nicht eingekommen sind.

§ 19.

Stirbt ein Fräulein, es stehe gleich im wirklichen Stiftsgenuß oder seye nur durch die ihm zugetheilte Zahl darzu verwanttschaftet oder tritt ein Fräulein sonsten aus dem Stift, wovon unten das mehrere vorkommen wird; so sind die Eltern, Anverwandten, oder Vormünder schuldig hievon zur Löbl. Ortshauptmannschaft die unverweilte Anzeige zu machen, um den Abgang in dem Stiftsbuch bemerken und allem vorbeugen zu können, wodurch in der Folge Unordnung entstehen oder die Berufung des folgenden Fräulens zum wirklichen Stiftsgenuß Verzögerung leiden könnte.

§ 20.

Wann aber ein im wirklichen Genuß stehendes Fräulein während dem Stiftsjahr, welches von dem ersten Jenner des Jahrs bis zum lezten December lauft, es seye zu welcher Zeit es wolle, verstirbt oder aus dem Stifftritt; so kommt das in der

Ordnung folgende Fräulein während dieses Sterb= oder Austritsjahrs nicht mehr zum Genuß, sondern tritt erst mit dem Anfang des folgenden Jahrs ein, und die nach dem Tod oder Austrit des abgegangenen Fräuleins bis zu Ende des Stiftsjahrs ferner fälligen Stiftungseinkünfte desselben fallen dem Stiftungsfond zu seiner Vermehrung anheim (9).

### III. Abschnitt.

Von den Obliegenheiten der Stifts=Fräulein, wann sie in den Genuß treten, von ihrem jährlichen Gehalt oder Präbende, dem Stifts=Zeichen und Kleidung.

#### § 21.

Religion, Tugend und edle Sitten sind die ersten Pflichten auf deren Erfüllung eine jede Stifts=Fräulein beim Antritt des Stifts das Augenmerk zu nehmen hat, und dieses so, wie die Rücksicht auf ihre Geburt und Stand, fordert sie von selbst auf, alle unedle und sträfliche Handlungen zu fliehen, und zu unterlassen, und denen göttlichen, und obrigkeitlichen Vorschriften und Gesezen nach zuleben.

#### § 22.

Aber auch denen Urhebern, Beschirmern, und Erhaltern ihres Stifts sind sie eine dankbare Erinnerung und geziemende Achtung schuldig, welche sie nicht ausser Acht lassen werden, vorzüglich aber haben sie das Ottenwaldische Directorium, und Ordens-Capitul als ihre Stifts=Vorstehere zu verehren.

#### § 23.

Alle Stifts=Fräulein, deren Eltern oder Verwandte zur Stifts=Anlag einen Geldbetrag geleistet haben, bezahlen ohne Ausnahme, wann sie zum wirklichen Genuß der Stiftungseinkünfte gelangen, 50 fl. rheinl. – diejenige aber, von deren Eltern oder Verwandten dergleichen nicht geschehen, 65 fl. rheinl. baar für Statutengelder zur Stiftskasse, um solche zur Vermehrung des Stiftungsfonds zu verwenden (10).

#### § 24.

Wäre einem= oder dem andern in den Stiftungsgenuß tretenden Fräulein nicht möglich, jene 50 fl. oder 65 fl. rheinl. Statutengelder baar zu erledigen; so wird derselben im ersten Jahr, wo sie die Stiftungseinkünfte zu beziehen anfängt, daran jener Betrag sogleich abgezogen.

Sollte sich hingegen fügen, daß ein solches Fräulein Todes verfahren, oder aus dem Stift treten würde; so wird sich das Stift mit dem begnügen, was daran abschläglichs baar bezalt worden, oder abgerechnet werden können.

#### § 25.

Neben diesen Statutengelder müssen auch alle und jede Fräulein, wann sie den wirklichen Stiftungsgenuß erlangen, ihren ersten Jahrsgehalt ohne jemalige Dispensation zuruck lassen, indeme das erste Jahr für ein Carenzjahr hiemit erklärt wird, und der in diesem ersten Jahr fallende ganze Gehalt zu Vermehrung des Stiftungsfonds bestimmt is.

#### § 26.

Es steht jedem frey, eine eigene Präbende zu stiften, und sich die Ernennung der dazu gelangenden Fräulen, jedoch unter Voraussetzung aller übrigen Stiftsfähigkei-

ten, vorzubehalten, welche alsann als eine extra Präbende betrachtet wird, dagegen aber wird erfordert, daß der Stifter einer solchen extra Präbende wenigstens ein Capital von 4500 fl. zur Stiftskasse abgebe, von dessen Interesse alsdann die Präbende der präsentirte Stifts-Fräulein, der Ueberrest aber der Stiftskasse selbst zu gut gehet; auch sind in solchem Fall die hergebrachte= oben vestgesetzte Statutengelder mit 50 fl. ingleichem zu entrichten, und diese Stifts-Fräulein muß sich überhaupt alle sonstige Stiftsregeln gefallen lassen (11).

§ 27.

Die Stifts-Präbenden, oder Einkünfte bestehen jährlich in 150 fl. rheinl. welche in 4 Quartalien, als am 31ten März, 30ten Junii, 30ten Septembr. und 31 Decembr. und zwar erst, wann jedes Quartal verflossen ist, mit 37 fl. 30 kr. aus der Stiftskasse bezahlet werden.

§ 28.

Jedes im Genuß stehende Stifts=Fräulein schickt dagegen das von ihr eigenhändig unterschriebene und gedruckte Quittungsformular an das Cassieramt ein, oder läßt es durch ihren=dazu bestellten Geschäftsträger einliefern.

Wird dieses Formular nicht eingeschickt, so ist es sodann der eigenen Schuld beizumessen, wann das Geld nicht verabfolget wird und der Botte leer abgeht. Wie dann überhaupt auch jedes Stifts=Fräulein das Geld auf ihre Kosten und Gefahr bei dem Cassieramt jedes Quartal abholen, und erheben lassen muß.

§ 29.

Die Stiftseinkünfte kan jedes präbendirte Fräulein genießen und verzehren, wo es Ihr gefällig ist, doch aber muß Sie bei etwaigen Stiftsversammlungen, zu welchen Sie vorgeladen wird, unausbleiblich erscheinen.

§ 30.

Ein jedes im würclichen Stiftsgenuß stehendes Fräulein erhält die Stiftsstatuten, und die Stiftsordenszeichen, samt Stern und Band.

(N.B. Die Bestimmung des Zeichens, und Bandes wird heherem Ermessen lediglich unterthänig überlassen).

Ohne Ordenszeichen darf sich keine Stifts-Fräulein weder in der Kirche, noch in Gesellschaften, noch an fremden Orten antreffen lassen, und trägt den Orden vielmehr täglich auf der linken Seite der Brust an einer kleinen Schleife vom Ordensband, bei Feyerlichkeiten hingegen, und an Gallatägen bei Hof an dem nemlichen von der linken Schulter zur rechten Seite reichenden Ordensband, wozu sodann kein anderes als ein schwarzes seidenes Kleid getragen werden darf, wohingegen Ihr die Wahl der Kleidung ausser jenen Fällen der Feyerlichkeiten, und Gallatägen, woran das grösere Ordensband zu tragen ist, lediglich überlassen bleibet.

§ 32.

Wann ein Stifts=Fräulein, welche im Stiftsgenuß stehet, und also das Ordenszeichen trägt, stirbt, oder aus dem Stift tritt, so schickt Sie selbst, oder ihre Erben das Ordenszeichen an die Löbl. Ritterhauptmannschaft zuruck, und ersetzt auch aus dem bereitesten Vermögen den daran wahrzunehmenden Schaden.

## IV. Schreiben.

Von den Fällen, in welchen der erlangte Stiftsgenuß aufhört, und sich verendschaftet. § 33.

Der erste Fall des aufgehörenden Stiftsgenusses ist das Absterben eines wirklich präbendierten Fräuleins, und endigt sich dieser Genuß mit dem Tag ihres Todes, welcher sogleich bei Löbl. Ortshauptmannschaft mit Einsendung des Toden-scheins, und des getragenen Ordenszeichens anzuzeigen ist. (13) Man hoft aber daneben auch, daß jedes wirklich präbendirte Stifts-Fräulein, je nachdem es ihre Vermögensverfassung erlaubt, zur Erhaltung und Verbesserung des Stifts durch ein allenfallsige letzte Willensverordnung zum Beweiß ihrer dankbarlichen Gesinnungen mittelst eines Vermächtnisses beizutragen, nicht unterlassen werde.

§ 34.

Der zweite Fall des aufgehörenden Stiftsgenusses, und Anwartschaft ist die wirkliche Vermählung, mit deren Tag jene sich endigen, und wornach sogleich bei Löbl. Ritterhauptmannschaft mit Einsendung des Ordenszeichen und Trauscheins die Anzeige zu machen ist.

§ 35.

Der dritte Fall, in welchem die Anwartschaft, oder der wirkliche Stiftsgenuß aufhöret, ist dieser, wenn eine Fräulein in den geistlichen Stand mit Ablegung der= bei der catholischen Religion üblichen 3 Ordensgelübden sich begibt, und ist der Tag der wirklichen Ablegung dieses Gelübdes der Zeitpunkt des aufgehörenden Genusses, und Anwartschaft wovon der Ritterhauptmannschaft gleichmäßige Anzeige zu machen ist. Ausserdem aber ziehet der Uebergang zu dieser= oder jener Religion zu einer von obigen 3 bestimmten catholischen, lutherischen= oder reformirten Religionen den Genuß, oder die Anwartschaft nicht nach sich, sondern jede Fräulein bleibt solchen Falls bei derjenigen Religionsklasse, bei der sie zuvorhin ware, stehen.

§ 36.

Der vierte Fall ist, wenn eine Fräulein, welche wirklich in den Genuß eintreten könnte, oder in solchem stehet, des fernern Genusses sich (14) freiwillig begibt, in welchem Fall Ihr jedoch die Tragung des Stiftzeichens bis zu Ihrem Absterben, oder erfolgenden Vermählung, wornach solches zuruck zu senden ist, verstatet wird.

§ 37.

Der fünfte – aber auch empfindlichste Fall, welcher den Verlust der Anwartschaft, oder des Genusses unwiederruflich nach sich ziehen würde, ist endlich dieser, wann, wie doch die göttliche Vorsehung verhüten, und abwenden wolle, eine Fräulein sich so weit vergessen sollte, daß sie Laster sich zu Schulden kommen liesse, welche sie vor der ehrbaren Welt entehren, den Stifts-Fräulein gerechte Aergerniß verursachen und bei dem übrigen Publikum übles Nachreden veranlassen würde, als welcherlei Vergehen sogleich von dem Ordenscapitel summarisch zu untersuchen, und mit wirklicher Verlusterklärung, und Abnehmung des Ordenszeichens zu bestrafen sind.

Uebrigens hat

§ 38.

Ein jedes Stifts=Fräulein auch noch die beifügende wohlgemeinte Erinnerung zu Herzen nehmen, daß sie sich auch ein gutes wirthschaftliches Betragen angelegen seyn lassen, und für Schulden zu hüten haben, indem sich das Stift mit der Schuldenzahlung auf keinerlei Weise bemenget, am allerwenigsten aber dafür haftet, und eben so wenig irgend einige Anweisung, Versezung, oder Verhipothecirung derer Stiftspräbenden anerkennen, oder annehmen, sondern solche geradezu von der Hand weisen, und übrigens die nötige Correction einer solchen übelhaussen den Fräulein sich vorbehalten wird.

S.M.

Kochendorf den 19 Aug. 1789.

# Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und seine Hohenloher Vorfahren

VON HELMUT HERRMANN

Als im Jahre 1999 „alle Welt“ den 250. Geburtstag Johann Wolfgang von Goethes feierte, hatten die Hohenloher, insbesondere die Weikersheimer, allen Grund kräftig mitzufeiern, entstammen doch fünf seiner Urgroßeltern aus der fränkisch-hohenlohischen Region.

Schon 1861 hat Hermann Bauer, der Mitbegründer des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, auf „Goethes Abstammung aus dem Hohenloheschen“ hingewiesen, allerdings nur im Hinblick auf die Ahnen *mütterlicherseits*<sup>1</sup>.

In einem ausführlichen Aufsatz untersuchte Georg Lenckner 1955 die „Fränkischen Beiträge zur Ahnentafel Goethes“<sup>2</sup>, vor allem in bezug auf die Vorfahren Goethes aus dem Raum Crailsheim; und der Haller Heimatforscher Gerd Wunder weist auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Alt-Haller Familie Gräter hin. An anderer Stelle schreibt Wunder süffisant über den vorreformatorischen Pfarrer Peter Huß: „Auch hat nicht immer das Zölibat diese kleinen Geistlichen gehindert, beispielsweise Ahnen Goethes zu werden, wie der Pfaff Peter Huß im Gebiet der Reichsstadt Hall“<sup>3</sup>.

Anhand eines gründlichen Studiums der Kirchenbücher über mehrere Jahrhunderte hat der frühere Weikersheimer Stadtpfarrer Gerhard Häußler (1906–1992) schon vor mehr als fünfzig Jahren nachgewiesen, dass Vorfahren Goethes sowohl mütterlicherseits als auch von des Vaters Seite her in Weikersheim, Nassau und Schäftersheim lebten<sup>4</sup>, aber auch in Crailsheim und Schwäbisch Hall.

Da wäre zunächst *väterlicherseits* die Großmutter Cornelia Walther (1668–1754) zu nennen, die den „Weidenhof“ auf der Zeil in Frankfurt besaß und die 1705 den Schneider und späteren Gastwirt Friedrich Georg Göthé (1657–1730) heiratete, den Großvater des Dichters. Er stammte aus der Gegend von Merseburg und ließ sich nach Jahren der Wanderschaft, die ihn bis nach Paris führten, 1687 in Frankfurt

1 H. Bauer: Göthes Abstammung aus dem Hohenloheschen, in: Württembergisch Franken X (1861), S. 390 ff.

2 G. Lenckner: Fränkische Beiträge zur Ahnentafel Goethes, in: Württembergisch Franken NF 30 (1955), S. 103–130.

3 G. Wunder: Bauer, Bürger, Edelmann. Sozialstruktur süddeutscher Reichsstädte in genealogischer Sicht, Sigmaringen 1984, S. 82.

4 G. Häußler: Was hat der alte Goethe mit Weikersheim zu tun?, in: Ortsbeilage zum Evang. Gemeindeblatt Baden-Württemberg, Stuttgart Mai/Juni 1949, S. 1 und 2.

nieder. Aus der Ehe ging Johann Caspar Goethe (1710–1782) hervor, der Vater des Dichters, der es zum „Doctor beider Rechte“, Doctor utriusque juris, brachte und sich dank des väterlichen Reichtums den Titel eines „kaiserlichen wirklichen Rates“ kaufen konnte. Er begleitete jedoch nicht das dazu gehörige Amt, nach dem er ein Leben lang strebte und das auch seiner juristischen Vorbildung entsprochen hätte.

Aber bleiben wir zunächst bei der Großmutter Cornelia. Goethe setzt ihr in seiner Autobiographie ein Denkmal, wenn er schreibt: „Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtnis geblieben“<sup>5</sup>.

Nach dem Tod ihres Mannes (1730) kaufte Cornelia Goethe, geb. Walther, das Haus am Hirschgraben, in welchem Johann Wolfgang von Goethe am 28. August 1749 das Licht der Welt erblickte. An anderer Stelle schreibt der Dichter: „Solange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete“<sup>6</sup>. J. W. v. Goethe war knapp fünf Jahre alt, als die Großmutter, die zugleich seiner geliebten Schwester Cornelia den Namen gegeben hatte, am 26. März 1754 im gesegneten Alter von 86 Jahren starb. Der Großmutter Cornelia verdanken die Kinder auch das Puppentheater, mit welchem der kleine Wolfgang besonders gerne spielte und durch das schon früh sein Interesse für das Theaterwesen geweckt wurde.

Der Vater der „Weikersheimer“ Großmutter war der am 10. Oktober 1638 zu Weikersheim geborene Georg Walther, Sohn des Hausknechts und „Orgeltreters“ Jacob Walter, gestorben 1679 in Weikersheim, und der Barbara Dürr (1605–1689) aus Nassau. Jacob Walter und Barbara Dürr heirateten am 26. August 1632 in Weikersheim. Aus der Ehe ging Georg Walther hervor, der 1638 in Weikersheim geboren wurde und der im Jahre 1704 in Frankfurt/Main verstorben ist. Er übte – wie der frankophile Großvater des Dichters, Friedrich Georg Göthé – das Schneiderhandwerk aus. Verheiratet war der Schneider Georg Walther, der Weikersheimer Urgroßvater Goethes, mit Anna Margaretha Streng (1638–1709), die zwar am 10. 6. 1638 in Frankfurt getauft wurde, deren Vater, der Schneidermeister Andreas Streng, aber erst 1637 aus Wettringen bei Rothenburg ob der Tauber nach Frankfurt zugewandert war. In der Ahnenreihe väterlicherseits ist damit das Schneiderhandwerk in einem ganz besonders starken Maße vertreten, was nicht zuletzt auf die Zunftvorschriften der damaligen Zeit zurückzuführen ist.

5 J. W. von Goethe: Werke in zehn Bänden. Band 8: Selbstbiographisches I, Dichtung und Wahrheit, 1. Buch, Zürich 1970, S. 28.

6 Goethe (wie Anm. 5), S. 31.

Kommen wir nun zu den Vorfahren Goethes *mütterlicherseits*:

Von der Mutter Seite her erweist sich Johann Wolfgang von Goethe als echter Hohenloher, und das nicht nur im Hinblick auf den Vornamen, der sich in der Familiengeschichte des Dichters zurückverfolgen läßt bis zu dem Grafen Wolfgang II. (1546–1610), dem Erbauer des Weikersheimer Schlosses.

Goethe scheint die Familienchronik genau gekannt zu haben, wenn er einmal schreibt:

*Vom Vater hab ich die Statur,  
Des Lebens ernstes Führen,  
Vom Mütterchen die Frohnatur  
Und Lust zu fabulieren.  
Uranherr war der Schönsten hold,  
das spukt so hin und wieder;  
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,  
das zuckt wohl durch die Glieder.  
Sind nun die Elemente nicht  
Aus dem Komplex zu trennen,  
Was ist denn an dem ganzen Wicht  
Original zu nennen?*<sup>7</sup>

Aber kehren wir zunächst zurück zu jenem Urahn, welcher „der Schönsten hold war“ und von dem Goethe selbst munkelte, er sei wohl ein illegitimer Sprößling des Grafen gewesen<sup>8</sup>.

Am 14. März 1587 verlegten Graf Wolfgang II. und seine Gemahlin Magdalena von Nassau ihre Residenz von Langenburg nach Weikersheim. Im Gefolge der beiden befanden sich auch das Kammermädchen Anna sowie ein Schneider und Lackai des Grafen namens Jörg Weber, den, so meint Lenckner, der Graf „von auswärts mitbrachte“<sup>9</sup>. Den beiden jungen Leuten, insbesondere aber der Kammerzofe Anna, schien Graf Wolfgang II. sehr gewogen zu sein, denn schon zu Beginn des Jahres 1588 wurde die Zofe mit dem Kammerdiener des Grafen verheiratet und bereits am 25. Mai 1588 wurde ihr erstes Kind geboren bzw. getauft. Im Taufbuch von 1588 steht hierzu: *Jerg Weber, Lackai Sartor. Kind: Wolfgang. Gevatter: Unser Gnädiger Herr, Grav Wolfgang.*

In den folgenden zwölf Jahren hat der Sartor (=Schneider) Jörg Weber noch siebenmal ein Kind zur Taufe gebracht, aber von den acht Nachkommen erreichten nur drei das Erwachsenenalter. *Jörg Webers Hausfrau Anna* starb nach den Kirchenbüchern bereits am 17. Juni 1607. Der älteste Bub aber, Wolfgang Weber-Textor (1588–1650), durfte nach dem Willen seines *Gevatters*, also seines Taufpaten, des Grafen Wolfgang II., die Weikersheimer Lateinschule besuchen.

7 Goethe (wie Anm. 5), S. 392.

8 C. Gräter: Im grünen Licht Hohenlohes, Stuttgart 1984, S. 55 ff..

9 Lenckner (wie Anm. 2), S. 104.

Seit 1602 unterrichtete dort der in Schwäbisch Hall geborene „Präzeptor, Musikus und Componist“ Erasmus Widmann (1572–1634), wenn er nicht gerade seiner Lieblingsbeschäftigung nachging, und das war der „Lerchenstrich“.

Nach dem Besuch der Lateinschule durfte Wolfgang Weber auf Kosten des Grafen an der Universität Altdorf bei Nürnberg Jura studieren. Er schloss das Studium mit dem Titel Magister ab. Bereits mit 27 Jahren wird der „hochgelehrte Herr Magister Wolfgang Weber“ gräflich-hohenlohischer Rat in Neuenstein. Der gelehrten Sitte der Zeit entsprechend, lateinisiert er anlässlich seiner ersten Vermählung (1615) den Namen Weber in „Textor“. Er stirbt 1650 als hohenlohischer Kanzleidirektor in Neuenstein.

Sein Sohn und fast alle weiteren männlichen Nachkommen in der Ahnenreihe der Textors tragen fortan den Vornamen „Johann Wolfgang“. Schon vor 50 Jahren schrieb daher Stadtpfarrer Gerhard Häußler: „Wenn unser Dichter Goethe denselben Vornamen trug, so ist kein Zweifel, daß wir diesen Namen letzten Endes auf Graf Wolfgang zurückführen müssen, da von da ab der Name Wolfgang in der Familie Weber-Textor sich vererbte“<sup>10</sup>. Eine Ausnahme bildet lediglich der Urgroßvater, der Kurpfälzische Hofgerichtsrat und Jurist Christof Heinrich Textor (1666–1716), dessen Mutter aus Crailsheim stammte.

Verdankt der Sohn des kleinen Lakaien und Schneiders nur seinen Namen dem hohen Gönner? Was mag den Grafen Wolfgang II. bewogen haben, den Sohn der Kammerzofe Anna so hochherzig zu unterstützen und ihn in jungen Jahren die wohldotierte Stelle eines gräflich hohenlohischen Rates in Neuenstein zu verschaffen? Hatte Wolfgang II. nicht selbst für 14 Kinder zu sorgen? Wie aus der Inschrift auf seinem Grabmahl hervorgeht, kam Graf Wolfgang II. seinen ehelichen Pflichten stets fleißig nach, ob aber auch „getreulich“, das ist die Frage? Die Inschrift auf der Tumba lautet: *Gezeugt sechs Herren im Ehestand, deren vier Kriegsobristen genannt, auch acht Fräulein Gräfin zart, ein Preis hohenloisch Stammes Art...*

Der mit gräflicher Förderung zum Magister ausgebildete „erste“ Wolfgang heiratete nach dem Weikersheimer Ehebuch vom 14. November 1615 die Tochter des Neuensteiner Burgvogts Elisabeth, Margaretha Breuninger. Im Weikersheimer Eheregister von 1615 heißt es hierzu: *Der Ehrvest vnd Hochgelerte Herr M Wolfgang Weber, Gräfenlich Hohenloischer Rhatt zu Newenstein, Jörg Webers, weyland Burgers alhie, anietzo inwohners zu Schöfftersheim ehlicher Sohn; und Elisabeth Margretta, weyland Hern Peter Preünigers, gwesnen Burgvogts zu Newenstein, nachgelaßne ehliche tochter. Hochz. zu Newenstein, 14. Novembris.*

Im Neuensteiner Ehebuch von 1615 lautet dagegen der Eintrag: *Getraut Wolfgang Textor, Jörg Webers ehlicher Sohn von Weikersheim.*

Magister Wolfgang Weber hatte für die Neuensteiner seinen Namen bereits „latinisiert“. Wichtiger als diese erste Eheschließung ist für die Ahnenreihe Goethes jedoch die zweite Frau des Magisters Wolfgang Weber-Textor, die Tochter des würt-

<sup>10</sup> Häußler (wie Anm. 4), S. 2.

tembergischen Rechtskonsulenten Ensslin aus Stuttgart, Magdalena Praxedis Ensslin (1613–1673), welche als „hochstrebende und willensstarke Frau“ beschrieben wird. Aus dieser zweiten Ehe ging Johann Wolfgang Textor (1) hervor, der von 1638–1701 lebte. Er war zunächst Professor in Altdorf, später in Heidelberg und wurde 1690 Syndikus in der freien Reichsstadt Frankfurt. Verheiratet war er mit Anna Margarethe Priester aus Crailsheim, der Tochter des dortigen Stadtpfarrers, die 1640 in Crailsheim das Licht der Welt erblickt hatte. Ihr Enkel, der Vater von Goethes Mutter, Katharina Elisabeth Textor, „Frau Rath“ genannt, war der angesehene Frankfurter Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor (2), der von 1693 bis 1771 lebte und den der junge Goethe nach eigenem Bekunden immer wieder gerne an seinem Amtssitz besuchte, denn „waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgermeisterlichen Audienzen“<sup>11</sup>.

So gelangte der Name Weber alias Textor von seinem Ursprungsort Weikersheim in die Reichsstadt Frankfurt, und die Textors brachten es dort zu höchstem Ansehen. Am 20. 8. 1748 reichte die Tochter des Frankfurter Stadtschultheißen, Katharina Elisabeth Textor (1731–1808), dem kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe die Hand zum Ehebund und wurde damit die Mutter eines unserer größten Deutschen. Nach Georg Lenckner dürften aber auch die literarischen Anfänge Goethes ihre Wurzeln im Hohenlohisch-Fränkischen haben: Die Anregung für sein Erstlingsdrama „Götz von Berlichingen“ erhielt er mit großer Wahrscheinlichkeit aus der von dem Weikersheimer Hofrat Wilhelm Friedrich Pistorius im Jahre 1731 herausgegebenen „Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen“<sup>12</sup>. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Carlheinz Gräter, wenn er in diesem Zusammenhang schreibt: „Mehr als nur ein genealogischer Schnörkel verbindet Goethe mit Weikersheim“<sup>13</sup>. Und Gräter meint dann, dass dem jungen Goethe diese Quelle in der ersten Phase seines dramatischen Schaffens in die Hände fiel, darf sich Weikersheim zuschreiben.

Die „Faustsage“ dürfte dem jungen Goethe nicht nur durch das Puppenspiel „Fausts Höllenzwang“ begegnet sein, sondern auch durch das 1599 in Hamburg erschienene „Faustbuch“ des Georg Rudolph Widman aus Schwäbisch Hall.

Im selben Jahr 1832, in welchem „der Olympier von Weimar“ die Augen für immer schloss, verstarb im hohenlohischen Kupferzell ein „entfernter Vetter“ und Verwandter Goethes, Karl Julius Weber (1767–1832), der leider heute fast vergessen ist, dessen „hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ aber immer noch lesenswert sind.

Wie tief das Wissen um die „Verwandtschaft mit Goethe“ im Kollektiv-Gedächtnis der alten Weikersheimer verankert war, zeigt eine Begebenheit aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein inzwischen längst verstorbener Bürger Weikersheims erzählte immer wieder gerne die folgende Geschichte: „Wenn ich als kleiner Bub mit

11 *Goethe* (wie Anm. 5), S. 35.

12 *Lenckner* (wie Anm. 2), S. 129.

13 *Gräter* (wie Anm. 8), S. 54.

meiner Mutter öfters in unserem Weinberg am „Schmecker“ arbeitete, tat dies meist gleichzeitig auch das Fräulein Pauline Weber, das in dem Haus Marktplatz 5 wohnte. Meine Mutter benützte die Gelegenheit immer gerne, um mit dieser Nachbarin ein Plauderstündchen zu halten. Ich sehe die beiden Frauen, die sich gegen die prallen Sonnenstrahlen durch ein buntes Tuch geschützt hatten, heute noch in aller Lebhaftigkeit vor mir stehen.“ Wenn dann meine Mutter zurückkam, sagte sie stets zu mir: „Konrad, sei immer recht anständig und höflich zu dem Fräulein Pauline, sie ist eine Verwandte von Goethe!“<sup>14</sup>

14 Tauberzeitung Bad Mergentheim, Sonder-Ausgabe zum Weikersheimer Heimattag vom 1. September 1950: „Wandernde Weikersheimer“, S. 2

# „Denkmal der Gewogenheit und Freundschaft“ – Das Stammbuch des Johann Christoph Friedrich Lindner

VON GERHARD SEIBOLD

In hohenlohischem Privatbesitz hat sich ein „Album amicorum“ erhalten, welches nicht nur auf Grund seines guten Erhaltungszustandes bemerkenswert ist, sondern auch wegen der qualitätvollen Aquarelldarstellungen besticht, die den Widmungen beigegeben sind. Besitzer dieser Aufzeichnungen war der Künzelsauer Johann Christoph Friedrich Lindner, der das Stammbuch am 24. Juli 1797 in (Bad) Windsheim dem oben genannten Zweck weihte. Lindner war zu diesem Zeitpunkt gerade 21 Jahre alt und weilte wohl zwecks Vervollständigung seiner beruflichen Ausbildung in der mittelfränkischen Stadt.

Bei Johann Christoph Friedrich handelte es sich nun nicht, wie vielfach bei Stammbuchbesitzern üblich, um einen Studenten, welchem akademische Lehrer und Freunde wohlgemeinte Wünsche dedizierten, sondern um einen später als Wirt und Posthalter tätigen Mann, der vielleicht auch in begrenztem Rahmen kaufmännischen Geschäften nachgegangen ist. Die Sitte, Stammbücher zu führen, kam im deutschsprachigen Raum bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf<sup>1</sup>. Ausgehend von humanistischen Idealen sollten hier Stationen eines Lebensweges dokumentiert werden. Häufig kam das Bemühen hinzu, berühmte Zeitgenossen für eine Inschrift zu gewinnen, um auf diesem Umweg den eigenen Status aufzuwerten. Der Kreis der Stammbuchinhaber blieb aber nicht auf den Zirkel der Universitätsangehörigen beschränkt, sondern erweiterte sich rasch um Kaufleute, Diplomaten und junge Männer, häufig von Adel, die im Verlauf einer Kavaliertour Europa kennenlernten, kurz: es war ein Kreis von Personen angesprochen, welche nicht nur Bildungsbürger waren, sondern auch in Verfolgung ihrer beruflichen Interessen die Welt kennenlernten.

Es ist sicherlich nicht weiter verwunderlich, daß im Laufe der Jahrhunderte auch hier ein Wertewandel stattfand, so daß schließlich der Stammbuch-Gedanke auch

1 Vgl. *Karlheinz Goldmann*: Der Poppenreuther Pfarrer Erhard Christian Bezzel (1727 bis 1801) und seine Stammbuchsammlung, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Nürnberg 1956, S. 343 ff., wo ausführlich über den geschichtlichen Werdegang der Stammbuchtradition berichtet wird, oder neuerdings *Werner Wilhelm Schnabel*: Die Stammbücher und Stammbuchfragmente der Stadtbibliothek Nürnberg. Teil 1, Wiesbaden 1995, S. XIII ff. und ebenso *Werner Taegert*: Stammbücher und Poesiealben aus fünf Jahrhunderten in der Staatsbibliothek Bamberg, in: Bibliotheksforum Bayern 27 (1999), S. 180.

bürgerlichen, nicht-akademischen Kreisen zugänglich wurde. Ausweis dieser veränderten Rahmenbedingungen sind auch die vorliegenden Aufzeichnungen. Neben den sogenannten Freunden tauchen nun als Inskribenten nämlich verstärkt auch Verwandte auf, so daß eine Brücke zu dem, was wir heute unter Poesiealbum verstehen, geschlagen ist. Auch in der Gestaltung der Einträge ist dieser Wandel spürbar. Waren ursprünglich Wappendarstellungen, verbunden mit Devise, guten Wünschen und natürlich der Unterschrift des Eintragers die übliche Form, so kommt nun die Wiedergabe des Familienwappens weitestgehend zum Wegfall, was sicherlich auch damit zu tun hat, daß ein sozial deutlich anders zusammengesetzter Personenkreis häufig über kein Familienwappen verfügte. Breiten Raum nehmen jetzt die Dedikationsformeln und die meist sehr allgemein gehaltenen „guten Gedanken“ ein, welche zumeist mehrzeilig und zum Teil in Reimform gestaltet sind. Genredarstellungen wurden zu allen Zeiten gern den schriftlichen Ausführungen beigegeben, nur daß sie jetzt häufig von den Inskribenten selbst mehr oder weniger talentvoll angefertigt werden. Im Fall des hier vorliegenden Stammbuches können immerhin 12 Aquarelle, teilweise ganzseitig, und ein Scherenschnitt mit der Profildarstellung eines Mannes festgestellt werden<sup>2</sup>. Daß diese Zeichnungen die biedermeierliche Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts widerspiegeln, versteht sich dabei von selbst.



Abb. 1 Darstellung aus dem Stammbuch des Johann Friedrich Lindner, S. 124.

<sup>2</sup> Vgl. wegen der Aquarelle die Seiten 17, 88, 115, 124, 127, 129, 132, 144, 147, 149, 155 f. und wegen der Silhouette die Seite 106 im Stammbuch des Johann Christoph Friedrich Lindner.



Abb. 2 Darstellung aus dem Stammbuch des Johann Friedrich Lindner, S. 129.

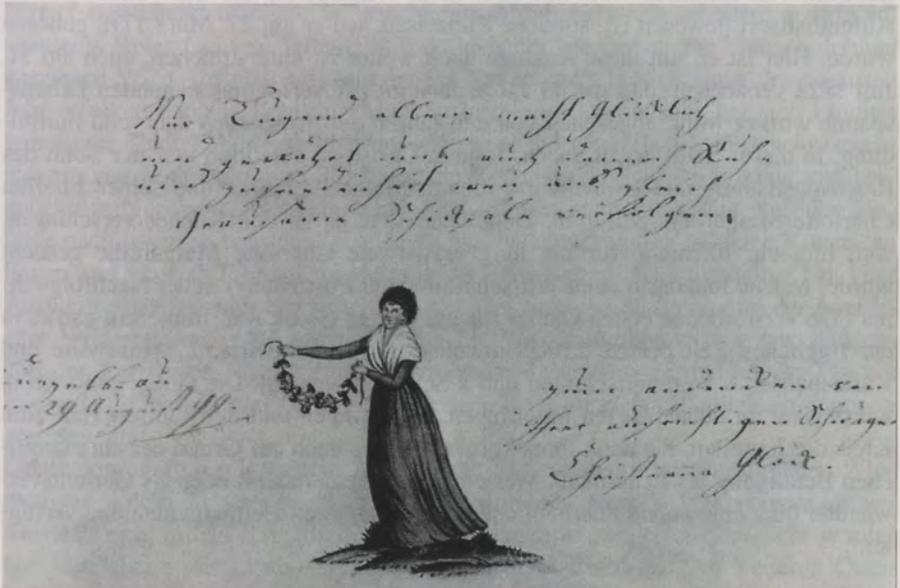


Abb. 3 Darstellung aus dem Stammbuch des Johann Friedrich Lindner, S. 147.



Abb. 4 Darstellung aus dem Stammbuch des Johann Friedrich Lindner, S. 156.

Zentrum von Lindners Welt war aber nicht Windsheim, das nur vorübergehend Aufenthaltsort gewesen ist, sondern Künzelsau, wo er am 27. März 1778 geboren wurde. Hier ist er, um diese Aussage noch weiter zu unterstreichen, auch am 31. Juli 1823 verstorben, und die 45 Jahre der ihm zur Verfügung stehenden Lebensspanne wird er wohl, abgesehen von den Jahren der beruflichen Aus- und Fortbildung, in dieser Stadt erlebt haben. Johann Christoph Friedrich war der Sohn des Reichsposthalters und Kronenwirts Johann Michael Lindner und seiner Ehefrau Charlotte Margarethe Schumm. Den Vater hatte es an den Kocher verschlagen, weil hier ein Ehemann für die jung verwitwete Charlotte Margarethe gesucht wurde, welche Inhaberin einer Wirtschaft und der Posthalterei in der Nachfolge ihres 1776 verstorbenen ersten Gatten Johann Caspar Glock war. Immerhin gab es in der fraglichen Zeit bei ca. 2500 Einwohnern 19 Schildwirte, 2 Speisewirte und Kaffeehäuser, 6 Weinwirtschaften und 2 Schenken vor Ort. Die Glock gehörten in Künzelsau, im benachbarten Ingelfingen, in Öhringen und Schwäbisch Hall zum Kreis der Familien, die dank ihres Vermögens wie auch auf Grund der ehrenamtlichen Betätigung als Schultheiß, Waisenrichter, Gemeinderat oder als Gerichtsverwandter über einen nicht unerheblichen Einfluß in ihren Heimatgemeinden verfügten<sup>3</sup>.

3 Freundlicher Hinweis von Stefan Kraut, Künzelsau.

Insoweit mag der durch die Heirat bedingte Ortswechsel für den aus Crailsheim stammenden Lindner aus mancherlei Hinsicht attraktiv gewesen sein. Daß seine Ehefrau dann zwei Jahre nach der 1777 erfolgten Verehelichung bereits verstarb, unter Hinterlassung von fünf Nachkommen aus der Glockschen und einem Kind aus der Lindnerschen Ehe, alle minderjährig, darunter unser Johann Christoph Friedrich, war wohl der berühmte Wermutstropfen, welcher dem ansonsten sicherlich vielversprechenden Start Lindners in Künzelsau einen bitteren Beigeschmack gab. An die Jagst ist Johann Michael trotz dieses Schicksalschlages nicht zurückgekehrt. Dort war sein vielschichtig zusammengesetzter familiärer „Klüngel“ zu Hause, welcher dem gehobenen Bürgertum der Oberamtsstadt zugerechnet werden kann. Auch Johann Michaels Vater verdiente im übrigen als Wirt sein Brot, sein prächtiges Grabmal kann noch heute auf dem alten Crailsheimer Friedhof bewundert werden. Insoweit ist auch nicht weiter verwunderlich, daß gerade der Crailsheimer Verwandtschaft breiter Raum im Rahmen der Stammbucheintragungen eingeräumt ist. Auch zwei Brüder Johann Michaels betätigten sich im übrigen in Crailsheim und Weikersheim im genannten Metier. Diese berufliche Disposition war sowohl in der Vergangenheit als auch für zukünftige Generationen der Familie Lindner bestimmend. Johann Michael Lindners gleichnamiger Großvater war nämlich 1712 in Crailsheim zugezogen, indem er die Tochter des bereits verstorbenen Wilden-Mann-Wirts Anna Dorothea Breitenbücher ehelichte, und auch der Vater dieses ersten Crailsheimer Namensträgers kann bereits als Wirt im Dinkelsbühlichen festgestellt werden.

Im Alter von 19 Jahren finden wir Johann Christoph Friedrich Lindner dann, wie bereits vorstehend erwähnt, in Windsheim. Möglicherweise arbeitete er dort im Gasthaus Roter Ochsen. Jedenfalls trägt sich der Inhaber dieses Hauses, Johann Leonhard Wüst, im gleichen Jahr in das Stammbuch Lindners ein. Im nächsten Jahr erfolgen dann in Frankfurt/Main Inskriptionen. Vermutlich hat sich Lindner von dieser Stadt 1799 verabschiedet, spätestens jedoch 1802, als in den Aufzeichnungen von Mannheim und Straßburg die Rede ist. 1803 weilte Lindner vorübergehend in Nürnberg. Aus dem Jahre 1804 können schließlich fünf Berliner Einträge nachgewiesen werden. Ob andere Orte, welche räumlich näher zu Künzelsau liegen und wo sich Lindner mindestens kurzfristig ebenfalls aufgehalten hat, eher Ausweis eines privaten Bezuges sind oder vielleicht Ausfluß ergänzender beruflicher Weiterbildung, muß unbeantwortet bleiben. Immerhin wissen wir, daß ein Teil der Ansbacher, Crailsheimer, Künzelsauer, Neusitzer (vermutlich der Ort bei Rothenburg/Tauber) und Öhringer Einträge Konsequenz familiärer Verbindungen gewesen sind.

Dabei dominierten mit weitem Abstand die in Crailsheim vorgenommenen Widmungen. Allein 21 von insgesamt 97 Inskriptionen wurden hier vorgenommen. Ansbach steht mit 14 schriftlichen Niederschlägen an zweiter Stelle, dicht gefolgt von Windsheim mit 13 und Frankfurt/Main mit 12 Einträgen. An weiteren Orten können neben den bereits Genannten noch Blaufelden, Langenburg, Neuses (wo bei unklar ist, um welchen Ort in Franken unter mehreren Gleichnamigen es sich

hier handelt) und Neustadt/Aisch festgestellt werden. Zwei Inskriptionen erfolgten ohne Orts- und Datumsangabe. Auch was die zeitliche Verteilung der Einträge anbelangt, erhält man ein insgesamt widersprüchliches Bild. Zunächst ist festzustellen, daß diese über einen Zeitraum von elf Jahren hinweg erfolgten. Letztmalig können aus dem Jahr 1807 zwei Widmungen festgestellt werden. Während zu Beginn des fraglichen Zeitraumes die meisten Einträge zu verzeichnen sind – 1797 sind es allein 21 –, flacht die Intensität zum Ende des gegebenen Zeitrahmens ab. 1805 ist es gerade noch ein Eintrag, und 1806 suchen wir sogar vergeblich nach entsprechenden Zeugnissen.

Ob nun mit dem Ende der Stammbuchbenutzung gleichzeitig Lindners Rückkehr nach Künzelsau markiert ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Denkbar ist auch, daß sich diese Rückbesinnung später vollzog, denn eine eheliche Verbindung ging der Mann in Künzelsau erst 1819 ein. Allerdings wird das Alter des Vaters wohl eher für die Annahme sprechen, daß Lindner seit ca. 1807 wieder dauerhaft am Kocher lebte, vor allem, nachdem er später in dessen Nachfolge als Kronenwirt und Posthalter nachweisbar ist. Bei seiner Verhehlung mit der Metzgerstochter Sofie Katharine Bezold bewegte er sich im übrigen innerhalb der sozialen Schicht, welcher er selbst entstammte. In Lindners Person wiederholt sich dann später das Schicksal des ersten Ehemanns seiner Mutter, Johann Caspar Glock. Auch Johann Christoph Friedrich starb nämlich in jungen Jahren unter Hinterlassung von drei Kleinkindern. Seine Wirtschaft ging schließlich auf seinen Ehenachfolger Carl Burkert über<sup>4</sup>. Dies alles vollzog sich im übrigen zu Lebzeiten seines betagten Vaters, Johann Michael Lindner, welcher erst 1830 das Zeitliche segnete.

Bei dem Stammbuch, dem eigentlichen Erfahrungsobjekt dieser Zeilen, handelt es sich um ein Album in Querformat mit einer Blattgröße von 10,6 auf 17,2 cm. Der Halblederband mit Lederecken weist auf dem Rücken die Aufschrift „Denkmal der Freundschaft“ auf. Insgesamt kann dem Buch ein guter Erhaltungszustand bescheinigt werden. Vor allem erlitt das Album nie das Schicksal so vieler Artgenossen, welche infolge des Heraustrennens einzelner Blätter in ihrem Charakter nachhaltig verändert worden sind. Erst von späterer Hand wurden die 79 Goldschnittblätter paginiert. Die Einträge sind, wenn auch zum Teil leicht verblaßt, insgesamt gut lesbar. Auffallend ist, wie viele Frauen sich in das Stammbuch eingetragen haben. Von insgesamt 97 Inskriptionen (bei einer Widmung unterblieb allerdings die Angabe des Namens des Schreibers) sind immerhin 36 weiblicher Provenienz. Neben Altersgenossen, welche sich meist durch den Zusatz „Freund“ oder auch „Freundin“ kenntlich machen, sind es vor allem Personen aus der weiteren Verwandtschaft, d. h. Halbgeschwister, Vettern, Basen und Tanten. Allerdings wird der

4 Bezeichnend für das enge Beziehungsgeflecht, innerhalb dessen die hier vorgestellten Personen agierten, mag sein, daß ein Stiefsohn Burkerts, Georg Friedrich Karl Lindner (1822–1883), einer der Söhne des Stammbuchbesitzers, ebenfalls als Wirt tätig war. Nachdem die Krone vom Ehenachfolger seines Vaters, Carl Burkert, betrieben wurde, blieb ihm nur übrig, sein Auskommen woanders zu finden. Dies gelang ihm schließlich in der Nachfolge seines 1834 verstorbenen Onkels, Johann Friedrich Glock, als Glockenwirt in Künzelsau.

Begriff Verwandtschaft hier relativ ausufernd gesehen. So ist die vermeintliche Cousine Minette Freiin von Pöllnitz, Tochter des in Crailsheim lebenden Kammerherrn und Hofjägermeisters Wilhelm Freiherr von Pöllnitz und der Margarethe Elisabeth Mack, eine Nichte der zweiten Frau (Sophia Dorothea Mack) von Johann Christoph Friedrichs Großvater Georg Christoph Lindner. Von Blutsverwandtschaft kann also nicht die Rede sein und schon gar nicht vom Verwandtschaftsgrad einer Base, da Minette der Generation von Lindners Vater zuzuordnen ist. Informationen über die berufliche Stellung der Inskribenten bzw. deren Heimatort werden nur gelegentlich gegeben. Üblicherweise hat man es hier allerdings vorwiegend mit Personen aus dem engeren Hohenloher Raum bzw. aus Süddeutschland zu tun, und mindestens punktuell rekrutiert sich der anscheinend große Freundeskreis aus Arbeitskollegen, besonders aus dem Gaststättengewerbe. Indiz für diese Situation ist auch, daß die Einträge vorwiegend deutsch gehalten sind, während die ansonsten in Stammbüchern häufig zur Anwendung gelangte lateinische Sprache hier höchst selten gebraucht wird.

Die vorstehenden Ausführungen mag folgende Auflistung der Inskriptionen weiter verdeutlichen<sup>5</sup>.

|    |      |      |      |
|----|------|------|------|
| 1  | 1771 | 1771 | 1771 |
| 2  | 1772 | 1772 | 1772 |
| 3  | 1773 | 1773 | 1773 |
| 4  | 1774 | 1774 | 1774 |
| 5  | 1775 | 1775 | 1775 |
| 6  | 1776 | 1776 | 1776 |
| 7  | 1777 | 1777 | 1777 |
| 8  | 1778 | 1778 | 1778 |
| 9  | 1779 | 1779 | 1779 |
| 10 | 1780 | 1780 | 1780 |
| 11 | 1781 | 1781 | 1781 |
| 12 | 1782 | 1782 | 1782 |
| 13 | 1783 | 1783 | 1783 |
| 14 | 1784 | 1784 | 1784 |
| 15 | 1785 | 1785 | 1785 |
| 16 | 1786 | 1786 | 1786 |
| 17 | 1787 | 1787 | 1787 |
| 18 | 1788 | 1788 | 1788 |
| 19 | 1789 | 1789 | 1789 |
| 20 | 1790 | 1790 | 1790 |
| 21 | 1791 | 1791 | 1791 |
| 22 | 1792 | 1792 | 1792 |
| 23 | 1793 | 1793 | 1793 |
| 24 | 1794 | 1794 | 1794 |
| 25 | 1795 | 1795 | 1795 |
| 26 | 1796 | 1796 | 1796 |
| 27 | 1797 | 1797 | 1797 |
| 28 | 1798 | 1798 | 1798 |
| 29 | 1799 | 1799 | 1799 |
| 30 | 1800 | 1800 | 1800 |

5 Für Informationen zur Identifizierung der Inskribenten bin ich Stefan Kraut vom Stadtarchiv Künzelsau und Michael Schlosser vom Stadtarchiv Bad Windsheim zu Dank verpflichtet.

| Numerierung der Einträge | Seitenzahl | Ort u. Jahr         | Name, Herkunftsort u. Beruf des Inskribenten, soweit genannt  | Bemerkungen   |
|--------------------------|------------|---------------------|---|---|
| 1                        | 3          | Berlin 1804         | J. G. Mattern aus Bornheim bei Frankfurt/Main                 |   |
| 2                        | 5          | Frankfurt/Main 1799 | Jacob Friedrich Breuninger                                    |   |
| 3                        | 7          | Crailsheim 1804     | Margarethe Lindner  | Tante des Stammbuchbesitzers, * 1772 männlich   |
| 4                        | 9          | Nürnberg 1803       | G. Hezner   |   |
| 5                        | 11         | Frankfurt/Main 1799 | Heinrich Neunhöffer   |   |
| 6                        | 13         | Frankfurt/Main 1799 | Johann Conrad Buchner aus Regensburg                          |   |
| 7                        | 15         | Frankfurt/Main 1799 | Georg Conrad Hiller aus Kirchberg/Jagst                       |   |
| 8                        | 16         | Ansbach 1803        | Luise Funck   | Base des Stammbuchbesitzers, Tochter des Ansbacher Kammerregistrator's Funck u. d. Marie Dorothea Lindner geb. Funck, Schwester von Nr. 8 |
| 9                        | 19         | Ansbach 1803        | Christiane Pinggiser  |   |
| 10                       | 20         | Künzelsau 1799      | Gustav Geßler   |   |
| 11                       | 21         | Ansbach 1803        | Friz Seiz   | weiblich (vielleicht Kosenamen)   |
| 12                       | 23         | Ansbach 1803        | Knauscher   | männlich  |
| 13                       | 26         | Frankfurt/Main 1799 | F. D. Braun aus Kassel  | männlich  |
| 14                       | 27         | Frankfurt/Main 1799 | E. B. Strubberg   | männlich  |
| 15                       | 29         | Ansbach 1803        | S. F. Bürger  | männlich  |
| 16                       | 32         | Crailsheim 1801     | Dorothea Schmidt  | Base des Stammbuchbesitzers, Tochter des Crailsheimer Färbers Johann Christoph Schmidt u. d. Elisabetha Dorothea Lindner männlich         |
| 17                       | 33         | Berlin 1804         | J. M. Schreiber aus Ulm                                       |   |
| 18                       | 35         | Frankfurt/Main 1798 | Carl Friedrich Kahlo  |   |
| 19                       | 38         | Künzelsau 1798      | Leicht  | männlich  |
| 20                       | 39         | Künzelsau 1797      | Carl Kern   | vermutlich Sohn des Künzelsauer Pfarrers Johann Gottfried Gustav Kern männlich  |
| 21                       | 41         | Ansbach 1803        | J. An. Nveon  |   |
| 22                       | 43         | Frankfurt/Main 1799 | Carl Erbe   |   |
| 23                       | 44         | Crailsheim 1801     | J. F. Volckert  | männlich  |
| 24                       | 45         | Crailsheim 1800     | Samuel Schlichting  | Sohn des Crailsheimer Chirurgus Gottfried Schlichting, * 1777 in Crailsheim   |
| 25                       | 47         | Crailsheim 1801     | Marianne Unger  |   |
| 26                       | 48         | Crailsheim 1801     | M. B. Unger   | weiblich  |
| 27                       | 49         | Windsheim 1797      | Johann Georg Schirmer   | * 1775 in Windsheim   |
| 28                       | 50         | Ansbach 1802        | Friedrich Panzerbieter, Apotheker aus Rüdenshausen            |   |
| 29                       | 51         | Windsheim 1797      | Georg Wilhelm Christian Speier                                | Actuarius in Windsheim  |
| 30                       | 53         | Berlin 1804         | F. Behrendt   | weiblich  |
| 31                       | 54         | Windsheim 1797      | Maria Amalia Johanna Schuhmann                                |   |
| 32                       | 55         | Windsheim 1797      | Johann Leonhard Wüst, Gastgeber zum Roten Ochsen in Windsheim |   |
| 33                       | 58         | Neuses 1797         | Kaspar Popp   |   |
| 34                       | 59         | Ansbach 1797        | Elise Rahn  |   |
| 35                       | 61         | Windsheim 1797      | Margaretha Clara Martha Schu                                  |   |
| 36                       | 62         | Öhringen 1798       | Elisabetha Glock  | vielleicht Witwe des 1797 verstorbenen Halbbruders des Stammbuchbesitzers Christian Friedrich Glock                                       |
| 37                       | 63         | Öhringen 1798       | Sophie Beyer  |   |

| Numerierung der Anträge | Seitenzahl | Ort u. Jahr         | Name, Herkunftsort u. Beruf des Inskribenten, soweit genannt      | Bemerkungen   |
|-------------------------|------------|---------------------|---|---|
| 38                      | 65         | Nürnberg 1803       | Johann Franz Hollenbach aus Forchtenberg                          |   |
| 39                      | 66         | Windsheim 1797      | Georg Joseph Schuhmann  | * 1775  |
| 40                      | 67         | Windsheim 1797      | Christ. Friedrich August Wagner                                   |   |
| 41                      | 69         | Neusitz 1797        | Christina Krämer  | Base, evtl. Verwandte des Stammbuchbesitzers von seiten der Mutter  |
| 42                      | 71         | Künzelsau 1798      | Peter Bikard aus Montpellier                                      |   |
| 43                      | 72         | Ansbach 1803        | Frank   | männlich  |
| 44                      | 73         | Windsheim 1797      | D. Weiß   | männlich  |
| 45                      | 75         | Windsheim 1797      | Christian Friedrich Röser   |   |
| 46                      | 76         |                     | Carl Roser  |   |
| 47                      | 77         | Frankfurt/Main 1799 | M. Korbett  | weiblich  |
| 48                      | 79         | Windsheim 1797      | Friedrich Gottlieb Krauß aus Schnodsenbach im Schwarzenbergischen | * 1779  |
| 49                      | 81         | Neusitz 1797        | Elise Krämer  | Base, evtl. Verwandte des Stammbuchbesitzers von seiten der Mutter  |
| 50                      | 84         | Ansbach 1803        | Johann Ferdinand Unger  |   |
| 51                      | 85         | Windsheim 1797      | Sophia Carolina Schirmer  |   |
| 52                      | 87         | Blaufelden 1807     | Margaretha Seyfferlein  |   |
| 53                      | 88         | Langenburg 1797     | Babette Müller  |   |
| 54                      | 89         | Langenburg 1797     | Eleonora Müller   |   |
| 55                      | 90         | Blaufelden 1807     | Dorothea Seyfferlein  |   |
| 56                      | 91         | Crailsheim 1797     | Sophie Lindner  | Tante des Stammbuchbesitzers, * 1755, † 1805, beides in Crailsheim  |
| 57                      | 92         | Crailsheim 1801     | Lieset Hiller   | Tochter der 2. Frau des Großvaters Lindner aus deren 2. Ehe Schwester von Nr. 58, * 1783, † 1811, beides in Crailsheim                                  |
| 58                      | 93         | Crailsheim 1801     | Lotte Hiller  | Tochter der 2. Frau des Großvaters Lindner aus deren 2. Ehe, * 1785   |
| 59                      | 94         | Crailsheim 1801     | Schmidt   | Vetter des Stammbuchbesitzers, Sohn des Crailsheimer Färbers Johann Christoph Schmidt u. d. Elisabetha Dorothea Lindner * 1779                          |
| 60                      | 95         | Windsheim 1797      | Lorenz Gottlieb Ludwig aus Frauenaarach                           |   |
| 61                      | 97         | Crailsheim 1801     | Georg Michael Lindner   | Vetter des Stammbuchbesitzers, Lammwirt in Crailsheim, * 1787, † 1854   |
| 62                      | 99         | Windsheim 1797      | Christoph Paul Herold aus Schweinfurt                             |   |
| 63                      | 102        | Frankfurt/Main 1799 | Isaac S. Stiefel  |   |
| 64                      | 104        | Crailsheim 1801     | L. Geret  | männlich  |
| 65                      | 105        | Crailsheim 1797     | Georg Leonhard Krauß  | * 1774 in Windsheim, † 1804 in Crailsheim als Kaufmann aus Ansbach, Advokat in Crailsheim, Rentammann der Rittergüter Michelbach und Neidenfels, * 1780 |
| 66                      | 108        | Crailsheim 1801     | Christian Heinrich Friedrich August Richter                       |   |
| 67                      | 109        | Windsheim 1798      | Victoria Sophia Schirmer  |   |
| 68                      | 110        | Frankfurt/Main 1799 | Meline Meta Kahlo   |   |
| 69                      | 111        | Frankfurt/Main 1799 | R. Kahlo  | weiblich  |

| Numerierung der Anträge | Seitenzahl | Ort u. Jahr     | Name, Herkunftsort u. Beruf des Inskribenten, soweit genannt | Bemerkungen   |
|-------------------------|------------|-----------------|--|---|
| 70                      | 113        | Crailsheim 1801 | Friedrich Hiller   | Bruder von Nr. 57+58, * 1780, † 1813, beides in Crailsheim  |
| 71                      | 114        | Ansbach 1803    | C. L. Funck  | Vetter des Stammbuchbesitzers, Bruder von Nr. 8+9   |
| 72                      | 117        | Berlin 1804     | Willibald Niederegger aus Ulm                                |   |
| 73                      | 118        | Künzelsau 1797  | Gustav Rem   |   |
| 74                      | 120        | Mannheim 1802   | Friedrich Treuer aus Neuenstein (Hohenlohe)                  |   |
| 75                      | 121        | Mannheim 1802   | Adolf Meyer aus Heidelberg                                   |   |
| 76                      | 123        | Neuenstadt 1799 | J. E.  | weiblich  |
| 77                      | 125        | Öhringen 1805   | L. L.  | weiblich  |
| 78                      | 126        | Mannheim 1802   | Carl August Dobel aus Tübingen                               |   |
| 79                      | 127        | Künzelsau 1799  | Rosina Lindenberger  |   |
| 80                      | 128        | Berlin 1804     | Friedrich Neuhöffer  |   |
| 81                      | 130        | Crailsheim 1804 | Luise Lindner  | Halbschwester des Vaters des Stammbuchbesitzers   |
| 82                      | 131        | Mannheim 1802   | H. Thraner   | weiblich  |
| 83                      | 133        |                 | Louis Stang  |   |
| 84                      | 135        | Nürnberg 1803   | K. L.  | männlich  |
| 85                      | 137        | Crailsheim 1801 | Sophia Stock   | * 1778 in Crailsheim  |
| 86                      | 138        | Ansbach 1803    | J. G. Razor aus Worms  | männlich  |
| 87                      | 139        | Ansbach 1803    | Philipp Gesell aus Mannheim                                  |   |
| 88                      | 142        | Künzelsau 1799  | Augustin Lindenberger  |   |
| 89                      | 143        | Straßburg 1802  | Rudolf Weiß aus Zürich                                       |   |
| 90                      | 145        | Crailsheim 1804 | Johann Georg Stock   | entweder der 1773 in Crailsheim geborene Billardeur u. Lebküchner oder sein 1775 geborener Bruder, Lebküchner u. Kaufmann |
| 91                      | 146        | Künzelsau 1799  | W. Kohlhaagen aus Neuenstadt (vermutlich Kocher)             | männlich  |
| 92                      | 147        | Künzelsau 1799  | Christina Glock  | Stiefschwester des Stammbuchbesitzers, * 1771   |
| 93                      | 149        | Künzelsau 1800  | Christian Glock  | Bruder von Nr. 92   |
| 94                      | 151        | Crailsheim 1804 | Minette von Pöllnitz   |   |
| 95                      | 154        | Mannheim 1802   | Friedrich Plaz von Wertheim                                  |   |
| 96                      | 155        | Öhringen 1799   | Friederike Manngold  |   |
| 97                      | 156        | Crailsheim 1801 |  |   |

# **Chronik: Das Hunger- und Teuerungsjahr 1816/1817. Eine traurige Rückerinnerung allerdings gewährt das Gedenken des Jahres 1816/1817**

VON LISELOTTE KRATOCHVIL

## **Einführung in das Thema**

In der Pfarrei Enslingen ist die Chronik zum Hunger- und Teuerungsjahr 1816/1817<sup>1</sup> hinterlegt. Sie berichtet über die Folgen von witterungsbedingtem Mangel und Mißwuchs für halb Europa, das Königreich Württemberg, das diesseitige Oberamt Hall, ja sogar Enslingen mit seinen Weilern Gaisdorf und Schönenberg.

Der Leser macht sich den sorgenvollen Blick zum regenverhangenen Himmel, das Bangen um das Aufgehen der Saat und das Gedeihen der Pflanzen zu eigen, klagt über die mehlarme und backuntaugliche Frucht, bevor er sich schließlich, übermannt von der Furcht um das tägliche Brot, vor leerem Teller sitzen sieht.

Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn ...

Erst nach mehrmaligem Lesen weicht das Bangen und Hoffen der Wahrnehmung des in der Chronik erhobenen Zeigefingers im

wäre nicht, ...

hätte nicht, dann ...

Jetzt verschiebt sich die Geschichte von den Folgen ungünstiger Witterung hin zu jenen, die als Mahner auftreten und zu denen, die damit angesprochen werden sollen.

So gelesen steht nicht mehr das Leiden als schicksalhaftes Ausgeliefertsein im Vordergrund, vielmehr tragen politische, wirtschaftliche und soziale Fakten zur Ernüchterung bei. Ihnen soll in dieser Arbeit Raum gegeben werden.

## **Auszüge aus der Chronik**

*Eine traurige Rückerinnerung allerdings gewährt das Gedenken des Jahres 1816/1817*

*Gewiß halb Europa war durch die ungünstige Witterung mit einem Mangel und Mißwachs aller nur denkbaren zur Erhaltung und Nahrung der Menschen und des Viehes erforderlichen Erzeugnisse heimgesucht.... Es war ein Jahr des Unglücks*

1 Findbuch 57 Pfarramtsarchiv Enslingen.

und des Jammers, wovon die ältesten Jahrbücher kein ähnliches Beispiel aufzuweisen vermögen. Der höchste Fruchtprice in den Jahren 1771 und 1772 kommt dem der eben verflossenen Zeit zur Hälfte nicht gleich, und dabei waren dort alle übrigen Bedürfnisse wohlfeil, wo im Gegentheil in dem letztern Jahr alle und jede Nahrungsmittel fehlten und daher zu den höchsten Preisen stunden. ...

Groß war der Jammer, unbeschreiblich das Elend, das durch diese Ereignisse [witterungsbedingte Ernteeinbußen], hie und da entstanden. Der Wohlhabendste, wenn er irgend guter Hausvater war, mußte sich einschränken, seine Revenüen [Einkünfte], sein Erwerb, sie möchten auf bestimmten oder zufälligen Einnahmen beruhen, waren nicht flüssig – stockten, denn wie viel Hartherzigkeit gehörte nicht dazu, einen Schuldner um Zahlung zu drängen, der alle Kräfte aufzubieten hatte, um für Sich und die Seinigen das theure Brod erwerben? Der Mittelmann, der ein kleines Gewerbe oder eine Profession treibt, war Brod- und Nahrungslos, da der reichere sich möglichst einschränkte, jedes sich enthielt, etwas zu kaufen oder arbeiten zu lassen, was er nicht höchst nöthig bedurfte, – woher sollte der Handwerksmann den Verdienst nehmen, um seine Familie ordentlich nähren zu können? Die Lage des Tagelöhners, des Armen besonders auf dem Lande, gränzte vollends an Verzweiflung. ... So wären Hunderte mit ihren Familien dem Hungertode Preis gegeben gewesen, hätte Gottes Allmacht und Güte nicht die Herzen ihrer Mitmenschen zur Wohltätigkeit geleitet. Schon im Monat August 1816 liesen des höchst seligen Königs Friedrichs Majestät dißseitigem Oberamt ... Getreide... zukommen, welche Früchte zu Brod verbakken wurden und der 4pfündige Laib theils zu elf, theils zu vierzehnen Kreuzer dem Dürftigen abgegeben werden konnte. ...

Um die nehmliche Zeit bildete sich dahier in der Stadt ein privat Verein von Armenfreunden, welcher vom 12. August 1816 bis 30. April 1817 10296 Portionen oder eigentliche GeldBeiträge besonders an sogenannte verschämte Haus-Arme und solche Personen, welche vom öffentlichen Allmosen nichts erhalten,... austheilte. Nicht minder war der StadtMagistrat thätig für die Subsistenz seiner Inwohner besorgt, indem derselbe unter Mitwirkung des vorzüglichen Theils der Burgerschaft ein bedeutendes Quantum von Brod- und Hülsenfrüchten, auch Kartoffeln aufkaufen ließ, welche Früchte theils in Natura, größtentheils aber zu Brod verbakken, den Bedürftigen in selbstkostenden – immer aber bedeutend unter den laufenden MarktPreisen überlassen wurde.

Im Januar 1817 aber, als unsere hochherzige Königin Catharina mit Zustimmung ihres erhabenen König Wilhelms Majestät im ganzen Königreich Wohltätigkeits-Vereine anordnete und Sich Selbst an die Spitze dieser Anstalten stellten, wurde auch in der Stadt und in jeder Pfarrey und Staabsschultheiserey des OberAmts ein solcher Verein und zwar diese unter der Ober-Aufsicht der OberAmtsLeitung errichtet.

Nun wurde die Anstalt und Vorsorge für die Bedürftigen und Armen allgemein, der seitherige PrivatVerein vereinigte sich mit dem der Stadt, jeder Bürger wurde aufgefordert, zu Unterstützung der Nothleidenden nach Kräften beizutragen, was auch mit Ausnahm weniger Geizhalse, welche nur gewohnt sind, sich vom Schweiß

*ihrer Mitbürger ungerechter Weise zu bereichern und weder Sinn noch Gefühl für Religion, Menschenliebe und Moral haben, von gutem Erfolg war. Die Stadt wurde in 14 ArmenPflegschaften eingetheilt, jeder derselben ein Armenpfleger vorgesetzt, welcher sich um den Zustand und die Bedürfnisse der Armen seines Distrikts zu kümmern hatte und an die Nothleidenden sich zu wenden hatte, der Armenpfleger war dann verbunden, die Anliegen seiner Armen in den Sitzungen der Lokal-schlüsse Jene in Kenntniss zu setzen.*

*So durfte in der Stadt kein Armer und Hilfsbedürftiger im eigentlichen Verstand nothleiden. Jeder bekam nach Verhältnis seiner Familie und Bedürfnisse... aus den Häußern derjenigen Frauen, welche sich anheischig gemacht hatten, in jeder Woche einmal einen Kranken zu verköstigen.*

*Dem Müßiggang und der Klage über Mangel an Arbeit wurde dadurch gesteuert, daß man Männer und Knaben, welche Schwächlichkeit halber sonst von Niemand zur Arbeit aufgestellt wurden, mit Herstellung der VizinalWege beschäftigte, welches dem BürgermeisterAmt einen Aufwand von wenigstens 1000 fl verursachte.*

*Die LokalLeitung auf dem Lande wurde ebenfalls größten Theils zweckmäßig eingerichtet, und die Armen erhielten zum Theil beträchtliche wochentliche Unterstützungen an Geld<sup>2</sup>. Zu diesem erhielt Stadt und Amt noch von den durch die väterliche Vorsorge des Königs erkaufte ausländischen Früchte. ... All diese Vorsorge – all diese Unterstützung waren doch nicht zureichend, besonders auf dem Land... Am höchsten stieg die Noth, als nach Anlegung der allgemeinen Fruchtsperre und der Bestimmung der MaximumsPreise der Früchte alle Zufuhr aufhörte, so daß die Stadt bloß auf ihren eigenen Vorrath beschränkt war, und daher kein Brod mehr aus der Stadt ließ, also im strengsten Sinn gegen die eingehörigen AmtsOrte selbst Sperren anlegte...*

*Der arbeitsame Bürger stand arbeitslos und brodlos in seiner Werkstatt, sah hung- rig mit den Seinigen den langen Tag endlich hinab sinken am Abend, und sah mit Zittern dem Kommenden entgegen. Jeder Stand, der Hohe und der Niedere, litt unter dem Druck dieser in Jahrhunderten unerhörten Zeit.*

*So verstrich das lange Jahr vom August 1816 bis 1817. Die Noth wurde mit jedem Tag größer, der Mangel allgemeiner, also auch alle LebensMittel und vorzüglich das Brod theurer...*

*Und doch jemehr die Zeit vorrückte, mit desto größerer Üppigkeit und Fülle wuchsen die Früchte des Feldes heran, der einige Trost, an den sich der beträngte Hausvater bei der immer steigenden Noth halten konnte. Endlich nahte die Reife der Früchte, mit Ausnahme des Kornes, welches meist dünne stand, aber volle Ähren hatte, stunden die Felder in einer Pracht und einem so reichen Segen, als man sich nicht leicht denken konnte.*

*Nun überließ man sich der Hoffnung besserer Zeiten, und in dieser dankbar frohen Stimmung erging von einer Gesellschaft an ihre Mitbürger die Einladung zu religiöser feierlicher Einholung der Erstlinge des FeldSegens, welche in die Stadt ge-*

2 Hungertafel in der St. Briccius-Kirche Enslingen.

bracht werden. Mit allgemeiner Theilnahme wurde diese einladung angenommen und ausgeführt. Die erlassene schriftliche Einladung – die Anordnung des Ceremoniels bei Begehung des Erndte-Festes – die von dem Herrn Stadtpfarrer Leutwein dabey gehaltene Rede, die Beschreibung, wie die Feierlichkeit wirklich ausgeführt worden – die von dem Herrn Hauptmann von Gaupp darüber gefertigte Zeichnung, so wie die Rechnung über die Verwendung der eingezogenen und eingegangenen Beiträge liegen hier dieser Urkunde in einem besonderen Faßzikel bey<sup>3</sup>...

So geschehen Hall am 17sten September als am Geburtsfest unsers glorreichst regierenden Königs Wilhelm Majestät im Jahr EinTausend Acht Hundert Zehen und sieben, von einer Gesellschaft, welche zu Begehung des Erndte Festes die erste Veranlassung gegeben.

### Die Not im Spiegel der Zeitgeschichte

Das Hunger- und Teuerungsjahr geht mit einer Einladung an die Mitbürger zur ‚religiösen Einholung der Erstlinge des Feldsegens‘<sup>4</sup> im August 1817 zu Ende. Eingeladen wird von ‚jener Gesellschaft‘, die zugleich Auftraggeberin der Niederschrift ist.

Wer aber ist diese Gesellschaft? Es ist das *Hochlöbliche Decanatamt*, das sich mittels öffentlich oberamtlicher Bekanntmachung im Hallischen Wochenblatt<sup>5</sup> darauf freut, daß im Einholen des ersten Erntedankwagens *alles nur Ein Herz und Ein Sinn* sein werde.

Und vor dem Einholen des Erntedankwagens? War da nicht alles ‚Ein Herz und Ein Sinn‘? Stand es da zwischen den Menschen nicht zum allerbesten? Die *in dasselbe Jahr fallende Jubelfeier des Reformationsfestes* brachte den *Gemüthern den Grund des Glaubens, auf welchen die protestantische Kirche erbaut war, aufs Neue zu eindringlicher Erkenntnis*<sup>6</sup>. War der Grund des Glaubens verlorengegangen? *Den Gemüthern aufs Neue zu eindringlicher Erkenntnis...*

Was geht diesem Anspruch voraus?

Nach über 20jährigen Kriegen, die mit erheblichen Opfern und materiellen Verlusten einhergehen, kommt im Jahr 1815 der Friedensvertrag zustande. Bündnisse waren in Brüche gegangen, neue Bündnisse kommen zustande. Halb Europa befindet sich in veränderten Grenzverhältnissen, ganze Gebiete und Bevölkerungs-

3 Liegt der Chronik nicht bei. Abdruck im Hallischen Wochenblatt 13. 8. 1817: 500 Gulden wurden in 17 Wochen unter die Armen in der Pfarrei ausgeteilt.

4 Pfarramtsarchiv Chronik ebd.

5 Hallisches Wochenblatt 6. 8. 1817.

6 Pfarrarchiv Enslingen, C. *Büchle*: Die Geschichte Württembergs von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Für Schule und Familie freimütig erzählt. Mit Holzschnitten, Stuttgart 1855.

gruppen wurden aus ihren gewohnten Zusammenhängen gerissen und neuen Zuständigkeiten untergeordnet.

Parallel zu den politisch verursachten Umwälzungen gehen wirtschaftliche Impulse und mit ihnen die Massenkauftkraft zurück bis zur Lähmung auf allen Gebieten. Die Menschen reagieren auf die fortwährende Reduzierung mit Kaufzurückhaltung und größter Sparsamkeit bis hin zum täglichen Kampf um die reine Existenz.

*Woran orientieren?*

*Worin Halt finden?*

Mit den neuen Grenzziehungen verändern sich auch die jeweiligen Machtverhältnisse. Für die Menschen bedeutet das den Verlust vertrauter Bezüge und Orientierungsmuster. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich die Bevölkerung 1771, 1772 auf ihr Staatsoberhaupt verließ, war ebenso wenig gegeben, wie der in den *ältesten Jahrbüchern* vorangestellte Bund der Menschen mit Gott.

Hinausgeworfen aus diesen beiden Sicherheiten sieht sich der Einzelne auf sich selbst gestellt, er muß zusehen, wo er bleibt, und er tut das nach seinem Ermessen. Genau darin sollen die ‚Gemüter‘ angesprochen werden, sie sollen erkennen, *daß der Grund der erlebten Drangsale nicht bloß in einer Fügung äußerer Umstände, sondern im eigenen verkehrten Dichten und Trachten, und in der Losreißung von Gott*<sup>7</sup> zu suchen sei.

Damit wird die politische und wirtschaftliche Verantwortung der sozialen Lage vom Staat auf den Einzelnen übertragen. Der Staat lenkt ab von seinen eigenen Anteilen an *den äußeren Umständen* und richtet den moralischen Zeigefinger auf den Bürger mit seinem verkehrten Dichten und Trachten, und seiner Losreißung von Gott. *Diese Überzeugung sollte noch mehr gestärkt und geläutert werden durch das schwere Hungerjahr 1817, wo Gottes Finger sich so sichtbar zeigte, und seine Hilfe eintraf, da die Not am größten war*<sup>8</sup>.

Der Einzelne wird am Beispiel des Hungerjahres auf die Konsequenz seines Handelns hingewiesen, gleichzeitig erfährt er von der Zuwendung Gottes, die spürbar wird, wenn die Not am größten ist. Das religiöse Erntefest und die Jubelfeier der Reformation sind die äußeren Zeichen für Orte der Geborgenheit. Auch der Staat bietet jetzt verbindlichen Rechtsschutz in der Einung *sämtlicher Bestandteile des Königreiches zu einem unzertrennlichen Ganzen ... in ein und derselben Verfassung*<sup>9</sup>, Halt und Orientierung findet der Bürger im *Haupt des Staats*, dem König. *seine Person ist heilig und unverletzlich*<sup>10</sup>.

Die Niederschrift *des jammervollen Jahres 1816–1817*<sup>11</sup> geschah im Auftrag des Dekanats Hall, mit der Übergabe der Chronik an die magistratische Behörde wird die staatsamtliche Obrigkeit rechtsgültig bestätigt.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd. 1. Kapitel der Verfassung.

10 Ebd. 2. Kapitel der Verfassung.

11 Pfarramtsarchiv 57 ebd.

Diesen beiden Institutionen, Kirche und Staat, zeigt sich der Verfasser verpflichtet, wenn er die Chronik den Gesichtspunkten religiöser Rückbindung und staatlicher Orientierung unterordnet.

### *Das Dorf zwischen Staat und lokalen Bedingungen*

Bis zum Jahr 1803 gehörten Enslingen und die beiden Weiler Gaisdorf und Schönenberg zur Reichsstadt Schwäbisch Hall. Der große Zehnte ging an Hohenlohe Langenburg und Hohenlohe Waldenburg-Schillingsfürst, Staat und Hospital Hall<sup>12</sup>.

Nach der Annektion sind die beiden fürstlichen Rent-Ämter Kirchberg und Waldenburg nach wie vor verwaltend und als Empfänger der Abgaben in der Pfarrei vertreten: zuständig für die Nominierung des Pfarrers, beteiligt an der Besoldung und als Träger der Baulast für das Pfarrhaus.

Das ‚württembergische Haus‘ ist präsent als Empfänger von Kriegsumlagen, Steuern und Sondersteuern, und verwaltend in der zuständigen Haller Königlichen Cameralverwaltung: *zuständig für die Confirmation, beteiligt an der Besoldung und Trägerin der Baulast für Kirche, Kirchenuhr, Kirchgefährt, Kirchhof, Glocke und für die stark beschädigte Kirchhofs-Mauer*<sup>13</sup>.

Enslingen, bevölkerungsstark, im schmalen Kochertal gelegen, geprägt durch *Landwirtschaft, etwas Weinbau und Gewerbe, das nur für die örtliche Nothdurft betrieben wurde. Wohlstand gab es weniger in Enslingen, sondern in den Berg-Orten*<sup>14</sup>, die dazugehörigen Weiler Gaisdorf und Schönenberg, die über weite Flächen zur landwirtschaftlichen Nutzung verfügen.

#### Statistik:<sup>15</sup>

|                     |                |                        |                          |
|---------------------|----------------|------------------------|--------------------------|
| Mutterort Enslingen | 280 Erwachsene | 49 Kinder (6–14 Jahre) | 47 Kinder<br>u. 6 Jahren |
| Gaisdorf            | 52 Erwachsene  | 11 Kinder (6–14 Jahre) | 15 Kinder<br>u. 6 Jahren |
| Schönenberg         | 45 Erwachsene  | 9 Kinder (6–14 Jahre)  | 7 Kinder<br>u. 6 Jahren  |

12 Moser: Beschreibung des Oberamts Hall, Stuttgart/Tübingen 1847.

13 Pfarramtsarchiv Findbuch 2, 1814–1816.

14 OAB Hall (wie Anm. 12).

15 Pfarramtsarchiv Findbuch ebd. 2.

Welche Berufe werden in Enslingen, neben der Landwirtschaft und dem Weinbau, ausgeübt? Schneidermeister, Schuhmachermeister, Schmied, Zimmermann, Maurer, Kübler, Schreiner, Küfer und Wagner decken den handwerklichen Bedarf innerhalb der Gemeinde, Arbeitsplätze schaffen die ortsansässige Mühle und eine Brauerei mit Gastwirtschaft. Verzeichnet sind im Register auch der Gemeindepfleger, die Schäfer, Häcker, Schnitter und der Totengräber. In Gaisdorf und Schönenberg hat die Landwirtschaft Vorrang, doch finden sich auch der Schreinermeister, Barbier und Weber, Schäfer, Hirte und Tagelöhner<sup>16</sup>.

Es war die Aufgabe des Pfarrers, die Gemeinde im Gottesdienst zusammenzuführen; die Feste im Kirchenjahr unterbrachen den Gleichlauf des täglichen Lebens, das sich sonst in der Sorge um Tagwerk und Auskommen erschöpfte. Der damalige, 50jährige Pfarrer Rüdinger, ein gebürtiger Hohenloher, war sehr belesen, auch im Studium lateinischer Schriften<sup>17</sup>. Seinen Predigten widmete er sich sorgfältig und gewissenhaft, wenn er auch *wegen Blödigkeit der Augen* die Predigt nicht vollständig aufschrieb, sondern sie aus dem Gedächtnis hielt<sup>18</sup>.

Mit großer Gewissenhaftigkeit kommt er der Auflage des Hauses Württemberg nach, *der Befolgung aller Verordnungen in Kirchensachen*<sup>19</sup> nach obrigkeitlicher Vorschrift und allerhöchlichster Verordnung.

Er hält sich besonders an die Vorschriften der neuen Liturgie und verwendet nur das neue württembergische Gesangbuch in Kirche und Schule. Ebenso sorgfältig gliedert er das Familienregister nach den neuesten Vorschriften, bewahrt die Dokumente auf und versieht die Pfarrregistratur entsprechend den württembergischen Regelungen. Damit kommt er den württembergischen Verwaltungsvorschriften in allen Punkten nach.

Der Vorschrift entsprechend tritt der Kirchen-Konvent einmal im Monat zusammen. Ihm gehören neben dem Pfarrer der Schultheiß und andere ehrbare Männer der Gemeinde an. Im Protokoll sind ihre Aussagen bezüglich des Kirchen-, Schul-, Armen-, und sonstigen Verwaltungswesens festgehalten.

Übrigens wirkt die weltliche Obrigkeit in Übereinstimmung mit der Geistlichkeit zur Erhaltung der Ordnung und für das Beste der Kirche und Schule. *Gegenwärtig sind keine auffallende Unordnungen, wobei wir Hilfe der Obrigkeit nötig hätten, vorhanden. Gelobt wird der fleißige Gottesdienstbesuch, die Arbeitsamkeit und Sparksamkeit, überhaupt sei es im Ganzen mehr zum Guten als zum Schlimmen.*

Darüberhinaus ist vermerkt:

– *Die Polizeiordnungen sind bekannt, aber der Gassenbettel fängt von neuem wieder an, sehr stark zu werden.*

16 Pfarramt Enslingen Familienregister I, 1806–1883.

17 Pfarramtsarchiv Findbuch ebd.

18 Ebd. 2.

19 Ebd. 2.

- Für Arme, Wittwen und Waisen wird soviel es nach der Lage und nach den Umständen möglich ist, gesorgt.
- Das Lärmen und Schreien in den Wirtshäusern ist... eine solche Sache<sup>20</sup>.

Mit dieser Beschreibung wird das Bild einer Gemeinde gezeichnet, das von Tugenden wie Arbeitsamkeit und Sparsamkeit geprägt ist. Alle Belange werden innerhalb der Gemeinde nach Lage und Umständen geregelt. Als störend empfunden wird der Gassenbettel, ebenso das Lärmen und Schreien in den Wirtshäusern.

Der bürokratischen Starre von Verordnungen und Protokoll steht der Mensch in seiner Lebenswirklichkeit gegenüber. Der Einzelne, der sich in seinen täglichen Erfordernissen, in seiner ‚Arbeitsamkeit‘ und ‚Sparsamkeit‘ der momentanen Lage und den Umständen unterordnet und anpaßt, bleibt unauffällig. Seine Sorgen und Nöte dringen nicht nach außen, sie zwingen daher nicht dazu, wahrgenommen zu werden, wie etwa der Gassenbettel oder das Schreien und Lärmen im Gasthaus.

#### *Auswirkungen von Hunger und Teuerung auf die soziale Struktur*

Die Auswirkungen von ungünstiger Witterung werden besonders im Mutterort Enslingen deutlich spürbar. Die landwirtschaftlich genutzten Kocherwiesen und die Krautgärten stehen in der Nässe, wenn der Kocher über die Ufer tritt. Pfarrer Rüdinger beklagt, *daß das Krautstück sehr oft den Überschwemmungen ausgesetzt ist*<sup>21</sup>.

Damit nicht alle Arbeit und Mühe umsonst ist, greifen die Landwirte auf bekannte Hilfsmittel zurück. Sie fügen dem verschlammten Gras Salz bei, um verdorbenes Heu zu verbessern<sup>22</sup> und bei der Einbringung der Ernte von in Nässe gewachsenem Getreide nützen sie *sichere, schon bewährte und leicht ausführbare Mittel, um den nachtheiligen Folgen einer nassen Ernte zu entgehen*<sup>23</sup>.

Der Weinanbau an den steilen Hängen wiederum leidet darunter, daß die Erde bei Regen ausgewaschen wird; dem Rebstock gehen dadurch wichtige Nährstoffe verloren.

Die Weinbauern werden erstmals im Jahr 1816 von Stuttgart unterstützt, *gesammelt von einer Gesellschaft, die das ganze Geschäft menschenfreundlich leitet, die ganze Summe so verteilt, daß davon u.a. Enßlingen 31 fl. 40 kr erhielt*<sup>24</sup>.

20 Pfarramtsarchiv Findbuch 2 ebd.

21 Pfarramtsarchiv Findbuch 2 ebd.

22 Hallisches Wochenblatt Juni 1816.

23 Ebd. 2. 8. 1816.

24 Ebd. 3. 7. 1816.

*„Jammer und Elend entstanden hie und da“<sup>25</sup>*

Die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe im Tal kommen so schnell an ihre existentielle Grenze. Mit der handwerklichen Produktion leisten sie einen Ausgleich zum landwirtschaftlichen Risiko. Allein, indem sie ihre Produkte nur innerhalb der Gemeinde absetzen, ist die enge Begrenzung bereits vorgegeben. Teils, weil der Bedarf gedeckt ist, oder weil die wirtschaftliche Situation der Abnehmer dazu zwingt, Bedürfnisse zurückzustellen, oder gar ganz darauf zu verzichten.

Der Handwerker bekommt das Ausbleiben der Aufträge unmittelbar zu spüren, er steht da, ohne Arbeit und ohne Einkommen. Auch er ist zu einer Sparsamkeit gezwungen, die weit über das bereits verinnerlichte Maß hinausgeht.

Immer niedriger wird die Decke, nach der sich die Landwirte, die Handwerker und die Tagelöhner im Tal strecken. Um Arbeit und Lohn gebracht klingt das Attribut ‚arbeitsam‘ zynisch, und der existentielle Sparzwang läßt die Tugend der ‚Sparsamkeit‘ in einem anderen Licht erscheinen.

Die Auswirkungen von Arbeits- und Mittellosigkeit rücken mit der Zunahme des Gassenbettels in bedrohliche Nähe.

Weniger betroffen vom Jammer und Elend sind die Landwirte auf der Höhe, ihre Anbauflächen sind eben und weiträumig, kein Fluß teilt die Grundstücke und setzt sie bei Überschwemmung unter Wasser. Die allgemein herrschende Rezession trifft sie an in ihrer Sorge um Aufrechterhaltung und Bewahrung ihrer Hofgröße.

Der Pfarrbericht sagt nichts darüber aus, was das *Lärmen und Schreien* in den Wirtshäusern zum Inhalt hatte, Grund zur Klage jedoch gab es genug! Ganz besonders, als sich im Juni 1816 erstmals der Getreidepreis verdoppelte. Variierte er vorher etwa um 1 Gulden/pro Simri Kern, so stieg er jetzt auf 2 Gulden/Simri Kern; rasch kletterte er weiter auf 3 Gulden/Simri Kern und 4 Gulden/Simri Kern im Juli 1816<sup>26</sup>.

Die Familien werden immer mehr in die Enge getrieben. Sie bangen um den Erhalt ihres Bestandes und um das tägliche Auskommen angesichts der Gefahr einer völligen Verarmung.

*Sozialer Riß durch die Bevölkerung*

In der örtlichen Verwaltung werden die drohenden Ernteeinbußen und der rasch in die Höhe kletternde Getreidepreis nicht thematisiert. Nirgends ist die Rede vom sich *einschränkenden Hausvater* oder vom *arbeit- und brotlosen Handwerker*. Der Tagelöhner ist im ‚Armen‘, der immer noch mitversorgt wird, inbegriffen.

In der Gemeinde *stehe es mehr zum Guten als zum Schlimmen*, heißt es im Pfarrbericht. Hinter dieser allgemein gehaltenen Aussage verbirgt sich die längst wirklich gewordene Aufspaltung der Bevölkerung in jene Bürger, die noch über *bestimmte*

25 Pfarramtsarchiv Chronik 57 ebd.

26 Hall. Wochenblatt, Juli 1816.

oder auch *zufällige Einnahmen* verfügen, in die Handwerker, die *arbeit- und brotlos* verharren, und in jene, die völlig mittellos um ihre Existenz kämpfen.

Die Menschen begreifen sich in ihren Verhältnisse entweder diesen oder jenen zugehörig, doch auch innerhalb dieser Gruppen differenzieren sie sich von Haus zu Haus, von Familie zu Familie.

So sehr sich der Einzelne seiner eigenen Lage und Not bewußt ist, so nagend muß für ihn die Ungewißheit sein, wie es wohl um seinen Nächsten bestellt sei.

Sprachlose Furcht und Ungewißheit bilden den Nährboden für Mißtrauen und Neid. Die Nachbarn schotten sich voneinander ab, ängstlich darauf bedacht, ihre Situation nicht preiszugeben; die Kluft vertieft sich. Das innergemeindliche Gefüge zeigt Risse.

Von alledem scheint das äußere Bild der Gemeinde unberührt zu bleiben. Worüber aber wird bei den alltäglichen Begegnungen gesprochen? Um was dreht sich die Unterhaltung? Worin wird ein Konsens gefunden? Im Wetter? Dem kühlen Frühjahr, dem anhaltenden Regen, der ausbleibenden Sonne?

Der Verzicht auf einen tiefer gehenden Erfahrungsaustausch, auf situationsbedingte Mitteilung und Hinterfragung bedeutet zugleich die entgangene Chance zur Auseinandersetzung und der Suche nach Ursache und Wirkung. Der darin liegende Ansatz zum solidarischen Handeln bleibt unsichtbar, derweil geht die Zersplitterung in vermeintliche Einzelschicksale unaufhaltsam weiter, unter der Gefahr, daß *Hunderte mit ihren Familien dem Hungertod preisgegeben gewesen wären*<sup>27</sup>.

### Von Staats wegen ...

Das Haller Oberamt zeigt sich besorgt um die *täglich zunehmenden Bedürfnisse der hiesigen Armen*<sup>28</sup> und stellt zugleich den direkten Zusammenhang mit dem säumigen Steuerzahler her. Ihm will er notfalls mit Zwangsmitteln beikommen, da er es sei, der mit seinen rückständigen *Capitalzinsen, Gülten und Almosengeldern* den Armen die Unterstützung entzieht<sup>29</sup>.

Die Hintergründe für die täglich zunehmenden Bedürfnisse werden nicht genannt. So entsteht beim Leser der Eindruck, daß der hiesige Arme auf Gedeih und Verderb dem ausgeliefert ist, der eigentlich doch nur dem Staat selbst die ungeliebten Abgaben vorenthält.

Das Oberamt hält sich bedeckt, wenn es bekanntgibt, daß die Fruchtteuerung *gegen alles Verhoffen auch nach der Ernte anhielt*<sup>30</sup>. Wer steckt hinter dieser Fruchtteuerung?

27 Pfarramtsarchiv Findbuch 57 ebd.

28 Hallisches Wochenblatt 4.9.1816.

29 Ebd.

30 Ebd. 5.10.1816.

Sind es die, die *das Brot und Mehl zum Verkaufen hereintragen*<sup>31</sup>, oder ist es das Oberamt selbst, das den Eingangspreis um die Accise erhöht? Die Frage bleibt offen.

Die Bürger werden aufgerufen, *Rumfordische Suppen oder andere gesunde und wohlschmeckende warme Speisen für sehr billige Preise zu bereiten und portionsweise abzugeben*<sup>32</sup>, darin sollen sie nicht alleingelassen werden, die staatliche Obrigkeit bietet ihren amtlichen Rat und organisatorische Unterstützung an.

Mit dem behördlichen Appell an die Bäckerzunft, Roggenbrot zu backen, *welches nicht nur wohlfeiler käme, sondern die Armen besser sättige*<sup>33</sup>, wird eine weitere Differenzierung vorgenommen.

Wäre da nicht die staatliche Obrigkeit, der hiesige Arme wäre der Gnade des Steuerzahles, des Marktbeschickers, des spendenwilligen Bürgers, ja sogar des Bäckers ausgeliefert!

Dies gilt jedoch nur für die *hiesigen Armen*. Wer nicht zur Gemeinde gehört und beim Gassenbettel angetroffen wird, hat keinen Anspruch auf Unterstützung. *Ein Armer unterstehe sich, bei einem anderen Oberamt um eine Gabe zu bitten... die Oberämter hätten nämlich Vorsorge dagegen getroffen und befohlen, daß kein Gassenbettel mehr gestattet werden soll*<sup>34</sup>. Die Gemeinde entledigt sich u. a. *der immer noch herumziehenden Gräben-Macher, die entweder mit Arbeit beschäftigt oder verwiesen werden möchten*<sup>35</sup>.

Das Oberamt setzt sich an die Stelle des stillen Arrangements zwischen Bürgern und Gassenbettel, den bis dahin intern gehandhabten Regelungen wird der Riegel vorgeschoben.

Die Weichen für die Errichtung *der Wohltätigkeitsvereine in der Stadt und in jeder Pfarrei und Staatsschultheißerei des Oberamtes und zwar diese unter der Oberaufsicht der Oberamtsleitung*<sup>36</sup> sind bereits gestellt, als Königin Katharina dafür im Januar 1817 Patin steht.

### *Staatliche Fürsorge im Interesse der Allgemeinheit*

Bevor die Armenhilfe konkrete Gestalt annimmt, werden in öffentlichen Bekanntmachungen schädliche, der Armenunterstützung wenig dienliche Verhaltensweisen der Bürger geschildert. Damit wird der *allerhöchste Befehl*<sup>37</sup> legitimiert, die bisherigen örtlichen Verwaltungsgremien *unter Zuziehung mehrerer für die Ar-*

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Pfarrconvents-Protokoll Enslingen 27. 10. 1816.

35 Ebd. 29. 1. 1817.

36 Pfarramtsarchiv Findbuch 57 ebd.

37 Pfarrconvents-Protokoll Enslingen, 29. 1. 1817.

*men besonders besorgter Bürger*<sup>38</sup> zur Localleitung bzw. zum Armenverein zu ermächtigen und mit weitreichenden Funktionen auszustatten.

Zu den ersten Amtshandlungen gehört es, jeden Bürger seinem Stand, Vermögen und Gewerbs-Einkommen nach zu erfassen, zu bewerten und einzuordnen. *Sämtliche zur Pfarrei Enslingen gehörige Arme wurden von dem zusammen getretenen Armenverein in drei Klassen abgeteilt, und die jeweiligen Maßnahmen festgelegt.*

- In die erste Kategorie zählt man *solche Arme, die ganz arm, dabei alt und kraftlos, und eben daher unfähig sind, um etwas zu verdienen.* Sie sind täglich mit nahrhafter Speise zu versorgen, und, *wo es notwendig sein sollte,* werden sie mit *Kleidern und Schuhen versehen.*  
Dafür wird eine wöchentliche Kollekte festgelegt.
- In der zweiten Kategorie finden sich *solche, die zwar arbeiten können, aber bei dem hohen Preis der Nahrungsmittel und bei dem gegenwärtig ansonst schlechten Verdienst sich dennoch nicht so viel erwerben, daß sie sich ohne Unterstützung fortbringen können.*  
Diese müssten *zuförderst beschäftigt werden, dabei sollen sie doch wöchentlich zweimal mit Brot, Mehl, Cartoffeln usw. unterstützt werden.*
- Zur dritten Kategorie gehören *solche, die noch Mittel haben, z. B. Äcker, Wiesen, Weinberge, aber von Geld entblößt sind und zum Entlohnen kein Geld bekommen können.*

Um diese Klasse zu unterstützen wird eine Kasse errichtet, *aus der die Bedürftigen Geld bekommen sollen, das sie aber zu einer von ihnen selbst zu bestimmenden Zeit wieder heimbezahlen müssen.* Damit unterstützt man die zahlreichen Tagelöhner und Weingärtner<sup>39</sup>.

Der Arme wird aus dem Ganzen der Gemeinde herausgenommen und in Kategorien eingeteilt. Seine Existenz begründet sich ab jetzt aus der Zugehörigkeit zur Klasse 1, 2 oder 3. Umgekehrt wird auch der Unterstützungsverpflichtete erfaßt und auf den Unterstützungsansatz festgelegt. Seine Vermögenswerte und Gewerbeeinkommen sind jetzt ein offenes Buch, in dem jede Bewegung fortgeschrieben wird zu Nachweis und Kontrolle.

Werden diese obrigkeitlichen Maßnahmen einfach so hingegenommen – oder lösen sie Unwillen und Ärgernis aus?

In den öffentlichen Bekanntmachungen beschwört das Oberamt den *edlen Mann, ... den klugen Bürger, der seine künftigen Verhältnisse begreift*<sup>40</sup>, daß er es seiner *eigenen künftigen Ruhe, Gesundheit und Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums schuldig ist*,<sup>41</sup> den Auflagen nachzukommen, weil er damit *allen aus*

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Hallisches Wochenblatt 22. 1. 1817.

41 Ebd.

*Noth und Mangel entstehenden, nicht selten allgemein werdenden Übeln kräftig vorbeugt*<sup>42</sup>. Bei den Frauen wird ihr *Edelsinn und die zärtliche Sorgfalt* betont, die damit *dem kräftigen Rath des Mannes die Hand bietet*<sup>43</sup>.

Den Hilfsleistungen *edler und braver Weiber und hochherziger Bürger* wird mit der *Gründung und Sicherstellung des hiesigen Armen-Vereins*<sup>44</sup> der private Charakter genommen, an seine Stelle treten staatliche Amtshandlungen, die mit hohem Druck ausgeübt werden. So wird auch der Ortsgeistliche *aufs strengste verpflichtet, der Oberamtsleitung Anzeige zu machen, wenn ein Mitglied seine Pflicht nicht erfüllt*<sup>45</sup>. Die Namen von Bürgern, die *sich fortdauernd weigern, in die Armenkasse zu zahlen*<sup>46</sup> werden dem Königlichen Oberamt übergeben, im Hallischen Wochenblatt wird öffentlich an den Pranger gestellt, wer sich *der Entrichtung der Unterstützungsansätze verweigert, sie werden deswegen zu ihrer Beschämung wegen ihrem unmenschenfreundlichen Betragen hiermit öffentlich bekannt gemacht*<sup>47</sup>. Dieses wird jedem widerfahren, der sich dem, *seinem Vermögen oder seinem Gewerbs-Einkommen verhältnismäßigen Beiträgen entziehen will*<sup>48</sup>.

Jegliche Privatheit der Armen wie auch der Unterstützungspflichtigen ist mit diesen Maßnahmen aufgehoben.

*Wo gibt es noch den sozialen Handlungsspielraum der Bürger?*

Der soziale Handlungsspielraum der Bürger zu den Armen auf der Straße wird aufs engste eingegrenzt. Die Obrigkeit ruft dazu auf, daß die *Mitbürger und verehrliche Nachbarschaft* ihr *gefälligst die Hände bieten, und statt den verderblichen Bettel zu unterstützen, die Bettler standhaft zurückweisen, und sie auf diese Art nöthigen mögen, die Arbeit für eine der besten Wohltaten anzusehen*<sup>49</sup>. Jetzt auf einmal sind Arbeitsplätze vorhanden? Zeitgleich mit der öffentlichen Verurteilung des ‚verderblichen‘ Gassenbettels wird die Industrieschule und Arbeitsanstalt im *hiesigen Spital* am 13. Januar 1817 durch die Hochlöbliche Stiftungsverwaltung unter *Communication mit dem hiesigen Oberamt und Magistrat*<sup>50</sup> in Betrieb genommen.

So ein umfangreiches Projekt kann nicht einfach aus dem Hut gezaubert werden, lange intensive Vorbereitungen müssen dem vorangegangen sein, die dem Blick der Öffentlichkeit entzogen waren. Jetzt werden die Bürger vor die Tatsache gestellt, daß *in eben so kurzer Zeit die nöthigen Materialien zur Beschäftigung*

42 Ebd.

43 Ebd. 19. 1. 1817.

44 Ebd.

45 Hallisches Wochenblatt 15. 4. 1817.

46 Kirchen-Conventsprotokoll Übrigshausen 20. 4. 1817.

47 Hallisches Wochenblatt 3. 7. 1817.

48 Ebd.

49 Ebd. 25. 2. 1817.

50 Ebd. 7. 1. 1817.

*brodloser Armen angeschafft, und dadurch jedem Arbeitslosen Gelegenheit gegeben werden, durch Spinnen, Stricken, Weben und andere zweckmäßige Arbeiten sein notdürftiges Brod durch bare Bezahlung seines Verdienstes nach den gegenwärtig laufenden Preisen zu verdienen*<sup>51</sup>.

Der Verdienst von täglich 200 Kindern, bei der übrigen Arbeits-Anstalt<sup>52</sup> aber wöchentlich mehr als 500 Personen mit Baum- und Schafwoll-Spinnen, Flachs-, Hanf- und Werg-Spinnen, Stricken und Weben<sup>53</sup> reicht wegen der ‚gegenwärtig laufenden Preise‘ gerade nur zum Überleben?

‚Gegenwärtig laufende Preise ...‘

Die Preise laufen nicht ohne einen regelnden Mechanismus. Mit der neutralen Formulierung gelingt es dem Oberamt, von der Arbeitsbeschaffung bei Niedrigstlöhnen abzulenken, und die Aufmerksamkeit auf die zu richten, die hinter den ‚gegenwärtigen Preisen‘ vermutet werden. Der Fruchthandel gerät ins Blickfeld.

#### *Staatlicher Zugriff auf den Markt*

Das Mißtrauen gegenüber dem Fruchthandel ist geweckt. Für Oberamt und Magistrat ist dies die Basis, die Marktbeschicker auf ihre Vorgaben und Bedingungen hin zu überprüfen und Verstöße zu ahnden<sup>54</sup>.

- 1) *Jeder Verkäufer von Früchten, welcher Gattung sie auch sein mögen, ist schuldig und verbunden, das Quantum derselben sogleich nach geschlossenem Verkauf dem Schrankenmeister genau anzuzeigen, widrigenfalls gestraft würde mit 3 fl. 15 kr.*
- 2) *Sollte sich ein Fruchtverkäufer oder Käufer gehen lassen, bei einem Fruchthandel eine Dreingabe von einem oder mehreren Simri zu bewilligen und einzudringen, so solle sowohl Verkäufer als Käufer um 14 fl. gestraft werden. Ebenso solle*
- 3) *Sowohl Verkäufer als Käufer mit einer Strafe von 14 fl. belegt werden, wenn sie sich erfrechen würden, den Preis der verkauften oder gekauften Früchte höher als solcher wirklich erhandelt worden, bei dem Schrankenmeister anzugehen...*

Dem amtlichen Zugriff auf Preise und Gewichte geht die Verdächtigung der Fruchthändler, unredlich und manipulierend zu sein, voraus.

Als Reaktion auf diese Maßnahmen *hörte alle Zufuhr auf, so daß die Stadt blos auf ihren eigenen Vorrath beschränkt war, und daher kein Brod mehr aus der*

51 Ebd.

52 Hallisches Wochenblatt 25. 4. 1817, Begriffserläuterung Arbeitsanstalt: *Zur Verschaffung von Arbeit für diejenigen, welche aus Mangel an Arbeit nicht verdienen können, welcher nicht arbeiten will und auf dem Bettel angetroffen, dazu gezwungen wird.*

53 Hallisches Wochenblatt Beilage zu Nr. 11, März 1817.

54 Hallisches Wochenblatt 29. 1. 1817.

*Stadt ließ, also im strengsten Sinn gegen die eingehörigen AmtsOrte selbst Sperren anlegte*<sup>55</sup>.

Der Beruf des Fruchthändlers ist in den Registerbüchern nicht gesondert ausgewiesen, er ist Bestandteil des landwirtschaftlichen Gewerbes.

Der König von Württemberg holt den Fruchthändler aus dieser Anonymität heraus. Er bezichtigt die Getreidebesitzer, *die noch vorhandenen Fruchtvorräthe aus wucherlichen Absichten zurückhalten*<sup>56</sup>, und er fordert dazu auf, *diese Vorräthe nach und nach entweder in den Häusern an solche, welche sich wegen ihres eigenen Bedürfnisses durch obrigkeitliche Zeugnisse ausweisen, oder auf den öffentlichen Fruchtmärkten verkaufen*<sup>57</sup>.

Der Getreidebesitzer, der Erzeuger selbst wird zum Gegenstand der Überprüfung: *Alle im Königreiche vorhandenen Vorräthe an Kernen, Weizen... sind an allen Orten, Städten, Flecken, Dörfern und Weilern, auch einzelnen Höfen, und zwar in jeder Gemeinde binnen drei Tagen nach dem Erlangen dieser Verordnung bei einem jedem Oberamte aufzuzeichnen*<sup>58</sup>.

Für die Aufnahme der Vorräte wird der Ortsvorsteher der Gemeinde eingesetzt, ihm wird ein *Commisär* zur Seite gestellt, die Bevölkerung wird hinzugezogen<sup>59</sup>.

Das Aufdecken jedes einzelnen Fruchtkastens unter Zeugen bedeutet einen tiefen Eingriff in die zwischenmenschlichen Beziehungen vor Ort. Rücksichtslos wird öffentlich bloßgelegt, was bisher in stillem Einverständnis die private Angelegenheit jedes Einzelnen war.

Mit der amtlichen Qualitäts-, Gewichts- und Preiskontrolle *die Bäcker betreffend* wird die letzte Lücke eigenständiger Handlungsweisen geschlossen. Oberamt und Magistrat warnen die Bevölkerung vor denjenigen Bäckern, die, *sobald sie mit Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß am nächsten Fruchtmarkt die Fruchtpreise steigen werden, am Samstag weniger als gewöhnlich an gemischtem und weißem Brot backen*<sup>60</sup>. In öffentlichen Bekanntmachungen werden Bäcker namentlich angeprangert wegen *zu leicht gebackenem Brot*<sup>61</sup>, wegen *schlechter Qualität und Gewichtsdivergenz bei der Übergabe an den Armen-Verein*<sup>62</sup>, darüberhinaus auch wegen *schlechtem Betragen und Ungehorsam*<sup>63</sup>. Die Vergehen werden mit Gebühren oder mit dem Turm bestraft.

Es gibt keinen Winkel mehr, in den man sich ungestört zurückziehen und eigenen Gesetzen folgen kann. Das tägliche Leben in allen seinen Facetten ist Regelungen ‚von oben‘ unterworfen.

55 Pfarramtsarchiv Chronik 57 ebd.

56 StadtA Schwäb. Hall 21/2248.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 StadtA Schwäb. Hall 21/2248.

60 Hallisches Wochenblatt 7. 1. 1817.

61 Ebd. 5. 3. 1817.

62 Ebd. 31. 4. 1817.

63 Ebd. 14. 5. 1817.

Die mit entsprechenden Vollmachten ausgestattete ortsnahe Verwaltung ist dauernd unter ihren Einwohnern präsent. Ganz gleich, ob Armer oder Unterstützungsverpflichteter, Erzeuger oder Verbraucher, sie alle werden laufend erfaßt, eingestuft, beziffert und bewertet ...

### *Selbstbestätigung im Erntefest*

Auch im Juli 1817 hält die Fruchtteuerung unvermindert an, ohne allerdings öffentlich thematisiert zu werden. Alle Aufmerksamkeit ist auf die bevorstehende Ernte gerichtet, sie verspricht das Ende von Entbehrung und Not.

Ist die Vorfreude ungetrübt?

Inmitten des Mangels aber auch der Erfahrung amtlicher Maßregelung, Anprangerung und Beschämung ändert sich der behördliche Ton. Demütigungen, Ärger und Groll sitzen noch tief, als die gleichen Bürger vom Lob des Haller Oberamtes angetroffen werden. *Ächt religiösen Sinn* hätten sie bewiesen mit ihren *reichlichen Gaben* und ihrer *Aufopferung zur Unterstützung und Versorgung ihrer bedürftigen Mitbürger*<sup>64</sup>.

Klagte die Obrigkeit nicht gestern noch über fehlende Religiosität? Darüber, *daß die sonntäglichen Catechisationen und Sonntagsschulen allzu nachlässig besucht werden; daß eine neue Erinnerung von der Kanzel herab fruchtlos blieb, ... daß man dagegen nicht gleichgültig seyn könne, sondern eher genötigt seyn werde, gegen die Saumseligen nach den Gesetzen zu verfahren*<sup>65</sup>! Und nun wird der *ächt religiöse Sinn* gelobt?

Die staatlich-kirchlich freundliche und versöhnliche Stimmung breitet sich über alle Einwohner aus und findet ihren Höhepunkt in der feierlichen Ausrichtung des Erntefestes. Niemand wird ausgeschlossen, niemand geächtet.

Hierarchisch gegliedert bewegt sich der Festzug *die berühmte Staffel aufwärts zur Kirche*. Dort wird er vom *Hochlöblichen Decanatamt und demselben untergeordneten Geistlichen empfangen und in die Kirche geführt*<sup>66</sup>.

Das Hochlöbliche Decanatamt lud ein zur kirchlichen *Erntefeyer* und *nach zuvor gepflogener Verabredung gieng der Zug in folge der Ordnung: Den Anfang machte die kleinere Schuljugend mit ihren Unterlehrern, dann folgte das Chor der Sängler und Sänglerinnen, geführt durch die Schullehrer,*  
*mit Begleitung kirchlicher Instrumental-Musik,*  
*hierauf kam die Bürgerschaft,*  
*die neu erwählte Gemeinde-Deputation,*  
*der Magistrat,*

64 Hallisches Wochenblatt, 6. 8. 1817.

65 Hallisches Wochenblatt 11. 12. 1816.

66 Hallisches Wochenblatt 6. 8. 1817.

*das Ober- und Cameralamt mit den übrigen Beamtungen,  
nach ihnen ein schöner Zug weißgekleideter Jungfrauen von der  
gebildeteren Classe.*

*Nun kamen die wohlhabenden Eltern*

*hiez zu passend gekleidete zwölf Schnitterknaben*

*und zwölf Schnittermädchen mit vier Gablern.*

*Diesen folgte unmittelbar der Erntewagen, welcher,*

*so wie die davor gespannten 4 Rosse,*

*von dem sich inzwischen schon so verdient gemachten weiblichen Theil*

*des Wohltätigkeits-Vereins mit Laubwerk, Blumen und Bändern geschmückt  
wurde;*

*An diesen Wagen schloß sich dann der übrige Theil des Volkes an.*

Nach der Feier wird unter den Armen das von den eingegangenen Beiträgen erbackene Brod und das von zwei Brauern unentgeltlich abgegebene 60 Maas Bier ausgetheilt<sup>67</sup>.

Ausgaben und Einnahmen bleiben nicht geheim.

Das Oberamt geht seinen Bürgern und Untertanen als leuchtendes Beispiel voraus, indem es öffentlich peinlich genau buchführt. Die Bürger können sich vergewissern, daß ihre freywilligen Beyträge zur Bestreitung der Kosten für die bei der Einführung des ersten Frucht-Wagens vorgehabte und auch wirklich erfolgte Brod-Abgabe an die hiesigen Armen<sup>68</sup> ordnungsgemäß verwendet werden:

*Einnahmen:*

*Durch den Amtsdiener Schust ersammelt* 160 fl. 1 kr. 3 hl.

*Durch den Salineamtsdiener Rethel eingezogen* 32 fl. 24 kr.

---

192 fl. 25 kr. 3 hl.

*In Natura wurden beygetragen* 8 Pfund Brod.

*Ausgaben:*

*Für 1,008 Pfund Brod* 110 fl.-

*Sodann betragen die Kosten für Zierung des*

*Frucht-Wagens und der Pferde, für Pulver zum*

*Schießen aus Pöllern, für den Druck des während des Einzugs*

*Abgesungenen Lieds, für Belohnung der nöthig gehaltenen Tag-*

*Löhner, und andere unvermeidliche Ausgaben*

*Zusammen:*

67 fl. 43 kr.

*Summe*

---

177 fl. 43 kr.

*Nach deren Abzug von den Einnahmen bleiben  
noch baar vorhanden*

14 fl. 42 kr. 3 hl.

67 Ebd.

68 Ebd. 13. 8. 1817.

*Welche man zu einem wohlthätigen Zweck verwenden, hierüber aber seiner Zeit im Wochenblatt ebenfalls Rechnung ablegen wird. Hiebey wird noch bemerkt, daß es einem Jeden, der einen Beytrag geleistet hat, frey stehe, von der specifiken, bei der unterzeichneten Stelle aufbewahrten Rechnung Einsicht zu nehmen. Am 4. August 1817 Königl. Oberamt.*

### *Gerüst oder Korsett?*

Das Fest ist verklungen. Das Erntefest symbolisiert das Ende des Hungerjahres.

Den Menschen bleibt die Erinnerung an eine Zeit, da sie ohne Halt und Orientierung vor sich hinlebten. Ohne aufzusehen, ohne nach links und rechts zu blicken, klammerten sie sich an ihr einzig Habhaftes. Niemand sonst kümmerte sich um sie, weit weg waren König und Fürst; Pfarrer und Kirchen-Convent genügten den Verwaltungsvorschriften, nicht einmal die Nachbarn selbst waren einander Hilfe. Jeder trug schwer an seiner Bürde und drohte gar unter der Last zusammenzubrechen.

Die Statistik berichtet von einer um 20 % reduzierten Getreideproduktion in diesem Jahr<sup>69</sup>. Von einem Ernteausfall kann also keine Rede sein, die Begründung für den steilen Preisanstieg und die lang anhaltende Teuerung sind von daher ungerechtfertigt. Umsomehr verblüffen die rasch greifenden, einschneidenden Maßnahmen, um Erzeugern, Marktbeschickern und Produzenten Fesseln anzulegen.

In den Registerbüchern der Enslinger Gemeinde sind keine gravierenden persönliche Einbrüche zu verzeichnen. Taufen, Trauungen und Bestattungen bleiben im Schwankungsbereich der Jahre zuvor und danach.

Bei den Todesursachen können in der Tendenz typisch weibliche und männliche Krankheiten ausgemacht werden. So dominiert bei den Männern Schlagfluß und Wassersucht, bei den Frauen findet sich das hitzige Nervenfieber und die harte Niederkunft. Beide Geschlechter sind gleichermaßen betroffen von Altersschwäche oder Auszehrung. Die Säuglingssterblichkeit wird auf Gichter zurückgeführt. Auch diese realen, eher unauffälligen Vorgänge rechtfertigen nicht die besondere Eile und den hohen Druck, mit denen Erfassung, Kategorisierung und amtliche Kontrolle vorangetrieben wurden.

Die Verhängung eines ganzen Maßnahmenkataloges ist trotzdem ohne größere Widerstände gelungen. Die Angst vor existentieller Bedrängnis durch drohende Mißernte, Teuerung und sozialen Abbruch riß die Menschen aus ihrer vorhergehenden

69 StadtA Schwäb. Hall: Durchschnittspreis eines vierpfündigen Brotes in Hall (1800–1861).

Resignation, aus ihrem ‚sich abfinden mit den Umständen‘, ihrem stummen, einsamen, Vor-sich-hinschaffen‘.

Das engagierte, beherzte Eingreifen der örtlichen Verwaltung und der Obrigkeit direkt in den Häusern und auf den Straßen wird zu einer gänzlich neuen Erfahrung für sie. Zuwendung und Hilfestellung geht davon aus, gleichzeitig Schärfe und Ordnung.

Das Gefühl, ganz auf sich selbst gestellt zu sein, weicht der greifbaren Stütze, die sich horizontal und vertikal aufrichtet, Querstreben zieht und schließlich zum Gerüst wird.

Eingerahmt und gehalten bewegt sich der Bürger auf engstem Raum.

Mit dem Ende der akuten Bedrohung jedoch verändert sich auch seine Haltung. Wohin er sich jetzt dreht und wendet, er stößt an. Eingeschnürt und festgezurret hindert ihn dasselbe Gerüst daran, befreit aufzuatmen und zu agieren.

Aus dem Gerüst ist ein Korsett geworden.

### **Der Mensch lebt nicht vom Brot allein**

**In Anlehnung an Matth. 4., V.4**

*Der arbeitsame Bürger stand arbeitslos und brodlos in seiner Werkstatt, sah hung-  
rig mit den Seinigen den langen Tag endlich hinab sinken am Abend, und sah mit  
Zittern dem Kommenden entgegen<sup>70</sup>.*

Vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen; eingemauert in der Angst und Sorge kreisen die Gedanken unablässig um das Kommende. Das ‚Kommende‘, das zitternd erwartet wird, das ‚Kommende‘, das unausweichlich kommen wird. Schwarz und unheilvoll.

Der Blick in die ‚Zukunft‘ hingegen ist verbunden mit der Vorstellung eines weiten offenen Raumes. Dieser Raum kann, fremd und unbekannt, ebenfalls Ängste auslösen, wird er nicht als gegenwärtiges Überwinden des ersten und zweiten Schrittes vor jedem Weiteren begriffen.

Ganz bestimmt wird auch der Ausschreitende draußen in der Wüste<sup>71</sup> eingeholt von seiner Verzweiflung, Einsamkeit und Ohnmacht. Er wird um die Entscheidung ringen, auszuhalten oder zurückzuflüchten hinter die altvertrauten Mauern.

Bis es still wird in ihm.

Jetzt vernimmt er auch wieder seine elementaren Bedürfnisse, Hunger und Durst. Er ist vor die Wahl gestellt:

Wird er eilig zur schnellen Sättigung greifen?

Dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Bedingungen derer anzunehmen, die ihm Nahrung gewähren.

70 Chronik.

71 Bibeltext Matth. 4., V.4.



# *Edler Standesherr oder gemeiner Gutsbesitzer?* **Zur Bedeutung der Herrschaftsrechte für den mediatisierten Adel im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>**

VON HARALD STOCKERT

Um die millionenhohe Erbschaftssteuer nach dem Tod ihres Gatten bezahlen zu können, einigte sich Gloria Fürstin von Thurn und Taxis 1993 mit dem bayerischen Freistaat auf die Abtretung von Kunstschätzen aus dem Familienbesitz. Als Ausstellungsgebäude für die mehr als 2200 erworbenen Exponate mietete der Freistaat eigens den fürstlichen Marstall an, der im November 1998 als Filiale des Bayerischen Nationalmuseums eröffnet wurde. Angesichts der Prunkschau zahlreicher Kostbarkeiten aus dem Familienschatz sprach der Regensburger Kulturreferent Greipl gegenüber der Süddeutschen Zeitung von einer „Teil-Musealisierung eines Fürstenhauses“. Gleichzeitig diagnostizierte er einen „Rollenwechsel des Fürstenhauses“: Das in früheren Zeiten so ausgiebig geübte Mäzenatentum sei inzwischen vehement eingeschränkt worden, ebenso habe die Fürstin die Fürstenloge im Stadttheater gekündigt, die die Familie seit Generationen gemietet hatte. Demgegenüber gewinne modernes Unternehmertum und Management zunehmend an Bedeutung für das Fürstenhaus. Gloria, so Greipl, sei „nicht mehr die Fürstin von Regensburg [...], sondern eine Unternehmerin“<sup>2</sup>.

Derartige Bewertungen eines hochadeligen Hauses sind keineswegs neu. Im Gegenteil, der skizzierte Vorgang in Regensburg ist ein Mosaikstein einer nunmehr beinahe zweihundert Jahre währenden Entwicklung des hohen Adels in Deutschland<sup>3</sup>. Seit einem der tiefsten Einschnitte in seiner Geschichte, der Mediatisierung von 1806, mußte er sich immer wieder aufs neue in einem veränderten gesellschaftlichen Umfeld zurechtfinden und sich neu positionieren. Dabei war die Übergangsphase in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts für den hohen Adel von einer besonderen Dramatik geprägt, verlor er doch binnen weniger Jahre nicht nur seine Landeshoheit und zahlreiche Privilegien, sondern vor allem die für

1 Überarbeitete Fassung eines am 6. Februar 1999 an der Universität Mannheim und am 17. Februar 1999 an der Archivschule Marburg gehaltenen Vortrags.

2 Zitate aus: Fürstliches Boudoir – für jedermann geöffnet, in: Süddeutsche Zeitung, 23. 11. 1998.

3 Unter dem „hohen Adel“ werden im folgenden diejenigen Geschlechter verstanden, die zu Zeiten des Alten Reiches über die erbliche Reichsstandschaft verfügten. Dabei konzentriere ich mich in meinen Ausführungen in erster Linie auf die zwischen 1806 und 1815 mediatisierten Reichsstände, die sogenannten Standesherrn. Ausgeklammert werden die Dynasten, die nach 1806 zu souveränen Monarchen aufstiegen.

ihn so wichtigen Herrschaftsrechte über Land und Leute. Im folgenden sollen daher die Bedeutung und Tragweite dieses Verlustes und die Reaktion des betroffenen Adels am Beispiel süddeutscher Standesherrn analysiert werden.

### Adelige Herrschaft im Alten Reich

Das Eintreten des hohen Adels in das „bürgerliche Zeitalter“ war für ihn eine durch und durch schmerzhaft Erfahrung. Über nahezu ein Jahrtausend hatte er eine Elitenposition in Deutschland behaupten können<sup>4</sup>. Das Alte Reich bewahrte weitgehend bis in die Ära Napoleons die mittelalterlichen Verfassungsverhältnisse, deren Ausfluß die bunte Vielfalt der politischen Landkarte war. Die politische Spitze des Reiches unterhalb des Kaisers bildeten die rund 300 am Reichstag vertretenen Reichsstände. Unter ihnen stellte der hohe Adel, mithin die zahlreichen Reichsfürsten und -grafen, die überwältigende Mehrheit. Diese Teilhabe an der Regierung des Reiches war für ihn – vom Kurfürsten bis zum politisch unbedeutenden Reichsgrafen – eine wesentliche Basis seiner gesellschaftlich herausgehobenen Position und nicht zuletzt seiner Identität und Weltanschauung<sup>5</sup>. Weitere verfassungshistorische Grundlagen der Stellung des Adels waren seine geblütmäßige Abkunft und die damit verbundene höchste Wertschätzung der eigenen Familie auf Kosten des Individuums sowie die enge Vernetzung mit der Amtskirche, die letztlich eine Adelskirche war<sup>6</sup>.

Von ganz entscheidender Bedeutung war schließlich – auch gesamteuropäisch gesehen – die Herrschaft über Land und Leute: „Der historische europäische Adel verstand sich als Herrenstand. Das bedeutete, daß er sich durch die Ausübung von Herrschaft definierte.“<sup>7</sup> Basierend auf der im Hochmittelalter ausgebildeten Funk-

4 Die folgenden Überlegungen basieren im wesentlichen auf den Ausführungen von *G. Dilcher*: Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?, in: *H.-U. Wehler* (Hrsg.): *Europäischer Adel 1750–1850* (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 13), Göttingen 1990, S. 57–86. Einen ersten Überblick zur Entwicklung des Adels zwischen 1750 bis 1850 geben: *H.-U. Wehler*: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bd. 1: *Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815*, München 1987, S. 140–158; *L. Gall*: *Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 25), München 1993, S. 33–37, 81 ff.

5 *Dilcher* (wie Anm. 4), S. 70 ff.

6 Ebd., S. 64–68, 73–76; *R. Endres*: *Adel in der frühen Neuzeit* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 18), München 1993, S. 14 ff., 74 ff.

7 *Dilcher* (wie Anm. 4), S. 68. Ähnlich bezeichnete auch *V. Press* die Herrschaft über Land und Leute als „wichtigste [...] Basis adeliger Stellung“. *V. Press*: *Adel im 19. Jahrhundert. Die Führungsschichten Alteuropas im bürgerlich-bürokratischen Zeitalter*, in: *A. Reden-Dohna, R. Melville* (Hrsgg.): *Der Adel an der Schwelle des bürgerlichen Zeitalters 1780–1860* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz Beiheft 10), Stuttgart 1988, S. 3. Vgl. *O. Brunner*: *Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612–1688*, Salzburg 1949, S. 83, der diese gemeinsame ideologische Grundlage des gesamten Adels in der höfischen Laienkultur und dem Ritterideal des Mittelalters fundiert sah. Grundlegend zur verfassungsrechtlichen Struktur adeliger Herrschaft im Alten Reich, insbesondere in Franken, vgl. *H. H. Hofmann*: *Adelige Herrschaft und sou-*

tionsteilung zwischen adeliger Kriegerkaste und bäuerlicher, „produzierender“ Landbevölkerung, begründete sie eine enge, Jahrhunderte währende Symbiose zwischen diesen beiden Seiten. Sie brachte dem alten Adel nicht nur eine soziale Vorrangstellung, die durch Erbe an spätere Generationen tradiert wurde, sie grenzte ihn nicht nur vom „jungen“ Brief- und Amtsadel ab, sie sicherte ihm auch seine wirtschaftliche Grundlage. Das Bild des „adeligen Hausvaters“, der sich fürsorglich um das Gedeihen seiner Grundherrschaft kümmerte<sup>8</sup>, findet sich daher ebenso bei den regierenden Geschlechtern des hohen Adels, der in seinen Territorien die Position eines „Landesvaters“ bzw. „Landespatriarchen“ gegenüber den Untertanen einzunehmen suchte<sup>9</sup>. Sie war besonders in den zahlreichen kleinen Territorien des Reiches ausgeprägt, wo die Herrschaft des Fürsten in vormoderner Form noch stark personalisiert war<sup>10</sup>.

Öffentlichen Bekundungen der gegenseitigen Verbundenheit kamen dabei eine eminent wichtige Rolle zu. Das Herrscher-Untertanen-Verhältnis fand seinen Ausdruck bei Geburtstags- und Regierungsjubiläen des Regenten ebenso wie im alltäglichen Kirchengebet. Entsprechend mußte sich Karl Heinrich von Lang, der in den 1790er Jahren als Sekretär im Fürstentum Öttingen-Wallerstein tätig war, von seinem Herrn maßregeln lassen, nachdem er das übliche Glockengeläut beim Einzug des Fürsten in eine Ortschaft unterlassen hatte: *Nichts sei gleichgültig, was dem Unterthan durch äußerliche Zeichen die Hoheit seines Herrn anschaulich machen könne*<sup>11</sup>. Entsprechend suchte auch die Bevölkerung in Devotionsbekundungen und Huldigungen gegenüber ihren Herren, diese für die eigenen Belange zu interessieren. So wurde beispielsweise 1803 Karl Friedrich von Leiningen seitens der Bürgerschaft von Tauberbischofsheim, das dem Fürsten im Reichsdeputations-

veräner Staat. Studien über Staat und Gesellschaft in Franken (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 2), München 1962, bes. S. 47–160. Auch von den Zeitgenossen wurde die Bedeutung der Herrschaftsfunktion des Adels besonders hervorgehoben. Vgl. beispielsweise den Artikel „Adel“ bei J. H. Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon. Band I: A-An, Halle/Leipzig 1732 (Neudruck Graz 1961), Sp. 467–474.

8 Vgl. hierzu die Ausführungen von Brunner anhand von Wolf Helmhard von Hohbergs (1612–1688) weit verbreitetem landwirtschaftlichem Lehrbuch „Georgica curiosa oder Adliges Land- und Feldleben“ (1682), Brunner (wie Anm. 7), bes. S. 284 ff.

9 Vgl. hierzu die programmatische und weit verbreitete Schrift von V. L. von Seckendorff: Teutscher Fürsten Stat, Frankfurt am Main 1665 (Neudruck in 2 Bänden Glashütten/Taunus 1976), der darin den Anspruch geltend machte, „daß der Aufbau des Landes das Werk patriarchalischer Lenkung ist und jeder Vorgang im Territorium einzig seine Legitimation in der treusorgenden Tätigkeit des von Gott bestellten Landesherrn besitzt“. Ebd., S. 34 (Vorwort von L. Fertig).

10 Entsprechend wurden die kleinen Territorien in der Forschung häufig als große Grundherrschaft bezeichnet. Vgl. H. Weber: Die Fürsten von Hohenlohe im Vormärz. Politische und soziale Verhaltensweisen württembergischer Standesherrn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Forschungen aus Württembergisch Franken 11), Schwäbisch Hall 1977, S. 26.

11 K. H. von Lang: Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, Bd. 1, Braunschweig 1842, S. 226 f.

hauptschluß zugefallen war, mit einem Willkommensgedicht begrüßt<sup>12</sup>: Die Anrede des Fürsten als gütigen Vater, *der für das Wohl der Unterthanen wachet, [...] das Recht und Unrecht wiegt, [...] den Handel unterstützt, den Landmann schätzt und ehrt, den Bürgerstand erhebt, den Armen Brot gewährt*, offenbart deutlich die Erwartungshaltung der Bevölkerung gegenüber dem neuen Landespatriarchen.

Umgekehrt kam es immer wieder vor, daß auch das relativ gute patriarchalische Verhältnis zwischen Schloß und Stadt bzw. Dorf durch Vielregiererei, übermäßige Abgabenerhebung und nicht zuletzt durch übertriebenen Standesdünkel gefährdet, wenn nicht gar unterbrochen wurde<sup>13</sup>. Derartige Vorkommnisse wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von einem wachsenden Kritikerkreis an der adeligen Herrschaft aufgegriffen. Der dünnleibige adelige Gutsbesitzer oder Krautjunker war ein erklärtes Feindbild in aufklärerischen Zeitungen, die vor allem vom sich emanzipierenden Bürgertum getragen wurden. Die kleinen regierenden Häuser kamen dabei meist noch ungeschoren davon, gleichwohl warf die Kritik an ihren niederadligen Standesgenossen auch auf sie dunkle Schatten<sup>14</sup>.

Die weitaus größere Gefahr erwuchs den kleinen hochadeligen Geschlechtern jedoch in erster Linie von Seiten der expandierenden großen Staaten. Ob Preußen, Österreich, Bayern oder Württemberg – sie alle wußten die immer tiefer werdenden Verwerfungen in der Reichsverfassung für sich zu nutzen und auf Kosten ihrer mindermächtigen Mitreichsstände zu expandieren. Die seit den 1790er Jahren unter französischem Druck forcierte Dynamik der territorialen Flurbereinigung konnte auch nicht durch den Reichsdeputationshauptschluß und die Säkularisation der Reichskirche gebändigt werden. Erst mit der Gründung des Rheinbunds 1806 und dem Ende des Alten Reiches kam sie zu einem vorläufigen Abschluß.

Zu den prominentesten Opfern dieser Entwicklung gehörten neben der Reichskirche und den Reichsstädten auch rund 70 Reichsfürsten und -grafen, die bis dato über ein reichsständisches Territorium verfügt hatten und sich nun der Souveränität eines oder mehrerer Rheinbundstaaten unterworfen sahen. Die Mehrzahl der Standesherrn, wie die mediatisierten hochadeligen Reichsstände bald genannt wurden, befand sich im Süden des ehemaligen Reiches, wo zu ihren Lasten Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern beträchtliche Gebietsgewinne verzeichnen konnten<sup>15</sup>. So fielen die Besitzungen der verschiedenen Hohenloher Fürstenhäuser hauptsächlich unter württembergische, ein kleiner Teil unter bayerische Souveränität. Besonders hart traf es die Fürsten und Grafen von Löwenstein-

12 Gedicht gedruckt bei *E. Kell*: Das Fürstentum Leiningen. Umbruchserfahrungen einer Adels herrschaft zur Zeit der Französischen Revolution (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 5), Kaiserslautern 1993, S. 203–207.

13 *Hofmann* (wie Anm. 7), S. 137.

14 *J. Schultze*: Die Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgertum in den deutschen Zeitschriften der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts (1773–1806) (Historische Studien 163), Berlin 1925, S. 8, 11f. *Gall* (wie Anm. 4), S. 33.

15 Grundlegend für die Geschichte der Standesherrn ist immer noch die Monographie von *H. Gollwitzer*: Die Standesherrn. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815–1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte, Göttingen 2<sup>1964</sup>.

Wertheim, deren zersplitterte Gebiete unter nicht weniger als sechs souveränen Staaten aufgeteilt wurden (Großherzogtum Baden, Königreich Bayern, Dalbergstaat/Großherzogtum Frankfurt, Großherzogtum Hessen-Darmstadt, Königreich Württemberg, Großherzogtum Würzburg).

Die Mediatisierung – darüber waren sich die meisten Standesherrn schnell im klaren – war ein irreversibler Akt zu ihren Lasten, der tiefste Einschnitt in ihrer Geschichte. Vielfach beklagten sie ihre *Unterjochung* und die *willkürlichen Gewalttaten* seitens ihrer Mitstände, die diese mit der Hilfe Napoleons begangen hätten<sup>16</sup>. Doch auch die feierliche Hinterlegung von Protest- und Vorbehaltsurkunden in ihren Archiven änderte daran nichts, sie dienten lediglich der eigenen Rechtfertigung gegenüber den Nachkommen<sup>17</sup>. Ihr besonderes Augenmerk galt fortan neben der Sicherung persönlicher Privilegien vor allem ihren gerichtlichen Hoheitsrechten, die das „wichtigste Kernstück in den Beziehungen zwischen den Mediatisierten und ihren ehemaligen Untertanen waren“<sup>18</sup>.

### Die neuen Rahmenbedingungen nach 1806

Die entscheidenden Rechtsgrundlagen für die neuen Verhältnisse der Standesherrn waren zunächst die Rheinbundakte von 1806 (Artikel 26 und 27) bzw. ab 1815 die Wiener Bundesakte (Artikel 14)<sup>19</sup>. Beide bezeugen, daß der hohe Adel durch die Mediatisierung keineswegs gänzlich seine privilegierte Stellung einbüßte. Im Gegenteil, die Passagen im Text von 1806 zeigten deutlich, daß das postrevolutionäre Frankreich unter Napoleon mittlerweile seinen Frieden mit dem Ancien Régime geschlossen hatte<sup>20</sup>. Dank der in Rheinbund- und Bundesakte garantierten Privilegien und Ehrenrechte fanden die Standesherrn ihre Position als politische und gesellschaftliche Elite verfassungsmäßig verankert. Dies galt auch zu einem gewissen Teil für ihr Verhältnis zu den ehemaligen Untertanen. Denn in beiden Urkunden wurde den mediatisierten Landesherrn in ihren Besitzungen unter anderem die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit garantiert, ebenso Polizeirechte, das Kirchenpatronat und die Aufsicht über Kirch- und Schulsachen. Die Gerichtsbarkeit der Standesherrn bezog sich der Bundesakte

16 M. Furtwängler: Die Standesherrn in Baden (1806–1848). Politische und soziale Verhaltensweisen einer bedrängten Elite (Europäische Hochschulschriften III/693), Frankfurt/Main 1996, S. 47.

17 Vgl. beispielsweise eine entsprechende Urkunde der Grafen von Löwenstein-Wertheim-Virneburg vom 12. 9. 1806 in Staatsarchiv Wertheim, Löwenstein-Wertheim-Freudenbergsches Archiv (StAWt-F) Rep. 4 Nr. 60.

18 E. Fehrenbach: Das Erbe der Rheinbundzeit. Macht- und Privilegienschwund des badischen Adels zwischen Restauration und Vormärz, in: Archiv für Sozialgeschichte 13 (1983), S. 101.

19 Edition bei E. R. Huber (Hrsg): Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 1: Deutsche Verfassungsdokumente 1803–1850, Stuttgart<sup>3</sup> 1978, S. 28–34; 84–90.

20 E. Fehrenbach: Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des Code Napoléon in den Rheinbundstaaten (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 13), Göttingen 1974, S. 146 f.; Press (wie Anm. 7), S. 1 f.

zufolge auf Rechte *in erster, und wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz*, was eine Einschränkung gegenüber der Rheinbundakte war, die vorbehaltlos zwischen niederer und mittlerer Instanz unterschieden hatte. Auf nähere Bestimmungen über die Art und Weise der Ausübung dieser Rechte wurde in beiden Urkunden verzichtet; die Bundesakte verwies zu diesem Behuf auf die Deklaration Bayerns vom 19. März 1807 über die Rechte der Standesherrn, die als *Basis und Norm* zu gelten habe<sup>21</sup>.

Es lag nun im Ermessen der Einzelstaaten des Rheinbundes bzw. des Deutschen Bundes, diese Vorgaben umzusetzen. Daß diese dabei ganz unterschiedliche Wege gingen, erscheint angesichts der Unterschiede in Staatsaufbau und -tradition, in ihrer territorialen Zusammensetzung und nicht zuletzt in den Vorstellungen der politischen Entscheidungsträger wenig verwunderlich. Während die Verhältnisse der Mediatisierten in Bayern und Preußen für die Betroffenen vergleichsweise günstig einzuschätzen sind, war Württemberg das „Purgatorium der Standesherrn“, da es sich nicht scheute, sich über die Bestimmungen der Rheinbundakte hinwegzusetzen<sup>22</sup>. Dort hatte König Friedrich bereits 1809 sämtliche Gerichts- und Polizeirechte der Mediatisierten aufheben lassen, 1813 folgte Baden mit dem gleichen Schritt. Beide begründeten diese Maßnahme mit ihrer jüngst erworbenen staatlichen Souveränität und einem anzustrebenden einheitlichen Staatsaufbau, der sich nicht mit fremden Partikulargewalten vereinbaren ließ, wie sie durch die standesherrlichen Gerichte formiert wurden<sup>23</sup>. Unter dem Druck des Deutschen Bundes mußten beide Staaten diese Rechte den Standesherrn nach 1815 allerdings wieder einräumen – eine Aufforderung, der sie nur äußerst widerwillig Folge leisteten. Dabei versuchten sie, die Wiedererrichtung standesherrlicher Gerichte durch umfangreiche Auflagen möglichst teuer zu machen und dadurch zu erschweren. So schrieb Württemberg für die Konstituierung eines Patrimonialgerichts einen recht umfangreichen Personalapparat vor, für dessen Besoldung die Standesherrn aufzukommen hatten<sup>24</sup>. Auch hinsichtlich ihrer Kompetenzen waren diese Behörden sehr eingeschränkt; sie wurden in den staatlichen Instanzenzug eingebunden und hatten streng nach den bestehenden Gesetzen zu handeln. Der Einfluß der mediatisierten Grafen und Fürsten auf die Rechtssprechung sollte auf diese Weise möglichst gering gehalten werden. Auch aus diesem Grund blickten etwa die Standesherrn in Württemberg „sehnsüchtig über die weiß-blauen Grenzpfähle“<sup>25</sup> nach

21 Text der Deklaration bei *K. Vollgraff*: Die deutschen Standesherrn, Mainz <sup>2</sup>1851, Beilage VI.

22 *Gollwitzer* (wie Anm. 15), S. 54. Einen Überblick über die unterschiedlichen standesherrlichen Verhältnissen in den Einzelstaaten vgl. ebd., S. 46–60; *Hofmann* (wie Anm. 7), S. 262–266.

23 *S. Werthmann*: Vom Ende der Patrimonialgerichtsbarkeit. Ein Beitrag zur deutschen Justizgeschichte des 19. Jahrhunderts (*Ius Commune Sonderhefte* 69), Frankfurt/Main 1995, S. 51.

24 *W. von Hippel*: Die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg. Bd. 1: Darstellung (Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte 1/1), Boppard/Rhein 1977, S. 373.

25 *Gollwitzer* (wie Anm. 15), S. 53. Zum zeitgenössischen Begriff der „Unterlandesherrschaft“, der von *Gollwitzer* m. E. zu allgemein verwendet wurde, vgl. *E. Fehrenbach*: Adel und Adelspolitik nach dem Ende des Rheinbundes, in: *H. P. Ullmann, C. Zimmermann* (Hrsgg.): Restaurationssysteme und Reformpolitik. Süddeutschland und Preußen im Vergleich, München 1996, S. 193 Anm. 21.

Bayern, wo die Mediatisierten unter vergleichsweise günstigen Bedingungen eigene Gerichte unterhalten und eine Art „Unterlandesherrschaft“ ausüben konnten. Es blieb nun den einzelnen Standesherrn überlassen, innerhalb der vorgegebenen Rahmenbedingungen entsprechende Behörden zu errichten. Die darüber entbrannten Diskussionen in den standesherrlichen Residenzen über den Wert dieser Gerichtsrechte als wichtigsten verbliebenen Herrschaftsrechten illustrieren deutlich den inneren Zwiespalt, die Selbstzweifel und die Identitätskrise, in der sich der hohe Adel in dieser für ihn so schmerzhaften Übergangszeit befand. Drei Beispiele aus dem fränkischen Raum sollen dies im folgenden schlaglichtartig beleuchten.

### Diskussionen über den Wert der Herrschaftsrechte

#### a. *Honorificum* oder *pecuniaires Interesse*

*Schmerzlich ist es für uns, ohne alle Veranlassung die Hoheits Rechte zu verlieren, welche von Gott und Unsern Vorältern auf uns gebracht worden sind [...] <sup>26</sup>*. Mit dieser Einlassung, die sie als besiegelte Urkunde in ihrem Archiv hinterlegten, beklagten die beiden Grafen Friedrich Karl und Johann Karl Ludwig von Löwenstein-Wertheim-Virneburg ihre Degradierung und verwahrten sich damit gegen ihre Mediatisierung<sup>27</sup>. Obwohl beide mit über 60 Jahren bereits in einem fortgeschrittenen Alter waren, weckte ihre *Unterjochung*<sup>28</sup> in ihnen ungeahnte Energien, die sie mit Feuereifer gegen die ausgreifende Politik der souveränen Regierungen kämpfen und auf die ererbten Hoheitsrechte beharren ließen<sup>29</sup>. Nachgiebigkeit wäre in ihren Augen nichts anderes als Verrat gewesen – Verrat gegen sich selbst, aber auch gegenüber der eigenen Familie.

Diese Auffassung stand Pate in einem Brief des Grafen Johann Karl Ludwig an seinen Vetter Fürst Dominik Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rochefort, den er mit drastischen Worten zur (Familien-)Räson rief. Anlaß war die Neuorganisation des Großherzogtums Frankfurt 1810, durch die auch die löwensteinischen Gerichts-, Polizei- und Verwaltungsrechte eingeschränkt und zum Teil vollständig aufgehoben wurden<sup>30</sup>. Da in Nachverhandlungen mit der großherzoglichen Regierung keine Milderung erreicht werden konnte, forderten die fürstlichen Beamten

26 Urkunde (Abschrift) vom 12. 9. 1806 in StAWt-F Rep. 4 Nr. 60.

27 Beide Grafen wurden 1812/13 gefürstet und firmierten von da an als Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Vgl. dazu N. Hofmann: „Ältere“ und „Altfürstliche Linie“. Der Kurztitel der Fürsten von Löwenstein-Wertheim und die Fürstenerhebung der Linie Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, in: Wertheimer Jahrbuch 1981/82, S. 149–172.

28 Zitat bei Furtwängler (wie Anm. 16), S. 47.

29 Vgl. ebd., S. 77 ff.

30 Vgl. H. Klüeting: Dalbergs Großherzogtum Frankfurt – ein napoleonischer Modellstaat?, in: Aschaffener Jahrbuch für Geschichte 11/12 (1988), S. 368–377. Seit 1808 unterhielten die beiden löwensteinischen Linien gemeinsam eine Justizkanzlei unter der Souveränität des Fürsten Primas bzw. des späteren Großherzogs Karl Theodor von Dalberg in Kreuzwertheim.

gegenüber der gräflichen Seite, dies hinzunehmen und künftig das *Haupt Augenmerk* auf *das pecuniarische herrschaftliche Interesse* zu richten<sup>31</sup>. Für diese Haltung konnten sie auch den Fürsten Dominik Konstantin gewinnen, der sich zu diesem Zeitpunkt nur noch wenig für die Politik seines Hauses interessierte. Rationale finanzielle Erwägungen sollten in den Augen der – bürgerlichen – Beamten künftig die Politik bestimmen, um so das Überleben des Fürstenhauses zu gewährleisten.

Diese Gedankengänge stießen bei Graf Johann Karl Ludwig auf schärfste Kritik, die er schriftlich an den Fürsten richtete. Im Widerstreit zwischen finanziellen Interessen und dem traditionell herrschaftsorientiertem Adelshabitus setzte er eindeutige Prioritäten: *Ich war nie stolz auf die mir durch die Zufälligkeit der Geburt gewordenen Vorzüge, dem ohnerachtet habe ich sie von jeher geschätzt, und werde mir solche, außer durch unwiderstehliche Gewalt, nicht nehmen lassen, am allerwenigsten aber des pecuniären Interesse wegen darauf verzichten.* Denn, so der Graf, als ehemalige Landesherren und als Mitglieder eines hochadeligen Hauses habe man eine besondere Verantwortung: *Wären Wir blose Banquiers, blose Güter Besizer, schreibe sich der Glanz Unserer Familie nicht von Jahrhunderte her, wären Wir nicht verbunden, auch hierüber Unsern Kindern und Nachkommen Rechenschaft abzulegen, [...] dann könnten wir verführt werden, eine solche Sprache zu führen.*

Im Mittelpunkt der löwensteinischen Politik habe statt dessen das *Honorificum* zu stehen, das es auch unter widrigen Umständen zu wahren gelte. Darunter verstand er die Ehre des Hauses kraft des herausgehobenen Status, der sich aus der herrschaftlichen Funktion der Löwensteiner während der vergangenen Jahrhunderten speiste. Nachdrücklich erinnerte Graf Johann Karl Ludwig den Fürsten daran, daß er nicht beliebig über seine ererbten Rechte und Güter disponieren könne, da diese *ein kostbares Familien Eigenthum* seien, für das man gegenüber Vorfahren und Nachkommen gleichermaßen die Verantwortung trage. Schließlich sei auch das *pekuniäre Interesse* untrennbar mit dem *Honorificum* verbunden. Rhetorisch fragte der Graf: *Was hilft uns aber eine Intrade, ohne hinlänglichen Berechtigungs-Titel, und wie werden Wir uns gegen die Uebergriffe der Soverains schützen können, wenn Wir nicht durch persönliche Vorzüge und Erinnerungen vor andern Staatsbürgern unserem pecuniären Interesse eine vorzügliche Berechtigung zu verschaffen im Stande sind?*

Deutlich geht aus dem Schreiben der Wert hervor, den der Graf den ererbten Vorzügen und dabei vor allem den Hoheitsrechten beimaß, um die es in dieser Auseinandersetzung letztlich ging: Seiner Auffassung zufolge waren sie die wichtigsten Mittel, um nach wie vor aus dem konturlosen Verband zunehmend gleichberechtigter Untertanen herauszuragen. Nur auf diese Weise könne man eine gesellschaftlich exponierte Stellung bewahren und an die Tradition als Herrschaftsstand an-

31 Schreiben vom 28. 3. 1811 in Staatsarchiv Wertheim, Löwenstein-Wertheim-Rosenbergsches Archiv (StAWt-R) Lit A Nr. 486b.

knüpfen. Und dies sei die alles überragende Verpflichtung gegenüber der Familie – gegenüber den Vorfahren und gegenüber den Nachkommen gleichermaßen. Deutlich zeigt sich an diesem Punkt eine der erwähnten Grundlagen adeliger Ideologie, derzufolge „die Familie bzw. das Geschlecht [...] die wesentliche Einheit in der Adelswelt“ war, der sich das Individuum unterzuordnen hatte<sup>32</sup>.

Die fürstliche Seite zeigte sich von diesem Schreiben tief beeindruckt, obgleich es *nicht eben mit der größten Delicatesse abgefasst sey*<sup>33</sup>. Die fürstlichen Beamten, auf die ja der Vorstoß der Rocheforter Seite letztlich zurückging, äußerten Verständnis für die Haltung der Grafen, die verbliebenen Hoheitsrechte unter allen Umständen zu verteidigen – allerdings aus einem eher „bürgerlichen“ Blickwinkel: *Denn nur zu sehr bestätigte die Erfahrung, wie sehr das pekuniäre Interesse der hohen Standes Herrschaften dadurch gefährdet sey, wenn die Unterthanen in Hinsicht ihrer Abgaben an Hochdieselben keinen standesherrlichen Beamten mehr zu fürchten haben [...]*<sup>34</sup>.

Die energische Widerstandspolitik beider standesherrlicher Familien gegen die souveränen Regierungen wurde daraufhin wieder aufgenommen.

#### *b. Standesherrn oder bürgerliche Gutsbesitzer*

Heftige Diskussionen über Wert und Nutzen der verbliebenen Hoheitsrechte gab es auch unter den hohenlohischen Fürstenhäusern. Nach der 1825 erzielten Übereinkunft über ihre staatsrechtlichen Verhältnisse mit Württemberg lag es nun in ihrem Ermessen, eigene Gerichts- und Polizeibehörden zu errichten<sup>35</sup>. In zahlreichen Gutachten gingen die Fürsten und ihre Beamten der Frage nach, *ob und wie es bey dem Zustande der Fürstlichen Revenüen und Lasten rätlich und thunlich sey, die Justiz- und Polizeiverwaltung zu übernehmen?*<sup>36</sup>

Eine ähnliche Auffassung wie schon der Löwensteiner Graf Johann Karl Ludwig äußerte Fürst Karl Joseph von Hohenlohe-Jagstberg. Ungeachtet aller finanzieller Belastungen vertrat er vehement die Ansicht, man solle die Hoheitsrechte behalten und Gerichtsbehörden zumindest in erster Instanz errichten. Großes Gewicht maß er dabei standespolitischen Argumenten bei: *[Ich] glaube [...] auf die Gerechsame nicht verzichten zu können, ohne mich an dem Sinne der Bestimmungen mei-*

32 Furtwängler (wie Anm. 16), S. 267; vgl. S. Grillmeyer: Eine Prinzessin als Bäuerin? Bemerkungen zum Adel im frühen 19. Jahrhundert: Ein ungewöhnlicher Pachtvertrag im Fürstlich Thurn und Taxischen Zentralarchiv, in: Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 137 (1997), S. 117.

33 Protokoll der Löwenstein-Wertheim-Rocheforter Domänenkanzlei vom 13. 5. 1811 in StAWt-R Lit A Nr. 486b.

34 Ebd.

35 Zu den Rechtsverhältnissen der Fürsten von Hohenlohe im Königreich Württemberg vgl. Weber (wie Anm. 10), S. 159–169.

36 So die Fragestellung des Öhringer Rates Beuerlein vom 25. 3. 1828 in Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein (HZAN) AÖ DK I Bü 21. Zum folgenden vgl. Weber (wie Anm. 10), S. 293–299; von Hippel I (wie Anm. 24), S. 379 ff.

ner Vorältern und an meiner Nachkommenschaft zu versündigen und sozusagen an dem Rest der fast gänzlich verschwundenen politischen Existenz unseres Hauses einen Selbstmord zu begehen [...]. Ein solcher Verzicht, so der Fürst, habe zur Folge, daß unsere Nachkommen in die Klasse der bürgerlichen Gutsbesitzer herabgewürdigt [würden]<sup>37</sup>. Ein ähnliches Schreckensszenario hatten auch seine fürstlichen Vettern zu Kirchberg und zu Langenburg vor Augen, die befürchteten, der Name Hohenlohe würde durch einen Verzicht gänzlich in Vergessenheit geraten<sup>38</sup>. Schließlich gehe dadurch auch die „Herrenstellung“ gegenüber den Untertanen verloren: *Mehr als Trauer Geläute und Kirchen Gebet ist das täglich in Thätigkeit befindliche Herrschaft Gericht dazu geeignet, das Patrimonial Verband dem Unterthanen zu verkünden und ihm den Unterschied zwischen einem bloßen Grundholden und Standesherrlichen Unterthanen fühlbar zu machen*<sup>39</sup>.

Dieser letzte Gesichtspunkt wurde insbesondere von den fürstlichen Beamten aufgegriffen, die freilich auch praktischere Gründe für die Beibehaltung der Hoheitsrechte geltend machten. So sei es von großem finanziellem Nutzen, bei Gefällrückständen sofort zur Exekution schreiten zu können. Auch könne der Fürst die Gerichtsstellen mit eigenen Leuten besetzen und so etwa die Söhne verdienter Beamter versorgen<sup>40</sup>.

Doch diese Gründe zählten nur am Rande. Das schlagende Argument der zitierten Hohenloher Fürsten war und blieb die Erhaltung bzw. Wiedererrichtung eines Herrscher-Untertanen-Verhältnisses gegenüber der Bevölkerung in ihren Besitzungen. Ein solches war in ihren Augen eine grundlegende Voraussetzung für die Sicherung ihrer Ebenbürtigkeit mit den souveränen Dynastien. Denn nach wie vor zogen sie ihr Selbstbewußtsein und letztlich ihre Identität als Mitglieder des hohen Adels aus ihrer traditionellen Funktion als Landespatriarchen, die sie freilich unter den gegebenen Umständen nicht mehr so wie früher einnehmen konnten.

Eine weitaus pragmatischere Haltung vertrat demgegenüber Fürst August von Hohenlohe-Öhringen, der auf Anraten seiner Räte bereits frühzeitig den Verzicht auf die Patrimonialrechte ins Auge gefaßt hatte<sup>41</sup>. Für ihn war die Wiedererrichtung einer Unterlandesherrschaft ein „Rückschritt gegen die Entwicklung der Staatsorganisation“<sup>42</sup>. Eine öffentlich-rechtliche Stellung des hohen Adels sei demzufolge *im allgemeinen durch die Staatsumwälzung* obsolet geworden<sup>43</sup>. Denn früher oder später werde der Staat die Hoheitsrechte der Standesherrn endgültig kassieren. Er sei daher nicht bereit, so der Fürst 1828, sich für *einen vergänglichlichen Schatten von*

37 Äußerung vom 19. 1. 1829 zitiert bei *W. von Hippel*: Die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg. Bd. 2: Quellen (Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte 1/II), Boppard/Rhein 1977, S. 216.

38 *Weber* (wie Anm. 10), S. 295.

39 Gutachten des Rats Mayer vom 12. 2. 1824 in HZAN AK DK RS Fach 40 Fasz.8b.

40 Ebd.

41 *Weber* (wie Anm. 10), S. 144.

42 Ebd., S. 296.

43 Zitiert bei *von Hippel I* (wie Anm. 24), S. 381 Anm. 170.

*Hoheit [...] auch noch finanziell zu ruinieren*<sup>44</sup>. Die Gefahr des Ruins hätte dem Öhringer freilich in keiner Weise gedroht – er war mit Abstand der reichste der Hohenloher Fürsten. Er hatte bereits frühzeitig Gelder in industrielle Unternehmen investiert und war 1828 der bedeutendste Eisenhüttenbesitzer in Oberschlesien<sup>45</sup>. Wohl auch dieses gewinnträchtige Engagement hatte den Fürsten für den traditionellen herrschaftsorientierten Standpunkt, wie ihn seine fürstlichen Vettern vertraten, unempfindlicher gemacht. Seiner Ansicht nach waren für Prestige und politisches Gewicht des eigenen Hauses nicht mehr die Stellung eines Landespatriarchen mit Hoheitsrechten maßgebend, vielmehr seien *reichliche Einkünfte* künftig die entscheidende Grundlage für dessen Glanz und Würde<sup>46</sup>. Durch Wohltätigkeit und Mäzenatentum könne man sich zudem das Ansehen der Untertanen erhalten. Der Erhalt der finanziellen Grundlage hatte demnach die Richtschnur für die standesherrliche Politik zu sein. Ein Vorbild für diese Haltung sah Fürst August im hohen Adel Englands, demzufolge *wir am besten für unsere Nachkommen sorgen, wenn wir ihnen reichliche Mittel zu ihrer Subsistenz erhalten und ihnen nicht Lasten aufwälzen, wofür wir ihnen nichts Reelles und nichts über den Zufall der Zeitverhältnisse Erhabenes bieten können*<sup>47</sup>.

Dementsprechend bissen die übrigen Hohenloher Linien beim Öhringer Fürsten mit ihren Vorschlägen, gemeinsame Gerichte zu errichten, auf Granit. Hohenlohe-Bartenstein und Hohenlohe-Jagstberg begründeten schließlich 1824 bzw. 1830 jeweils eigene Patrimonialgerichte. Daß die damit verknüpften Erwartungen nicht erfüllt wurden, zeigte sich binnen kurzer Zeit. 1839 verzichteten beide Seiten auf ihre Gerichtsrechte, nachdem es an der Spitze des Jagstberger Hauses zu einen Regentenwechsel gekommen war und die hohen Kosten den Bartensteiner beinahe in den Konkurs gestürzt hatten<sup>48</sup>.

### c. Selbsterhaltung oder Vernichtung

Auf mehrere Jahre Erfahrung in der Ausübung der standesherrlichen Gerichtsbarkeit konnten 1832/33 die Grafen von Erbach-Schönberg und die Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zurückblicken, als sie über eine Aufgabe dieser Rechte diskutierten. Die von beiden Häusern 1808 gemeinsam ins Leben gerufene *Großherzoglich Hessische Fürstlich Löwenstein Gräflisch Erbachsche Justizkanzlei* zu Michelstadt im hessischen Odenwald hatten sie aufgrund der finanziellen Schwierigkeiten der Erbacher bereits 1824 wieder aufgegeben<sup>49</sup>. Seither unterhielten sie im Landratsbezirk Breuberg gemeinsam ein Landgericht in erster Instanz

44 *Von Hippel* I (wie Anm. 24), S. 381 Anm. 170.

45 *Weber* (wie Anm. 10), S. 245.

46 Ebd., S. 296.

47 Zitiert bei *von Hippel* I (wie Anm. 24), S. 381 Anm. 170.

48 *Weber* (wie Anm. 10), S. 305–308.

49 *G. Heyer*: Die Standesherrn des Großherzogthums Hessen und ihre Rechtsverhältnisse in Geschichte und Gegenwart, Darmstadt 1897, S. 82.

und ein Landratsamt. 1832 wandten sich die Erbacher Grafen erneut an die Löwensteiner und schlugen die Abtretung der verbliebenen Hoheitsrechte an den hessen-darmstädtischen Staat vor.

Hauptursache für diesen Vorstoß war die nach wie vor prekäre Lage der gräflichen Finanzen, wie Ludwig von Erbach-Schönberg in einem Schreiben vom 9. Februar 1833 an Karl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zugab<sup>50</sup>. Es sei für ihn daher eine *Pflicht der Selbsterhaltung*, diese *kostspieligen Gerechtsame, die [...] den früheren Werth verloren hatten*, aufzugeben. Damit spielte er auf verschiedene Verordnungen an, in denen die hessen-darmstädtische Regierung die Kompetenzen der standesherrlichen Behörden zu Gunsten der Gemeinden und staatlichen Kreisräte beschnitten hatte. Sämtliche Proteste der Standesherrn dagegen hätten nicht gefruchtet. Die Gerichtsrechte seien ausgehöhlt und außerdem durch neue Gebühren- und Taxverordnungen noch kostspieliger für die Mediatisierten gemacht worden. Diese Politik, so der Erbacher, sei *System - und dies sei seiner Ansicht nach durchaus verständlich, indem der Staat, den die Standesherrn durch die verbliebenen Regierungsrechte im Staate bilden, ihr [d. h. der Regierung, H.S.] bei allen Anordnungen störend in den Weg tritt, ohne daß die Standesherrn einen wahren Nutzen davon haben*. Diese durchaus staatstragende Einsicht eines Standesherrn ist bemerkenswert. Sie zeugt von einem politischen Pragmatismus, der über den Horizont der eigenen Rechte und Traditionen hinweg die Belange des gesamten Staates und die damit verbundene künftige Entwicklung ins Blickfeld rückt. Ähnlich wie der Fürst zu Hohenlohe-Öhringen zeigte sich Graf Ludwig daher überzeugt, daß die standesherrlichen Hoheitsrechte über kurz oder lang vollständig vom souveränen Staat absorbiert würden. Schließlich führte er auch dezidiert standespolitische Argument an: Bereits die meisten Standesherrn sowohl in Hessen-Darmstadt als auch in den übrigen Staaten des Deutschen Bundes hätten mittlerweile auf ihre Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt verzichtet. Diese Rechte könnten demzufolge nicht länger als ein *wesentlicher Standesvorzug erachtet werden*. Dadurch sei ihre konstitutive Bedeutung für die Ebenbürtigkeit mit den souveränen Dynastien und somit für die eigene hochadelige Identität erloschen. Es sei *daher Klugheit angemessen, die verbliebenen Hoheitsrechte jetzt, wo es noch mit Vortheil geschehen kann, dem Staat zu überlassen*.

Empfindlich reagierte Erbprinz Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im Namen seines Vaters, des Fürsten Karl, auf dieses Schreiben<sup>51</sup>. Nicht nur der Vorschlag, vor allem die Argumente des Erbachers nahm er mit äußerstem Widerwillen auf. Für den gerade einmal 32jährigen Erbprinzen war die Mediatisierung immer noch das *schreienste Unrecht*, entsprechend hatte er für die staatstragenden Argumente Erbachs nur Zynismus übrig. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt war für ihn hinter vorgehaltener Hand immer noch ein *Landgraf*, der nur durch

50 Schreiben in StAWt-R Lit A Nr. 685.

51 Schreiben vom 4. 4. 1833 in Staatsarchiv Darmstadt (StADa) F21B Nr. 20/2.

Gewalt und auf Kosten seiner Mitreichsstände aufgestiegen sei. Daher sei man diesem nichts schuldig, am allerwenigsten um der Staatsräson willen. Doch auch in der Sache widersprach der Erbprinz dem Grafen aufs entschiedenste. Es komme für die Standesherrn nicht in Frage, *die spärlichen Ueberbleibsel ihrer angestammten Gewalt über Unterthanen um einige erbärmliche pecuniäre Vortheile dahin zu geben*. Wie bereits der Löwensteiner Graf Johann Karl Ludwig und auch die Hohenloher Fürsten in den 1820er Jahren sah er den Status der standesherrlichen Häuser untrennbar mit den Hoheitsrechten verbunden. Voller Pathos formulierte er: *Wären solche auch weiter Nichts als eine Erinnerung an das alte Verhältnis [zu den Untertanen, H.S.], so müßten sie wie Reliquien aufbewahrt werden*. Pragmatische bzw. finanzielle Gründe hatten seiner Ansicht nach dabei keine Rolle zu spielen. Denn nur so könne *die alte Anhänglichkeit der Unterthanen an ihren angestammten Herrn und das wechselseitige Vertrauen* bewahrt werden. Ähnlich wie der Fürst von Hohenlohe-Jagstberg malte der Erbprinz als Schreckensszenario den Abstieg der ehemaligen Reichsstände über *Quasi-Standesherrn zu persönlichen Gutsbesitzern* und letztlich deren politische *Vernichtung* aus. Daß aufgrund dieser Radikalposition kein Kompromiß zwischen Erbach und Löwenstein möglich war, ist leicht verständlich. Da ein einseitiger Verzicht auf die Hoheitsrechte in einem Kondominatsgebiet nicht möglich war, mußte Graf Ludwig – ob er wollte oder nicht – weiterhin zur Unterhaltung des standesherrlichen Landgerichts beisteuern.

Deutlich wurden aus dem Vorangegangenen zwei unterschiedliche Grundhaltungen, mit denen der hohe Adel auf seine Degradierung reagierte:

Noch ganz auf das traditionelle Adelsbild fixiert zeigten sich die konservativen Vertreter unter den Standesherrn, die deswegen hartnäckig forderten, die verbliebenen Hoheitsrechte beizubehalten. Dafür nahmen sie notfalls auch finanzielle Verluste in Kauf. Eine herausgehobene politische Stellung in den neuen Staaten war in ihren Augen untrennbar mit der direkten Ausübung von Herrschaft über Untertanen verknüpft, wie man sie über Jahrhunderte hinweg ausgeübt hatte. Als immer wiederkehrendes Argument diente dabei die typisch adelige Familientradition, aus der dem Individuum eine grundlegende Verantwortung gegenüber Vorfahren und nachfolgenden Generationen erwuchs und die es letztlich in seinen Entscheidungsspielräumen drastisch einengte. Entscheidungen, wie sie der Verzicht auf die Hoheitsrechte darstellten, bekamen vor diesem Hintergrund eine tiefgreifende Brisanz und waren daher in den Augen dieser Gruppe kaum zu verantworten. Selbst als ihre Gerichts- und Polizeirechte durch die staatlichen Einschränkungen zunehmend inhaltsleer und damit wertlos wurden, forderte der erkonservative Erbprinz Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, diese als *Reliquien* vor sich herzutragen. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß es nicht mehr darum ging, politischen Einfluß auszuüben, sondern um einen äußeren Schein aufrechtzuerhalten, durch den die Öffentlichkeit an die verlorene Stellung des Fürstenhauses erinnert werden sollte.

Dieser radikalen Ansicht stand diametral eine Auffassung gegenüber, wie sie Fürst August von Hohenlohe-Öhringen und Graf Ludwig von Erbach-Schönberg vertraten. Allen traditionellen standespolitischen Argumenten zum Trotz waren sie bereit, sich mit den neuen Gegebenheiten abzufinden, sie kühlen Kopfes zu analysieren und für sich die nötigen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Eine pragmatische Weltsicht war dafür ebenso die Voraussetzung wie die Bereitschaft, von alten Grundfesten adeliger Identität in der herkömmlichen Form Abschied zu nehmen und sie, am Puls der Zeit orientiert, zu erneuern. Dabei waren beide keineswegs gesonnen, die eigene gesellschaftliche und politische Exklusivität ihrer Familien aufzugeben. Nach wie vor galt es, der Bevölkerung als „Herr“ gegenüberzutreten, allerdings nicht mehr basierend auf verblichene Hoheitsrechte, sondern auf ein durch patriarchalisches soziales Engagement und Mäzenatentum und nicht zuletzt durch *reichliche Einkünfte* erneuertes Ansehen. Daß hinter diesen veränderten Handlungsweisen auch weiterhin traditionelle adlige Wertvorstellungen lagen, kann dabei nicht übersehen werden<sup>52</sup>. Die Bevölkerung in den standesherrlichen Besitzungen bestand auch in ihrem Konzept weiterhin aus Untertanen, denen man als wohlmeinender Patriarch gegenüberzutreten hatte, und keinesfalls aus gleichberechtigten mündigen Staatsbürgern.

Die geschilderten Positionen waren unvereinbar miteinander. Ihr extremer Gegensatz zwischen hartnäckigem Beharren auf althergebrachten Rechten und flexibler Reaktion auf neue Gegebenheiten, die beide der Aufrechterhaltung traditioneller Wertvorstellungen dienen sollten, markiert das Dilemma, in dem sich zahlreiche Mitglieder des hohen Adels gefangen sahen. Doch der immer stärker werdende äußere Druck – von Seiten des Staates, von Seiten des expandierenden Bürgertums wie von Seiten der bäuerlichen Grundholden – erschwerte zunehmend die Beibehaltung der traditionell konservativen Position und damit auch die weitere Beibehaltung der Herrschaftsrechte und machte sie schließlich unmöglich.

### Das Ende der adeligen Herrschaft

Die geschilderten Diskussionen geben in ihrer Brisanz nur einen kleinen Ausschnitt der historischen Wirklichkeit. Sie wurden vor allem innerhalb solcher Fürsten- bzw. Grafenhäusern geführt, die in mehrere Linien gespalten waren oder die zu Zeiten des Alten Reiches ihre Besitzungen im Kondominat regiert hatten. Dabei zeichnete sich in erster Linie die ältere Generation unter den Adeligen durch besondere Beharrlichkeit aus, die noch lebendige Erinnerungen an die „gute“ Zeit des Alten Reiches hatte und selbst als Landesherr über Untertanen regiert hatte<sup>53</sup>. Ausnahmen wie der 1802 geborene Löwensteiner Erbprinz Konstantin scheinen diese Regel geradezu zu bestätigen.

52 Vgl. Grillmeyer (wie Anm. 32), S. 118–120.

53 Vgl. Furtwängler (wie Anm. 16), S. 110f.

Denn weitaus kühleren Herzens konnte sich die jüngere Generation von den verbliebenen Hoheitsrechten trennen. Dies zeigt beispielsweise die flexible und realitätsnahe Politik des Fürsten Karl Egon II. von Fürstenberg. Kurz vor seiner Volljährigkeit, 1817, hatte ihm seine Mutter, Fürstin Elisabeth, die Verwaltung der fürstenbergischen Besitzungen mit den bemerkenswert weitsichtigen Worten übergeben: *Die alles zerstörende Hand der Zeit hat manchen Nimbus zerstreut, der Deine Vorältern umgab – ausgelöscht aus der Zahl der Immediaten Reichsfürsten bist Du nunmehr nur ein Gutsbesitzer, wie so viele andre – aber wenn Du auch nicht mehr über Land und Leute gebiehest, so können Dir mehr als 90 Tausend auf Fürstenbergischer Erde gebohrne Menschen darum nicht weniger ein heiliges Erbtheil Deiner Väter sein. Selbst jetzt in Deiner beschränkten Lage noch kömmt Du mit ihnen in Tausenderley Berührungen, wo ihr wohl und weh in Deiner Hand liegt, laß es Deine heiligste Sorge sein, ihnen durch Güte und Liebe zu beweisen, daß das Herz der gütigen Herrn, denen sie ehemals mit voller Seele anhängen, auch in Deinem Busen schlägt und laß' in jeder Gelegenheit, die Dir die Umstände gestatten, sie einen zärtlichen Vater an Dir finden!*<sup>54</sup> Ähnlich wie Fürst August von Hohenlohe-Öhringen erkannte die Fürstenbergerin bereits frühzeitig die Aussichtslosigkeit, an althergebrachten Rechten festzuhalten – man war nicht mehr Herrscher, sondern Gutsbesitzer. Gleichwohl erinnerte sie ihren Sohn an die ihm aus der Geschichte der Familie zugewachsene Rolle, Herr und Vater für die ehemaligen Untertanen zu bleiben und letztlich dadurch den exponierten gesellschaftlichen Status beizubehalten.

Daß der Filius sich die Worte seiner Mutter zu Herzen genommen hatte, zeigte er schon in kurzer Zeit. Er war nicht nur bereit, 1818 eine badische Prinzessin zu heiraten und damit verwandtschaftliche Verbindungen mit der souveränen Dynastie einzugehen, die ihn mediatisiert hatte, auch hinsichtlich der Hoheitsrechte zeigte er frühzeitig, daß er von überkommenen Standesidealen Abschied genommen hatte: *Das Haschen nach Iurisdiktion [...] [ist] ganz die Folge von unklaren Absichten, von Vermengung der gegenwärtigen Verhältnisse mit der vergangenen Zeit, so seine Feststellung 1819*<sup>55</sup>. Entsprechend war er der erste Standesherr in Baden, der 1824/25 auf seine Hoheitsrechte verzichtete.

Sein Beispiel machte Schule. Ihm folgten immer mehr Standesherrn in Baden und auch in Württemberg. Neben der pragmatischen Einsicht, daß die Hoheitsrechte überkommen und letztlich wertlos waren, spielte zunehmend der finanzielle Aspekt eine entscheidende Rolle. Die eigenen Hoheitsbehörden waren unter diesem Gesichtspunkt ein reines Verlustgeschäft<sup>56</sup>. Überdies erwies die Praxis, daß

54 Zitiert aus A. von Platen: Karl Egon II. Fürst zu Fürstenberg (1796–1854). Eine Gedenkschrift, Stuttgart 1954, S. 23 f.

55 Zitiert aus Furtwängler (wie Anm. 16), S. 160.

56 Wohl kaum übertragbar auf den süddeutschen Raum ist daher die Einschätzung von Werthmann (wie Anm. 23), S. 135, derzufolge die Patrimonialgerichtsbarkeit ein einträgliches Geschäft für die Adligen gewesen sein soll. Sie stützt ihre Auffassung im wesentlichen auf Propagandaschriften in Preußen, in denen die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit gefordert wurde.

die Ausübung der Gerichts- und Polizeirechte kaum die damit verbunden Erwartungen in standespolitischer Hinsicht erfüllte<sup>57</sup>. Das patriarchalische Verhältnis zu den Untertanen konnte nicht konserviert werden. Statt dessen war neben dem äußeren Abbau bald auch ein innerer Zerfall der adeligen Herrschaft festzustellen, da die Standesherrn im Zeitalter der Agrarreformen von Seiten der Grundholden nur noch als „lästige Gläubiger“ mit fragwürdigen Sonderrechten wahrgenommen wurden<sup>58</sup>. Eine Aufgabe der Herrschaftsrechte erschien immer mehr Mediatisierten naheliegend, zumal eine solche vom Staat gefördert wurde. Zwar versuchten konservative Standesherrn, den Verzicht als Verrat zu brandmarken – 1827 beispielsweise stellte Graf Bassermann im bayerischen Reichsrat den erfolglosen Antrag, den Grafen von Fugger-Glött aus der Kammer auszuschließen, nachdem dieser seine Gerichtsrechte an den Staat abgetreten hatte – doch mit derlei Aktionen konnten sie den Trend nicht mehr aufhalten<sup>59</sup>. Denn auch der äußere Druck auf die adeligen Gerichtsherrn verschärfte sich in den 1830er und 1840er Jahren. In zahlreichen Propagandaschriften wurde die Legitimität der Hoheitsrechte in Frage gestellt, wurde über ungebildete und ungerechte Richter gespottet und vor allem die unzureichenden materiellen Bedingungen der adeligen Gerichtsbarkeit (Gerichtsgebäude, Gefängnisse etc.) beklagt<sup>60</sup>.

Es blieb der Revolution im Jahre 1848 vorbehalten, mit den Hoheitsrechten des Adels definitiv Schluß zu machen<sup>61</sup>. Verzichtleistungen der Standesherrn einerseits, die Gesetzgebung der Parlamente andererseits beendeten die Herrschaft des Adels über Land und Leute. Eine Restitution nach 1849 fand nicht statt.

Doch aller zuvor gezeichneten Schreckensszenarien zum Trotz, zeigte sich recht bald, daß der hohe Adel durch diesen Verlust keineswegs politisch vernichtet wurde. Denn wieder einmal erwies er sich als „Meister in der Kunst des Mit-der-Zeit-Gehens“<sup>62</sup>. Die meisten Standesherrn stellten sich recht schnell auf ihre Rolle als Großgrundbesitzer, aber auch als Unternehmer ein. Herausragend in dieser Hinsicht war im süddeutschen Raum neben den schon mehrfach erwähnten Fürsten von Hohenlohe-Öhringen vor allem Fürst Karl Egon III. von Fürstenberg, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine Standesherrschaft zu einem regionalen Wirtschaftsimperium modernisierte<sup>63</sup>. Eine zumeist ausreichende finan-

57 Weber (wie Anm. 10), S. 300–319 für die Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und -Jagstberg; vgl. Fürst Karl von Leiningen, der die Errichtung eigener Gerichtsbehörden hinterher als einen *Mißgriff* bezeichnete; Furtwängler (wie Anm. 16), S. 173 f.

58 Von Hippel I (wie Anm. 24), S. 383–408; Zitat von S. 486.

59 Gollwitzer (wie Anm. 15), S. 81.

60 Vgl. Werthmann (wie Anm. 23), S. 75–140.

61 W. Siemann: Die Adelskrise 1848/49, in: E. Fehrenbach (Hrsg.): Adel und Bürgertum in Deutschland 1770–1848 (Schriften des Historischen Kollegs Kolloquien 31), München 1994, S. 231–246.

62 A. J. Mayer: Adelsmacht und Bürgertum. Die Krise der europäischen Gesellschaft 1848–1914, München 1984, S. 18.

63 E. H. Eltz: Die Modernisierung einer Standesherrschaft. Karl Egon III. und das Haus Fürstenberg in den Jahren nach 1848/49, Sigmaringen 1980.

zielle Grundlage dazu boten dem hohen Adel neben den eigenen, häufig sehr umfangreichen Besitzungen vor allem die Ablöseghelder aufgrund der Grundentlastung und Bauernbefreiung<sup>64</sup>.

Die Standesherrn „übernahmen und praktizierten [...] die Regeln des Kapitalismus und der Interessenpolitik, ohne deswegen jedoch in ihrer Weltanschauung, ihrem Auftreten und ihrem Umgang etwas von ihrer aristokratischen Tradition aufzugeben“<sup>65</sup>. Das praktizierte Unternehmertum blieb daher letztlich Mittel zum Zweck. Es bot gewissermaßen die wirtschaftliche Grundlage, um weiterhin einen standesgemäßen Lebensstil zu führen und politischen Einfluß auszuüben, um so aus der Masse der Bevölkerung herausstechen zu können. Die erbliche Mitgliedschaft in den ersten Kammern bot dafür ebenso eine Möglichkeit wie die Privilegierung, der sich der Adel nach wie vor bei Ämterbesetzungen in Verwaltung und Militär erfreuen konnte. Erfolgreiche Politiker aus standesherrlichen Häusern machten daher auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von sich reden – Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst als deutscher Reichskanzler oder Fürst Karl von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg als Mitbegründer des politischen Katholizismus in Deutschland mögen als Beispiele genügen<sup>66</sup>.

Wie sehr die Wertvorstellungen der Standesherrn trotz allen modernen Unternehmertums immer noch von alten aristokratischen Traditionen bestimmt wurden, zeigte nicht zuletzt ihre Heiratspolitik, für die nach wie vor die Ebenbürtigkeit der Partner die entscheidende Meßlatte blieb. Der Anschluß an die souveränen Dynastien wurde gesucht, das Einsickern niederadeliger oder gar bürgerlicher Kreise galt es daher auch weiterhin zu verhindern<sup>67</sup>.

Der Blick in die aktuellen Bände des „Gotha“ macht deutlich, daß diese Gesichtspunkte beim Konnubium der hochadeligen Familien auch heute noch eine gewichtige Rolle spielen. Ein 1998 vor den Bundesgerichtshof ausgefochtener Konflikt um die Enterbung des „unstandesgemäß“ verheirateten Kaiser-Urenkels Friedrich Wilhelm von Preußen gibt ein beredtes Beispiel dafür<sup>68</sup>. Entsprechend geht auch die eingangs zitierte Einschätzung des Regensburger Kulturreferenten Greipl über den Rollenwechsel der Fürstin von Thurn und Taxis von einer „Fürstin“ zu einer „Unternehmerin“ fehl. Die Adaption der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsweise durch den hohen Adel war bereits im 19. Jahrhundert festzustellen – dies gilt in ganz besonderem Maße für das Haus Thurn und Taxis<sup>69</sup>. Daß mit dem Einzug des modernen Managements keineswegs aristokratische Wertvorstellungen über

64 *H. Winkel*: Die Ablösungskapitalien aus der Bauernbefreiung in West- und Süddeutschland. Höhe und Verwendung bei Standes- und Grundherren, Stuttgart 1968.

65 *Mayer* (wie Anm. 62), S. 18.

66 *Gollwitzer* (wie Anm. 15), S. 171–177, 236 ff.

67 *H.-U. Wehler*: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, München 1995, S. 173 f.

68 Vgl. Artikel: Deutscher Erbfolgekrieg, in: *Süddeutsche Zeitung*, 18. 12. 1998.

69 *W. Behringer*: Thurn und Taxis. Die Geschichte ihrer Post und ihres Unternehmens, München 1990, S. 312–330.

Bord geworfen wurden, beweist die Heiratspolitik in diesen Häusern, beweist aber auch die exponierte gesellschaftliche Stellung, die sie nach wie vor in ihren Residenzstädten einnehmen. Auch ihr Auftreten in der Öffentlichkeit und das überaus starke Medieninteresse an ihren Familien entspricht nicht dem Bild eines „normalen“ Unternehmers. Insofern sollte bei der angesprochenen „Teil-Musealisierung“ eines Fürstenhauses der Akzent auf die erste Silbe des Wortes gelegt werden – denn ein Großteil traditionell adeliger Wertvorstellungen und entsprechender Handlungsmaximen ist nach wie vor sehr lebendig.

# “Arm an Geld und noch ärmer an Hoffnungen“. Der Lebenslauf des jüdischen Volksschullehrers Nathan Eduard Sommer aus Ailringen

VON ELMAR WEISS

Eines der vornehmsten Ziele der Judenemanzipation war die Verbesserung der Bildungssituation der jüdischen Kinder, weil man überzeugt war, daß erst die Steigerung des kulturellen Niveaus eine vom Staat gewünschte Assimilation und Integration möglich mache. Schon der Mainzer Kurfürst Friedrich von Erthal, der 1774 an die Regierung kam, erstrebte in seinem aufgeklärt absolutistischen Staatsprogramm die Aktivierung aller gesellschaftlicher Gruppen einschließlich der Randgruppen zum Wohle des Staatsganzen. So sah es in jener Zeit auch der Würzburger Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der von Prof. Dr. Franz Oberthür, einem Dogmatiker, unterstützt wurde. Die Juden sollten animiert werden, die öffentlichen Schulen zu besuchen, was als Grundvoraussetzung für den Abbau der gesellschaftlichen Schranken angesehen wurde.

Erst in den durch die napoleonische Neuordnung entstandenen Staaten wurde das Problem energischer angegangen. Gerade die schulischen Bestrebungen führten aber zu Irritationen. Bisher war die Erziehung der jüdischen Jugend fast ausschließlich innerhalb der jüdischen Gemeinde erfolgt, in der „Judenschul“, die auch meist die Synagoge war. Weitergehendere Ambitionen als der Jugend Hebräisch beizubringen, was sie zum Lesen der Bibel oder zum Memorieren des Gebetbuchs befähigen sollte, und die Kurrentschrift zu üben, hatte man meist nicht. Die jüdischen Kinder wurden auf dem Land von sog. Melamdin – darunter viele aus dem europäischen Osten stammende Wanderlehrer – unterrichtet, die die deutsche Sprache selten richtig beherrschten. So war den meisten fränkischen Juden noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Bildung der christlichen Umwelt fremd. Nach der „Judenschul“, die auch Cheder (Zimmer) genannt wurde, besuchten die Begabteren eine Jeschiwa, eine Art talmudische Hochschule, die von einem berühmten Rabbiner geleitet wurde, um den sich eine Gruppe von Jugendlichen scharte. Von der christlichen Umwelt wurden diese Bildungsstätten kaum oder gar nicht wahrgenommen und finden deshalb auch keinen nennenswerten Niederschlag in den Akten der Dorf- und Stadtarchive oder auch Pfarrarchive, wenn wir einmal von den berühmten Einrichtungen dieser Art wie z. B. der jüdischen Lehranstalt in Fürth absehen. Selbst in jüdischen Quellen sind die auf einen einzelnen Rabbiner fixierten Jeschiwas nur gelegentlich ausführlicher dargestellt.

Als Beispiele mögen die Jeschiwas in Braunsbach, Bödighheim und Merchingen dienen. Innerhalb der süddeutschen Judenheit waren diese zu ihrer Zeit recht bekannte Jeschiwas, an denen zu Beginn des 19. Jahrhunderts Rabbiner Schnaittach in Braunsbach, Rabbiner Gedalja Metz in Bödighheim und Rabbiner Joseph Fulda in Merchingen wirkten. Es ist zu bemerken, daß nicht alle Talmudschüler die Absicht hatten, Rabbiner oder Vorsänger zu werden. Viele waren einfach torabeflissen und wollten „lernen“. Die meisten übernahmen später eine Aufgabe in der jüdischen Heimatgemeinde.

Seit 1811 befaßte sich eine württembergische Regierungskommission mit dem Schulunterricht der jüdischen Kinder, wenn auch ohne Erfolg. Es ist bemerkenswert, daß im Hohenlohischen daraufhin Initiativen ergriffen wurden, um den Judenkindern den Besuch der christlichen Schulen zu erleichtern. Generalsuperintendent Prälat von Abel in Öhringen und Dekan Pröhl in Weikersheim machten diesbezüglich 1812 und 1814 Eingaben an die Regierung. Die treibende Kraft war Hoffaktor Marx Pfeiffer in Weikersheim, der sich bereit erklärte, das Schulgeld für arme jüdische Kinder aufzubringen. Doch weigerten sich die Juden beharrlich, ihre Kinder in christliche Schulen zu schicken<sup>1</sup>. Auch der Bitte Pfeiffers an die Regierung in Stuttgart, seine Glaubensgenossen hierzu nachdrücklich aufzufordern, wurde nicht entsprochen.

1821 aber wurde erneut eine Kommission eingesetzt, die auch „vier angesehene inländische Israeliten“ hören sollte. Zu diesen Juden gehörte auch Hoffaktor Marx Pfeiffer. Er und Rabbiner Adler in Mühringen sowie der Handelsmann Benedikt der Ältere sprachen sich eindeutig dafür aus, für die jüdischen Kinder den Besuch der christlichen Ortsschulen einfach anzuordnen. Sie waren strikt gegen die Errichtung eigener jüdischer Schulen. Judenvorsteher Heß aus Lauchheim hielt dagegen und forderte die Einbeziehung der Meinung der jüdischen Gemeinden zu dieser Frage, was dann auch geschah. Wieder verzögerte sich die Entscheidung.

Allerdings wurde staatlicherseits immer wieder betont, daß die jüdischen Kinder beiderlei Geschlechts vom 6. bis 14. Lebensjahr schulpflichtig seien. Dispens vom christlichen Religionsunterricht wurde jedoch erteilt. Auch die Errichtung eigener jüdischer Schulen wurde auf Kosten der Juden gestattet.

Seit 1826 durch Erlaß bzw. 1828 durch Gesetz wurde im Königreich Württemberg die Ausbildung der jüdischen Kinder der staatlichen Kontrolle unterworfen, unter Ausschaltung des Einflusses der Rabbiner. Das bedeutete das Ende des bisherigen jüdischen Bildungssystems, der Ausbildung in der Judenschule und anschließend in den verschiedenen Talmudschulen. Auch die Ausbildung der Rabbiner und der Vorsänger wurde jetzt staatlicherseits geregelt, so daß überhaupt nicht klar war, welche Funktionen die Schüler der noch existierenden Talmudschulen einmal innerhalb einer jüdischen Gemeinde übernehmen durften.

<sup>1</sup> Aaron Tänzer: Die Geschichte der Juden in Württemberg, Frankfurt 1983 (ND der Ausg. 1937), S. 16.

In vielen jüdischen Gemeinden des Gebiets wurde der Anordnung, daß jüdische Kinder dort, wo es keine israelitischen Volksschulen gab, die christlichen Dorfschulen besuchen sollten, auch weiterhin mit Mißtrauen begegnet. Diese Öffnung wurde von den Landjuden nicht zu unrecht als Bedrohung für ihre Identität angesehen.

Viele Eltern hielten deshalb ihre Kinder lange Zeit vom Schulbesuch ab. Neunkirchen bei Mergentheim ist das positive Gegenbeispiel. In den größeren jüdischen Landgemeinden in Württembergisch Franken wurden fast überall freiwillige jüdische Konfessionsschulen<sup>2</sup> gegründet, die allerdings nach staatlichen Vorgaben und mit staatlich geprüften Lehrern arbeiteten, obwohl sie ausschließlich von der israelitischen Gemeinde errichtet und erhalten werden mußten.

Das setzte auch den Besuch eines staatlichen Lehrerseminars für die angehenden Lehrer voraus. Im Württembergischen war das Evangelische Lehrerseminar in Eßlingen zuständig.

Es gibt auch Beispiele, wo jüdische Eltern zunächst einmal ihre Kinder auf die christlichen Volksschulen schickten, so z. B. in Archshofen. In einem Bericht des evangelischen Pfarrverwesers von 1829 heißt es: *Die Vereinigung der Judenkinder zu Archshofen mit der christlichen Ortsschule hat keinen Anstand gefunden. Die Kinder der Juden besuchen die Schule regelmäßig und nehmen mit Ausnahme des Religionsunterrichts, der ihnen durch jüdische Privatlehrer erteilt wird, an dem ganzen Unterricht teil. Sie bezahlen das nämliche Schulgeld wie die Christen*<sup>3</sup>.

Die optimistische Einschätzung des Pfarrverwesers wurde offensichtlich von der jüdischen Gemeinde Archshofen, wenn überhaupt, nicht lange geteilt. Wie wir von anderen Orten wissen, wurden die jüdischen Kinder nach Meinung ihrer Eltern in den christlichen Volksschulen zu sehr mit christlichem Gedankengut in Verbindung gebracht. So wird es wohl in Archshofen auch gewesen sein.

Hinzukam dort, daß die *Privatlehrer* Hirsch Kohn aus Archshofen und Moses Strauß aus Selzheim in Bayern, die auch nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht die religiöse Unterweisung und die Vorsängerdienste wahrnahmen, nicht die jetzt vom Staat geforderten Prüfungen vorweisen konnten und deshalb nicht mehr israelitische Religionslehre unterrichten durften. Auch Rabbiner Veitel Scheuer durfte nicht weiter als Rabbiner in Archshofen tätig sein, da er die nun für diese Tätigkeit vorgesehene akademische Ausbildung nicht absolviert hatte. In anderen fränkischen Orten war die Situation ähnlich.

1829 stellte jedenfalls die jüdische Gemeinde Archshofen den Antrag, eine israelitische Konfessionsschule einrichten zu dürfen. Dem Antrag wurde stattgegeben. Dem Lehrer der israelitischen Konfessionsschule oblag auch der Vorsängerdienst.

2 Nicht zu verwechseln mit den jüdischen Volksschulen, die seit 1838 von den politischen Gemeinden zu errichten und zu erhalten waren, wenn mindestens 60 Familien der betreffenden Konfession vorhanden waren.

3 Zit. nach *Erich Bauer*: Die Geschichte der jüdischen Minderheit in Archshofen. Zulassungsarbeit zur Fachgruppenprüfung in Geschichte, Ms., 1964.

Damit kamen auf die jüdische Gemeinde beträchtliche finanzielle Belastungen zu. Der erste jüdische Lehrer in Archshofen erhielt 150 fl. im Jahr an Gehalt.

Die Schulaufsicht hatte die Mehrheitskonfession, also der evangelische Pfarrer von Archshofen. Dieser stellte bereits nach dem ersten halben Jahr des Bestehens der Schule dem ersten Lehrer, dem aus Mühringen, Oberamt Horb, stammenden Hirsch Rothschild ein sehr positives Zeugnis aus: *Die Kinder sind schon ziemlich vorgeschritten in der deutschen Sprachlehre und Geographie, sowie im Kopf- und Tafelrechnen neben den andern gewöhnlichen Pensen.* Die Maßnahmen schienen also zu greifen.

Unter den Akten über die israelitische Konfessionsschule in Archshofen findet sich ein ungewöhnlicher handschriftlicher Lebenslauf des jüdischen Lehrers Nathan Eduard Sommer von Ailringen, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Archshofen tätig war. Er beschreibt den Lebensweg eines Juden im Zeitalter der Emanzipation und spiegelt dabei die jüdische Bildungssituation wider<sup>4</sup>. Ungewöhnlich ist dieser Bericht schon wegen der Sprachgewandtheit des Autors und dessen flüssigen Stils, der vielen lateinischen und französischen Redewendungen wegen und erstaunlich wegen des Inhalts. In diesem Lebenslauf zieht der jüdische Dorfschullehrer am Ende seiner Dienstzeit die Summe seines Lebens, über seine Anstrengungen, in der großen Welt sein Glück zu machen, über gebotene und vertane Chancen. Freude und tiefste Enttäuschung kommen zur Sprache. Die Diskrepanz zwischen seinen intellektuellen Möglichkeiten und dem tatsächlich Erreichten erscheint bisweilen recht groß.

Persönliche Belange wie die eigene Familie treten in dieser Bestandsaufnahme zurück; nur Hinweise auf seinen Vater weisen auf enge Familienbande hin. Der Name seiner Frau wird nicht einmal erwähnt.

Auch politische Kommentare fehlen. Die Gesetze der Emanzipation werden nicht einmal andeutungsweise gestreift, geschweige denn kommentiert.

Nathan Eduard Sommer kam am 26. März 1812 im Ailringen<sup>5</sup> im Oberamt Künzelsau zur Welt. Sein Vater Samson Nathan<sup>6</sup>, der wohl um 1770 geboren wurde, war noch deutschherrischer Schutzjude gewesen und hatte die erste Phase der Emanzipation miterlebt. Er war als Schmuser, als Viehmakler tätig und war nach den Worten seines Sohnes *der Vertrauensmann der meisten Landwirthe der Umgegend*, was sicherlich auch zutraf. Er gehörte zu den Dorfjuden, auf die der wirtschaftliche Kreislauf auf dem Land angewiesen war. Reichtümer hat er wie die meisten Schmuser nicht ansammeln können. Von seiner Ehefrau ist nur der Vorname Jendolein bekannt.

4 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL), Bestand FL 200/3: Staatliches Schulamt Bad Mergentheim; 6. 1. 62 Archshofen 1826–1920. Wenn nicht anders vermerkt, sind auch die anderen Archivalien hier zu finden.

5 Ailringen war ein ehemaliges deutschherrisches Dorf. Die jüdische Gemeinde zu Beginn des 19. Jahrhunderts war mit der jüdischen Gemeinde Hohebach verbunden. 1812 lebten dort 25 Juden.

6 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) J 386 Nr. 211 unter dem Trauungseintrag von Nathan Eduard Sommer.

Sein Sohn Nathan Eduard, – man beachte den „christlichen“ Namen Eduard<sup>7</sup>, der einen Hinweis auf die Assimilierwilligkeit der Familie gibt – erlebte die ganze Zeit der juristischen Emanzipation.

Die Juden von Ailringen, Hohebach und Hollenbach entwickelten dank der sich durch die Emanzipation eröffneten Möglichkeiten eine Aktivität, die aus heutiger Sicht ein bemerkenswertes Phänomen darstellt, wobei Hohebach besonders hervorsteicht. In diesem Dorf, das um die Mitte des 19. Jahrhunderts rund 150 jüdische Einwohner aufwies, entstanden u.a. Manufakturenhandlungen, Landesprodukengeschäfte, verschiedene Handlungen und eine Bank. Eine Viehmaklerfirma wurde berühmt wegen des Imports von ungarischen Pferden. Viele Juden dieser Gegend strebten aber weiter hinaus. Mehrere aus Hohebach stammende Juden wurden bedeutende Fabrikanten und Großhändler in Straßburg, München, Stuttgart, Frankfurt und New York<sup>8</sup>.

Im Lebenslauf des Nathan Eduard Sommer erstet vor uns die jüdische Welt auf dem Land, die meist durch die Solidarität der Juden untereinander geprägt ist<sup>9</sup>. Das Verhältnis zur christlichen Umwelt ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts entspannter geworden. Immer wieder wird auch von christlicher Seite ein „friedliches Miteinander“ konstatiert, wenn auch meist mit dem Zusatz „im allgemeinen“ versehen. Man bleibt zwar unter sich, aber die starren Fronten beginnen jetzt doch aufzubrechen.

Mit acht Jahren wird Nathan Eduard 1820 zu dem berühmten Rabbiner Schnaittach, einem *sehr renomirten Rabbinen*<sup>10</sup>, in die Talmudschule nach Braunsbach<sup>11</sup> bei Schwäbisch Hall gegeben. Damals gehörte Braunsbach zum Oberamt Künzelsau. Nathan Eduard durchläuft zunächst den typischen jüdischen Bildungsweg, der nicht nur Ausdruck der religiösen Bildungsbeflissenheit der jüdischen Jugend ist, sondern auch der Bereitschaft, dafür selbst den Schutz der vertrauten dörflichen Umgebung zu verlassen. Auch hier hilft das Zusammengehörigkeitsgefühl weiter. Er wohnte in Braunsbach bei Verwandten; denn auch der Besuch einer Talmud-

7 Normalerweise war der zweite Name der Rufname, so daß die Namenswahl noch auffälliger ist.

8 *Ludwig Eyth*: Chronik des fränkischen Dorfes Hohebach, Stuttgart 1904.

9 Diese Solidarität war damals natürlich nicht nur bei Juden zu finden. Das Zusammengehörigkeitsgefühl war auch unter den Christen stark. Auch sie halfen sich gegenseitig bei Auswanderungen, in fremden Städten etc. Wenn wir von den Auswanderungen absehen, war die Bereitschaft, wegzuziehen, bei Christen erwartungsgemäß geringer als bei Juden.

10 Rabbiner Joseph Schnaittach oder Joseph Meier aus Schnaittach in Mittelfranken, geb. in Fürth 1774, in Schnaittach aufgewachsen, starb in Freudental 1861. In Braunsbach war er nach *Tänzer* (wie Anm. 1), S. 77, Anm. 15 von 1795 bis 1821. Er war hoch gerühmt als Kabbalist und Wundertäter. Kam dann als Rabbiner nach Freudental. Daß er später „Rabbinatsassessor“ genannt wird, weist darauf hin, daß er 1834 als Rabbiner „offiziell“ abberufen werden mußte, da er nicht die von der Behörde vorgeschriebene Ausbildung besaß. Vgl. *Tänzer* (wie Anm. 1), S. 77 ff.

11 Braunsbach war von 1673–1802 würzburgisches Lehen. 1831 waren dort 197 jüdische Einwohner registriert.

schule kostete Geld<sup>12</sup>. Um die religiöse Bildung ihrer Söhne zu ermöglichen, nahmen die fränkischen Juden große Entbehrungen auf sich.

Daneben besuchte Nathan Eduard in Braunsbach die evangelische Volksschule<sup>13</sup>. Der jüdische Junge kam damit stärker mit der christlichen Welt in Berührung. Noch bemerkenswerter erscheint, daß sich in Braunsbach auch eine landsmannschaftliche Solidarität zwischen Christen und Juden zeigt. Die Pfarrhauhalterin des katholischen Pfarrers der erst 1806 gegründeten katholischen Pfarrei Braunsbach stammte aus Ailringen und war dort die Nachbarin gewesen. Diese war für den kleinen jüdischen Jungen eine Anlaufstelle in der Fremde. Auch der katholische Pfarrer nahm sich seiner an und scheute sich nicht, dem offensichtlich begabten jüdischen Jungen wöchentlich einige Stunden Privatunterricht in Latein und Naturkunde zu geben, ohne Bezahlung und ohne Aufforderung. Ein rührendes Beispiel humanitärer Gesinnung, aber auch ein Beleg, daß die Berührungsängste zwischen Christen und Juden geringer geworden waren; denn offensichtlich hatte auch Rabbiner Schnaittach, der doch streng orthodox war, keine Einwände gegen diesen Unterricht und wohl auch nicht gegen den Besuch der evangelischen Volksschule, die den Jungen mit der Welt des Christentums bekanntmachten und ihn mit Wissen in Verbindung brachten, das er auf der Talmudschule nicht erwerben konnte.

Die Beschreibung des Oberamts Künzelsau von 1883 leitet aus dem Zusammenleben von evangelischen und katholischen Christen mit den Juden in der kleinen Dorfgemeinde den mehr „städtisch-kosmopolitischen“ Charakter, die Weltoffenheit der Braunsbacher ab, die sie von den Bewohnern der umliegenden Dörfer unterscheidet. Zwischen den Glaubensgemeinschaften herrschte nach dem Zeugnis des Chronisten der Gemeinde, des evangelischen Pfarrers E. von Heintzeler, stets ein gutes Einvernehmen<sup>14</sup>.

Fünf Jahre (1820–1825) verbrachte Nathan Eduard Sommer in Braunsbach. Dann wurde Rabbiner Schaittach, wie Sommer berichtet, wegen seiner Gelehrsamkeit nach Freudental berufen<sup>15</sup>. Die talmudische Ausbildung für Nathan Eduard war damit allerdings noch nicht abgeschlossen. Er kam *unter die Leitung mehrerer Rabbinen*, wie er schreibt, ohne die Namen zu erwähnen, zuletzt unter die des als großen Talmudisten und Kabbalisten berühmten Joseph Fulda<sup>16</sup> zu Merchingen im Bauland. Die Mittellosigkeit seiner Eltern zwang ihn, nach zwei Jahren seine Stu-

12 Ursprünglich arbeitete der Rabbiner unentgeltlich, da man vom Grundsatz ausging, die Tora müsse kostenlos gelehrt werden. Seit Ende des 14. Jahrhunderts bekam er jedoch einen sog. Ausgleich für Zeitverlust, was einem Gehalt gleichkam. Vgl. Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh/München 1992, S. 381.

13 Eine israelitische Volksschule bestand erst seit 1834 und existierte bis 1923.

14 *Emil von Heintzeler*: Ortsgeschichte von Braunsbach, Ms., im Archiv der Gemeinde Braunsbach. Das „stets gute Einvernehmen“ war ein wenig übertrieben. Als im 18. Jahrhundert in Braunsbach infolge der Veränderung der Herrschaftsverhältnisse immer mehr Katholiken aufzogen, wurde das erwartungsgemäß nicht gern gesehen.

15 Rabbiner Schnaittach unterrichtete Nathan Eduard nicht die ganze Braunsbacher Zeit, da Schnaittach nach Tänzer bereits 1821 nach Freudental ging.

16 Dort war Sommer von 1825–1827.

dien zu beenden und mit 15 Jahren selbst eine Schule zu übernehmen, deren Schüler so alt waren wie er.

Das konnte nicht gut gehen in einer Zeit, in der man im Königreich Württemberg und anderswo begann, rigide Regeln für Staatsexamina aufzustellen. Sommer vermerkt in seinem Lebenslauf nichts über den Erfolg noch den Ort seiner ersten schulischen Bemühungen in einer „Judenschule“.

Wieder nimmt er die Hilfe von Verwandten in Anspruch. Allerdings, jeder muß seinen eigenen Weg machen. Verwandschaftliche oder auch landsmannschaftliche Empfehlungen helfen zwar weiter, aber Almosen gibt es nicht, nur Hilfe zur Selbsthilfe. Ein Bruder seines Vaters lebte damals in Speyer in der Rheinpfalz.

Zu diesem Onkel nahm er nun seine Zuflucht. *Direkte Hilfe konnte ich von ihm, der selbst zahlreiche Familie hatte, nicht erwarten. Aber durch ihn kam ich mit mehreren gutsituierten Familien in Berührung*, vermerkt Sommer in seinem Lebenslauf. Er trat eine Stelle als Hauslehrer an, widmete sich aber gleichzeitig der eigenständigen Erlernung der klassischen Sprachen. Dieser Bildungswille ist beachtlich. Von einem pensionierten Postsekretär, der *zuweilen an geistiger Störung* litt, nahm er zudem Unterricht in neueren Sprachen und bezahlte ihn von seinem durchaus nicht üppigen Salär.

Dies ist eine Phase von großen beruflichen und privaten Hoffnungen. Er wollte die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen. Zwei Frauen wollten ihm hierzu die Mittel zur Verfügung stellen, aber die beiden Damen wurden Opfer einer Blatternepidemie. Wie Sommer selbst konstatiert, sei er durch diesen Tod *in das Nichts zurückgeworfen* worden.

Hinzu kam, daß sein Onkel und zwei seiner Vettern nach Paris zogen. Offensichtlich ging auch Nathan Eduard Sommer mit ihnen. In Frankreich versuchte er sich, wie er schreibt, *in verschiedenen Lebensstellungen, war bald Lehrer, bald Compotist, bald beides in einem und demselben Hause und versuchte mich sogar als Litterat*. In Blamont in Lothringen fand er schließlich eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache am dortigen Collège. Er lernte auch an dieser von Geistlichen geleiteteten Anstalt wie in Braunsbach zunächst eine liberale Atmosphäre unter aufgeschlossenen katholischen Pfarrern kennen, die sich offensichtlich um den jungen Mann bemühten. Er bestand damals in Lunéville die Concursprüfung „Brevêt de capacité“. Als man die Geistlichen versetzte, weil sie zu liberal waren, wurde dem jungen deutschen Juden vom neuen Direktor der Anstalt, einem Anhänger des Regimes von Polignac, gekündigt; er wurde *als Jude ebenfalls entfernt*, wie es im Lebenslauf heißt. Das ist das einzige Mal, wo Sommer Judenfeindlichkeit überhaupt erwähnt. Das ist zumindest bemerkenswert. Er kommentiert allerdings die politischen Ereignisse der Restauration in Frankreich nicht, wie er ja auch nie auf die Emanzipationsgesetze eingeht.

Wieder funktionierte die jüdische Solidarität. Bei der Concursprüfung in Lunéville hatte er die Bekanntschaft eines Juden gemacht, der seinen Onkel im Gefolge von Fürst Wrede kennengelernt hatte, als sie im nordöstlichen Frankreich im Standquartier lagen. Dieser empfahl ihn einem seiner Freunde, einem Kaufmann im ba-

dischen Oberlande in der Nähe von Lahr. Wieder nahm er eine Stelle als Erzieher an und erledigte auch die französische Korrespondenz. Anschließend arbeitete er als Comptorist und Magazinier, schließlich in einem Landesproduktengeschäft in Mainz. In dieses investierte er auch sein ganzes Ersparnis von neun Jahren, in der Hoffnung, wie er selbst erzählt, sein Kapital in kurzer Zeit zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Allerdings waren sein Chef und dessen Partner zu unternehmungslustig, so daß die Firma in Konkurs ging. Er sei damals ärmer als Hiob gewesen, da er arm an Geld und noch ärmer an Hoffnungen gewesen sei.

Die Enttäuschung schwingt noch mit bei der Abfassung des Lebensberichts. Nathan Eduard Sommer scheint bisweilen ein Träumer gewesen zu sein. Sein Unternehmungsgeist war jetzt am Ende, und er ist damals offensichtlich depressiv gewesen. Inzwischen war er 28 Jahre alt und war zu einer für ihn bitteren Beurteilung seines bisherigen Lebens gekommen: *Meine besten Jugendjahre waren in erfolglosen Experimenten um Gründung einer Zukunft geschwunden.*

Hinzukam, daß kurz zuvor seine Mutter gestorben war und sein inzwischen siebzehnjähriger Vater ihn drängte, nach Hause zurückzukehren. Nathan Eduard Sommer war sich der Situation wohl bewußt, was es für ihn bedeuten würde, in ein kleines Bauerndorf mit nur 6 israelitischen Familien zurückzukehren. Letztere Bemerkung gibt einen Hinweis darauf, daß er sich bisher vornehmlich innerhalb jüdischer Kreise bewegt hatte. Was sollte er, fragte er sich nun, nachdem er ein großes Stück der Welt gesehen hatte, dort neu anfangen? Er war mutlos, ohne Energie, glaubte sich außerstande, eine neue Laufbahn zu beginnen, ohne die Hilfe von Verwandten oder *Connexionen*. Der Ton seines Berichts ist, obwohl dieser Jahrzehnte später abgefaßt, noch recht weinerlich gehalten. *Der Arme hat keine Freunde*, heißt es dort bitter. Daß er dennoch in die dörfliche Welt von Ailringen zurückkehrte, kam deshalb eher einem Verzweiflungsakt gleich denn dem Wunsch, sich eine Existenz in der Heimat aufzubauen.

Wie sein Leben durch das Eingreifen des Hollenbacher Lehrers Falk eine überraschende Wendung erfährt, wird von Sommer lang und breit geschildert. Falk, in seiner Lebenstüchtigkeit, seiner Aufgeschlossenheit, mit seiner zupackenden Art und seinem Zitatenschatz an Lebensregeln ein nicht untypischer Volksschullehrer im 19. Jahrhundert, bewog Nathan Eduard Sommer, Lehrer zu werden. Die Schilderung ist jetzt besonders farbig, und man möchte sich wünschen, Sommer hätte alles in dieser Farbigkeit und Ausführlichkeit erzählt, vermittelt er uns doch Szenen aus einer längst untergegangenen Welt, etwa das Fuhrwerk, das die 18 Schulmeister der Gegend an den verschiedenen Orten aufammelt und auf einer holperigen Straße zu einer Bezirkskonferenz in die Amtsstadt Künzelsau bringt, aber auch die Beratungen, die die Konferenz, die von Geistlichen geleitet wird, über ihn anstellt, wie seine zukünftigen Kollegen ihm weiterhelfen und der Weg frei gemacht wird für den Besuch des Lehrerseminars in Eßlingen. Da ist absolut nichts von Distanz gegenüber dem „Juden“ zu spüren, sondern die Hilfsbereitschaft des Pfarrers von Braunsbach, diesmal des evangelischen, ebenso die des Dekans von Künzelsau und der zukünftigen Kollegen.

Bevor Nathan Eduard Sommer tatsächlich 1845 sein Studium am Lehrerseminar in Eßlingen aufnimmt, ist er für eine kurze Zeit als Privatlehrer in Krautheim tätig.

Nach dem Bestehen der Aufnahmeprüfung wurde er zum Eintritt in den zweiten Kursus zugelassen und von allen Realfächern dispensiert. Er konnte wählen, ob er am Seminar ein Jahr als *Anscuttant*, als Selbstzahler ohne Staatsstipendium, oder zwei volle Jahre mit Staatsunterstützung bleiben wollte. Er wählte den schnelleren Weg, da er schon 29 Jahre alt war. Nur ein weiterer Zögling war älter als er. Er fand auch in Eßlingen Verständnis beim Rektor der Anstalt. Aufgrund seiner finanziellen Lage und auch wegen seines Alters konnte er nicht mit seinen viel jüngeren Studiengenossen Ausflüge unternehmen, so daß er sich ganz auf das Studium konzentrierte. Er beschäftigte sich privat mit den Ideen von Jean Jacques Rousseau und las jetzt „Émile“ im Original, während seine jüngeren Studiengenossen sich vergnügten. Die Ernsthaftigkeit seiner Bemühungen blieb auch der Seminarleitung nicht verborgen, man gestattete ihm, in der Stadt Privatstunden zu geben, damit er seine Finanzen aufbessern konnte. Das Wohlwollen zeigte sich auch, als Sommer sein Examen zwar mit „ziemlich gut“ abgeschlossen hatte, aber wegen Stellenmangel keine Stelle bekommen konnte. Wieder gibt Sommer französische Nachhilfestunden, sogar 35 Stunden in der Woche, und wartete auf eine Chance.

Im Spätsommer 1846 wurde ein israelitischer Lehramtskandidat für eine Hauslehrerstelle in München gesucht. Folgen wir der Schilderung Sommers: *Der Herr Rektor ließ mich rufen und proponirte mir den Posten, sagte aber gleichzeitig: „Malen Sie sich das Verhältniß eines Hofmeisters in einem großen Hause nicht gar zu glänzend aus, namentlich in einer Stadt wie München. Sind die Kinder gut erzogen, so fehlt es in einer so volkreichen und so üppigen Hauptstadt auch nicht an guten Bildungsanstalten, wo man seine Kinder, jüngere wie ältere, unterbringen kann; sind sie schlecht erzogen, dann Gnade Gottes mit Ihnen! Sie werden mit allem Fleiße und mit aller Mühe wenig Gutes, noch weniger Dank ernten; es ist viel glänzendes Elend in einer solchen Stellung.“* Er meinte Sommer gegenüber, er könne sich auch mit Privatstunden in Eßlingen halten, bis eine Stelle vakant werde.

Die Einwände konnten Nathan Eduard Sommer nicht abhalten, das in Aussicht stehende 400 fl. fixe Gehalt mit freier Station lockte, da er inzwischen Schulden gemacht hatte. Als Schulamtsverweser hätte er sich mit einem Gehalt von 150 fl. begnügen müssen.

Nathan Eduard Sommer traf im September 1846 in der bayerischen Hauptstadt ein. Seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Ihn erwartete ein zu Reichtum gekommener Jude, der alle Kennzeichen eines Parvenüs zur Schau trug. Dieser wurde auch von seinen Glaubensgenossen verachtet. *Herr Cron entpuppte sich von Tage zu Tage mehr als ein Mensch ohne Religion, ohne Gewissen, das leibhaftige Bild eines Tartuffe und von grassestem Egoismus.* Die von den Münchner Schulen verwiesenen neureichen Flegel, sprich Kinder dieser Familie, hatten schon vor ihm alle Hauslehrer scheitern lassen. Auch wurden von seinem Arbeitgeber die finanziellen Seiten des Vertrags nicht erfüllt. Das ging schließlich so

weit, daß Sommer Reisekosten, Salär und die Kosten für Kost und Logis mit Hilfe eines Rechtsanwalts einklagen mußte.

In München hatte Sommer Kontakt zu Juden aus dem Gebiet um Ailingen, so zur Familie des Hofoptikus Waldstein, der aus Dörzbach stammte, oder zum Rabbinatskandidaten Konreuter, einem geborenen Mergentheimer, dessen Vater dort Rabbiner war. Mit den Zwilling söhnen des verstorbenen Rabbiners Mainzer von Weikersheim wohnte er nach der Aufgabe der Hauslehrerstelle unter einem Dach. Mit den beiden besuchte er Vorlesungen an der Universität, so u.a. Biblische Exegese bei Neumann, Religionsphilosophie bei Kaiser und Geschichte bei dem berühmten Görres. Hier in München zeigt sich noch einmal Sommers beachtlicher Wissensdurst, sein breitgefächertes Interesse, dem jede Kleinkariertheit fremd war. Das waren Eigenschaften, die im späteren Tagesgeschäft nicht immer förderlich waren.

Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich zunächst mit Französischstunden, die er den Kindern des Hausbesitzers gab, dann übernahm er wieder eine Privatlehrerstelle in einem Haushalt mit 8 Kindern. Diesmal hatte er Glück. Die Arbeitsverhältnisse waren recht ansprechend. Dort blieb er zwei Jahre, bis ihn der Ruf der Königlich-Israelitischen Oberkirchenbehörde aus Stuttgart erreichte, die ihm das Vorsängeramt in Laudenbach im Oberamt Mergentheim anbot. Sommer war inzwischen 35 Jahre alt, hatte noch keine eigene Familie und war auch offensichtlich der wechselnden Arbeitsstellen müde. Obwohl sein Münchner Arbeitgeber anbot, so lange zu bleiben, so lange er schulpflichtige Kinder habe, entschied sich Sommer für die sichere Seite. Das ist der eigentliche Wendepunkt seines Lebens. Er nahm dabei auch eine beträchtliche Minderzahlung in Kauf. Er tauchte jetzt in die „Beamtenwelt“ ein. Das bedeutete bisweilen Auseinandersetzungen mit den Gemeindevorstehern und – bei einer Stelle an einer Konfessionsschule – sich herum-schlagen zu müssen um Unterrichtsmaterialien, um Heizkosten, ja nicht selten um das Gehalt selbst. Die Abhängigkeiten, die sich hier ergaben, konnten nicht weniger entmutigend sein, als unter den Bedingungen eines Privatlehrers zu arbeiten.

Davon ist im Lebenslauf nicht die Rede. Die folgenden 30 Jahre werden dort recht summarisch abgehandelt. Es scheint, als ob für ihn das eigentliche Leben jetzt schon zu Ende gegangen sei, ohne Höhepunkte, über die zu berichten sich gelohnt hätte.

Nach einer Odyssee durch Frankreich und Südbaden kehrte er über Mainz, Eßlingen und München endgültig in die fränkische Heimat zurück. Wirkliche Ruhe fand er zunächst auch dort nicht, weil die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rapide zurückgehenden jüdischen Schülerzahlen immer wieder einen Ortswechsel erforderlich machten. Ob ihm die Erfahrungen, die er in der großen Welt gemacht hatte, in der noch von starren Traditionen geprägten dörflichen Welt nützlich waren, ist zu bezweifeln. Ob die Eltern seiner Schüler in der Schule oder Synagoge pädagogische Ideen wie die von Rousseau schätzten, war noch fraglicher. Die Forderung nach „deutscher Ordnung“ sollte ihn von jetzt an begleiten. Auch wirkliche Gesprächspartner für den in der Welt Herumgekommenen gab es auf dem Land selten.

In Laudenbach trat er seine Stelle am 10. November 1847 an und verblieb dort vier Jahre. Von dort aus ging er 1851 für zwei Jahre nach Gerabronn als Schul- und Vorsängeramtsverweser.

Von 1853 bis 1858 wirkte Sommer als Vorsänger in Oedheim im Oberamt Neckar-sulm. Am 12. Oktober 1857 heiratete Nathan Eduard Sommer in der Synagoge in Gerabronn Caroline Aaron, die Tochter des Handelsmanns Aaron Koppel von Gerabronn<sup>17</sup>. Acht Kinder sollte schließlich die Lehrersfamilie haben. Was das bei seinem Gehalt bedeutete, kann man sich vorstellen.

Vom 24. September 1858 bis 1867 war Sommer in Steinbach bei Schwäbisch Hall tätig. Hier zeigte sich, daß die meisten israelitischen Konfessionsschulen auf Dauer nicht zu halten waren. Zuletzt waren es in Steinbach nur noch 5 Kinder, die zu unterrichten waren. Die anderen hatten die Chance ergriffen, das Gymnasium oder andere Schulen in Schwäbisch Hall zu besuchen. 1867 wurde deshalb die israelitische Schule in Steinbach aufgelöst. Sommer blieb offensichtlich weiter in Steinbach als Vorsänger. Da er damals noch nicht pensionsberechtigt war, bewarb er sich aber schließlich 1869 mit Erfolg um die Schul- und Vorsängerstelle in Archshofen im Oberamt Mergentheim. Dort war er von 1869 bis 1879 an der israelitischen Konfessionsschule und Synagoge tätig. Damals (1870) hatte Archshofen 180 jüdische Einwohner. Das war die höchste Zahl, die die dortige jüdische Gemeinde je erreichte, mehr als 30 Prozent Anteil an der Gesamtbevölkerung. Das Bild änderte sich schnell. 1876 zählte man nur noch 118 jüdische Einwohner.

Die israelitische Konfessionsschule in Archshofen war einklassig und hatte im Jahre 1875 immerhin 32 Schüler, 15 Jungen und 17 Mädchen. Das Schulgebäude war ein kleines Haus, in dem sich auch die Wohnung des Lehrers befand. Im Parterre des Hauses war neben dem Schulraum eine heizbare Stube und Kammer und eine Küche für die Lehrersfamilie zu finden. Unter dem Dach gab es noch zwei heizbare Zimmer. In diese beengten Verhältnisse zog Lehrer Sommer mit seiner großen Familie ein.

Es sollte keine glückliche Zeit werden. Schon früh setzten Klagen ein, weil Lehrer Sommer aus gesundheitlichen Gründen bisweilen sein Amt nicht so versehen konnte, wie es die jüdische Gemeinde gerne gesehen hätte. Daneben gab es andere Reibungsflächen.

Ein Beispiel, mit welchen Problemen sich ein Dorfschullehrer im 19. Jahrhundert herumzuschlagen hatte, ergibt sich aus den Akten. Seit 1858 konnte die Fruchtbesoldung, die dem Lehrer zustand, auch in Geldform beansprucht werden. Als 1873 die Pacht für zwölf im Besitz der jüdischen Gemeinde befindlichen Parzellen auslief, forderte das israelitische Kirchenvorsteheramt Lehrer Sommer auf, als Kompetenz für die Fruchtbesoldung, die in Archshofen 50 fl. betrug, diese Güter zur Bearbeitung zu übernehmen. Dieses Ansinnen wurde von Sommer energisch zurückgewiesen, und er wandte sich deswegen auch an das Oberamt in Schulfragen.

17 HStAS J 386 Nr. 211. Caroline Koppel, Tochter des Aaron Koppel, Handelsmann und Frau Zeitel Gertel, geb. Falk, war am 25. 12. 1829 in Gerabronn geboren worden.

Er weist indigniert darauf hin, daß nicht nur die erforderlichen *Ökonomiegelasse* fehlten, sondern daß die Übernahme der Güter ihm nur Verluste bringen würden. Die Stelle sei auch nicht so ausgeschrieben gewesen. Er stehe im 62. Lebensjahr und man könne ihm nicht zumuten, noch Landwirtschaft zu betreiben. Es fehle ihm ohnehin die Zeit, da er ja auch den hebräischen Unterricht zu geben habe, so daß er wöchentlich auf insgesamt 32 Stunden komme. Er bat die Behörde, das Ansinnen der Kirchenvorsteher zurückzuweisen und *nicht an seinen Besoldungsverhältnissen rütteln zu lassen*. Man kann sich Lehrer Sommer in der Tat nicht als Landwirt vorstellen.

Auch sonst ist das Verhältnis zwischen dem Lehrer und den Vorstehern nicht ohne Probleme. Wer das Geld gibt, bestimmt auch, war schon im 19. Jahrhundert die bittere Regel.

Da der Schulinspektor, der evangelische Pfarrer von Archshofen, seine Aufgabe ernstnahm, sind uns Berichte aus den Jahren 1874 und 1876 erhalten, die für uns Nathan Eduard Sommer auch von der Vorgesetztenseite und von seiten der Gemeinde beleuchten. Danach ist es zu *häufigen Klagen über die Nachlässigkeit des Lehrers* gekommen. Man wirft ihm nachlässigen Unterricht vor und daß er im Wirtshaus mit Leuten Karten spiele, mit denen er keinen Umgang haben sollte. Sommer erhielt deshalb und wegen seiner schulischen Arbeit eine Rüge. Seitdem gebe er sich in seinem Beruf alle Mühe und Eifer, was sich 1874 nach Ansicht des Pfarrers positiv ausgewirkt habe. Allerdings werden vom jungen evangelischen Pfarrer Immendorfer *keine gute Methode und keine richtige Disziplin* registriert. Über seinen Lebenswandel seien die Klagen aber gänzlich verstummt, er lebe jetzt still und zurückgezogen.

Die Klagen über den Unterricht setzten wieder ein. In der Gemeinde erwarte man, so heißt es 1876, wenn schon so viel Geld für die Schule ausgegeben werde, *in derselben auch etwas geleistet* werden müsse. So müßten die Hausaufgaben der Kinder nachgesehen und nachgefragt werden, auch müsse auf Pünktlichkeit der Unterweisung geachtet werden.

Die jüdischen Eltern scheinen dem Schulinspektor allerdings nicht im Recht zu sein. Er vermerkt, *je weniger zu Haus von den Eltern geschieht, um so mehr verlangt man von dem Lehrer*. So nähmen die Eltern, so klagt er 1874, ihre schulpflichtigen Kinder auf ihren Reisen, die fünf, sechs oder auch acht bis zehn Tage dauerten, einfach mit. Die Kinder besuchten dann natürlich keine Schule. Zwei Jahre später hat sich letzteres zwar offensichtlich geändert, aber nicht im Sinne eines geregelten Schulbesuchs. *Besonders die rücksichtslose Art, wie die Eltern ihre Kinder mitten im Semester aus der Schule herausnehmen und in eine fremde aufnehmen lassen oder umgekehrt, zeugt von Mißachtung der Schule und ihrer Ordnung*, stellt der Visitator resigniert fest. Vor dem Lehrer habe die Gemeinde sehr wenig Achtung. Dem Lehrer wird auch vom Schulinspektor *unfleißige Amtsführung* attestiert. Allerdings billigt er die Animositäten gegen Lehrer Sommer nicht. 1874 vermerkt er: *Allein der Gesichtspunkt wirkt doch auch bedeutend mit, daß der Lehrer ein armer Mann ist, den diese begüterten jüdischen Familien als tief*

*unter sich stehend betrachten, dessen Armuth sich viele schämen.* Es lasse sich nicht leugnen, schreibt er 1876, daß *diese Geldhertzen* den Lehrer als einen Schuldner tief unter sich stehend ansähen. *Wirklich lächerlich ist es, wenn ihm von der Gemeinde das zum Vorwurf gemacht wird, daß er „einen Handelsgeist“ habe. Als ob das bei einem Juden anders sein könnte?* Recht kritisch setzt sich der Archshofener Pfarrer in beiden Berichten mit der jüdischen Kindererziehung auseinander: *Die Kinderzucht liegt bei den israel. Häusern sehr darnieder; die Schüler und schon die jüngeren Kinder sind ein ausgelassenes zuchtloses Corps, das in der Schule sehr schwer im Zaun zu halten ist. Die Väter sind fast die ganze Woche hindurch vom Hause abwesend u. die Mütter genießen größtenteils sehr wenig Autorität. Zudem wissen die Leute nicht, wie sie ihre Kinder außer der Schulzeit beschäftigen sollen, daher treiben sich letztere beständig spielend auf den Gassen herum und der Müßiggang führt zu vielen Unarten und bösen Streichen*<sup>18</sup>. *Dagegen scheint die ledige Jugend geordneter zu sein. Es treten bei ihnen die spezifischen Züge des jüdischen National Charakters Eitelkeit, Putz- u. Gefallsucht bei dem weiblichen, Gewinnsucht bei dem männlichen Geschlecht bereits in diesen Jahren bestimmter hervor u. bewahren vor anderweitigen Auswüchsen u. Rohheiten, wie sie bei der christlichen Jugend wahrzunehmen sind.* Insgesamt bestätigt allerdings der Pfarrer: *Die Angehörigen beider Religionen leben friedlich miteinander.*

Zu den Personalien des Lehrers vermerkt er, daß Schulmeister Sommer Nathan Eduard verheiratet sei, acht Kinder habe, seit 18. Juni 1869 an der einklassigen Schule in Archshofen tätig sei und 32 wöchentliche Unterrichtsstunden gebe. *Er hat gute Gaben und schöne Kenntnisse, aber nicht viel Lehrgeschick noch einigen Fleiß.* Es könne die Folge häuslicher Verhältnisse sein. 1873 sei die Frau des Lehrers, so vermerkt der Bericht von 1874, bei einem Marktdiebstahl erwischt worden und deshalb vom Oberamtsgericht Mergentheim zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden. Das habe natürlich, wie der Pfarrer konstatiert, auch nicht *die Achtung erhöht.* Oder es sei darauf zurückzuführen, daß Lehrer Sommer früher als Religionslehrer von Steinbach und als Schächter in Hall fast nichts zu tun gehabt habe, oder auch seine Gesundheitsumstände könnten schuld daran sein, Sommer huste immer. Sein Gesundheitszustand sei nicht gut. All das bewirke, *daß er ein gänzlich willensschlaffer verbrauchter vor der Zeit gealterter Mann ist.*

Er besitze keine Autorität, seine Schulzucht sei mittelmäßig. *Allerdings sind die Schüler wie schon oben bemerkt ein von Haus aus ganz ungezogenes Volk, das seine einzige Erziehung allein in der Schule bekommt und deshalb schwer in Zucht zu halten ist.*

18 Daß die jüdischen Kinder auf der Straße spielen konnten und die christlichen Schüler nicht, liegt schon darin begründet, daß die christlichen auf dem Feld mitarbeiten mußten und in der Landwirtschaft eingespannt waren. Diese Freiheit der jüdischen Kinder gab nicht nur in Archshofen Anlaß zum Ärger.

Außerdem versehe er in Archshofen zugleich das Amt des Vorsängers und Schriftführers bei Verhandlungen des israelitischen Vorsteheramtes. Die Noten für Lehrer Sommer fallen gar nicht so schlecht aus. Am stärksten kritisiert wird das Singen.

Man kann dem geistlichen Schulinspektor eine differenzierte Betrachtungsweise der schulischen Verhältnisse in Archshofen nicht absprechen. Dem Lehrer versucht er, gerecht zu werden, er attestiert ihm eine gute Bildung und sucht auch nach Ursachen für dessen Schwierigkeiten mit der jüdischen Gemeinde und den Schülern. Das Besondere des Lehrers spürt er ganz offensichtlich.

Ob er die jüdische Erziehung in den Elternhäusern richtig beurteilt, sei allerdings dahingestellt. Jedenfalls zeigt sich, daß der Pfarrer dieselben Vorurteile wie seine Pfarrkinder hat, wenn er von *Nationalcharakter*, Putzsucht, Gewinnsucht etc. spricht. Daß es sich hier um ein Modernitätsdefizit der christlichen Einwohner handeln könnte, ist ihm nicht bewußt. So konstatiert der Pfarrer auch verwundert, daß er die ledigen jüdischen Heranwachsenden positiver als die christlichen beurteilen muß, ohne nach der Ursache zu fragen.

Von einer wirklichen Achtung der jüdischen Minorität ist auch der Pfarrer noch entfernt, wie man aus seinen Äußerungen unschwer ersehen kann. So registriert er mit Unverständnis, daß ein Mitglied der Ortsschulbehörde seiner Einladung zu einer Sitzung an einem Samstag *aus religiösen Gründen* nicht Folge leistete. Das geringe Verständnis zeigt am deutlichsten eine Feststellung im Bericht von 1874: *Das Fehlen einer wahren und warmen Religiosität macht sich im Geist der Schule in trauriger Weise bemerklich*, wobei der Pfarrer sich hier auf die jüdische Gemeinde insgesamt bezieht.

Glücklich ist Lehrer Nathan Eduard Sommer in Archshofen jedenfalls nicht geworden; vielleicht deshalb auch sein ausführliches Resümee am Ende seiner Archshofener Zeit.

10 Jahre arbeitete er in Archshofen. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich immer mehr, so daß vom 4. Juli 1878 bis 29. Januar 1879 mit Leopold Strauß ein Krankheitsvertreter an der israelitischen Schule Archshofen tätig war. Am 23. April 1879 reichte Nathan Eduard Sommer – 68jährig – bei seiner Behörde ein Gesuch um die Versetzung in den Ruhestand ein. Dieses Gesuch bescherte uns einen Lebenslauf, der uns in die Lage versetzte, die wichtigsten Ereignisse im Leben eines sicherlich außergewöhnlichen jüdischen Volksschullehrers im 19. Jahrhundert wenigstens umrißhaft nachzuzeichnen.

Nathan Eduard Sommer war am Ende seines Lehrerlebens ein kranker Mann. Nach seiner Pensionierung zog er mit seiner Familie nach Niederstetten, wo er bereits am 28. November 1880 verstarb. Er, der 68 Jahre alt geworden war, fand seine letzte Ruhe auf dem Friedhof in Niederstetten.

### Anhang: Curriculum vitae des Schullehrers N. E. Sommer zu Archshofen

Geboren zu Ailringen O/A Künzelsau am 26. März 1812 wurde ich schon nach zurückgelegtem 8t. Lebensjahre zu Verwandten nach Braunsbach, gl. O/A verbracht, um bei dem dortigen damals schon sehr renomirten Rabbinen einen höheren Unterricht zu empfangen. Ich besuchte dort die evang. Volksschule<sup>19</sup>, kam aber häufig in das Haus des kath. Geistlichen, dessen Köchin aus meinem Geburtsort und meine Nachbarin war. Der Herr Pfarrer, ein sehr leutseliger Geistlicher, der aus Liebhaberei sich viel mit Physik und Mechanik befaßte, wollte einige Begabung an mir wahrgenommen haben und opferte mir wöchentlich einige Stunden, in welchen er mich im Lateinischen und in der Naturkunde unterrichtete. Ich blieb daselbst bis nach zurückgelegtem 13. Jahre. Der Rabbinen wurde seiner Gelehrsamkeit wegen auf die Stelle nach Freudenthal berufen; ich kam unter die Leitung mehrerer Rabbinen, zuletzt auch unter die des als großen Talmudisten und Kabbalisten berühmten J. Fulda<sup>20</sup> zu Merchingen in Baden. Die Mittellosigkeit meiner Eltern zwang mich mit 15 Jahren selbst eine Schule zu übernehmen, deren Schüler so alt waren als ich.

Ein Bruder meines Vaters lebte damals in Speier in der Rheinpfalz, wo er sich aus Liebe und Anhänglichkeit an den Fürsten Wrede, k. baier. General und damaligen Präsidenten der Pfalz<sup>21</sup>, den er in verschiedenen Feldzügen als Vertrauensmann begleitet hatte, niedergelassen.

Zu diesem Onkel nahm ich meine Zuflucht. Direkte Hilfe konnte ich von ihm, der selbst zahlreiche Familie hatte, nicht erwarten. Aber durch ihn kam ich mit mehreren gutsituierten Familien in Berührung, trat in eine solche als Hauslehrer, trieb aber mit unermütelichem Eifer Privatsstudien der klassischen Sprachen. Von einem pens. Postsekretär, der zuweilen an geistiger Störung litt, nahm ich Unterricht in neueren Sprachen und zahlte ihn von meiner nicht glänzenden Gage.

Ich strebte nach einem höheren Ziele. Durch eine wissenschaftliche Laufbahn glaubte ich dieses Ziel erringen zu können. Die Mittel hierzu sollten mir aus zarten Händen gereicht werden. Eine Blatternepidemie entriß mir den rettenden Engel und deren Schwester in 10 Tagen und ich stand wieder hoffnungslos, in das Nichts zurückgeworfen.

Zwei Söhne meines Onkels hatten sich in Paris niedergelassen, seine einzige Tochter hatte einen französischen Arzt geheiratet. Mein Onkel zog zu seinen Kindern, nur ich folgte ihm nach, versuchte mich auch in verschiedenen Lebensstellungen, war bald Lehrer, bald Comptorist, bald beides in einem und demselben Hause und versuchte mich sogar als Litterat. In Blamont (in franz. Lothringen) fand ich end-

19 Eine israelitische Volksschule gab es erst 1828.

20 Dort war Sommer von 1825–1827.

21 Am 16. Juni 1801 forderte das kurfürstlich rheinpfälzische General-Landeskommissariat (gez. Freiherr von Wrede) die pfälzischen Ämter (darunter Mosbach und Boxberg) auf, einen ausführlichen Bericht über die Verhältnisse der Judengemeinden einzuschicken, in dem auf die Frage einzugehen wäre, wie die betreffende Judengemeinde veredelt werden könne.

lich eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache am dortigen Collège (Realschule). Unter der Leitung des damaligen Direktors, Abbé Legouton, eines ausgezeichneten Geistlichen und sehr humanen Gelehrten wurde ich erst recht in den Geist der französischen Sprache und Litteratur eingeführt; deßgleichen gab sich ein anderer Lehrer an derselben Anstalt, Abbé Serpet, die Mühe, mich mit dem logischen Verständniß der franz. Grammatik bekannt zu machen, was mir später bei meiner Prüfung bei welcher ich mit Vielen concurrirte, ein sogenanntes Brevêt de capacité erwarb. Abbé Legouton wurde, als zu liberal, als Professor nach Nancy versetzt und ich wurde von dessen Nachfolger, einem Anhänger des Regime unter Polignac<sup>22</sup>, als Jude ebenfalls von meiner Stelle entfernt.

Glücklicherweise wurde ich nicht brodlos, denn während ich bei der Concursprüfung in Luneville war, machte ich die Bekanntschaft eines dortigen Israeliten, der meinen Onkel sehr genau kannte von der Zeit her, als er von 1815–1817 mit den bayerischen Occupationstruppen unter dem Fürsten Wrede im nordöstlichen Frankreich im Standquartier lag. Dieser Herr empfahl mich einem seiner Freunde, einem Kaufmann im badischen Oberlande in der Nähe von Lahr und zwar sollte ich abermals als Erzieher von dessen 4 Kindern erster Ehe und zur Führung seiner Bücher und franz. Correspondenz bei ihm eintreten, was mir sehr erwünscht war, denn ich glaubte meine Kenntnisse der franz. Sprache auf deutschem Boden besser verwerthen zu können. Nach kaum einem halben Jahr gründete der Bruder der Frau 2. Ehe ein eigenes Geschäft, trat bei seinem Schwager aus, ich wurde somit meiner Pflichten als Pädagoge enthoben und wurde für den ausgetretenen Schwager als Comptorist und als Magazinier zugleich installiert. So verblieb ich nahezu 5 Jahre in diesem Hause, bis der verwaiste Neffe und Mündel des Prinzipals das Alter erreicht hatte, als Lehrling aufgenommen zu werden. Ich war das Factotum der ganzen Familie und würde länger in dieser Stellung verblieben sein, war es aber der Ruhe und dem Frieden meines sehr würdigen und hochgeachteten Chefs, der mit seiner 2t Frau keine gute Wahl getroffen hatte, schuldig, daß ich schied und mit Empfehlungen des Prinzipals, abermals als Comptorist, in ein Landesproduktengeschäft nach Mainz ging.

Mein neuer Chef und sein Schwager waren sehr unternehmende Geschäftsleute, waren mit den ersten Häusern des Platzes in Verbindung und übernahmen mit einem dortigen Großhandelshause eine Mehllieferung für ein dort garnisonirendes oestreichisches Artilleriregiment. Ich betheiligte mich bei dem Unternehmen, legte meine Ersparnisse im Geschäfte an, indem ich in kurzer Zeit mein Kapital auf diesem Wege zu verdoppeln, ja selbst zu verdreifachen hoffte, hatte aber die Parabel von der Bäuerin mit den Eiern vergessen. Eines Tages erklärte sich das Großhandelshaus fallirt, riß meinen Prinzipal und seinen Schwager mit ins Verderben, ich

22 Jules Armand, Herzog von Polignac, war an der Verschwörung Cadoudals gegen Bonaparte beteiligt, nach der Restauration Mitglied des ultrareaktionären Zirkels. Für seine eifriges Bemühen um die Stärkung des Katholizismus in Frankreich erhob ihn der Papst 1820 zum römischen Fürsten. 1829 wurde er Ministerpräsident und Außenminister. Er unterzeichnete die ungesetzlichen Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, die zum Ausbruch der Julirevolution führten.

verlor den sauern Schweiß von neun Jahren, ich stand mittellos und ärmer als Hiob, denn ich war arm an Geld, aber ärmer noch an Hoffnungen.

Ich war inzwischen 28 Jahre alt geworden, meine besten Jugendjahre waren in erfolglosen Experimenten um Gründung einer Zukunft geschwunden. Meine Mutter war kurz vor meinem Abgange nach Mainz gestorben, mein Vater ein siecher Greis von 70 Jahren und ebenso mittellos als ich, drängte mich, nach einer Abwesenheit von 11 Jahren in das Vaterhaus zurückzukehren. Was sollte ich, nachdem ich ein großes Stück der Welt gesehen, in einem kleinen Bauerndorfe, wo nur 6 israelit. Familien beginnen? In meinem Alter die Laufbahn von Neuem zu beginnen, ohne Verwandte, die mir unter die Arme gegriffen hätten und ohne Connexionen (der Arme hat keine Freunde) tun. Dennoch zog es mich nach der Heimat, aber ich hatte alle Illusionen und auch die Hoffnung verloren.

Mein Vater, ein Viehmakler, war der Vertrauensmann der meisten Landwirthe der Umgegend, namentlich auch in Hollenbach, O/A Künzelsau, unter Andern auch des dortigen Schullehrers Falk, eines Enkels des vorigen, und pensionirten 30 Jahre als Schullehrer dahier gestandenen Schullehrers Falk. Auf einer Conferenzreise nach Künzelsau besuchte H. Schullehrer Falk von Hollenbach, der selbst ein kleines Gütchen bewirthschaftete, seinen alten Schmuser, meinen Vater. Dieser stellte mich als seinen verlorenen Sohn vor und klagte unsere Noth. Ich wagte es, ihn in kurzer, aber beredter Weise einen Abriß meine seitherigen Lebens zu geben, in welchem ich ihm meine Verzweiflung schilderte. „Was? sagte er, Sie sind noch ein junger Mann und schon so muthlos? Geld verloren ist viel verloren; Kopf verloren Alles verloren! Sie haben Etwas gelernt, sind schon Lehrer gewesen, sind wie mir scheint, Autodidact, haben mit der Welt gelebt und sind dadurch vielseitiger geworden. Ich mache Ihnen den Vorschlag, zu Ihrem ursprünglichen Berufe zurückzugreifen; Sie brauchen ja nicht Theologe zu werden, werden Sie Lehrer, mit einjährigem Aufenthalt im Seminar erreichen Sie sicher Ihren Zweck!“

So sprach der wackere, als erfahrener Schulmann in größeren Kreisen bekannte Freund meines Vaters. Ein neuer Hoffnungsstrahl tauchte in meinem Herzen auf und ich dankte Herrn Falk mit thränenden Augen. „Frische Eier sind gute Eier“, sagte derselbe, als ich ihn eine Strecke nach Hohebach begleitete. „Ich gehe zu einer Conferenz nach Künzelsau. Sie sind bereits anständig gekleidet, ich will das gute Werk gleich heute an Ihnen in's Werk setzen; begleiten Sie mich nach Künzelsau, ich will Sie dem Herrn Dekan vorstellen und Ihre Angelegenheit befürworten, auch den H. Conferenzdirektor Wenzelburger v. Braunsbach werden Sie dabei kennen lernen. In Hohebach bei meinem Collegen Schuler erwarten wir das Fuhrwerk, das die Dörzbacher Collegen bringt, wir und die Hohebacher Collegen sitzen auch auf und fahren zusammen nach Künzelsau, unterwegs können wir noch Manches besprechen.“

Das Dankgefühl hatte mich übermannt; ich fühlte wieder Boden unter den Füßen und fiel dem edlen Manne weinend um den Hals.

Der unebene Boden auf der alten Straße über Weltingsfelden ließ das mit 18 Mann beladene Fuhrwerk nicht so schnell vorwärts kommen als es meine Sehnsucht

wünschen mochte. Die Conferenz hatte bereits begonnen, als wir den Saal zur „Glocke“ betraten und in einer Pause wurde ich dem Herrn Dekan Kranz vorgestellt, deßgleichen dem Herrn Conferenzdirektor, den ich nicht kannte, obgleich ich mehrere Jahre meiner Kindheit in Braunsbach verlebte; in jener Zeit war Herr Wenzelburger noch nicht Pfarrer daselbst.

Am Schlusse der Conferenz sagte mir Herr Schullehrer Falk, daß ich einstweilen einen Imbiß in der Wirthschaft einnehmen möge, man würde meine Angelegenheit vor dem Mittagmahle noch besprechen und mich dann rufen lassen. Ich fand nach einer kleinen halben Stunde den Herrn Dekan Kranz, Herrn Pfarrer Wenzelburger, Herrn Schullehrer Falk und den Herrn Vorsänger Löwenstein, jetzt Vorsänger in Heilbronn damals Schulamtsverweser in Hohebach als kleines Comité in einem Nebenzimmer versammelt, und war ganz glücklich, als der Conferenzdirektor, Herr Pfarrer Wenzelburger mir sagte, daß ich vor allen Dingen eine Vorprüfung bei ihm zu erstehen hätte, und, damit meine Angelegenheit rascher befördert würde, wolle er mir rathen, am selben Tage mit ihm nach Braunsbach zu fahren, wo er mich am andern Morgen gleich vornehmen würde, um meine Befähigung zum Lehrerberufe zu prüfen und zu beurkunden.

Sämtliche Herren nahmen ein warmes Interesse an meinem Schicksale, beglückwünschten mich zum Voraus zum guten Erfolge und wünschten mir, daß die Aufnahme bald erfolgen möge, damit ich noch im Spätjahre in den ersten Cursus eintreten könnte. Die Vorprüfung ging über Erwarten gut, ich stellte mir wenigstens, Gott weiß, welche Schwierigkeiten vor, weil ich nicht Musiker war und bloß als Deletant Einiges für Guittarevortrag, was ziemlich von Statten ging und bloß mein Stimm-Mittel und mein musikalische Gehör bekunden sollte.

Die Aufnahme ließ lange auf sich warten; der halbe Winter 1844/45 ging hierin, während ich mich in dem badischen Städtchen Krautheim a.d. Jagst als Privatlehrer instalirte.

Nach Neujahr 1845 langte ein Schreiben des Königl. Dekanats Künzelsau an mich an, daß ich am 11ten April mich im Amtszimmer des Herrn Seminar-Rektor Dr. Rieke zur Vornahme einer Aufnahmeprüfung einzufinden habe. Dieselbe wurde zur Befriedigung des Herrn Rektor glücklich erstanden; ich ward von demselben von allen Realfächern dispensirt und zum Eintritt in den zweiten Kursus zugelassen, und zwar mit der freien Wahl, ob ich bloß ein Jahr als Anscuttant ohne Staats-Stipendium oder zwei volle Jahre mit Staatsunterstützung in Eßlingen verbleiben wolle. Ich wählte das Erste und trat, nachdem ich mein kleines Muttererbe zusammengerafft am 1ten Mai 1845 ins Seminar zu Eßlingen. Ich war 29 Jahre alt, ein anderer Anscuttant Namens Feucht aber hatte bereits sein 30. Lebensjahr zurückgelegt. Ich fügte mich willig der Hausordnung, wurde aber von Herrn Rektor in vielen Fällen berücksichtigt.

Mein Kassenbestand litt bald an einer gewissen Krankheit; ich war zu alt, um mit meinen viele jüngeren Comilitonen, welche vom Hause aus Zuflüsse aller Art bezogen, Ausgänge und die sehr beliebten Ausflüge zu machen; ich mußte sparen, studirte aber desto fleißiger Pädagogik u. Methodik, und lieferte meine schriftli-

che Aufgaben mit der größten Pünktlichkeit und zur Zufriedenheit sämtlicher Lehrer.

Während meines vielbewegten Lebens im Auslande hatte ich die besten französischen Klassiker gelesen. Der *Émile* von Jean Jacques Rousseau blieb mir unbekannt.

Jetzt wollte ich diesen epochenmachenden humanistischen Reformator der Pädagogik kennen lernen, und ließ mir denselben vom Bibliothekar, Seminarlehrer Lutz (jetzt in Biberach) reichen. Herr Lutz fragte, ob ich die deutsche oder französische Ausgabe wolle; ich wählte natürlich die letztere, denn wer etwas in der Originalsprache lesen kann, mag sich mit keiner Uebersetzung behelfen. Es war an einem Sonntag, die anderen Seminaristen waren mit den Musikgehilfen spazieren gegangen. Ich nahm den *Émile* mit auf's Arbeitszimmer, vertiefte mich in diesen und schlief ein. Der Herr Rektor machte gerade seine gewöhnliche Runde durch die Arbeitsäle und ertappte mich schlafend über der Lektüre des Jean Jacques.

Das absichtliche Rücken einiger Stühle weckte mich; ich fuhr in die Höhe, wollte mich entschuldigen. „Bleiben Sie ruhig“, sagte Herr Dr. Rieke. „ist es aus Langleweiligkeit oder aus Bedürfnis, daß Sie diese Lektüre gewählt haben und sind Sie dieser Sprache mächtig?“ Ich gab die geeignete Erklärung, und der Herr Rektor war so gütig mir zu gestatten, in der Stadt einige Privatstunden zu geben, die mir angeboten waren. Das war eine große Erleichterung für den 29jährigen, dürftigen Anskultanten.

Das Jahr meiner pädagogischen Lehrzeit ging vorüber, ich erlangte beim Entlassungsexamen die Note „z. gut“, konnte aber wegen Mangels an Stellen nicht verwendet werden und blieb in Eßlingen, um die französischen Privatstunden, die ich schon angetreten hatte, fortzusetzen, welche sich bald auf 35 wöchentliche Stunden vermehrten.

Es war im Spätsommer 1846; da gelangte durch den Herrn Dr. med. Dreifuß, Vorstand der israel. Waisenhäuser „Wilhelmspflege“ im Auftrag einer reichen Familie in München die Anfrage an das Seminar-Rektorat, ob nicht einer der israel. Lehramtskandidaten geneigt wäre, einen Posten als Hauslehrer in München anzunehmen, man würde einen solchen, der in neueren Sprachen etwas zu leisten im Stande wäre, den Vorzug geben. Von 4 israel. Lehramtskandidaten war ich der einzige noch in Eßlingen, die andern mit Ausnahme des jetzt in Hall lebenden Rechtsanwalts Hirschmann, der wohl Latein, aber nur sehr wenig französisch verstand, verstanden die andern keine fremde Sprache. Der Herr Rektor ließ mich rufen und proponirte mir den Posten, sagte aber gleichzeitig: „Malen Sie sich das Verhältniß eines Hofmeisters in einem großen Hause nicht gar zu glänzend aus, namentlich in einer Stadt wie München. Sind die Kinder gut erzogen, so fehlt es in einer so volkreichen und so üppigen Hauptstadt auch nicht an guten Bildungsanstalten, wo man seine Kinder, jüngere wie ältere, unterbringen kann; sind sie schlecht erzogen, dann Gnade Gottes mit Ihnen! Sie werden mit allem Fleiße und mit aller Mühe wenig Gutes noch weniger Dank ernten; es ist viel glänzendes Elend in einer solchen Stellung.“ Ich erwiderte: „Herr Rektor, ich habe in mei-

nem Wanderleben 3 mal Gelegenheit gehabt, die Segnungen einer solchen Stellung zu erproben, zwar mehr auf dem Lande in kleineren Städten als in Großstädten; ich möchte doch den Versuch machen, in der Fabrikstadt Eßlingen ist das Leben so theuer als in irgendeiner Metropole.“ „Sie haben, wie ich weiß, zahlreiche Privatstunden hier, die Ihnen anständig honorirt werden; Sie können sich wohl hier halten, bis eine Stelle vakant wird.“

Aber ich war gerade in einem Jahrgang in Eßlingen, in welchem die Lebensmittel eine nur in den dann neuesten, letzten Jahren ähnliche Höhe erreicht hatten; ich hatte bereits einige Schulden, die ich tilgen wollte, bevor mir eine Amtsverweserstelle zugetheilt ward. „Bitte, schlagen Sie mich vor, Herr Rektor!“ sagte ich. „nicht die schöne Hauptstadt Baierns mit ihren Vergnügungen und Kunstschatzen zieht mich an, es sind vielmehr die 400 fl. fixer Gehalt mit freier Station, die anziehen, und von diesem Einkommen kann ich etwas für meinen alten verdienstlosen Vater und für meine jüngeren Geschwister thun und Schulden bezahlen, während ich als Amtsverweser mit 150 fl. Gehalt, von welchen ich mich verköstigen muß, nichts thun kann.“ „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“, sagte der Herr Rektor; „ich werde Sie, wenn Antwort kommt, wieder rufen lassen.“

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Mit einem Vertrag in der Tasche, wozu 25 fl. Reisekostenvergütung stipulirt waren, ging ich, mit Erlaubniß des Königl. evangel. Consistorium und der Königl. israel. Oberkirchenbehörde nach München und traf noch Sept. 1846 dort ein. Mein erster Besuch galt einer mir befreundeten Familie, der des Hofoptikus Waldstein aus Dörzbach, dessen Frau eine intime Freundin meiner verstorbenen Mutter war. Als ich ihnen erklärte, in welcher Eigenschaft und in welcher Familie ich in München eingetreten sei, da malte sich eine förmliche Konsternation auf den Gesichtern meiner beiden Landsleute. „Hätten Sie uns nur Mittheilung gemacht, daß Sie die Stelle in dieser Familie einnehmen wollten, wir hätten Ihnen davon abgerathen“, sagte Frau Waldstein; „trotz der Millionen, welche Herr M. Cron besitzt, mag Niemand mit ihm zu thun haben; die Familie zählt hier nicht zu den Geachteten, vielmehr zu den Geächten!“

Ich fand mich niedergedonnert. Herr Waldstein suchte mich zwar wieder aufzurichten, indem er sagte: „Es sind zwar in einem Jahre 4 Hauslehrer aus der Familie weggegangen, es waren aber auch Subjekte danach; den letzten scheint Herr Cron von der Straße aufgelesen zu haben. Doch kennen wir Sie, daß Sie von anderem Schlage sind, und werden schon mit den Rangen fertig werden. Ob Sie die Eigenheiten des Prinzipals zu ertragen im Stande sind, liegt in Ihrem Charakter.“

Entmuthigt, aber nicht abgeschreckt von dem Gehörten, hatte ich doch zu viel Selbstbewußtsein, auch glaubte ich so in meinen Wanderjahren so viel Erfahrung und Taterwartungen zu haben, um den Schwierigkeiten meiner Stellung die Stirne bieten zu können. Ich trat meinen Posten an. Der Chef des Hauses war auf einer Geschäftsreise abwesend. Die Gattin desselben eine große schlanke Dame im Anfange der 40, gebildet, aber mit leidendem Aussehen hatte ihrem Gatten allein eine Million in die Ehe gebracht und hatte ihm bereits 10 Kinder geboren, wovon mir 6

in Erziehung und Unterricht anvertraut wurden. Das älteste ein Knabe von 14 Jahren, hoch gewachsen, sich schon als Dandy gerierend; das 2t ein Mädchen von 12 Jahren, auf der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau; die Andern, 4 Knaben zwischen 11 und 6 J. Das Mädchen war schon an einem Töchterinstitut und sprach leidlich französisch. Unsere Conversation sollte nur in dieser Sprache geführt werden. Über Allem lag der Hauch einer finsternen Bigotterie verbreitet. Nach Umlauf von 8–10 Tagen kam Herr Cron nach Hause. Seine Erscheinung machte einen widerlichen Eindruck auf mich. Er grüßte mich höflich, und fragte mich, wie es mir in seinem Hause gefiele und wie seine Kinder sich im Unterricht anließen. Ich antwortete auf seine erste Frage, wie zu erwarten; die zweite Frage sehr verfänglich, ließ mein Gewissen nicht anders als nach den Grundsätzen eines Jean Jacques Rousseau beantworten, „En verité avant tout.“ Ich sagte ihm, daß, was Wissen und Können seiner Kinder angehe, meinen Erwartungen nicht entsprochen habe, daß ich aber hoffe, ihnen in allen Fächern bald nachhelfen, wann sie fleißig und folgsam sein wollen. „Mais mes frères ne sont pas dociles, pas du tout“, warf Fräulein Hedwig ungerufen dazwischen. Ich erwartete, daß H Cron sein Töchterchen mit einem Winke zurecht weisen würde, was jedoch nicht geschah.

Schon am andern Morgen kam Herr Cron ins Unterrichtszimmer und legte mir das Programm meiner Pflichten vor. „Sie haben jeden Morgen meine Söhne zur Synagoge zu begleiten u. dort zu beaufsichtigen. Nach dem Frühstück beginnt der Unterricht, deutsch, französisch, hebräisch – täglich 3 Stunden. Nach dem Unterricht begleiten Sie meine Kinder auf ihren Spaziergängen. Bei den Privatstunden, die der Schönschreiblehrer und der Musiklehrer ihnen allabendlich ertheilen, haben Sie dieselben ebenfalls zu überwachen. Auch wünsche ich Einsicht in Ihren Stundenplan zu nehmen.“ Also, vom Morgen bis zum Abend ununterbrochene Arbeit oder Beaufsichtigung; von einer Freistunde für den Lehrer war keine Spur.

Folgenden Tages besuchte mich Herr Rabbinatscandidat Konreuter (ein geborener Mergentheimer, dessen Vater Rabbiner daselbst war), um mich willkommen zu heißen. Er hatte bis zu meiner Ankunft den Kindern des Hauses Religionsunterricht ertheilt. Als ich ihn beim Scheiden die Treppe hinab bis auf die Straße begleitete, sagte er: „Sie wissen also noch nicht, daß Herrn Crons Kinder aus sämtlichen Schulen Münchens ausgewiesen worden sind?“ Erstaunt fragte ich nach der Ursache! „Weil die Lehrer u. die Eltern der Mitschüler die Beispiele von Frechheit und Rohheit nicht mehr länger dulden konnten und wollten.“

Ich hätte dieses Faktum an den Paar Spaziergängen, die ich mit den Knaben machte, errathen können. Statt vor mir gesittet einherzugehen, sprangen sie bald auf das Trottoir der rechten, bald auf der linken Seite, rannten die Spaziergänger um, piffen oder johlten, wie die ausgelassenen Bauernbuben, weder Ermahnungen noch Zurufe fruchteten.

Außerhalb der Stadt trieben sie es noch schlimmer, und als ich bei der Heimkunft Herrn Cron erklärte, mit seinen Kindern nicht mehr spazieren gehen zu können, und daß man sich schämen müsse, züchtigte er sie barbarisch und forderte mich

auf, von meinem Züchtigungsrecht Gebrauch zu machen. Das that ich das nächste Mal, kam aber mit der Frau Mamma in Collision.

Herr Cron entpuppte sich von Tage zu Tage mehr als ein Mensch ohne Religion, ohne Gewissen, das leibhafte Bild eines Tartuffe und von grassestem Egoismus. Anstatt der schriftlich bedungenen 25 fl. Reisekosten wollte er nur 5 fl. endlich 10 fl. zahlen, auch bei einer anderen Gelegenheit, wo es sich um mein Interesse handelte, lernte ich ihn als einen gemeinen Menschen kennen und schließlich erklärte ich ihm, daß ich nun thun müsse wie meine Schicksalsgenossen, meine Vorgänger. Ich ging zur Stadtpolizei, bei welcher er ohnedieß als personna ingrata gekennzeichnet war. Ein Rechtsanwalt stand mir zur Seite, und der Patron wurde in aller Form Rechtens verurtheilt, mir von einem halben Jahr Salaire, Kost und Wohnung zu zahlen nebst der vollen Reiseentschädigung. Me Cron und ihre Tochter Hedwig weinten bitterlich, als ich das Haus verließ.

Ich mietete mir ein Zimmer und für das Mittagessen gab ich den Kindern dieser Familie französische Stunden. Im gleichen Hause wohnten die beiden Zwillingssöhne des verstorbenen Rabbiner Mainzer von Weikersheim. Der Aeltere studirte Jurisprudenz, der jüngere Medicin. (Herr Rechtsanwalt Mainzer in Heilbronn, Herr Dr. med. Mainzer in Stuttgart, früher Oberamtsarzt in Weinsberg.) Mit ihnen besuchte ich nun ebenfalls die Universität, hörte Vorlesungen über Geschichte bei Görres, bibl. Execheze bei Neumann und Religionsphilosophie bei Kaiser.

Schon nach 3 Monaten wurde ich in ein Kaffeehaus bestellt, um einen Herrn dort zu sprechen. Es war Herr Schuhmann, Bruder des dahier verstorbenen Kaufmann S. Welbhäuser. Derselbe wohnte in einem neuen Stattheile, fern vom Centrum der Stadt und proponirte mir die Stelle eines Hauslehrers bei ihm mit demselben Gehalte wie bei M Cron. Ich hatte aber bereits 4 Privatstunden angetreten und wollte diese nicht mehr kündigen, weil das Honorar meine Bedürfnisse vollkommen deckte. Er gestattete mir diese Lektionen fortzusetzen, keinen Tisch bei ihm zu nehmen mit Ausnahme von Sabbat- und Festtagen, wo ich sein Gast sein müsse und räumte mir eine Gartenwohnung ein mit Unterrichts- und Schlafzimmer. Mit der Erziehung hatte ich nichts zu schaffen, aber ich hatte 8 Kinder zu unterrichten. In diesem Hause blieb ich nun volle 2 Jahre, bis eines schönen Morgens ein Dekret der K. israelit. Oberkirchenbehörde auf meinem Bette lag, das mich zum Vorsängeramtsverweser nach Laudenbach, O/A Mergentheim berief. Ich beschloß dem Rufe Folge zu leisten, zum Schrecken meines Prinzipals, der mir anbot, in seiner Familie zu bleiben, so lange er schulpflichtige Kinder habe.

In Laudenbach trat ich meine Stelle am 10t Nov. 1847 an und verblieb daselbst, bis ein Dekret des K. evangel. Consistoriums, mich als Schul- und Vors.Amtsverweser nach Gerabronn wies. Daselbst trat ich in den Ehestand<sup>23</sup> und begleitete die Stelle vom 1t Januar 1851 bis zum 21t Juli 1853, wo ich durch Dekret der K. israeliti.

23 Nach den Unterlagen stimmt der suggerierte Zeitpunkt allerdings nicht. Er heiratete in der Synagoge von Gerabronn erst am 12. Oktober 1857. Vgl. HStAS J 386 Nr. 211.

Oberkirchenbehörde als definitiver Vorsänger in Oedheim, O/A Neckarsulm installirt wurde.

In Oedheim verblieb ich, bis ein Dekret des K. kath. Kirchenraths vom 24t Sept. 1858 mich auf desseitige Schul- und Vorsängerstelle zu Steinbach-Hall berief.

Die Nähe der Stadt Hall mit ihren trefflichen Bildungsanstalten beeinträchtigte meine aus einigen 20 Schülern bestehende Klasse derartig, daß mir, einschließlich meiner eigenen Kinder, nur noch 5 Schüler blieben, und ich beredete die Vorsteher selbst, die Schulstätte aufzulösen, was auch im Herbst 1867 geschah.

Ich hatte bereits 11 Jahre meine Beiträge zur Schullehrer-Pension- und Wittwenkasse geleistet und wollte mich nicht mehr mit einem bloßen Religions- u. Vorsängerdienst begnügen, der damals noch nicht pensionsberechtigt war. Ich bewarb mich also um die hiesige Schul- u. Vorsängerstelle, welche im Schulwochenblatt N=9 vom 6t März 1869 ausgeschrieben war und wurde mir dieselbe durch Dekret des Königl. evangel. Consistorium unterm 15t Mai 1869 übertragen.

Seit dem 15. Juni 1869 bin ich auf dieser Stelle, bin durch körperliches Gebrechen dienstuntüchtig geworden, und stehe ich in meinem 68 Lebensjahre, und darf also meiner Versetzung im Ruhestand entgegen sehen.

Archshofen 23t April 1879

Nathan Eduard Sommer

Schullehrer & Vorsänger



# Die anonyme Gouache „Herzog Paul von Württemberg bei den Indianern“ und die neuentdeckte Lithographie „Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823. Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“ nach einer Zeichnung des Herzogs

VON MONIKA FIRLA

## 1. Vorbemerkung

Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) darf wissenschaftsgeschichtlich betrachtet als eine der interessantesten Persönlichkeiten Württembergisch Frankens gelten. In seinem Mergentheimer Apanageschloß richtete er ab 1828 das zu seiner Zeit wohl größte Privatmuseum des deutschsprachigen Raumes ein. Neben naturhistorischen Abteilungen beherbergte es auch einen reichen ethnographischen Bestand<sup>1</sup>. Wesentlich erschwert wird die Erforschung des herzoglichen Lebenswerkes durch den Umstand, daß man die Sammlungen Paul Wilhelms von Württemberg nach seinem Tod zerstreute und sein schriftlicher Nachlaß in der damaligen Württembergischen Staatsbibliothek 1944 fast vollständig verbrannte<sup>2</sup>. Doch läßt sich immer wieder auch auf bisher kaum Beachtetes und Neuentdecktes zurückgreifen<sup>3</sup>, wie im folgenden ein weiteres Mal zum Ausdruck kommen soll. Im vorliegenden Fall gilt dies für eine Gouache aus dem Bestand des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim und eine Lithographie aus Privatbesitz im Raum Stuttgart. Beide Stücke ergänzen sich und werfen doch eine Reihe ungeklär-

1 M. Firla: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) – Facetten seines Lebens, in: WFr 82 (1998), S. 181–198, hier S. 189 f.

2 Firla (wie Anm. 1), S. 194 f.

3 Zum ethnographischen Sammlungsbestand siehe W. Krickeberg: Ältere Ethnographica aus Nordamerika im Berliner Museum für Völkerkunde, Berlin 1954; P. Gibbs: Duke Paul Wilhelm Collection in the British Museum, in: American Indian Art Magazine 7 (1982), S. 52–61; A. Schulze-Thulin: Indianer der Prärien und Plains. Reisen und Sammlungen des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg (1822–24) und des Prinzen Maximilian zu Wied (1832–34) im Linden-Museum Stuttgart, Stuttgart 1987; M. Firla, H. Forkl: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (1797–1860) und Afrika (Sudan, Äthiopien, Kanuri und Afroamerika), in: Tribus 47 (1998), S. 57–95, hier s. 69 f.; K. Klann: Die Sammlung indianischer Ethnographica aus Nordamerika des Herzog Friedrich Paul Wilhelm von Württemberg, Wyk auf Föhr 1999.

ter Fragen auf, die – wie so oft – die Erforschung von Leben und Werk des Herzogs so überaus reizvoll gestalten.

## 2. Die anonyme Gouache „Herzog Paul von Württemberg bei den Indianern“ im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim

Im Herzog-Paul-Wilhelm-von-Württemberg-Gedenkraum des Deutschordensmuseums Bad Mergentheim hängt eine anonyme, polychrome Gouache mit dem Titel „Herzog Paul von Württemberg bei den Indianern“<sup>4</sup>. Dargestellt ist ein Indianerlager unter Bäumen und seine Bewohner, in deren Mitte der Herzog mit vier Indianern im Gespräch am Boden lagert. Außer dem Herzog tragen noch vier weitere Männer europäische Kleidung. Der Bärtige zu seiner Linken fungiert offenkundig gestikulierend als Übersetzer. Links vorne scheint eine Frau ein Stück Gewebe oder Leder zu bearbeiten (Abb. 1). Die Gouache wurde der Stadt Bad Mergentheim am 14. 10. 1957 von Dr. Karl Stützle (gest. 1961) aus Anlaß seiner Ernennung zum Ehrenbürger geschenkt<sup>5</sup>, gelangte als Dauerleihgabe am 3. 9. 1958 zunächst in das damalige Bezirksheimatmuseum und in der Folge in das Deutschordensmuseum<sup>6</sup>. Als vermutlichen Künstler nennt das Inventarblatt zur Gouache (Josef Ludwig) Roßhirt (geb. 1819 in Mergentheim)<sup>7</sup>, wohl deshalb, weil er zu dem bis heute unveröffentlichten Atlas, den der Herzog im Anschluß an seine Sudanreise (1839–1840) zusammenstellte, die meisten Aquarelle beisteuerte<sup>8</sup>.

Dr. Karl Stützle hatte die Gouache von Frau Mathilde Swabeck nach dem Tod ihres Mannes in den dreißiger Jahren zum Dank für die ärztliche Betreuung erhalten<sup>9</sup>. M. Swabeck arbeitete drei Jahrzehnte als Köchin im Haus der Eltern Dr. K. Stützles. Und ihr Ehemann Paul (Schneidermeister) war in erster Ehe mit einer verwitweten Hebamme namens Schwethelm verheiratet, die mit ihrem ersten Ehemann im selben Haus (Nonnengasse 18) gewohnt hatte wie ihr zweiter Gatte. Dort wiederum hatte im 19. Jahrhundert (Eva) Franziska Dermühl, verh. Koch, mit ih-

4 Inv.-Nr. 2533a, 17,4 x 23,5 cm.

5 Deutschordensmuseum Bad Mergentheim/Archiv, Frau Gertrud Nahrath (Tochter Dr. Karl Stützles) an das Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, 23. 6. 1997.

6 Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, Inventarblatt (mit Beilagen) für Inv.-Nr. 2533a und 2533b.

7 Ebd.

8 Der Großfolioband befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart (WLB) unter der Signatur Cod. med. fol. 55. Er trägt als Titel auf dem Einband *S. K. H. Herzog Paul Wilhelm von Württemberg. Naturhistorischer Atlas. I. Africanische Section*. Im Zettelkatalog der Handschriftenabteilung ist er zu finden unter *Paul von Württemberg, Aquarellierte Tier- und Pflanzenzeichnungen von Josef Ludwig Roßhirt. Um 1843*. Im Repertorium für die Bestände „Cod. med. et phys.“ ist er verzeichnet unter *Josef Ludwig Roßhirt, Aquarellierte Tier- und Pflanzenzeichnungen [...] um 1843*. In diesem Eintrag findet sich auch der Hinweis auf weitere Künstler, die zusätzlich Aquarelle beisteuerten. Zur Sudanreise siehe auch *Firla, Forkl* (wie Anm. 3), S. 61 ff.

9 Briefl. Mitteilung von Frau Gertrud Nahrath (Tochter Dr. K. Stützles), Detmold, undatiert (Juli 1999), an mich.



Abb. 1 Anonym (bisher vermutet: Josef Ludwig Roßhirt; nun vermutet: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg, mit zusätzlichen Kolorierungen von fremder Hand): „Herzog Paul Wilhelm von Württemberg bei den Indianern“, Gouache auf Papier; 2. Viertel 19. Jh.; Deutschordensmuseum Bad Mergentheim Inv. – Nr. 2533a, 54 x 65 cm (Photo: Pohl). Zur tatsächlich dargestellten Szene siehe Abb. 5.

rem Mann (ebenfalls Schneidermeister) gelebt<sup>10</sup>. E. F. Dermühl war die Mutter der illegitimen Herzogstochter Pauline (geb. 1836)<sup>11</sup>. Ob die Gouache jedoch aus deren Besitz stammte, muß bis auf weiteres offenbleiben.

Der künstlerische Wert des Blattes in seinem heutigen Zustand ist zweifelhaft. Die Vorzeichnung stammt sichtbar von einem Laien, und sie erhielt offenkundig Kolorierungen in mehreren Etappen, zuletzt mit Deckweiß und Wasserfarben, die Deckweiß enthielten. Der ursprüngliche Zeichner, der vermutlich auch die erste Kolorierung vornahm (Flora, Fauna, unbedeckte Körperpartien, Zelte, Waffen, teilweise Kleidung der Figuren 5, 11, 14, 15, 17, 21; Abb. 1 und 2) bemühte sich offenkundig um eine gewisse Authentizität. Dies zeigt am deutlichsten die Ausfüh-

10 Deutschordensmuseum Bad Mergentheim (wie Anm. 5).

11 *Firla* (wie Anm. 1) S. 188.

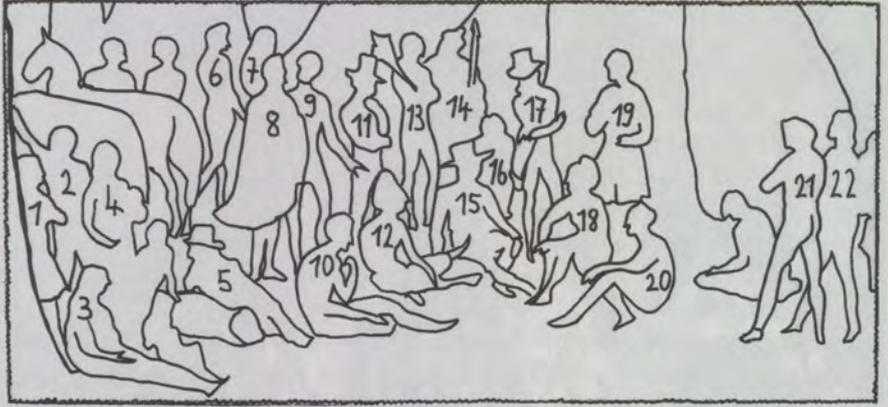


Abb. 2 Personenschema (Zeichnung: Monika Firla).



Abb. 3 Wie Abb. 1, Detail: Gewehrkolbenkeule von Fig. 13, Seitentasche von Fig. 17.

rung der sog. Gewehrkolbenkeule von Figur 13, die allerdings durch einen verwischten Deckweißtropfen entsteht ist (Abb. 3). Vergleicht man diese Waffe mit der Zeichnung eines heute leider verschollenen Exemplars aus der herzoglichen Sammlung<sup>12</sup>, dann lassen sich Übereinstimmungen bis auf die Verzierung durch Messing-Ziernägel feststellen. Auch die fein unterschiedenen Grüntöne (Grasbewuchs im Bildzentrum, Hutband von Figur 11, Jägerkleidung des Herzogs, Oberhemd von Figur 17) und die sorgfältige Kolorierung des Dekors auf der Seitentasche von Figur 17 (Abb. 3) verraten eine dokumentarisch ambitionierte Hand. Hierzu im Widerspruch steht allerdings die Kolorierung der linken Schulter- und Rückenpartie von Figur 7 in exakt derselben Farbe des Baumes, auf den sie zugeht, und die Tatsache, daß sich der grüne Rasen, auf dem Figur 8 und 9 stehen, unmittelbar hinter diesen in der Form eines Termitenhügels in die Höhe fortsetzt. An dieser Stelle wäre vielmehr die dem großen Baum entsprechende Farbe zu erwarten, vor dem die beiden Figuren stehen.

Eine weitere Kolorierung erfuhr die Gouache zweifellos von anderer Hand unter Verwendung von mit Deckweiß gemischten Wasserfarben und Deckweiß selbst. Außer diesem Weiß bestehen die Farben aus einem einheitlichen Rot und Blau, vor allem für die Schurze der Männer und Röcke der Frauen. Groteskerweise erhielt Figur 11 im Zuge dieser zweiten Kolorierung über der befransten (Leder-) Hose noch eine kurze Hose in Blau mit weißer Seitenpaspel nach Art von Sportshorts. Angesichts einer solchen ‚Verschönerung‘ und der phantasielos eintönigen Rot-Blau-Weiß-Kolorierung läßt sich wohl mit einiger Berechtigung auf einen jugendlichen ‚Kunstfreund‘ schließen, der die Gouache nachträglich ‚vervollkommen‘ wollte. Offenkundig hatte man das Blatt vor seiner heutigen Rahmung mit Reißzwecken an die Wand geheftet, da es an jeder seiner Ecken ein Loch aufweist. Mehrere Verunreinigungen und eine Beschädigung schließlich mußte sie ebenfalls hinnehmen. So finden sich punktförmige Partikel nahe der Stelle, wo sich die Hinterbeine der beiden Pferde (links im Bild) berühren, auf der Schnittstelle des liegenden Baumstumpfes (rechts vorne im Bild) und im oberen Drittel des ersten Zeltes von rechts. Spuren von Wasser schließlich sind am unteren Bildrand erkennbar, die sich teilweise bis zu Figur 10 und 18 fortsetzen. Vermutlich waren sie die Folge eines umgefallenen Wassertiegels bei der zweiten Kolorierung durch den mutmaßlichen Jugendlichen.

Nicht zuletzt diese Spuren ermöglichen es, eine Reproduktion in Hebard aus dem Jahr 1933<sup>13</sup> als diejenige genau dieses Exemplares der Gouache zu identifizieren, die sich heute im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim befindet (Abb. 4). Wir erkennen dieselben Wasserflecken und Verunreinigungen. Einige Kolorierungen fehlen hier noch, wie sich trotz der lediglich in schwarz-weiß reproduzierten Dar-

12 Vgl. Klann (wie Anm. 3), S. 71 Abb.

13 G. R. Hebard: *Sacajawea. A guide and interpreter of the Lewis and Clark expedition, with an account of the travels of Toussaint Charbonneau and of Jean Baptiste, the expedition papoose*, Glendale, Calif. 1933, S. 141.



PRINCE PAUL, BAPTISTE, AND THE INDIANS

From an original painting by Möllhausen in Stuttgart, Germany; never before reproduced. Prince Paul, in dark clothing, is seated facing Baptiste, the Indian wearing roached hair, and holding a long pipe in his hand.

Abb. 4 Reproduktion von Abb. 1 in Hebard (wie Anm. 13, S. 149).

stellung deutlich zeigt. Denn vor allem die grotesken Sportshorts über der Lederhose von Figur 11 sind hier noch nicht vorhanden.

Die Bildlegende zu dieser 1933 publizierten Abbildung lautet:

„PRINCE PAUL, BAPTISTE, AND THE INDIANS

From an original painting by Möllhausen in Stuttgart, Germany; never before reproduced. Prince Paul, in dark clothing, is seated facing Baptiste, the Indian wearing roached hair, and holding a long pipe in his hand.“<sup>14</sup>

Dem Bildnachweis ist noch zu entnehmen: „Located and photographed for the author by Friedrich Bauser, 1930“<sup>15</sup>.

Friedrich Bauser (gest. 1936), ein Stuttgarter Historiker und Archivar, hatte im Auftrag von Grace Raymond Hebard den damals in der Württembergischen Staatsbibliothek Stuttgart noch vorhandenen Nachlaß des Herzogs gesichtet, um Hinweise auf Baptiste Charbonneau zu finden. Charbonneau (geb. 11. 2. 1805) war der Sohn der berühmten Schoschonen-Indianerin, Dolmetscherin und Expeditionsbegleiterin Sacajawea und ihres franko-amerikanischen Ehemannes, Jägers und Dolmet-

14 Ebd., S. 141.

15 Ebd., S. 12.

schers Toussaint Charbonneau<sup>16</sup>. Der Herzog hatte Baptiste im Juni 1823 im Gebiet des heutigen Kansas City, Miss. kennengelernt<sup>17</sup>, mit nach Europa genommen<sup>18</sup> und 1829 bei seiner zweiten Amerikareise wieder in dessen Heimat gebracht<sup>19</sup>, wo er in der Folge ebenfalls als Dolmetscher und Expeditionsbegleiter lebte<sup>20</sup>. Da Hebard an einer Monographie über Sacajawea arbeitete<sup>21</sup>, interessierte sie sich natürlich auch für deren Sohn, der einige Jahre mit dem Herzog in Europa verbracht hatte.

Ein Deutschamerikaner wiederum hatte 1927 bei einem Heimatbesuch in einer Stuttgarter Schule ein angebliches Ölgemälde gesehen, das den Herzog in Gesellschaft B. Charbonneaus darstellte, und Hebard davon berichtet. Dieses Gemälde suchte Bauser dann in Hebard's Auftrag, ohne es jedoch jemals in der württembergischen Hauptstadt zu finden<sup>22</sup>. Seine Suche führte ihn offenkundig bis nach Mergentheim, wo der Herzog gelebt und auch B. Charbonneau sich einige Zeit aufgehalten hatte<sup>23</sup>. Fündig wurde Bauser dort im Jahr 1930 bei der oben schon erwähnten Familie Swabeck<sup>24</sup>. Bei ihr muß er die heute im Deutschordensmuseum be-

16 Ebd., S. 50.

17 Der Bericht über die erste Amerikareise (1822–1824) des Herzogs wurde zu seinen Lebzeiten in einer unvollständigen und einer vollständigen Ausgabe publiziert. Es handelt sich um *F. P. W. von Württemberg: Reise in Nordamerika während den Jahren 1822, 1823 und 1824, Mergentheim 1828*. Diese Ausgabe endet mit Kap. 8. Die vollständige Ausgabe findet sich als *P. W. von Württemberg: Erste Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824, Stuttgart 1835*. Sie enthält 12 Kapitel. Als Neuausgabe erschien *P. W. von Württemberg: Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822 bis 1824*. [Mit einer Einführung von Siegfried Augustin], München o. J. [1978]. In dieser Ausgabe wurde allerdings der Titel verändert (Streichung von „Erste“) und Zusätze etc. stillschweigend eingefügt, so daß man sie mit der von 1835 stets vergleichen sollte. Aus Gründen der besseren Zugänglichkeit zitiere ich im folgenden nach Möglichkeit aus der Ausgabe von 1978. In den USA erschien schließlich eine Übersetzung des Reiseberichts ins Englische. Es handelt sich um *P. W. of Württemberg: Travels in North America 1822–1824*. Transl. By *W. R. Nitske*. Ed. By *S. Lottinville*, Norman, Okla. 1973. Diese Ausgabe ist die einzige historisch-kritische und sollte stets mitbenutzt werden. Zur Begegnung des Herzogs mit B. Charbonneau siehe v. *Württemberg* (wie oben Ausgabe 1978, S. 283). Der Herzog gibt Charbonneaus Alter irrtümlich mit 16 Jahren an.

18 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 411.

19 *Hebard* (wie Anm. 13), S. 123.

20 Ebd., S. 135–148.

21 Ebd., S. 18.

22 Ebd., S. 134.

23 Unter anderem wurde er dort 1829 Vater eines unehelichen, bald wieder verstorbenen Sohnes; siehe hierzu *M. Firla: Johann Alvarado (1815–41), ein mexikanischer Kammerdiener Herzog Paul Wilhelms von Württemberg in Mergentheim*, in: *WFr* 83 (1999), S. 248 Anm. 3.

24 Dies geht hervor aus einem Brief (6. 7. 1930) Bausers an den mutmaßlichen, damaligen Mergentheimer Stadtarchivar (StadtA Bad Merg Rep. 6d). Dort erklärt er: *Von seiner ersten Reise brachte der Herzog einen 18jährigen Jüngling [...] mit, Baptiste Charbonneau [...]. Der Junge hat längere Zeit in Mergentheim gelebt und es existiert ein Bild von ihm mit dem Herzog, nach dem ich [...] schon lange vergeblich suche. Das Bild soll in einer Schule sein; vielleicht in dortigen Progymnasium oder Oberrealschule. Schloß? [...] Ich habe nur] ein Glasgemälde bei Herrn Schneidermeister Swabeck entdeckt, darstellend den Herzog mit einer Gruppe Indianer, sonst aber weiteres nicht in Erfahrung bringen können.* Für die Auffindung dieses Briefes und die Zusendung einer Kopie danke ich ganz herzlich Frau Rosemarie Volz und Frau Margit Kroboth / Stadtarchiv Bad Mergentheim.

findliche Gouache dann auch fotografiert haben. Denn daß es sich um dasselbe Blatt handelt, zeigt sich, wie bereits bemerkt, an den identischen Verunreinigungen bzw. Schäden.

Die oben zitierte Bildlegende der Reproduktion von 1933 lokalisiert die Gouache irrtümlich in Stuttgart und schreibt sie (Balduin) Möllhausen (1825–1905) zu, vermutlich deshalb, weil die beiden anderen von Bauser fotografierten und an Hebard übermittelten Reproduktionsvorlagen tatsächlich aus dem Stuttgarter Nachlaß und von Möllhausens Hand stammten. Sie weisen ohne Zweifel einen ganz anderen Stil auf als die Gouache und tragen auch die für Möllhausen charakteristische Signierung<sup>25</sup>. Möllhausen begleitete den Herzog 1851 einige Zeit auf dessen dritter Amerikareise<sup>26</sup> und entwickelte sich in der Folge zu einem erfolgreichen Schriftsteller<sup>27</sup>. Er tat sich auch als Zeichner hervor und fertigte für den Herzog eine nicht unbedeutende Anzahl von Blättern<sup>28</sup>. Aber die Gouache verrät eindeutig nicht seine Hand. Der bei Hebard angegebene Titel „Prince Paul, Baptiste, and the Indians“ dürfte auf eine Formulierung Bausers zurückgehen. Er muß ihn dann von Familie Swabeck in Mergentheim übernommen haben, die zweifellos ebenfalls die Beschreibung beigesteuert hat, nach der der links vom Herzog sitzende Indianer mit Pfeife jenen Baptiste Charbonneau repräsentieren soll.

Die Reproduktion bei Hebard zeigt – dies wird auch auf dieser Schwarz-Weiß-Wiedergabe deutlich – einige dunkel erscheinende Kolorierungen noch nicht. So fehlten unter anderem die grotesken (blauen) Sportshorts über der befransten (Leder-)Hose von Figur 11, die dunkle Kolorierung der Lendenschurze von Figur 2, 6, 13 und 22 und der Röcke von Figur 3 und 4. Da die Gouache im Hause Dr. Stützel aber „sicher nicht verändert und koloriert“ wurde<sup>29</sup>, müssen diese ‚Verschönerungen‘ alle noch im Haushalt der Familie Swabeck stattgefunden haben – möglicherweise kurz nachdem Bauser das Blatt dort 1930 fotografiert hatte.

Ein weiteres Mal kam die Gouache 1973 zur Schwarz-Weiß-Reproduktion. Damals gehörte sie bereits der Stadt Bad Mergentheim. Die Bildlegende lautet nun: „Sioux Camp, watercolor, probably by Rosshirt from suggestions by Duke Paul of Württemberg“, und sie zeigt dieselbe Kolorierung wie heute<sup>30</sup>. Während die Nennung Rosshirts als Künstler zeifellos auf das museumseigene Katalogblatt zurückgeht, bleibt die Herkunft der Bezeichnung „Sioux Camp“ ungeklärt.

25 Vgl. *Hebard* (wie Anm. 13), S. 12, 131, 189.

26 *A. Graf*: *Der Tod der Wölfe. Das abenteuerliche und das bürgerliche Leben des Romanschriftstellers und Amerikareisenden Balduin Möllhausen (1825–1905)*, Berlin 1991, S. 67ff.

27 *Ebd.*, passim.

28 *Hebard* (wie Anm. 13), S. 131, 189. Weitere Zeichnungen befinden sich im Nachlaß Herzog Paul Wilhelms von Württemberg (nur noch als Photos): WLB Cod. hist. fol. 1012 / Noch unkatalogisierte Schachtel, Umschlag „Bilder“.

29 Für diese Mitteilung danke ich ganz herzlich Frau Gertrud Nahrath (wie Anm. 9).

30 *V. Württemberg* (Anm. 17, Ausg. 1973), nach S. 254.

An dieser Stelle wollen wir die Erörterung der anonymen Gouache zunächst unterbrechen, um im Zusammenhang des nächsten Gliederungspunktes wieder auf sie zurückzukommen.

### 3. Die neuentdeckte Lithographie „Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823. Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“ nach einer Zeichnung des Herzogs

Ein Pendant zu der oben vorgestellten Gouache fand sich ganz unerwartet auf eine Suchanzeige meinerseits in der „Stuttgarter Zeitung“<sup>31</sup> bei einem Privatbesitzer im Raum Stuttgart. Dieser erwarb die Lithographie um 1960 bei einem Pfullinger Antiquitätenhändler, in dessen damals neu eröffnetem Geschäft sie ungerahmt auflag. Als möglichen Herkunftsort vermutet der Eigentümer die in der Nähe Pfullingens gelegene Burg Lichtenstein des Grafen Wilhelm von Württemberg (1810–1869)<sup>32</sup>. Die Bildlegende lautet:

„Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823.  
Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“

Hinzu kommen die Angaben:

„Gez[eichnet] v[on] Herzog Paul von Württemberg“ (links unten)

und

„Auf Stein gez[eichnet] in der König[ichen] lithograph[ischen] Anstalt“ (rechts unten) (Abb. 5).

Durch die Zeitangabe (3. 7. 1823) läßt sich die dargestellte Szene mit dem gedruckten Bericht des Herzogs über seine erste Amerikareise von 1822 bis 1824<sup>33</sup> vergleichen. Dabei zeigt sich, daß die Zeitangabe der Bildlegende und die im Reisebericht um einen Tag differieren. Denn der Besuch des Herzogs im Lager der Kansa – so die heutige Schreibweise – fand nicht am 3., sondern am Vormittag des 4. 7. 1823 statt<sup>34</sup>. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch den Häuptling „Wa-

31 „Suche Nachlaßfragmente v. Paul Wilhelm von Württemberg u. Theodor Plieninger“ („Stuttgarter Zeitung“ v. 14. 2. 1998, Rubrik „Kunst & Antiquitäten“, S. 48). Obwohl ich eigentlich verschollene Manuskripte suchte, ließ ich die Anzeige in der angegebenen Rubrik veröffentlichen, da sie mir die zweckmäßigste schien.

32 Dem Besitzer der Lithographie gilt mein ganz besonderer, herzlicher Dank. Er hat mich stets in liebenswürdigster Weise durch seine wertvollen Informationen und die Erlaubnis zur Reproduktion des Blattes unterstützt.

33 v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1978).

34 Ebd., S. 290 ff.



Abb. 5 Nach einer Zeichnung Herzog Paul Wilhelms von Württemberg, lithographiert in der Königlichen Lithographischen Anstalt Stuttgart: „Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823. Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“, Lithographie, vermutlich vor 1835; (mit Bildlegende) 33 x 45 cm. Privatbesitz (alle Rechte vorbehalten).

kan-ze-re“ – so die Schreibweise im Bericht<sup>35</sup>. „Sa-ba-no-tsché“ – auch dieser Eigenname erfährt eine Modifikation – wird erst für eine spätere Tageszeit genannt. Denn er besuchte den Herzog am Abend des 4. 7. 1823, nachdem dieser in seine Unterkunft zurückgekehrt war<sup>36</sup>. Allerdings ist es nicht auszuschließen, daß „Sa-ba-no-tsché“, vom Herzog noch nicht genannt, auch am morgendlichen Treffen im Kansa-Lager teilnahm. Der „Blaue Fluß“ war dem Herzog zufolge „ein ganz kleiner Fluß, Eau Bleue [...] genannt“, der „[u]nferrn von der Mündung des Kanzas [...] in den Missouri“ floß<sup>37</sup>. Die Mündungen beider Flüsse liegen auf dem Stadt-

35 Ebd., S. 282.

36 Ebd., S. 295.

37 Ebd., S. 282; v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1835), S. 259.

gebiet des heutigen Kansas City, Miss. am rechten Ufer des Missouri. Der kleine Fluß heißt inzwischen „Blue River“. Der Herzog wohnte zur fraglichen Zeit im Juli 1823 am linken Missouri-Ufer bei dem Jäger und Fallensteller „Grand Louis“<sup>38</sup>. Letzterer ist identisch mit Louis Barthelet (Bertholett) und lebte seit 1800 in dieser Gegend<sup>39</sup>. Seine Behausung befand sich am Steilufer der Randolph Bluffs<sup>40</sup> auf dem damals sogenannten „Rocher de Bellecours“<sup>41</sup>. Das vom Herzog besuchte Kansa-Lager befand sich am „rechten Ufer quer über den Fluß“ Missouri<sup>42</sup> (Abb. 6). Dorthin waren die Indianer ohne Zweifel gekommen, um mit dem nahen Handelsposten der Firma Chouteau, auf die wir unten noch zu sprechen kommen, Tauschhandel zu betreiben<sup>43</sup>.

In Kapitel 9 seines 1835 erschienenen vollständigen Berichts über seine erste Amerikareise von 1822 bis 1824<sup>44</sup> beschreibt der Herzog das Zusammentreffen mit den Kansa folgendermaßen:

„[I] Wa-kan-ze-re, ein Häuptling der Kansa, von den Kreolen »le Chef américain« genannt, steht in einigem Ansehen bei der Horde, die übrigens – wie die meisten amerikanischen Urvölker – in mehrere Banden geteilt ist, die sich nur selten vereinigen, wenn sie auf der Jagd sind, und sich auch in ihrem großen Dorf – worunter man sich natürlich keinen steten Wohnsitz denken muß – nur dann unter einen Führer stellen, wenn es die höchste Gefahr erfordert. Bei den Weißen ist Wa-kan-ze-re besonders geschätzt, weil er einer der ersten Indianer seines Stammes war, der die Kansa – ein früher gegen die Ansiedler und Pelzhändler feindselig gesinntes, grausames Urvolk – zu milderem Verfahren und zum Verkehr mit den Europäern stimmte. Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist dieser Einfluß des obenerwähnten Häuptlings und einiger anderer angesehener Indianer sehr bemerkbar. Er ist ein Mann über 40 Jahre, von großer etwas beleibter Gestalt und mit einem ernsten, gebietenden Zug in seinem Gesicht, der auf Anstand und jene ruhige Haltung deutet, die sich so vorteilhaft im Charakter der Urvölker Amerikas ausspricht. Wie die meisten

38 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 280, 282.

39 *W. Miller: The History of Kansas City. Together with a Sketch of the Commercial Resources of the Country with which it is surrounded, Kansas City, Miss. 1881, S. 8, 11, 12.* Der „Grand Louis“ wurde so genannt zur Unterscheidung von seinem Sohn, dem „Petit Louis“ (ebd., S. 8); *Dictionary of American History*. Rev. Ed. Bd. 4: Jockey Hollow – National Union for Social Justice, Eintrag „Kansas City“, S. 27. Zu einem weiteren Identifizierungsvorschlag s. *Lottinville*, in: *of Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1973), S. 268 Anm. 38.

40 *Miller* (wie Anm. 39), S. 8.

41 WLB Cod. hist. fol. 1012 (wie Anm. 28), Umschlag „257. [...] 1851“, Photo eines redigierten Manuskriptes mit Bezug auf den 26. 8. 1851, S. 309–310.

42 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 291

43 Vgl. hierzu *W. E. Unrau: The Kansa Indians. A History of the Wind People, 1673–1873*, Norman, Okla., 1986, S. 43, 81 ff. Vgl. auch v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 411. Im übrigen dokumentiert *Unrau* auf eindringliche Weise den durch die europäischen Invasoren verursachten Niedergang der Kansa-Gesellschaft.

44 Siehe hierzu auch Anm. 17.

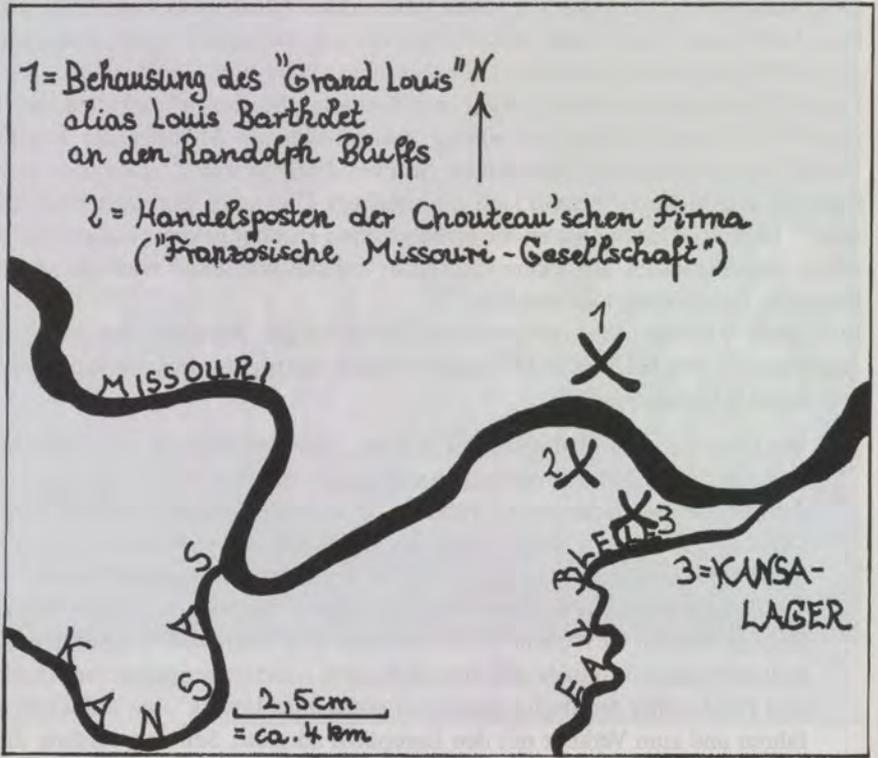


Abb. 6 Das Gebiet um die Kansas-Mündung 1823 (Zeichnung: Monika Firla).

Häuptlinge, die die östlichen Staaten besucht haben, um mit der Regierung am Sitz des Kongresses zu verhandeln, zeigt er in seinem Benehmen, daß er die Vorteile europäischer Gesittung wohl erkennt, aber dennoch die Gesetze der Europäer als unpassend für die Völker betrachtet, die dem Naturzustand noch so nahestehen und daher den plötzlichen Übergang zu dieser nicht ertragen können.

- [2] Ich erfuhr gleich nach meiner Ankunft, daß die Indianer von mir gehört hatten und neugierig auf meine Bekanntschaft waren, auch deshalb ihre Abreise schon um mehrere Tage verzögert hatten. Ich nahm ein Kanu und ließ mich über den Strom setzen. Das Lager war unweit des Ufers aufgeschlagen, kleine Kinder waren im Baden begriffen, und Weiber schabten Felle am Rand des Wassers, die sie ausgerben, weiß färben oder braun räuchern, wodurch diese weich werden und in der Nässe nicht mehr zusammenschrumpfen. Da mich die Männer hatten kommen sehen, so versammelten sie sich alle beim Zelt ihres Oberhauptes und setzten sich bei diesem in einen Kreis. Der

Häuptling saß auf einem Stierfell, während die anderen auf dem bloßen Boden lagen. Bei meiner Ankunft erhoben sich die Indianer bis auf die Hälfte; Wa-kan-ze-re aber trat an mich heran, reichte mir die Rechte mit dem kurzen Ausruf »Hau!«, dem gewöhnlichen Freundschaftszeichen, führte mich an seinen Sitz, auf den ich mich niederlassen mußte, während er sich wie die anderen Krieger auf die Erde niederwarf, was ein Beweis besonderer Ehrerbietung ist. Ein indianischer Krieger, dessen Gesicht abenteuerlich mit roten Strichen bemalt und dessen Kopf glattgeschoren war, hielt hierauf eine Anrede mit lauter und gedehnter Stimme, deren Sinn vom Dolmetscher ungefähr folgendermaßen übertragen wurde: Der Stamm der Kansas betrachte mich als einen nahen Bruder der großen Oberhäupter über dem Großen See im Osten. Diese seien mächtiger als alle Häuptlinge (Ka-hi-gé) der roten Leute und so mächtig wie der große Vater der langen Messer. Ferner: Es sei der ewige Friede mit den Weißen geschlossen, und ihre Zusammenkunft mit mir sei lange ihr Wunsch gewesen.

- [3] Nachdem die Rede geschlossen war, gab mir der Häuptling eine Papierrolle, die den Vertrag mit der Regierung enthielt, worauf sich sämtliche Männer nach der Reihe aufrichteten und mir einer nach dem anderen die Hand gab. Ich las das Traktat laut vor, wobei die Indianer unaufhörlich ihren Dank ausdrückten, obgleich sie natürlich kein Wort des Inhalts verstehen konnten. Bei dieser Handlung wurden die Weiber und die Kinder zugelassen und stellten sich hinter den Männern auf, doch ohne sich niederzusetzen. Ich bewunderte die ruhige Haltung der Versammelten. Außer Wa-kan-ze-re, dem Dolmetscher und mir sprach niemand mehr ein Wort.
- [4] Der Häuptling ließ die große Friedenspfeife bringen, rauchte oder zog vielmehr ein paar Züge heraus, dann übergab er sie mir, worauf ich ein Gleiches tat. Dabei erhoben sich die Männer ein wenig, ließen sich aber wieder nieder und rauchten zuletzt jeder drei Züge nach der Reihe. Der Häuptling ließ ferner einen schönen Bogen aus Gelbholz nebst einem Dutzend gebrauchter Pfeile sowie seinen roten Scheitelputz als hohes Ehrenzeichen herbeibringen und machte mir ein Geschenk damit. Bei dieser Gelegenheit sagte er mir, daß er durch Vermittlung der amerikanischen Agenten mit den meisten benachbarten Völkerschaften – namentlich den Sioux (Dakotas), den Pawnees, Saksis, Otos, Osagen usw. – befreundet sei, dies aber noch immer nicht mit den Iowas der Fall wäre, woran der unversöhnliche und heimtückische Charakter dieses Stammes schuld sei.
- [5] Die Männer waren meist bis auf einen Schurz am Schamgürtel nackt. Diese Bedeckung besteht gewöhnlich aus einem blauen oder roten Stück Tuch, das hinten und vorn zwischen den Beinen durchgezogen wird und auf beiden Seiten durch einen Riemen befestigt ist. Ich sah bei den Männern weniger Mitassen [Leggins, M. F.] und Mokassins; auch war ihr Körper voller Narben und von Dornen zerkratzt. Im Gurt trugen sie alle ein Messer, dessen Scheide aus einem doppelt zusammengelegten Leder mit ganz breitem Rand besteht,

in dem sich ein tiefer dreieckiger Einschnitt befindet, der durch den Gurt gezogen, die Scheide festhält. Ihre Messer bestehen aus der gewöhnlichen Tauschware, die im Lande üblich ist. Die Kansas tragen selten gezogene Büchsen und ziehen in ihrer Unwissenheit noch immer schlechte Flinten von englischem Fabrikat jenen vor, obgleich die Pelzhändler, deren Vorteil es ist, die Jagdbeute der Indianer vermehrt zu sehen, sich alle Mühe geben, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

- [6] Ihre Bogen sind gewöhnlich von Nußbaumholz, ganz einfach gearbeitet, kurz und sehr stramm, die Pfeile mit eiserner Spitze aus dem Holz von *Cornus* oder *Cephalanthus* geschnitzt. Sie bedienen sich dieser Waffe immer seltener und nur gegen die Bisons – Tiere, die aus ihrem Jagdgebiet immer mehr verschwinden. Wie die übrigen berittenen Indianer holen sie diesen furchtbaren Bewohner der Steppen zu Pferd ein und durchbohren ihn ganz aus der Nähe mit ihrem Geschoß. Im Krieg ist der Pfeil des Indianers gefährlicher als das Gewehr, das die westlichen Horden gewöhnlich nicht gut zu führen verstehen. Er versagt nie, verrät im Gebüsch nicht leicht den Schützen und fliegt sehr weit. Manchmal sind die Spitzen der Pfeile nur am Feuer gehärtet, und doch ist ihre Wirkung tödlich. Die Spitzen der Pfeile sind von zweierlei Art, nämlich zum Gebrauch im Krieg oder auf der Jagd. Die erstere ist spitzwinklig, mit einem Bart versehen und bleibt in der Wunde stecken. Die zweite ist stumpfwinklig und kann herausgezogen werden. Die Köcher sind aus Wildleder, und der Bogen befindet sich am Köcher in einem besonderen Futteral. Wie alle Indianer sind die Kansas leidenschaftliche Raucher. Sie tragen den Tabak und ein Surrogat davon – aus den Blättern des *Rhus typhinum* und der Rinde eines *Cornus* bereitet, Kinikinik genannt – in artig verzierten Beuteln aus dem Fell kleiner Säugetiere. Gewöhnlich wird das Tier ordentlich ausgebalgt, wobei Kopf und Zehen am Fell bleiben, die innere Schwanzseite wird mit gefärbten Borsten des Stachelschweins bestickt und so wie die Füße des Tieres mit Metallplättchen und Troddeln behängt. Selbst größere Tiere, wie der Fischotter, werden zu diesem Zweck mit größtem Fleiß zubereitet.

- [7] Die Weiber tragen einen Schutz aus Tuch um die Lenden und des öftern recht sauber gearbeitete und reich verzierte Mitassen. Ich sah einige hübsche Gesichter unter ihnen, und beide Geschlechter zeichneten sich durch ihren schönen Wuchs und durch ihre dunkle Körperfarbe aus. Die Krieger tragen meist geschorene Köpfe und nur am Hinterkopf eine Art von Hahnenkamm nebst zwei langen Haarflechten; dagegen prangten Weiber und Kinder mit ihrem schönen, glatten, glänzend schwarzen Haar. Die Männer lassen sich hin und wieder ein paar Haare am Kinn stehen, zupfen sich aber alle übrigen am ganzen Körper mit der größten Sorgfalt aus.

Die Ohren beider Geschlechter sind sämtlich viermal der Länge nach durchlöchert, in jedem Einschnitt hängt ein Bündel blauer und weißer Porzellanstäbchen, die bei diesen Indianern in hohem Wert stehen. Die reicheren von ihnen tragen Schnüre solcher aneinandergereihter Porzellanstäbchen am Hals

und platte Armbänder aus Silberblech über den Armgelenken. Kinder beiderlei Geschlechts bis zu 14 Jahren gehen ganz nackt. –

Da das Wetter stürmisch wurde, mußte ich früher, als ich es wünschte, mein schwankendes Fahrzeug besteigen, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. [...].

- [8] Am Abend erhielt ich einen Besuch von einem angesehenen Kansas, der sich Sa-ba-no-tsché, d. i. der »Stehende Schwarze«, nannte. Er hatte den Auftrag, mir von seiten des Häuptlings dessen Besuch für den anderen Tag anzukündigen. Dieser Krieger war ein schöner Mann von mindestens 6 Fuß hoher, athletischer Gestalt, der übrigens nicht wenig eitel war, denn er ließ sich sogleich einen Spiegel geben, um seinen Kopfputz zu ordnen, der in einer gestickten Binde und der seltenen Ehre des rotgefärbten Hirschschweifes bestand. Er schien ein guter Mensch zu sein; er sprach ganz vernünftig mit uns und zollte besonders meinen Waffen seine Bewunderung. Meine Doppelbüchse schien ihm von besonders praktischem Wert, und er riet mir ganz treuherzig, diese mit mir zu nehmen, falls ich allein durch die Wälder streifen wollte, indem man in diesen Gegenden vor Menschen und Tieren nicht genug auf der Hut sein könne. Ich ließ ihm etwas Branntwein vorsetzen, doch nippte er nur an diesem, welche Mäßigkeit eine seltene Eigenschaft in diesem Lande ist. Zuletzt schieden wir, nachdem wir uns gegenseitig beschenkt hatten, unter wiederholten Freundschaftsversicherungen des sehr zufriedengestellten Indianers.

- [9] Erst spät am Abend kam das große Boot, das ich mit Sorgen erwartet hatte, weil das Wetter immer stürmischer wurde. [...].

Am Morgen weckte mich übrigens die Sonne wieder mit all ihrer Pracht, und eine kühle Luft wehte mir angenehm entgegen. [...].

Die Indianer stellten sich frühzeitig ein; die Männer setzten sich in einem Halbkreis, den Häuptling in der Mitte. Der Sprecher von gestern nahm wieder das Wort und rief mit großer Emphase einige Lobeserhebungen aus, die mich betreffen sollten. Hierbei nickte ihm die ganze Gesellschaft Beifall zu. Ich ließ etwas Branntwein und Tabak verteilen und machte dem Häuptling einige Geschenke. Hierauf nahm er die Friedenspfeife und übergab sie mir als ein Zeichen der höchsten Freundschaft, wobei er mit ziemlichem Anstand eine Rede hielt, deren Inhalt ich natürlich nicht verstand, weil der Dolmetscher abwesend war. Dieser Übelstand brach auch die Zusammenkunft ziemlich bald ab, wobei die Indianer alle aufstanden und mir einer nach dem anderen die Hand reichten.

Schließlich muß ich noch zur Ehre dieser Indianer bekennen, daß ich keinen Betrunkenen erblickt habe, obgleich die Gelegenheit dazu nicht fehlte und sie noch überdies das Beispiel der gegenwärtigen Kanadier und Kreolen vor sich hatten, die sich sämtlich dem übermäßigen Genuß des Whisky überließen.<sup>45</sup>

45 v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 292–196. Ich gehe hier nicht weiter auf die ideologischen Prämissen des Herzogs ein, die sich in Bezeichnungen wie „grausames Urvolk“, „Naturzustand“,



Abb. 7 Wie Abb. 5, Detail: Fig. 11 bis 19, Portrait Herzog Paul Wilhelms von Württemberg, mutmaßliches Portrait Baptiste Charbonneaus.

Die Lithographie stellt das Ambiente der oben zitierten Abschnitte 1 bis 7 dar. In Figur 15 sehen wir den Herzog vor uns, was ein Vergleich seiner Gesichtszüge mit seinem bekannten Portrait im Deutschordensmuseums Bad Mergentheim<sup>46</sup> deutlich zeigt. Auf der Lithographie findet sich der Herzog in vollendeter künstlerischer Manier als jüngerer Mann portraitiert (Abb. 7). Figur 12 und 18 repräsentieren ohne Zweifel die Häuptlinge „Wa-kan-ze-re“ und „Sa-ba-no-tsché“ in allerdings fraglicher Zuordnung. Doch dürfte es sich bei Figur 18 um „Wa-kan-ze-re“ handeln. Denn der Herzog ist dieser Figur zugewandt, und auf der farbigen Gouache (gut sichtbar mit Hilfe einer Lupe) hält sie eine Friedenspfeife in Händen, die in ihrem Dekor derjenigen ähnelt, die Klann inzwischen als die „Wa-kan-ze-res“ identifizierte, welche dieser dem Herzog (oben in Abs. 9) am nächsten Tag (5. 7. 1823) schenkte. Sie gelangte nach dessen Tod schließlich in das Stuttgarter Linden-Museum. Dort tauschte sie ein Privatsammler 1956, als diese Institution noch privatwirtschaftlicher Führung unterstand, gegen andere Objekte ein. Und heute muß man schon eine Exkursion nach Übersee unternehmen, um sie im Canadian Museum of Civilization in Hull zu bewundern<sup>47</sup>. Figur 18 trägt zweifellos

„Horde“ etc. dokumentieren. Sie sind leider auch heute noch weitverbreitet, deshalb aber nicht weniger subjektiv und falsch.

46 Vgl. Firla: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (wie Anm. 1), S. 183 Abb. 1.

47 Klann (wie Anm. 3), S. 59. Eine Abb. der Pfeife befindet sich in H. Benndorf, A. Speyer (Bearb.): Indianer Nordamerikas 1760–1860. Aus der Sammlung Speyer, Offenbach am Main 1968, Abb. 76 (Kat.-Nr. 196). Allerdings gehörte der Pfeifenkopf Kat.-Nr. 227 zu ihr und nicht der, den sie auf Abb. 76 (ebd.) trägt: s. hierzu Klann (wie Anm.3), S. 59.

eine Große Silbermedaille der Vereinigten Staaten um den Hals, die indianische Politiker bei Vertragsunterzeichnungen etc. von der amerikanischen Regierung erhielten<sup>48</sup>. Und „Wa-kan-ze-re“ hatte ja in Washington Verhandlungen beigewohnt, wie aus Abs. 1 des obigen Zitats hervorgeht.

Der oben zitierte Text verdeutlicht weiter, daß es sich aus der Sicht der Kansa bei dem Treffen mit dem Herzog am 4. 7. 1823 um eine hochoffizielle, politisch bedeutsame Zusammenkunft handelte. Wie im späteren Verlauf der herzoglichen Reise z. B. auch die Pawnee-Indianer<sup>49</sup>, wußten die Kansa, daß sie in Paul Wilhelm von Württemberg „einen nahen Bruder der großen Oberhäupter über dem großen See im Osten“ (s. o., Abs. 2) vor sich hatten und damit den Angehörigen eines europäischen Herrscherhauses jenseits des Atlantischen Ozeans. Die „langen Messer“ symbolisieren dabei die amerikanischen Neuankömmlinge<sup>50</sup>, und mit dem „Vater“ derselben ist deren Präsident gemeint. Hoch politisch ist die Zusammenkunft auch deshalb, weil die Kansa den mit der amerikanischen Regierung geschlossenen Friedensvertrag nochmals bestätigten (Abs. 3), dem Herzog am nächsten Tag einen Gegenbesuch abstatteten und wertvolle Geschenke mit ihm austauschten (Abs. 4, 9). Offensichtlich hoffte „Wa-kan-ze-re“, den Herzog für eine diplomatische Intervention bei den feindlichen Iowa einzustimmen. Durch eine entsprechende „Vermittlung amerikanischer Agenten“ hatten sich die Kansa ja bereits mit anderen Indianergruppen verständigt (Abs. 4). Unter jenen Agenten hat man hier die „Indian agents“ (Regierungsbeauftragte für Indianerangelegenheiten) zu verstehen, deren Aufgaben unter anderem in der Herstellung von „peaceful conditions‘ among the various tribes“ bestand<sup>51</sup>.

Die Behandlung des Herzogs als Amtsperson seitens der Kansa ist nicht so überraschend, wie sie zunächst vielleicht erscheinen mag. Denn er hatte bei seinem Aufenthalt in und um St. Louis General William Clark und die Gebrüder Pierre sen. und Auguste Chouteau sen. kennengelernt<sup>52</sup> und mit diesen intensiven Umgang gepflogen<sup>53</sup>. Clark hatte zusammen mit Meriwether Lewis von 1804 bis 1806 die berühmte Expedition zur Erforschung möglicher Handelswege bis zum Pazifik durchgeführt<sup>54</sup> und bekleidete inzwischen in St. Louis das Amt des Superintendent für Indian Affairs<sup>55</sup>. Bei Clark nahm der Herzog an den Verhandlungen mit den Potawatomi-Indianern teil<sup>56</sup>, und jener stellte ihm im Namen der US-amerikanischen Regierung auch den Paß für die Weiterreise den Missouri aufwärts aus<sup>57</sup>.

48 Vgl. *F. P. Prucha*: Presents and Delegations, in: Handbook of North American Indians, Bd. 4: History of Indian-White Relations, Washington D. C. 1988, S. 238–244, hier S. 239.

49 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), s. 406.

50 Vgl. ebd.

51 *Unrau* (wie Anm. 43), S. 82.

52 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 189.

53 Ebd., S. 200f.

54 *Hebard* (wie Anm. 13), S. 29.

55 *Unrau* (wie Anm. 43), S. 41.

56 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 197ff.

57 *Hebard* (wie Anm. 13), S. 118.

Die Familie Chouteau schließlich gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Stadt St. Louis und spielte in Wirtschaft und Politik eine führende Rolle<sup>58</sup>. Mit einem Schiff<sup>59</sup> ihrer Pelzhandelsfirma, der „Französischen Missouri-Gesellschaft“<sup>60</sup>, die später in die „American Fur Company“ überging<sup>61</sup>, reiste der Herzog missouriaufwärts, und man übertrug ihm sogar die Funktion eines offiziellen Repräsentanten dieses Unternehmens mit aller Verfügungsgewalt über seine Logistik<sup>62</sup>. Da er über eine Offiziersausbildung und die entsprechende militärische Praxis verfügte<sup>63</sup>, besaß er die Voraussetzungen für die nötige Menschenführung und Organisation in Ausnahmesituationen.

Ziel des Schiffes der Chouteau'schen Handelsgesellschaft war Fort Oto bei den Council Bluffs, um jenes mit Pulver und Blei für die benachbarten Indianer zu beliefern, welche dort die Pelztierjagd für das Unternehmen erledigten<sup>64</sup>. Auf dem Weg dorthin lief man alle relevanten Siedlungen, Handelsposten, Faktoreien, Forts etc. an, die den Missouri flußaufwärts säumten und traf dabei auf zahlreiche Indianergruppen mit ihren Häuptlingen, die sich sämtlich in aller Form und z. T. in hochoffiziellen Akten beeilten, dem Herzog ihre Loyalität gegenüber der amerikanischen Regierung zu bekräftigen<sup>65</sup>. Zu ihnen gehörten auch die Kansa, wie wir oben bereits feststellen konnten.

Das Leben dieser Indianergruppe westlich des Missouri war – wie das aller Leidensgenossen – bestimmt durch die Auseinandersetzung mit (a) den nachdrängenden Neusiedlern, (b) den untereinander rivalisierenden Pelzhändlern und (c) den indianischen Nachbarn um die immer kleiner werdenden Jagdgründe. Die US-amerikanische Verwaltung griff stets im Interesse der Neusiedler und Händler als Regulator ein und zwang in entsprechenden Verhandlungen den Indianern für sie

58 *Unrau* (wie Anm. 43), S. 71–75, 81–86, 95–97, 99 u. a.

59 *v. Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 213, 227.

60 *Ebd.*, S. 227.

61 *Ebd.*, S. 325 Anm. \*.

62 „Am 10. Mai war das von der Missouri-Kompanie ausgerüstete Fahrzeug [d. i. ein Schiff; M. F.] beladen und in den gehörigen Stand gesetzt, um die Reise bis nach der Faktorei [bei Fort Atkinson; M. F.] unweit der Council Bluffs zu unternehmen“ (*ebd.*, S. 213). – „Die Herren der Handelsgesellschaft bewiesen mir viel Vertrauen und baten mich, eine Art von Aufsicht über die Expedition zu führen, und sie gaben aus diesem Grund keinen Kommiss mit auf das Fahrzeug; sie waren zugleich so gütig, auch die Mannschaft, falls ich diese benötigen sollte, völlig zu meiner Disposition zu stellen. Die Gesellschaft bot überhaupt mit der äußersten Uneigennützigkeit alles nur Erdenkliche auf, mir bei meinem Unternehmen hilfreich Hand zu leisten“ (*ebd.*, S. 214). – „Am Abend des 24. [5. 1823; M. F.] kam Dutremble und brachte fünf Mann mit; unter diesen befanden sich drei Neger und ein Mulatte – alle Sklaven bei den Teilhabern der französischen Missouri-Gesellschaft. Zugleich erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben von dieser Gesellschaft, in dem ich gebeten wurde, mich weiter ihrer Angelegenheiten an Bord des Bootes anzunehmen“ (*ebd.*, S. 227).

63 *Firla*: Herzog Paul Wilhelm von Württemberg (wie Anm. 1), S. 182 Anm. 8. Der Herzog war auch 1840 in offizieller Mission unterwegs. Im damals türkisch besetzten Südsudan wirkte er bei einer Militärexpedition zur Auffindung goldhaltiger Gebiete für die Verwaltung Mehmet Alis mit; siehe hierzu *Firla, Forkl* (wie Anm. 3), S. 64.

64 *v. Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 213, 301.

65 *Ebd.*, S. 261, 293, 349, 357, 382, 397, 401, 403–405.

nachteilige Vertragsabschlüsse auf, wobei scheinbar illoyales Verhalten der Indianer brutal bestraft wurde. In dieser Situation befanden sich auch die Kansa<sup>66</sup>, deren damals noch ca. 1850 Angehörige zur Zeit der herzoglichen Reise bereits in das Tal des Kansas zurückgedrängt worden waren<sup>67</sup>. Den Besuch Wa-kan-ze-res in den „östlichen Staaten [...], um mit der Regierung des Kongresses zu verhandeln“, auf den der Herzog in Abs. 1 des obigen Zitates anspielt, dürfte jener 1805/1806 als Mitglied einer Delegation von Kansa-, Osage- und Pawnee-Indianern in Washington absolviert haben<sup>68</sup>. Und der Vertrag der Kansa mit der Regierung, dessen Text der Herzog von der „Papierrolle“ vorlas (Abs. 3), kann – wie bereits Lottinville bemerkt<sup>69</sup> – nur der am 28. 10. 1815 in St. Louis vereinbarte gewesen sein. Dort hatten drei Häuptlinge und 16 prominente Krieger der Kansa mit zwei Unterhändlern einen sog. Freundschaftsvertrag beschlossen, der „perpetual peace under the protection of the United States“ vorsah<sup>70</sup>. Wa-kan-ze-re alias „le Chef américain“ (Abs. 1) bleibt zwar in den Quellen namentlich unerwähnt, doch dürfte er mit Sicherheit dabei gewesen sein. Er ist übrigens in der Kansa-Forschung unter seiner auch vom Herzog – in französischer Sprache – wiedergegebenen Bezeichnung „American Chief“ mehrfach belegt<sup>71</sup>, doch sein Kansa-Eigenname „Wa-kan-ze-re“ scheint dort unbekannt zu sein. Unrau vermutet deshalb nur, er sei mit „Peg-gah-hosh-she (Big John)“ identisch<sup>72</sup>. Mit der Überlieferung jenes Kansa-Eigennamens „Wa-kan-ze-re“ liefert der Herzog somit einen bisher nicht gewürdigten Beitrag zur Dokumentation der Kansa-Eigennamen von Häuptlingen. Zu den Unterhändlern der amerikanischen Regierung hatte 1815 auch der oben bereits erwähnte Auguste Chouteau sen. (1749–1829) gezählt<sup>73</sup>. Er gehörte ja zu den Teilhabern der „Französischen Missouri Gesellschaft“, als deren offizieller Vertreter der Herzog reiste, und bei ihm und seiner Frau hatte er einige Tage in der Nähe von St. Louis verbracht. In diesem Zusammenhang stellt sich natürlich die Frage, ob der Herzog einige Angaben über Wa-kan-ze-re und die Kansa, die er in Abs. 1 des obigen Zitates wiedergibt, nicht auch von Auguste Chouteau sen. erhalten haben könnte. Denn dieser hatte dem für wenige Tage ans Bett gefesselten Gast Mitte Mai 1823 die Zeit „durch die Mitteilung vieler höchst interessanter Bemerkungen über die Indianer am oberen Missouri, die er selbst auf seinen Reisen gesammelt hatte und die sämtlich das Gepräge der treuesten Wahrheit trugen“, ver-

66 Unrau (wie Anm. 43), S. 79–111.

67 Lottinville, in: *of Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1973), S. 280 Anm. 1; Unrau (wie Anm. 43), S. 14, 22 Karte.

68 Zu diesem Besuch siehe Unrau (wie Anm. 43), S. 83.

69 Lottinville (wie Anm. 67), S. 281 Anm 2.

70 Unrau (wie Anm. 43), S. 97.

71 Ebd., S. 22 Karte, 118, 129–130, 142.

72 Ebd. 166. Die Überlieferung der Namen wird allerdings durch die häufige Eigennamensänderung der Indianer erschwert.

73 Unrau (wie Anm. 43), S. 97.

kürzt<sup>74</sup>. Von den seinerzeit existenten Manuskripten Chouteaus blieb leider nur wenig erhalten bzw. kam zum Druck<sup>75</sup>.

Die Pelzhandelsfirma der Familie Chouteau unterhielt auch einen Stützpunkt nahe der Mündung des Kansas in den Missouri (am rechten Ufer des letzteren, flußabwärts)<sup>76</sup>. Dort traf der Herzog jenen oben bereits erwähnten, 18jährigen Halbindianer Baptiste Charbonneau<sup>77</sup>. Im Gebiet der Kansa-Mündung hielt sich Paul Wilhelm von Württemberg vom 17. 6. bis zum 6. oder 7. 7. 1823 auf<sup>78</sup>. Die meiste Zeit dürfte er im Chouteau'schen Stützpunkt an der Kansa-Mündung auf dem rechten Missouri-Ufer logiert haben. Drei Tage jedoch operierte er von der Behausung des ebenfalls bereits erwähnten „Grand Louis“ alias Louis Barthelet aus und unternahm mit diesem zusammen „mehrere Streifzüge ins Innere des Landes gegen Westen und an den Kansas“<sup>79</sup>. Jenem „Grand Louis“/ Louis Barthelet setzte der Herzog durch folgende Charakterisierung ein originelles Denkmal:

„Dieser Mann ist in der ganzen Gegend unter dem Namen ‚Grand Louis‘ bekannt und wurde mir von vielen als gastfreundlich und ziemlich gutmütig geschildert. Unter seinesgleichen war er wenigstens der beste Jäger und Fallenssteller, ein recht guter Büchenschütze und mutiger Mann, durch seine ungeheure Körperkraft und die seinen Verhältnissen angemessene Verwegenheit der Schrecken der räuberischen Indianer und der wilden Tiere seiner Nachbarschaft.

Dieser reine Sohn einer wilden Natur, erzogen in dichten Wäldern und in der Gemeinschaft indianischer Horden oder in der Gesellschaft eines Jäger- und Schiffervolkes, dessen Hang zu Trunk und Sittenlosigkeit häufig über die Grenzen aller menschlichen Würde geht, verbarg unter seinem ledernen Wams ein Gemüt, das nicht gefühllos war für das Bessere, und wäre als ein seltenes Beispiel unter seinesgleichen dazustehen würdig gewesen, wenn er nicht manchmal die schöneren Seiten seines Charakters durch Völlerei und Neigung zum Whisky verdunkelt hätte. Diese Bemerkungen über einen an sich unbedeutenden Menschen sind verzeihlich, weil der Grand Louis eine kurze Rolle

74 v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 217.

75 Vgl. Lottinville, in: *of Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1973), S. 180, 207–209 Anm. 21; *G. Foreman: Notes of Auguste Chouteau on Boundaries of Various Indian Nations*, in: *Glimpses of the Past 7* (1940), S. 119–140. Diesen Text verfaßte A. Chouteau 1815/16 (ebd., S. 134 Anm. 18).

76 Zur Erwähnung derselben und deren Angestellten Curtis und Woods siehe v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 283. Zur Tatsache, daß der Stützpunkt zur Firma der Chouteaus gehörte, siehe Lottinville (wie Anm. 67), S. 270–271 Anm. 42. Die topographischen Angaben des Herzogs sind verwirrend. Lottinville (ebd., S. 270 Anm. 42) lokalisiert den Stützpunkt an der Kansasmündung, am rechten Missouriufer flußaufwärts. Nach der Beschreibung von Miller (wie Anm. 39, S. 10) lag der Stützpunkt jedoch „opposit Randolph Bluffs, about three miles below what is now [= 1881; M. F.] Kansas City“, und damit am rechten Missouriufer flußabwärts.

77 Zur Altersbestimmung Charbonneaus s. Anm. 17.

78 v. Württemberg (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 280–297.

79 Ebd., S. 280.

in dieser Geschichte spielt und treffende Bilder sowohl von Menschen als aus der Natur aufzustellen die Pflicht des beobachtenden Reisenden ist“<sup>80</sup>.

Angesichts dieser literarischen Verewigung stellt sich die Frage, ob die dolmet-schende Figur 17 auf der Gouache bzw. der Lithographie nicht den „Grand Louis“ alias Louis Barthelet repräsentieren könnte. Die Darstellung erweckt in der Tat den martialischen Eindruck, den der „Grand Louis“ auf den Herzog ausübte. Und jener müßte der Dolmetscher gewesen sein, der beim Gegenbesuch der Kansa in der Unterkunft des Herzogs – der Behausung ebenjenes Louis Barthelet – gerade „abwesend“ sich woanders aufhielt<sup>81</sup>. Der „Grand Louis“ war ja, wie der Herzog oben berichtet, unter anderem „in der Gemeinschaft indianischer Horden“ aufge-wachsen<sup>82</sup>, unter welchen Bedingungen er sich zweifellos Indianersprachen ange-eignet haben dürfte.

In scharfem Kontrast zu der martialischen Erscheinung des „Grand Louis“ steht Figur 11. Den Kopf auf die linke Hand gestützt, macht sie ein Nickerchen, denn ihre Augen sind auf der Lithographie eindeutig geschlossen (Abb. 7). In diesem Fall könnte es sich um den „Jäger“ des Herzogs handeln, den er im Text des Reise-berichts gelegentlich erwähnt<sup>83</sup>. Jenen hatte er aus Mergentheim mitgebracht, und er ist vermutlich mit dem *Forstwart* Zierlein identisch, *welcher [...] mit dem Her-zog auf Reisen war*<sup>84</sup>. Dieser ärgerte sich auf seiner dritten Amerikareise von 1849 bis 1856 immer wieder vehement über seinen „alten Jäger“<sup>85</sup>, der gewohnheitsmä-ßig schlief, wenn er auf Wache stand<sup>86</sup>. Mit ziemlicher Sicherheit verbirgt sich hinter beiden „Jägern“ ein und dieselbe Person, deren Schläfrigkeit – in dem un-gewohnt heißen Klima – vielleicht schon 1823 so auffiel, daß der Herzog, von welchem die Vorlage zur Lithographie stammte, sie auf seiner Darstellung verewi-gen wollte.

Eingehende Betrachtung verdient nicht zuletzt Figur 19 (Abb. 7) Sie repräsentiert einen jungen Mann mit individuellen, noch ganz weichen Gesichtszügen und ver-längerten Koteletten. Sein Blick ruht auf dem Herzog. Da dessen Gesicht, wie wir oben feststellten, zweifelsfrei Portraitcharakter trägt, könnte auch Figur 19 als na-turalistische Darstellung konzipiert sein. Als Repräsentierter käme dann Baptiste Charbonneau in Frage. Diesen damals 18jährigen Halbindianer hatte der Herzog ja im Chouteau'schen Handelsposten an der Kansas-Mündung kennengelernt, mit nach Europa genommen und bei seiner zweiten Reise nach Amerika 1829 wieder

80 Ebd., S. 280–281.

81 Vgl. ebd., S. 296.

82 Möglicherweise hatten diese ihn als Kind geraubt. Kindesraub war in Amerika in jenen Zeiten bei kriegerischen Auseinandersetzungen ebenso üblich wie in Europa.

83 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 256, 270 u. a.

84 Zu Zierlein siehe HStAS G 283 Bü 10 (Protokoll der Verlassenschaft des Herzogs vom 27. 11. 1860).

85 *P. W. von Württemberg*: Reisen und Streifzüge in Mexiko und Nordamerika 1849–1856. Hrsg. u. eingel. von *Siegfried Augustin*, Stuttgart 1986, S. 55.

86 Ebd., S. 95.

in dessen Heimat zurückgebracht. Dessen Erwähnung geschah bereits im Zusammenhang mit der Bildlegende zur Reproduktion der Gouache bei Hebard. Sie hatte gelautet: „Prince Paul, Baptiste, and the Indians [...]. Prince Paul, in dark clothing, is seated facing Baptiste, the Indian wearing roached hair, and holding a long pipe in his hand“<sup>87</sup>. Der Bezug zu B. Charbonneau geht mit Sicherheit auf Friedrich Bauser zurück, der die reproduzierte Gouache in Mergentheim bei Familie Swabeck lokalisiert hatte. Vermutlich dokumentierte er dort eine mündliche Tradition zu dem auf der Gouache Dargestellten. Daß Charbonneau aber nicht der Indianer in Figur 18 sein kann, geht aus der Bildlegende der neu aufgefundenen Lithographie im Vergleich mit dem Text der herzoglichen Reisebeschreibung hervor. Außerdem hatte Charbonneau in St. Louis im Haushalt William Clarks gelebt und in dieser Stadt die Schule besucht<sup>88</sup>. Als der Herzog ihn im Juni 1823 im Chouteau'schen Handelsposten an der Kansas-Mündung kennenlernte, absolvierte er vermutlich eine Art Ausbildung oder arbeitete bereits für das Pelzhandelsunternehmen. Auf keinen Fall aber war er ein Mitglied der Kansa-Gruppe.

Vermutlich begleitete B. Charbonneau den Herzog zu den Kansa, genauso wie der „Grand Louis“ alias Louis Barholet und Zierlein, ohne jedoch namentlich erwähnt zu werden<sup>89</sup>. Die von mir vermutete mündliche Tradition in Mergentheim hätte dann einen durchaus wahren Kern gehabt und sich dabei nur in der Figur geirrt, die Charbonneau tatsächlich repräsentierte. Vielleicht konnte man sich aber auch selbst einen Halbindianer nicht anders vorstellen als in spärlicher Kleidung am Boden lagernd.

Das von mir lokalisierte Exemplar der beschriebenen Lithographie ist das einzige bisher ermittelte. Ein weiteres Exemplar kam 1867 mit einigen Ethnographica des 1860 verstorbenen Herzogs in das damalige königliche Kunstkabinett und heutige Völkerkundemuseum Berlin, wurde dann jedoch an das örtliche Kupferstichkabinett abgegeben, wo es inzwischen als verschollen gilt. Bekannt ist die Lithographie in Berlin bisher vom entsprechenden Katalogblatt, das aber nicht die Bemerkung zu den beiden Häuptlingen enthält<sup>90</sup>. Wie Klann<sup>91</sup> wohl richtig vermutet, dürfte die Mergentheimer Gouache die Vorlage für die Lithographie sein. Dies zeigt – mit der Ausnahme, daß der Herzog auf der Lithographie einen Hut trägt – ein Vergleich zwischen den beiden Blättern: Beide Figuren 1 weisen vor der Brust verschränkte Arme auf; ihre linke Hand aber schwebt jeweils frei in der Luft, anstatt, wie es bei verschränkten Armen üblich ist, auf dem Brustkorb aufzuliegen. Der rechte Arm der Figuren 18 (mutmaßlicher Wa-kan-ze-re) schließlich sieht aus, als wäre der Unterarm verkürzt und im Ellenbogengelenk ausgerenkt. Da der Herzog die Vorlage für die Lithographie zeichnete, wie auf derselben zu lesen ist,

87 Hebard (wie Anm. 13).

88 Lottinville (wie Anm. 67), S. 271 Anm. 43.

89 Der Herzog spricht meist nur im Singular von sich in Situationen, in denen er sehr wohl von eigener Dienerschaft bzw. einheimischen Personen begleitet wurde.

90 Klann (wie Anm. 3), S. 6.

91 Ebd.

könnte es sich bei der Mergentheimer Gouache, die heute im Deutschordensmuseum hängt, um das durch nachträgliche, zusätzliche Kolorierungen entstellte herzogliche Original handeln<sup>92</sup>. Herzog Paul Wilhelm von Württemberg war ein passionierter Zeichner<sup>93</sup> und fügte bereits in den Text seiner Tagebücher Skizzen ein. Die in Abb. 8 wiedergegebene Zeichnung mit der beginnenden Kolorierung der Friedenspfeife stammt mit Sicherheit von ihm, wie ein Vergleich mit seinen Tagebuchskizzen zeigt<sup>94</sup>. Und auch die oben in Punkt 2 erwähnten Details der Gouache (sorgfältige Ausführung und Kolorierung der Gewehrkolbenkeule von Figur 13, der Seitentasche von Figur 17 und der Friedenspfeife von Figur 18) können in ihrer Art eigentlich nur von Herzog Paul Wilhelm von Württemberg stammen<sup>95</sup>.

Obwohl die neuentdeckte Lithographie eine bedeutende Begebenheit der ersten Reise des Herzogs nach Amerika aus dem Jahr 1823 festhält, wurde sie nie veröffentlicht. Der unvollständig erschienene Reisebericht in der Ausgabe von 1828<sup>96</sup> endet mit dem 8. Kapitel und damit vor der in Kapitel 9 des 1835 vollständig erschienenen Berichts<sup>97</sup> geschilderten Zusammenkunft im Kansa-Lager. Gleichwohl stellt sich die Frage, warum die Lithographie in der Ausgabe von 1835 nicht zur Publikation kam. Für diese hatte der Herzog zwei Karten und *einige Abbildungen* vorgesehen<sup>98</sup>. Tatsächlich enthält sie aber nicht mehr als nur eine einzige Karte<sup>99</sup> und keine der geplanten Abbildungen.

Was die neu aufgefundene Lithographie anbelangt, so muß man allerdings bemerken, daß sich diese auf keinen Fall für eine Publikation eignete. Gegen ihre Veröffentlichung sprechen nämlich einige gravierende Mängel: (a) Das zweite Pferd von links am Bildrand verfügt über vier Hinterbeine; zwei davon sind deutlich sichtbar. Dazu kommen noch zwei fast verwischte Versionen der rechten Hinterhand. (b) Hinter diesem sechsbeinigen Pferd steht dagegen wie zum Ausgleich ein Mann ohne Unterleib, da seine Beine vollständig fehlen. Diese müßten hinter bzw. zwischen den Beinen des besagten Pferdes sichtbar sein (Abb. 9). Vermutlich wurde hier auf der Lithographie fehlerhaft korrigiert. (c) Die auf der farbigen Gouache so sorgfältig ausgearbeitete Gewehrkolbenkeule von Figur 13 wiederum ist kaum zu erkennen. Der untere Teil ihrer Stahlklinge wird außerdem fast voll-

92 Eine Altersbestimmung dürfte u. U. durch die chemischen Analyse von Papier und Farbe erfolgen. Für diese stehen allerdings laut Auskunft (6. 10. 1998) von Frau Dr. R. Hanemann, der damaligen Leiterin des Deutschordensmuseums, keinerlei finanzielle Mittel zur Verfügung.

93 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 13, 341; P. W. von Württemberg an B. Möllhausen, 20. 8. 1957, in: *Graf* (wie Anm. 26), S. 361.

94 S. hierzu die Photographien im Bestand der WLB Cod. hist. fol. 1012 / Noch unkatalogisierte Schachtel, Umschlag „Briefe“.

95 Die dokumentarisch ambitionierte Hand, die ich in Punkt 2 unterstellte, wäre somit dann die seine gewesen.

96 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1828).

97 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1835).

98 Universitätsbibliothek Tübingen Md 755/715 Herzog P. W. von Württemberg an G. Schwab, 28. 12. 1833.

99 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1835), nach S. 396.



Abb. 8 Herzog Paul Wilhelm von Württemberg: Indianergruppe mit Friedenspfeife, Vorzeichnung mit beginnender Kolorierung, vermutlich vor 1835; Württembergische Landesbibliothek Stuttgart (WLB) Cod. hist. fol. 1012 / Noch unkatalogisierte Schachtel, Umschlag „Bilder“ (Photo: WLB).

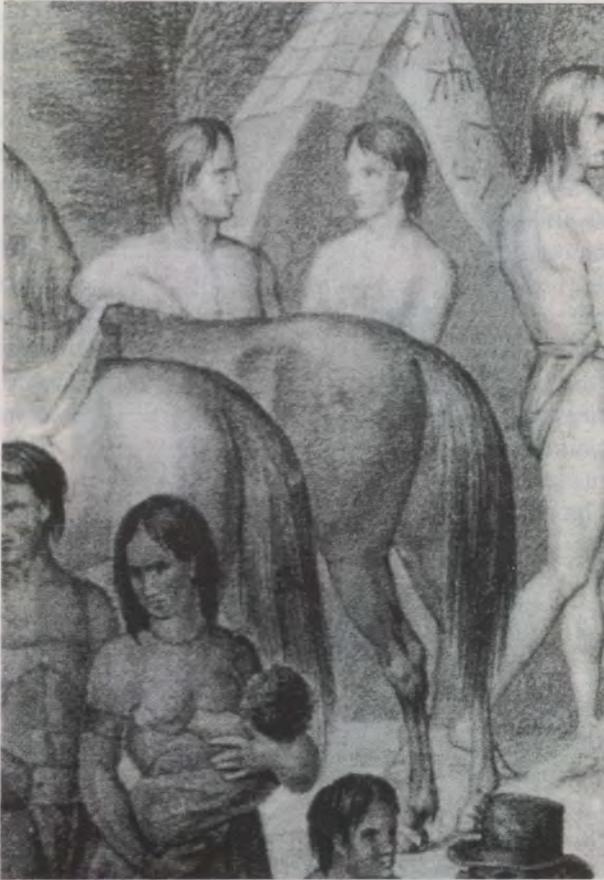


Abb. 9 Wie Abb. 5, Detail: Pferd mit vier Hinterbeinen und ‚Mann ohne Unterleib‘.

ständig vom Hut der Figur 11 verdeckt (Abb. 7). (d) Figur 21 schließlich trägt nur am linken Fuß einen Schuh, und dieser ähnelt eher einem europäischen Zugstiefel als dem obligatorischen indianischen Mokassin (Abb. 10). Wer in der „Königlichen Lithographischen Anstalt“, wo man das Blatt laut Vermerk lithographierte, ein solches Kunststück vollbrachte, ist im Moment nicht zu belegen<sup>100</sup>. Veröffentlichen konnte man dies jedenfalls nicht.

<sup>100</sup> Zur Königlichen Lithographischen Anstalt siehe C. Lamparter: Geschichte der Lithographie in Württemberg; in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 47 (1898), S.47–76. Für den Hinweis auf diese Publikation danke ich ganz herzlich Herrn Rudolph Henning, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Graphische Sammlung.



Abb. 10 Wie Abb. 5, Detail: Der einzelne Schuh (linker Fuß) von Fig. 21.

#### 4. Schluß

Die Auffindung der Lithographie „Lager der Kanzas am blauen Fluß, den 3ten July 1823. Häuptlinge Wakan-zie und Sa-ba-No-sche“ mit dem Hinweis auf die Königliche Lithographische Anstalt in Stuttgart als Institut der Entstehung des Blattes und den Herzog als Zeichner der Vorlage gewährt bereits für sich einen weiteren Mosaikstein in der Erforschung von Leben und Werk des Herzogs. Unter anderem enthält sie ein Portrait desselben und mit ziemlicher Sicherheit auch das des Baptiste Charbonneau in künstlerischer Vollendung. Durch die Bildlegende der Lithographie ist nun auch entschieden, welche Szene die Gouache im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim wiedergibt und daß dieses Blatt die – durch

nachträgliche Kolorierung von zweiter Hand – entstellte Vorlage für die Lithographie von der Hand des Herzogs und nicht der Hand Roßhirts sein könnte.

Der Herzog besuchte die Gegend um die Kansasmündung auf seinem Weg missouriaufwärts auch im Verlauf seiner zweiten (1829–31) und dritten (1849–56) Amerikareise in den Jahren 1830 und 1851<sup>101</sup> und wurde auf diese Weise Zeuge der Entstehung von Kansas City<sup>102</sup>. Eine weitere und vermutlich letzte Begegnung mit Angehörigen der Kansa ist für den 28.7.1855 belegt. Diese währte wohl nur einige Minuten und fand auf dem Dampfschiff „Edinburgh“ auf dem Potomac in Washington statt. Dort bemerkte der Herzog die Indianer zufällig und sprach sie, wahrscheinlich über ihren Dolmetscher, an, worüber er berichtet: *Die Indianer interessierten mich. Die Namen der früheren Häuptlinge Wa-kanzéré, Nonpewa-re, Sabanoché waren ihnen wohl bekannt*<sup>103</sup>. Hier erwähnt der Herzog als dritten einen Häuptling Nonpewa-re, den er vermutlich im Verlauf seiner zweiten Reise 1830 kennenlernte, da er ihn im Bericht über seine erste Amerikareise nicht nennt.

Einige Wochen vor diesem letzten Kontakt mit Kansa-Indianern sah sich der Herzog in St. Louis gezwungen, die Vorbereitung einer Expedition missouriaufwärts zu den Rocky Mountains wegen der Indianeraufstände im Kansasgebiet abzubrechen<sup>104</sup>. Hier in Washington traf er nun auf einige ihrer Vertreter, weit ab von ihrem damaligen Siedlungsgebiet. Bei ihnen könnte es sich um eine Delegation gehandelt haben, die in der amerikanischen Hauptstadt mit dem zuständigen Beamten Verhandlungen über ihre Situation führen wollte, so, wie dies auch Ende Juli 1857 wieder geschah<sup>105</sup>. Die Kansa befanden sich durch das rücksichtslose Vordringen der Neusiedler in einer ausweglosen Situation des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Niedergangs<sup>106</sup>, eine Situation, für die der Herzog freilich kein Verständnis aufbringen konnte, da er vollkommen auf der Seite der Siedler stand, die er als Vorboten der „Zivilisation“ betrachtete<sup>107</sup>.

101 Klann (wie Anm. 3), S. 14; v. Württemberg (wie Anm. 85), S. 205; WLB Cod. hist. fol. 1012 (wie Anm. 41).

102 Zur Geschichte der Stadt in der fraglichen Zeit siehe Miller (wie Anm. 39), S. 8–50.

103 WLB Cod. hist. fol. 1012, B IV 55–58 (in der Abschrift Bausers), fol. 225r.

104 v. Württemberg (wie Anm. 85), S. 303.

105 Unrau (wie Anm. 43), S. 170.

106 Siehe hierzu den erschütternden Bericht ebd., S. 172–173.

107 Mit Bezug auf die Invasion Kaliforniens erklärt er unumwunden, „die kindischen Kriege mit den Indianern“ seien „ein einer Nation wie den Vereinigten Staaten gegenüber Barbaren unwürdiges Spiel. Das Entsenden kleiner Streitkräfte gegen wilde Völker, wo die Frage der Zivilisation auf dem Spiel steht, ist ein Beweis von Unfähigkeit im Auffassen einer Lebensfrage. Sind die Vereinigten Staaten so weit gegangen, sich zu Herren des Landes zu erklären, das bisher herumziehenden Horden mit dem Recht des regierenden Besitzes gehörte, so erfordert es die Konsequenz, energisch durchzugreifen, der Bevölkerung und der Besiedlung die Strassen zu öffnen und es den kühnen Siedlern zu überlassen, die Indianer zurückzudrängen, ein Unternehmen, das wahrhaftig nicht der acht oder zehn Jahre bedurft hätte, seitdem nun Kalifornien im praktischen Besitz der Union steht“ (v. Württemberg, wie Anm. 85, S. 324). – Der Herzog hält die Methoden der Siedler somit für weit schlagkräftiger und ‚eleganter‘ als die des Militärs und billigt sie im Namen des ‚Fortschritts‘.

Weniger problematisch ist die Beschäftigung des Herzogs mit der Ethnographie bzw. materiellen Kultur der Kansa, auf die er ja in dem Zitat in Punkt 3 oben z. T. ausführlich eingeht. Für einige von ihm für 1823 berichtete Details gilt er in der Kansa-Forschung bis heute als Gewährsmann<sup>108</sup>. Ausdrücklich gibt er in dem umfangreichen Zitat oben auch den Erwerb einiger genau benannter Objekte der von ihm so ausführlich beschriebenen materiellen Kultur an: Von Wa-kan-ze-re erhielt er nämlich als „Geschenk“ (a) „einen schönen Bogen aus Gelbholz nebst einem Dutzend gebrauchter Pfeile sowie [b] seinen roten Scheitelputz“<sup>109</sup> und dessen „Friedenspfeife“<sup>110</sup>. Wie oben bereits bemerkt, befindet sich die Friedenspfeife inzwischen in einem kanadischen Museum<sup>111</sup>. Der Bogen des Wa-kan-ze-re dagegen ist im British Museum in London zu bewundern<sup>112</sup>. Auch ein Objekt aus der im Linden-Museum Stuttgart befindlichen Sammlung Paul Wilhelm von Württemberg stammt mit Sicherheit, ein weiteres nur vermutlich von den Kansa. Es handelt sich um einen Bogen<sup>113</sup> und einen Fellkratzer<sup>114</sup>.

Eine Reihe von weiteren Punkten bezüglich der Gouache und der Lithographie bleibt gleichwohl ungeklärt. Man gewinnt bereits als ethnographischer Laie den Eindruck, es handle sich bei dem dort Dargestellten um eine Art Potpourri verschiedener Kulturelemente. So paßt Figur 14 mit ihrer Haarknotenfrisur, die für die Gros-Ventre-Indianer belegt ist<sup>115</sup>, und ihrem schweren Pelz in der Julihitze des Treffens im wahrsten Sinn des Wortes nicht ins Bild. Auch die vollständig nackte Figur 21 überrascht, da der Herzog als Minimalbekleidung der Kansa-Männer immerhin Schurze aus blauem oder rotem Tuch angibt<sup>116</sup>. Möglicherweise haben solche Unstimmigkeiten Klann<sup>117</sup> veranlaßt, die Gouache abzubilden, ihr aber ein Zitat aus der Rede eines Pawneepriesters voranzustellen, mit dem der Herzog Ende September zusammentraf<sup>118</sup>. Allerdings paßt die auf Gouache und Lithographie dargestellte Szene in keiner Weise zu dem Bericht Paul Wilhelms von Württemberg über die Zusammenkunft mit den Pawnee<sup>119</sup>. Und Klann läßt z. B. unberücksichtigt, daß Figur 3 (jene oben in Punkt 2 erwähnte Frau, die ein Stück Gewebe oder Leder zu bearbeiten scheint) eindeutig eines der „Weiber“ aus Abs. 2

108 Bezüglich (a) der politischen Organisation (*Unrau*, wie Anm. 43, S. 48); (b) der ursprünglichen Alkoholabstinenz der Kansa (ebd., S. 43); (c) der Kleidung und des (Körper-)Schmucks (ebd., S. 28). – Daß er den bisher offenbar unbekanntenen Kansa-Namen („Wa-kan-ze-re“) des „American Chief“ überlieferte, wurde oben in Punkt 3 bereits erwähnt.

109 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 293.

110 Ebd., S. 296.

111 *Klann* (wie Anm. 3), S. 59.

112 Ebd., S. 53.

113 *Schulze-Thulin* (wie Anm. 3), S. 66 Abb. 25.

114 Ebd., S. 96 Abb. 61.

115 Ebd., S. 28, 29 Abb.

116 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 294.

117 *Klann* (wie Anm. 3), S. 6.

118 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 406.

119 Vgl. ebd., S. 405–408.

des ausführlichen Zitats repräsentiert, von denen der Herzog berichtet: „[sie] schabten Felle am Rand des Wassers“<sup>120</sup>.

In der Vorrede seines Berichts über die erste Amerikareise erklärt der Herzog, nachdem man die ursprünglich geplanten *Abbildungen*<sup>121</sup> dann doch nicht publiziert hatte: „Außerdem habe ich mir vorgesetzt, einige von mir entworfene Zeichnungen der Gegenden, die ich durchwanderte, und solcher Gegenstände, die das Publikum interessieren könnten, besonders herauszugeben, da größere Werke dieser Art für den gewöhnlichen Buchhandel nicht passen“<sup>122</sup>. Dieses Vorhaben führte er jedoch nie aus, vielleicht auch deshalb, weil Prinz Maximilian zu Wied 1839 bis 1841 den prächtig illustrierten Bericht seiner Amerikareise von 1832 bis 1834 veröffentlichte<sup>123</sup>. Zu Wied hatte dasselbe Gebiet wie der Herzog bereist, jedoch einen ausgebildeten Maler – Karl Bodmer – als künstlerischen Dokumentator verpflichtet. Mit dessen unübertroffenen Darstellungen konnte der Herzog freilich nicht konkurrieren<sup>124</sup>. Nichtsdestoweniger sollte man seine Pionierleistungen als Reisender würdigen, für welche die im vorliegenden Beitrag vorgestellte Gouache und Lithographie doch reizvolle Zeugnisse sind.

120 Ebd., S. 292. Wie oben bemerkt, kennt *Klann* (wie Anm. 89) aber das Katalogblatt mit dem Hinweis, daß das in Berlin verschollene Exemplar die Szene am 3. 7. 1823 im Kansa-Lager wiedergibt.

121 Siehe Anm. 98.

122 v. *Württemberg* (wie Anm. 17, Ausg. 1978), S. 13.

123 *M. zu Wied*: Reise in das innere Nordamerika in den Jahren 1832 bis 1834, 4 Bde., Coblenz 1839–41.

124 Eine leicht zugängliche Auswahl befindet sich in *Schulze-Thulin* (wie Anm. 3), passim.



# Die Kämpfe um Schwäbisch Hall im April 1945

VON ERIK WINDISCH

## Einführung

Über die US-Streitkräfte und ihre Operationen in Hohenlohe in der Schlußphase des zweiten Weltkriegs gibt es für den Interessierten ausreichend Berichterstattung. Blumenstock hat mit seiner Darstellung der Ereignisse ein Standardwerk für Nordwürttemberg vorgelegt. Vor allem die Leiden der Zivilbevölkerung sind hier eindrucksvoll geschildert. Bei Gräser sind die Vorgänge um Crailsheim ausführlichst beleuchtet und kommentiert, umfangreiche Orts- und Augenzeugenberichte sind zu finden. Der Komplex Flugplatz Schwäbisch Hall und Luftangriffe ist bei Koziol detailliert dargestellt.

Veeh hat in seiner außerordentlich umfangreichen Darstellung des Kriegs in Franken auch die Kämpfe um Crailsheim und Ilshofen miteinfaßt. Es gibt auch weitere Publikationen, die Ereignisse in unserem Raum schildern, oft mit einer Fülle von Informationen, aber auch Widersprüchlichem.

In allen diesen Berichten fehlen begreiflicherweise der militärische Rahmen und die Details der deutschen militärischen Operationen im Landkreis Schwäbisch Hall, die beteiligten deutschen Truppenteile bleiben weitgehend anonym.

Um einen Eindruck vom Umfang dieser Operationen in der Region im Zusammenhang zu erhalten, habe ich sie hier besonders im Hinblick auf die beteiligten deutschen Streitkräfte, soweit es die Überlieferungslage zuläßt, zu skizzieren versucht.

Dazu waren in erster Linie Primärquellen auszuwerten, wie kurz nach Kriegsende entstandene Operationsberichte von Armee- bzw. Korpsgeneralstabsoffizieren, Divisionskommandeuren sowie das Kriegstagebuch der 17. SS-Panzer Grenadierdivision, alle im Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg. Auch amerikanische G2/S2-Berichte in den Regimentsgeschichten der 63. US-Infanteriedivision in den National Archives, Washington, DC., sowie Ortsberichte und Zeitzeugenaussagen waren auszuwerten. Weitere Informationen sind Berichten aus dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall sowie privaten Publikationen entnommen. Viele Vorgänge müssen jedoch aufgrund fehlender Überlieferung weiter im Dunkeln bleiben.

Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich Herrn Rolf Meister in Hardthausen für die Überlassung des provisorischen Kriegstagebuchs des II. Bataillons der Pionierschule 2, Rosenheim, sowie Hinweise auf andere Quellen. Weiterhin danke ich Herrn Dr. Konrad Betz in Schwäbisch Hall, der mich ermutigte, diese Studie niederzuschreiben.

Der Einfachheit halber ist im Folgenden die Jahreszahl 1945 bei den Datumsangaben weggelassen. Dem deutschen Numerierungssystem für militärische Verbände entsprechend tragen Armeen, Divisionen, Regimenter bzw. Brigaden und Kompanien arabische Ziffern; römische Ziffern tragen Wehrkreise, Luftgaue, Armeekorps und Bataillone. Heeresgruppen tragen Großbuchstaben oder Namen. Allen amerikanischen Einheiten ist das Kürzel „US“ vorangestellt (Beispiel: I./Gren.-Rgt. 1120 ist das erste Bataillon des Grenadierregiments 1120, II./US-Rgt. 254 ist das zweite Bataillon des US-Regiments 254). Fußnoten mit Literatur- und Quellenangaben befinden sich am Ende des jeweiligen Abschnitts.

### **1. Ende März – Anfang April, die Operationen zwischen Rhein und Hohenlohe im Überblick**

Im Frühjahr 1945 war der Krieg zwar längst verloren, jedoch zwangen Hitler, Himmler, Goebbels und deren Umgebung, fern der Wirklichkeit, Volk und Wehrmacht mit ihren Durchhalteparolen den Kampf bis zum Ende fortzusetzen. Wer nicht gehorchte, wurde aufgeknüpft. So nahmen die Operationen, obwohl sie längst sinnlos waren und sich oft auch gegen die eigene Bevölkerung richteten, ihren Fortgang. Sie bestanden im Westen eigentlich nur noch daraus, daß die Alliierten die Reste der deutschen Armeen mehr oder weniger vor sich her trieben. Bei den deutschen Operationen spielten militärische Notwendigkeiten kaum mehr eine Rolle, starres Festhalten war angesagt und von den Nationalsozialistischen Führungsoffizieren (NSFOs) eingepaukt. Nur noch stellenweise konnte ernsthaft Widerstand geleistet und der alliierte Vormarsch um Tage verzögert werden. In unserem Raum kam es zu solch einem vorübergehenden Stillstand durch energische deutsche Gegenmaßnahmen.

Nach dem Rückzug der deutschen 1. und 7. Armee über den Rhein in der vorletzten Märzwoche waren die Divisionen der Heeresgruppe G, die südlich der Mainlinie befehlsführend war, nur noch Skelette ohne Kampfkraft. Die 7. US-Armee war ab 24. März mit ihren 18 Divisionen über den Rhein gesetzt und nach Osten in Richtung Nürnberg vorgestossen. In wenigen Tagen war der Raum westlich Bad Mergentheim und weiter südlich der Neckar-Enz-Abschnitt erreicht. Dann versteifte sich der deutsche Widerstand entlang der Linie Enz-Neckar-Jagst-Tauber. Dort war eine Auffanglinie mit einigen in der Eile nur notdürftig aufgefrischten Divisionen entstanden. Entlang der Südflanke des Einbruchraumes Richtung Tauber, an der Jagst, stand Ende März das XIII. Armeekorps (Heer) mit der 17. SS-Panzergrenadierdivision von Jagstfeld bis Jagsthausen und das Pionierregiment Rosenheim von Jagsthausen bis Dörzbach, um die im Odenwald stark mitgenommene 553. Volksgrenadierdivision aufzunehmen, von Krautheim bis Dörzbach die Kampfgruppe 19. Volksgrenadierdivision (beide Divisionen fochten später im Kreis Schwäbisch Hall).

Zufällig wurde im Raum Lauda-Königshofen Ende März die 212. Volksgrenadierdivision als (zahlenmäßig) stärksten Division des Heeres neu aufgestellt. Sie sollte in Mitteldeutschland zum Einsatz kommen und gebot dort dem raschen Vormarsch des VI. und XXI. US-Korps unerwartet Halt.

Auch im Raum Heilbronn ging es nicht mehr voran. Hier traf die Hauptwucht des amerikanischen Angriffs auf die 2. Gebirgsdivision und an der unteren Jagst auf die 17. SS-Panzergrenadierdivision, die nicht so leicht aus ihren Stellungen zu vertreiben waren. Daher faßte das VI. US-Korps den Entschluß zum Versuch, die Front von hinten aufzubrechen und die deutschen Kräfte im Raum Crailsheim-Schwäbisch Hall-Öhringen-Heilbronn einzuschließen. Dazu durchbrach die 10. US-Panzerdivision am 5./6. 4. die Front von Assamstadt in Richtung Kaiserstraße, war am 6. 4. abends in Crailsheim und am 7. 4. in Ilshofen. Der weitere Vorstoß in Richtung Schwäbisch Hall scheiterte am 8. 4. auf der Cröffelbacher Steige an der Panzersperre vor der Haarnadelkurve unterhalb Bühlerzimmers.

Die 1. Armee und das XIII. Armeekorps (Heer) reagierten rasch und setzten alle greifbaren Kräfte zu Gegenangriffen im Raum Ilshofen und Crailsheim ein. Entlang der Kaiserstraße durchschnitt das XIII. SS-Armeekorps mehrmals die amerikanischen Nachschublinien, und überraschenderweise flog die fast totgeglaubte Luftwaffe Tiefangriffe in großer Zahl, zum Teil mit Düsenjägern.

Aufgrund zunehmender Verluste entschloß sich das VI. US-Korps, die 10. US-Panzerdivision in den Raum südlich Dörzbach zurückzunehmen, um sie von dort am 11. 4. zu einer kleinen Umfassung nach Öhringen anzusetzen, wonach die Jagstfront zusammenbrach und auch der Kocher rasch überwunden war. Am 12. 4. war Heilbronn genommen und am 14. 4. Nürnberg unmittelbar bedroht.

Nun entzog dieser neue Schwerpunkt dem jetzt unwichtig gewordenen Hohenloher Raum die kampfkraftigsten Einheiten. Die wenigen verbliebenen, äußerst geschwächten Bataillone waren nur noch zu hinhaltendem Widerstand fähig, panzerbrechende Waffen fehlten, und mit Luftwaffenunterstützung war auch nicht mehr zu rechnen. Die 63. US-Infanteriedivision war an der nördlichen und westlichen Kreisgrenze angelangt, nachdem sie die Jagst am 6. 4. und den Kocher am 9. 4. überschritten hatte.

Ihr Ziel war zunächst der Raum Schwäbisch Hall-Crailsheim, um die Straßen nach Süden zu gewinnen, den Eisenbahnnachschub von Süden nach Nürnberg zu unterbrechen sowie der Luftwaffe die Benutzung der dortigen Flugplätze zu verwehren. Am 13. 4. stand sie vor Waldenburg, Westernach und Steinkirchen unweit der Haller Kreisgrenze, die am 15. 4. von Nordwesten her bei Kupfer, Brachbach und Döttingen überschritten wurde. Am Nordrand der Waldenburger Berge kam es zu schweren Kämpfen. Die 553. Volksgrenadierdivision (Generalmajor Hüther) konnte das für die Verteidigung an sich günstige Gelände nur wenige Tage halten, schmolz auf weniger als Bataillonsstärke zusammen und wurde mit ihren Nachbardivisionen rasch zurückgenommen.

Am 16. 4. erfolgte die bekannte Drehung der Vormarschrichtung nach Süden, um möglichst viele deutsche Einheiten vor der fiktiven Alpenfestung zu zerschlagen.

Die 10. US-Panzerdivision stieß dazu ab 17.4 über Schwäbisch Hall unmittelbar nach der Einnahme in Richtung Gaildorf-Schwäbisch Gmünd-Donau vor. Da im Raum Schwäbisch Hall und weiter südlich keine wesentlichen Kräfte mehr standen, hatte sie freie Fahrt. An diesem 17.4. fiel auch Nürnberg<sup>1</sup>.

## 2. Welche Verteidigungsmaßnahmen waren im Kreis Schwäb. Hall getroffen?

Die Organisation der Verteidigung und der Ausbau von Stellungen im Hinterland oblag dem Kommandeur des rückwärtigen Armeegebietes (Korück) mit seinen Feldkommandanturen, im Hohenloher Raum der Feldkommandantur 987 unter Generalmajor Mönch. Anfang April plante die 1. Armee noch eine Verteidigungslinie in der Höhe von Schwäbisch Hall. Zu diesem Zweck begann der Stab von General Mönch seine Arbeit in Michelbach/Bilz. Durch die Lageentwicklung war die beabsichtigte Linie jedoch bald wieder überholt und wurde aufgegeben. Als nächstes sollte der Stab, der seinen Gefechtsstand nun in Halden bei Bühlertann aufschlug, ab 5.4. die Linie Murrhardt-Gaildorf-Obersontheim-Altenmünster zur Verteidigung vorbereiten.

Generalmajor Mönch ernannte den Kommandeur des Schwäbisch Haller Wehrbezirkskommandos, Oberstleutnant Neuffer, Anfang April zum Stadt- und Kampfkommandanten. Zugrunde lag der Führerbefehl Nr. 11 vom 8.3.1944. Dieser schrieb die Verteidigung von festen Plätzen durch einen Kampfkommandanten vor. Kreis und Stadt Schwäbisch Hall seien *bis zum letzten Blutstropfen und bis zur letzten Patrone* zu verteidigen, befahl er ihm demgemäß. Auch seien Verteidigungsanlagen zu bauen, eine Alarmkompanie aus Versprengten zur Verteidigung der Stadt sowie ein Standgericht aufzustellen. Gleichzeitig ließ er durch den sich auf Genesungsurlaub in Schwäbisch Hall befindlichen Leutnant Karl Hüfner in der Oberschule einen Auffangstab für die in großer Zahl zurückflutenden Versprengten von der Neckar- und Jagstfront einrichten. Oberstleutnant Neuffer wollte jedoch der Stadt sinnlose Zerstörungen ersparen und schickte gemeinsam mit Leutnant Hüfner hunderte von der Feldgendarmarie aufgegriffene Soldaten mit ihren Waffen weiter zu ihren eigenen oder anderen Einheiten. Bürgermeister Prinzing sympatisierte mit diesen Maßnahmen, konnte jedoch selbst nichts unternehmen, da die Organisation aller Verteidigungsmaßnahmen sowie des Volkssturms Sache des linientreuen Kreisleiters Bosch war. Ende März hielt dieser eine Sitzung zur Planung der Stadtverteidigung ab, Oberstleutnant Neuffer war jedoch mit dessen Vorstellungen in keiner Weise einverstanden. Das Verhältnis zwischen beiden war gespannt. Neuffer rechnete jederzeit mit einer Denunzierung durch

1 Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg (BA-MA), Nachkriegsstudien deutscher Kommandeure und Stabsoffiziere, hier B-694 Hauser, Wolfgang Generalmajor, Chef des Stabes AOK 1; B-137 Gäbelein, Wolfgang Major i.G. XIII. AK. (Heer); B-527 Britzelmayr, Karl Generalmajor, Kommandeur 19. VGD; B-177 Hüther, Gerhard Generalmajor, Kommandeur 553. VGD.

Bosch, der jedoch nichts unternahm. Zur Planung der Panzersperren war auch der pensionierte Oberst Rampacher beratenderweise miteingeschaltet.

Generalmajor Mönch ließ die Maßnahmen des Kampfkommandanten durch einen Leutnant seines Stabes alle zwei Tage überwachen. Als er Ende März feststellte, daß die befohlene Alarmkompanie und das Standgericht noch nicht aufgestellt waren, setzte er Neuffer wegen Unfähigkeit ab. Von dem in diesem Fall vorgeschriebenen Kriegsgerichtsverfahren sah er jedoch ab. Zum neuen Kampfkommandant ernannte er Hauptmann Knödler von der 553. Volksgrenadierdivision.

Als dieser sich bei Neuffer meldete, kamen beide überein, den Schwerpunkt der Stadtverteidigung in die Kocherenge bei Untermünkheim zu legen. Als erfahrener Frontoffizier sah er sicher sofort, daß mit den verfügbaren schwachen Kräften keine nachhaltige Verteidigung durchführbar war. Es konnte sich höchstens noch um symbolischen Widerstand in einer für die Stadt ungefährlichen Linie handeln. Da Oberstleutnant Neuffer Stadtkommandant blieb, konnte er zusammen mit Leutnant Hüfner die von der Feldgendarmarie angehaltenen Versprengten wie bisher abgeben, obwohl ihn der Adjutant des Kampfkommandanten, Major Klauer, mit Argusaugen überwachte. Ein Kriegsgerichtsverfahren blieb ihm jedoch weiterhin erspart, während Bürgermeister Prinzing in den Schlußtagen noch verhaftet wurde. Die drohende Erschießung fand aber nicht mehr statt. Ein von außerhalb herbeibefohlenen Standgericht ließ Mitte April zur Abschreckung doch noch einige junge Soldaten aufknüpfen.

Eine Alarmkompanie kam also nicht zur Aufstellung. Die Verteidigung der Stadt durch eine solche hätte zweifellos Zerstörungen durch Bomben und Artilleriebeschuß ausgelöst. Hermann Neuffer, von Beruf Bankkaufmann, bewarb sich übrigens nach der Kriegsgefangenschaft wieder bei seiner alten Bank in Stuttgart um eine Stelle. Diese wurde ihm verweigert, da er ja ein Militarist sei. Ende März/Anfang April, als die Front näherrückte, wurden vom Schwäbisch Haller Flugplatz die Einsatzverbände, die Maschinen der Messerschmidtwerke zur Montage der Me 262 im Hasenbühl sowie die Flugabwehrgeschütze (Flak) abgezogen, Anlagen gesprengt und das wichtige technische Personal nach Landshut evakuiert. Sieben Mann blieben zurück, um noch Gerät in Sicherheit zu bringen.

Die Fliegerhorst-, Bau- und Wachkompanien wurden am 15. 4. dem Kampfkommandanten infanteristisch unterstellt. Hier handelte es sich um ca. 230 Mann unter Oberstleutnant Haug (Hauge?), gegliedert in drei Einheiten:

- Horstkompanie, Hauptmann Volkmar, 50 Mann
- Landwehrkompanie 16/VII, 80 Mann
- Luftwaffenbaubataillon VII, Major Hori, zwei Kompanien zu je 50 Mann, Chef der zweiten Kompanie: Hauptmann Klaus (Claus ?)

Das Durchschnittsalter in der Kampfgruppe betrug 50 Jahre, die Bewaffnung war ein Sammelsurium aus polnischen, belgischen und französischen Beutekarabinern, alten französischen und umgebauten Flugzeugmaschinengewehren. Diese Soldaten bildeten zusammen die Kampfgruppe Haug, deren Einsatz Oberstleutnant

Neuffer zwar nicht verhindern konnte. Er erfolgte dann jedoch nicht in der Stadt, sondern, wie von Neuffer vorgeschlagen, im Kocherbogen um Untermünkheim.

Auch in Schwäbisch Hall kam der Volkssturm (als Parteitruppe durch die Kreisleitung) zur Aufstellung. Er umfaßte ein Bataillon zu 250 Mann und 60 Hitlerjungen unter Major d. R. Dr. Mehrle. Dieses wurde alarmiert und ging am 5. 4. entlang der Bühler von Geislingen bis Eschenau bei Vellberg in Stellung, ebenso das Schwäbisch Gmünder Bataillon. Beide waren der 19. Volksgrenadierdivision unterstellt, ab 15. 4. dann dem Kampfkommandanten, Hauptmann Knödler.

Am 13. 4. erfolgte seine Verteilung auf die Panzersperren in der Stuttgarter Straße bei der Tankstelle Setzer, in der Crailsheimer Straße bei Haus Nr. 19, an der Gottwollshäuser Steige unterhalb des Steinbruchs, in Steinbach gegenüber der Kirche, in Gelbingen im Neubergsattel sowie auf Deckungslöcher in der Crailsheimer Straße oberhalb der Tankstelle, gegenüber der Einmündung des Gräterwegs. In Gelbingen wurde noch die Straße nach Eltershofen ca. 300 m oberhalb des Neubergsattels gesprengt, ein großer Trichter entstand und blockierte den Fahrzeugverkehr. Zwischen Schöneck und Breiter Eiche wurden Gräben und Schützenlöcher ausgehoben und besetzt, zur Sperrung der offenen Fläche an ihrer schmalsten Stelle westlich des Kochers, wo zugleich ein Zugang zur Stadt (Gottwollshäuser Steige) lag. Von diesen Stellungen auf dem höchsten Geländepunkt hatte man gutes Schußfeld in Richtung Breite Eiche und Gottwollshausen, von wo der Gegner kommen mußte. Außer Panzerfäusten war keine Panzerabwehr vorhanden.

Auf der östlichen Kocherseite lag die Kampfgruppe Haug oberhalb des Wettbachs, oberhalb Gelbingens, oberhalb der Untermünkheimer Brücke, bei Obermünkheim, unterhalb von Eltershofen, oberhalb der Enslinger Kocherbrücke sowie unterhalb des Löwenbergs bei Geislingen links der Bühlermündung stützpunktartig in Stellung. Weiter rechts im Bühlerhang zur Cröffelbacher Steige schloß der Volkssturm an. Der Gefechtsstand des Kampfkommandanten befand sich im Eltershofener Schloß.

Die 9. Flakdivision stellte Geschütze zur Tieffliegerabwehr in Stellung auf, oberhalb der Ecke Badweg-Wettbach, oberhalb der Roten Steige, bei Hohenholz, Bibersfeld, bei Sülz u. a. mehr. Im Hotel Goldener Ritter untergebrachte Luftwaffenhelferinnen räumten dieses einige Tage vor der Besetzung. Das dortige Verpflegungslager mit Kommissbrot und Fleischkonserven wurde dann von der Bevölkerung nach Abzug der Wachen am Vormittag geleert. Auch ich konnte eine Kiste Kilodosen, Jagdwurst, wie sich daheim herausstellte, abtransportieren.

Mittags am 17. 4. erfolgte dann die Sprengung der Henkersbrücke. Auch die Friedensbrücke (eine Fahrbahn blieb erhalten), der Rote Steg, der Lindachsteg, die Untermünkheimer und Steinbacher Brücken wurden am 17. 4. bis zum Mittag zerstört. Die Sprengung des Hohlen Steins, auf halber Höhe der Steige zwischen der jetzigen Limpurgbrücke und dem Bahnhof, sollte die Straße nach Steinbach blockieren. Diese Sprengungen hatten natürlich nur geringen militärischen Wert, da der Gegner sie oft umgehen konnte und Notbrücken relativ rasch erstellte. Nur ausnahmsweise ließ sich sein Vormarsch um ein bis zwei Tage verzögern.

Zur Sprengung der Brücken waren dem Kampfkommandanten Pioniere unterstellt. In Schwäbisch Hall wurden diese von Pionierleutnant W. Kurz geführt, der sich als Schwerversehrtter auf Genesungsurlaub daheim in Tullau befand. In Ermanglung eines anderen Offiziers wurde er von Hauptmann Knödler „vereinnahmt“. Er versuchte, jede Chance wahrzunehmen, die Sprengladungen möglichst knapp zu bemessen. Da er mit seinem Kopf für die befohlenen Sprengungen haftete, konnte er nichts zu ihrer Verhinderung unternehmen. Nach dem Alarm am 6. 4. war der große Kabelschacht am stadtauswärtigen Ende der Rittersbrücke geöffnet, darin lag ein großer, bombenförmiger Sprengkörper in rotbraun lackierter Wellpappe, immer von Pionieren bewacht.

Zündkabel liefen zum Hotel „Goldener Ritter“. Nach einer Woche war die Ladung plötzlich verschwunden. Oberstleutnant Neuffer hatte sie entfernen lassen. Leutnant Kurz mußte am 16. 4. dann jedoch eine Fliegerbombe vom Flugplatz einbauen. An leichten Waffen und Munition herrschte kein Mangel, lagen doch in der Heeresnebenmunitionsanstalt Kupfer große Mengen von belgischen, französischen, italienischen und polnischen Beutewaffen mit Munition. Munitionskistenstapel standen bei Sülz, am Kocher beim Neuberg, auf dem Teurershof und oberhalb von Tullau neben der Flakstellung.

Am 5. 4. wurde zwischen Gailenkirchen und Sülz ein Munitionszug aus Kupfer von Jagdbombern schwer getroffen, ein Teil der Ladung blieb liegen. Bauern aus der Umgebung mußten dann Munition und Panzerfäuste mit ihren Fuhrwerken nach Ilshofen an die Front bringen.

In Gottwollshausen traf am 6. 4. ein zusammengewürfeltes Bataillon Gebirgsjäger aus Mittenwald ein, modern mit Sturmgewehren bewaffnet, wahrscheinlich zum Aufbau der rückwärtigen Linie der 553. Volksgrenadierdivision am Kocher. Am Nachmittag muß es den Marschbefehl nach Kirchberg/Jagst erhalten haben, denn es kam gegen Mitternacht in Ilshofen an, wo es sich über Nacht einquartierte.

In der Muna Kupfer eingelagerte Werfermunition (15 und 21 cm) konnte nicht mehr in benötigter Menge abtransportiert werden, denn ein Jagdbomberangriff am 6. 4. verursachte schwere Zerstörungen. Bewegungen am Tag selbst einzelner Personen waren wegen der ständigen Bedrohung durch Tiefflieger gefährlich.

Auf der Weilerwiese in der Jahnturnhalle waren im März 1945 russische Kriegsgefangene untergebracht, deren Aufgabe es war, die Bombentrichter in der Startbahn auf dem Flugplatz mit Erde aufzufüllen. Wir Buben brachten ihnen Brot und bekamen von ihnen Holzschnitzereien. Anfang April waren sie über Nacht fort, ich fand lediglich noch einige Platzpatronen und einen Maschinengewehr-Gurt der Wachmannschaft. Besagten Gurt lieferte ich dann bei einer 1-Tonnen-Zugmaschine ab, die unter den Bäumen am Bahnhof stand und dort auf den Panzerjägertransport aus Stuttgart wartete. Ein ehemaliger Sulzdorfer Bahnbeamte berichtet, daß nach dem 6. 4. kleinere Truppentransporte per Eisenbahn aus dem Süden, für den Ilshofener/Crailsheimer Raum bestimmt, in Sulzdorf ausgeladen wurden, vorher auch Düsenjäger Teile für die Endmontage im Hasenbühl.

Als am Vormittag des 8. 4. drei Granaten von Hergershof her in die Stadt heulten,

war dies ein Vorgeschmack für den Beschuß, der noch kommen sollte. Die ganze folgende Nacht durch heulte Granate um Granate in die Stadt und verursachten viele Schäden<sup>2</sup>.

### 3. An den Kämpfen im Raum Schwäbisch Hall beteiligte Wehrmachtseinheiten

Dem XIII. Armeekorps (Heer), Generalleutnant Bork, mit Gefechtsstand in Windischenbach, 12.–13. 4. in Ottendorf, 14.–20. 4. in Adelmansfelden – westliche Korpsgrenze: Südl. Heilbronn-Löwenstein-Sulzbach, östliche Korpsgrenze: Dörzbach-Rot a. See-Goldbach-Dinkelsbühl – waren unterstellt (von links nach rechts) von 30. 3. bis 19. 4. die 246. Infanteriedivision und bis 14. 4. die 17. SS-Panzergranadierdivision, am 14. 4. abgelöst von der 198. Infanteriedivision, anschließend die 553. Volksgrenadierdivision, Generalmajor Hüther, mit den Grenadierregimentern 1119 und 1120 zu je zwei Bataillonen. Die Gefechtsstände lagen am 12. 4. in Eschelbach, am 13. 4. in Enslingen, am 14. 4. in Eltershofen, am 15. 4. in Tüngental, am 16./17. 4. in Talheim und am 18. 4. in Bansenweiler.

Am rechten Flügel stand die 19. Volksgrenadierdivision, Generalmajor Britzelmayr, mit dem Grenadierregiment 73 und den Gefechtsständen Ilshofen/Rupperts-hofen (7. 4.), Tüngental (8. 4.), Reinsberg (9./10. 4.), Eckartshausen (11. 4.) und Gröningen (16.–19. 4.).

Unterstellte Einheiten waren das Pionierbataillon V, die Bataillone II und III des Pionierregiments Rosenheim, Teile der SS-Kampfgruppe „Nord“ und das Brückenbaubataillon 646.

Unterstützt wurden die Divisionen durch die 9. Flakdivision, verschiedene Artillerieabteilungen, die Volkswernerbrigaden 18 unter Oberst Coubette und 20 unter Oberst Würz und vom 10.–12. 4. durch eine kompaniestarke Kampfgruppe der schweren Panzerjägerabteilung 635. Seitens der Luftwaffe standen die 7. Jagddivision mit dem Jagdgeschwader 53 und dem Kampfgeschwader (J) 51 zur Verfügung. Zu Gliederung, Stärke und Einsätzen der Divisionen s. unten.

Zur Struktur der deutschen Divisionen im Westen 1945 kann man allgemein sagen, daß sie schon mehrfach zerschlagen und wieder neu aufgestellt waren. Zwar bestand das Personal aus erfahrenen Führern/Unterführern, die Rekruten (Jahrgänge

2 StadtA Schwäb. Hall 21/1053 (Berichte Hüfner, Breitschwerdt, Mehrle); StadtA Schwäb. Hall 35/439 (Berichte Neuffer, Sauter, Hüfner); *M. S. Koziol*: Rüstung, Krieg und Sklaverei. Der Fliegerhost Schwäbisch Hall-Hessental und das Konzentrationslager. Eine Dokumentation (FWFR 27), Sigmaringen 1986; BA-MA, B-182: Mönch, Hans, General, Kommandeur Feldkommandantur 987; Britzelmayr (wie Anm. 1); *K.-F. Seiler*: Erinnerungen eines Haller Volkssturmmannes an das Jahr 1945, in: Haller Tagblatt 7.–16. 4. 1969; Zuletzt sollten Kinder den „Endsieg“ erkämpfen, in: Das Kriegsende. Menschen aus dem Landkreis Hall berichten. Sonderausg. des Haller Tagblatt v. 23. 2. 1995, S. 12; Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) J 170, Ortsberichte Kreis Schwäbisch Hall; Persönliche Mitteilungen W. Kurz, Tullau; Persönliche Erinnerungen des Autors.

1927 und 1928) hatten jedoch meist nur eine Kurzausbildung erhalten, waren aber einsatzfreudig.

Weiteres Personal wurde gestellt durch Versprengte, Genesende sowie durch an das Heer abgegebene Angehörige von Luftwaffe, Marine, Polizei, RAD, Zoll u. a. m ohne Kampferfahrung. Diese Truppe hatte keinen inneren Zusammenhalt mehr, die Kampfkraft war auf ein Minimum abgesunken und nur noch bedingt zur Abwehr geeignet. Den kombinierten amerikanischen Panzer- und Tieffliegerangriffen war sie nicht mehr gewachsen.

Ein Zeichen der Zeit waren die „Kampfgruppen“, spontan aus Resten zerschlagener Einheiten unter dem Namen des Einheitsführers in Kompanie- bis Regimentsstärke aufgestellt, wo gerade ein Verband fehlte.

Auch die materielle Situation war schlecht. Die Volksgrenadierdivisionen und verschiedene Ersatzeinheiten wurden bei der Neuaufstellung z. T. mit modernen Waffen wie Sturmgewehren und Karabinern 43 ausgerüstet, die aber nicht für alle reichten, so daß wieder die alten 98 k und Beutewaffen zum Einsatz kamen. Vor allem weitreichende Panzerabwehrwaffen sowie Panzerfahrzeuge blieben Mangelware. Zwar waren noch genügend Artilleriegeschütze vorhanden, diese konnten aber aus Munitionsmangel oft nur wenige Schuß pro Tag abgeben.

Ersatzweise diente die Panzerfaust als schwere Waffe des Landsers. Bei Gegenstößen, auf kurze Entfernung in die gegnerische Stellung abgeschossen, war sie beim Gegner besonders gefürchtet. Die schweren Kompanien verfügten über leichte Infanteriegeschütze und Granatwerfer, aber auch hier war die Munition knapp. Die Panzerabwehrgeschütze hatten kaum das Feuer eröffnet, so waren sie schon erkannt und niedergekämpft.

Die wenigen verbliebenen Sturmgeschütze wurden hinter der Front in guter Deckung aufgestellt, um im Falle eines Durchbruchs einzugreifen. Bei Entdeckung durch Aufklärer zogen sie sofort Artilleriefeuer oder Jagdbomber auf sich. Der Treibstoffmangel hemmte jede Bewegung der noch vorhandenen Fahrzeuge und ganz besonders die Einsatzbereitschaft der Luftwaffe.

Zur deutschen Taktik gehörte es, sich am Tage einzugraben oder sich in Ortschaften zu verschanzen und sich in der Nacht abzusetzen. Tagsüber beherrschte die alliierte Luftwaffe den Himmel. Die deutsche oberste Führung hatte es früh versäumt, eine ausreichende Luftabwehr aufzubauen.

Nach der Schlacht um Crailsheim gab es nur noch Nachhutgefechte, das Gros der Divisionen zog sich zurück, stets darauf bedacht, nicht überflügelt zu werden, da bei Feinddurchbrüchen keine nennenswerten Reserven zur Abriegelung mehr zur Verfügung standen. Oft genug mußte deshalb eine günstige Stellung aufgegeben werden, weil sie bereits überflügelt war. Es kam für die vorgesetzten Kommandostellen deshalb darauf an, möglichst den Gefechtsstand frontnah aufzuschlagen, um unmittelbaren Kontakt mit der kämpfenden Truppe zu halten, damit die Führungsbefehle rechtzeitig ankamen. Besonders Absetzbefehle erfolgten oft erst im letzten Augenblick über Melder, da Draht- oder Funkverbindungen nur noch selten existierten.

Da die Ortschaften zusätzlich zu ihren Einwohnern noch zahlreiche Flüchtlinge und Ausgebombte beherbergten, hatte die Artillerie Anweisung, nicht auf Dörfer zu schießen und mit der Aufstellung ihrer Geschütze Abstand zu halten. Diese Weisung wurde jedoch oft nicht beachtet<sup>3</sup>.

#### **4. An den Kämpfen im Raum Schwäbisch Hall beteiligte Einheiten der US Army**

Die Kräfte des amerikanischen VI. Armeekorps bestanden vom 6.4 bis 10.4. aus der 10. US-Panzerdivision mit den Regimentskampfgruppen CCA, CCB und CCR (Combat Command A, B und Reserve), jeweils in Stärke von einem Bataillon zu drei Kompanien mit dem Kampfpanzer „General Sherman“ (18 pro Kompanie), dazu je ein Bataillon Infanterie auf gepanzerten Halbkettenfahrzeugen und ein Bataillon Panzerartillerie. An Divisionstruppen gab es eine Spähpanzerschwadron, eine Staffel mit sechs Nahaufklärungsflugzeugen L 4 sowie Pioniere, um nur die wichtigsten zu nennen.

Ab 12.4. erschien die 63. US-Infanteriedivision in Hohenlohe, gegliedert in die Infanterieregimenter 253, 254 und 255 zu je drei Bataillonen. Diese wurden unterstützt vom Panzerbataillon 753 sowie Panzerartillerie. Auch sie verfügte über sechs Nahaufklärer L 4. Zum Bau von Notbrücken stand ein Brückenbaubataillon zur Verfügung.

Aufgrund der alliierten Luftherrschaft waren tagsüber Einsätze von Fahrzeugen nicht möglich. In Frontnähe machten die Tiefflieger (Jagdbomber vom Typ P 47 „Thunderbolt“) sogar Jagd auf einzelne Personen.

Zur amerikanischen Taktik gehörte es, jede Ortschaft vor der Besetzung (ohne ersichtliche militärische Notwendigkeit) mit Artillerie zu beschießen oder mit Bomben zu belegen. Falls sich dann noch Widerstand zeigte, gab es nochmals Beschuß oder weitere Luftangriffe. Munition und Material spielten keine Rolle, wenn damit Blut gespart werden konnte. Über die bei den Kämpfen entstandenen blutigen Verluste liegen aus Geheimhaltungsgründen keine konkreten Angaben vor<sup>4</sup>.

#### **5. Deutsche Truppenteile in der Region zu Beginn der Kämpfe**

In der Region bewegten sich Anfang April verschiedene deutsche Einheiten, die wurden vom amerikanischen Vormarsch überrascht und zu seiner Abwehr herangezogen wurden. Sie lassen sich zwei getrennten Absichten der Führung zuordnen.

3 Gäbelein (wie Anm. 1); US Army G-2 daily reports, 63rd Infantry Division for April 1945, Rec. Gr. Nr. 407 Adjutant General's Office, Box 11140, US National Archives Washington; Pionierschule 2 Rosenheim, Behelfsmäßiges Kriegstagebuch vom 26.3.–7.5.1945, Ms.

4 Impact. The Battle Story of the Tenth Armoured Division, New York 1954; G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

Zum ersten wurden im Raum Lauda-Königshofen ab Ende März Truppen aus bayerischen Schulen sowie Ausbildungs- und Ersatzeinheiten zur Aufstellung einer Division „Bayern“ unter General Tolsdorff zusammengezogen. Sie sollte das Vordringen des Gegners in Mitteldeutschland zum Halten bringen. Das schnelle amerikanische Vordringen verhinderte jedoch diesen Plan. Die Truppen hatten stattdessen die zerschlagene 212. Volksgrenadierdivision aufzufüllen, deren Führungsstab zur Aufstellung der Division „Bayern“ herangezogen werden sollte. Unverzüglich an Ort und Stelle eingesetzt, brachte sie den gegnerischen Vormarsch zum Stehen. Seit 5. 4. zwischen Crailsheim und Rothenburg eintreffende Teile der Alpenjägerbrigaden 1 und 2 waren zum Einsatz bei der 2. Gebirgsdivision vorgesehen, ebenfalls zum Angriff nach Norden. Nach dem amerikanischen Durchbruch konnten auch sie rasch zu Gegenangriffen herangezogen werden.

Zum zweiten sah die 1. Armee Anfang April noch eine Verteidigung im Raum Schwäbisch Hall vor. Dazu traf am 6. 4. in Gottwollshausen ein Gebirgsjägerbataillon aus Mittenwald ein. Umgehend nach Kirchberg in Marsch gesetzt, erreichte es am Abend Ilshofen.

Eine dazugehörige Pionierkompanie lag mit Teilen noch in Crailsheim. Ein Zug war bereits auf dem Marsch nach Gottwollshausen und stieß am 7. 4 in der Frühe plötzlich auf „Sherman“-Panzer.

Laut dem Bächlinger Ortsbericht marschierte am 7. 4. eine nicht identifizierte deutsche Einheit, etwa in Bataillonsstärke, in Richtung Blaufelden über die Jagstbrücke. Der Beschreibung nach müßte es sich um Offiziersbewerber (Kadetten zur See) handeln, wie sie in Rosenheim und Lenggries ausgebildet wurden. Möglicherweise kamen sie aus den Braunsbacher Raum als Teil der von der 1. Armee vorgesehenen Verteidigungslinie. Ihr weiterer Verbleib ist unbekannt<sup>5</sup>.

## 6. 6. April: Der Durchbruch der 10. US-Panzerdivision nach Crailsheim

Die Kämpfe im Kreis Schwäbisch Hall im April 1945 gliedern sich in zwei zeitlich und räumlich getrennte Abschnitte:

Zum ersten der Vorstoß der 10. US-Panzerdivision von Crailsheim nach Westen, 7.–11. 4.

Zum zweiten die Besetzung des Kreises und der Stadt durch die 63. US-Infanteriedivision, 14.–20. 4.

Über die Ereignisse um den Durchbruch nach Crailsheim gibt es ausführliche Literatur. Sie sollen nicht mehr Gegenstand dieser Studie sein, vielmehr aber der Vorstoß in das Kreisgebiet Schwäbisch Hall über Ilshofen und die daraus folgenden deutschen Reaktionen.

5 *Spiwoks, Stöber*: Endkampf zwischen Mosel und Inn, Osnabrück 1976; HStAS J 170, Ortsbericht Gailenkirchen; *H. Gräser*: Die Schlacht um Crailsheim. Das Kriegsgeschehen im Landkreis Crailsheim im 2. Weltkrieg (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergischen Franken 13), Crailsheim 1997.

Durch den Vorstoß der 10. US-Panzerdivision auf der Naht zwischen dem XIII. Armeekorps (Heer) und dem XIII. SS-Armeekorps nach Crailsheim am 6. 4. war der Ostflügel des XIII. Armeekorps (Heer) unmittelbar von einer Umfassung bedroht und der Nachschub von Süden über Straße und Bahn in den wichtigen Nürnberger Raum abgeschnitten. Hohenlohe, bisher abseits größerer kriegerischer Ereignisse, wurde über Nacht zu einem der Schwerpunkte der Westfront.

Die 1. Armee unter General Förtsch in Gschwend reagierte noch am selben Tag und grupperte zu Gegenmaßnahmen um, die vom XIII. SS-Armeekorps und vom XIII. Armeekorps (Heer) zu führen waren. Die daraus folgenden Operationen im Kreis Schwäbisch Hall wurden vom XIII. Armeekorps (Heer) unter Generalleutnant Bork in Windischenbach bei Öhringen durchgeführt.

Das Wetter war am 6. 4. noch kühl und regnerisch, ab 7. 4. bis 19. 4. meist sonnig, warm und trocken. Nur am 15. und 18. und 19. 4. gab es Wolken und einzelne Regenschauer. Das Gelände war panzergängig. Der deutsche Landser schätzte das schöne Wetter nicht unbedingt, da es den Alliierten Gelegenheit gab, ihre Luftüberlegenheit voll zur Geltung zu bringen<sup>6</sup>.

### 7. 6.–7. April: Erste deutsche Reaktionen

Als am 6. 4. der amerikanische Durchbruch nach Crailsheim rollte, bestand die Reaktion der 1. Armee zunächst darin, alle sofort verfügbare Kräfte heranzuziehen und den Panzern entgegenzustellen. Rechts der Kaiserstraße waren dies Kräfte des XIII. SS-Armeekorps, links blieb mangels Reserven nur der Ausweg, Truppen von einem weniger bedrohten Abschnitt abzuziehen. Zu diesem Zeitpunkt lag der Schwerpunkt der Kämpfe an der linken Flanke des XIII. Armeekorps (Heer) im Raum Heilbronn-Bad Friedrichshall-Möckmühl. Am rechten Flügel, an der östlichen Jagstfront war der Feinddruck weniger stark.

Dort stand die 19. Volksgrenadierdivision (Generalmajor Britzelmayr) mit Führungsstab in Mangoldsall, mit dem schwachen Bataillon der ehemaligen Kampfgruppe Buddenbrock (Korpsartilleriekommandeur, er führte den im Odenwald aus Artilleristen und Versprengten aufgestellten Verband), und dem II. Bataillon der Pionierschule Rosenheim 2 mit drei Kompanien. Diese beiden Einheiten waren als Grenadierregiment 73 unter Oberstleutnant Rücker im Abschnitt Dörzbach-Krautheim eingesetzt. Aus dem Odenwald rückte eben die 553. Volksgrenadierdivision an. Sie konnte den Jagstabschnitt Krautheim-Dörzbach mit dem Rosenheimer Pionierbataillon sofort übernehmen, wodurch das sofortige Herauslösen des Stabes der 19. Volksgrenadierdivision mit ihrer Kampfgruppe Rücker erfolgen konnte.

Zum Aufbau einer rückwärtigen Linie bei Schwäbisch Hall war in Gottwollshausen ein Gebirgsjägerbataillon aus Mittenwald eingetroffen. Als erste Maß-

<sup>6</sup> Hauser (wie Anm. 1); Gäbelein (wie Anm. 1).

nahme sollte nun das XIII. Armeekorps (Heer) mit diesen Kräften eine Sicherung westlich der Kaiserstraße von Blaufelden bis Crailsheim aufbauen. (An deren Ostflanke kamen Einheiten des XIII. SS-Armeekorps heran). Dazu wurde zuerst das Gebirgsjägerbataillon aus Gottwollshausen über Ilshofen nach Kirchberg am 6. 4. nachmittags in Marsch gesetzt. Der Führungsstab der 19. Volksgrenadierdivision in Mangoldsall verlegte in der Nacht vom 6. auf den 7. 4. mit der ehemaligen Kampfgruppe Buddenbrock als zweiter Gruppe von der Jagst bei Krautheim per LKW die 30km über Cröffelbach nach Ilshofen, das im rückwärtigen Divisionsgebiet lag. Unterwegs wurde der Marschgruppe eine leichte Artilleriebatterie des Gebirgsjägerregiments 2 (warscheinlich in Sulzdorf ausgeladen, auf dem Marsch über Cröffelbach nach Kirchberg) angeschlossen, und auf der Cröffelbacher Steige Mannschaften zu Bau und Besetzung von Sperrern abgesetzt.

Möglicherweise wurden diese von Angehörigen der Haller oder Crailsheimer Fliegerhorstkompanie gestellt – am 7. 4. erwähnt der Wolpertshausener Ortsbericht Fliegersoldaten im Ort. Der Schwäbisch Haller und der Schwäbisch Gmünder Volkssturm wurden ebenfalls unterstellt. Sie lagen im nördlichen Bühlerhang von Geislingen bis Eschenau bei Vellberg in Stellung.

Bei einer dritten Gruppe, die von einem unbekanntem Ausgangspunkt über Bächlingen nach Blaufelden marschierte, könne es sich nach ihrer Beschreibung im Ortsbericht um Offiziersanwärter aus der Lenggrieser Schule gehandelt haben.

Die 1. Armee war bemüht, der 19. Volksgrenadierdivision weitere Kräfte zuzuführen. Dazu befahl sie ebenfalls in der Nacht vom 6./7. 4. motorisierte Teile der SS-Gebirgsaufklärungsabteilung 6 als Vorhut der SS-Kampfgruppe „Nord“, der 17. SS-Panzergrenadierdivision als Divisionsreserve unterstellt, nach Geislingen, um dort zur 19. Volksgrenadierdivision zu stoßen. Bis 8. 4. folgten die Restteile.

Die SS-Kampfgruppe „Nord“ wurde bei Öhringen neu aufgestellt. Es handelte sich um drei Infanteriekompanien aus Resten der im Büdinger Wald östlich Frankfurt untergegangenen 6. SS-Gebirgsdivision „Nord“, verstärkt durch drei Züge einer Gebirgsjägerkompanie des SS-Gebirgsjäger-Ersatz- und Ausbildungsbataillons 13 in Leoben mit dreimonatiger Ausbildung, sowie der SS-Gebirgsaufklärungsabteilung 6 (ca. 100 Mann, vollmotorisiert) unter SS-Hauptsturmführer Zimmermann.

Die Aufklärungsabteilung mit der Gebirgsjägerkompanie erhielt den Marschbefehl nach Obersteinach, die Infanteriekompanien verblieben in Öhringen. Oberstleutnant Rücker, Kommandeur des Grenadierregiments 73, wurde zum Führer der zur Kampfgruppe Grenadierregiment 73 zusammengestellten Einheiten bestimmt. Nun sollte das Mittenwalder Gebirgsjägerbataillon nach Kirchberg und die Kampfgruppe Rücker nach Ilshofen vorgehen. Die SS-Kampfgruppe „Nord“ folgte etwas später nach. Am Vormittag des 7. 4. wurde es aber klar, daß der weitere Vorstoß der 10. US-Panzerdivision nach Westen in Richtung Ilshofen zielte, wodurch eine neue Lage entstand und umgruppiert werden mußte<sup>7</sup>.

7 Hauser (wie Anm. 1); Gäbelein (wie Anm. 1); Britzelmayer (wie Anm. 1); Bericht Mehrle (wie Anm. 2); BA-MA RS 3/17 Akte 3, Kriegstagebuch der 17. SS-Panzergrenadierdivision.

## 8. 7.–8. April: Die Kämpfe im Raum Ilshofen und der Vorstoß in Richtung Schwäbisch Hall

Bei der Befehlsausgabe durch General Britzelmayr am 7. 4. mittags in Ilshofen war die Panzerspitze der Kampfgruppe Reilly (US-Panzerbataillon 21 des CCA mit ca. 30 Panzern) nicht mehr weit. Der Kommandeur (ein Oberleutnant) des Mittenwalder Gebirgsjägerbataillons (drei Kompanien der Gebirgsjägerschule Mittenwald), von Gottwollshausen auf dem Marsch nach Kirchberg am 6. 4. nach sechs- bis achtstündigem Marsch gegen Mitternacht in Ilshofen angekommen, telefonierte mit dem Haller Kampfkommandanten und erhielt wahrscheinlich die Anweisung, sich der Kampfgruppe Rücker zu unterstellen und mit ihr vor Ilshofen in Stellung zu gehen. Am 7. 4. gegen 13.00 Uhr bei Großallmerspann in Stellung, eröffnete er das Feuer auf die herannahenden Panzer, hatte vier Gefallene und wurde nach Norden abgedrängt (am Abend Durchbruch über die Kaiserstraße bei Wallhausen).

Auch Generalmajor Britzelmayrs Divisionsgefechtsstand mußte angesichts der Panzerübermacht in Richtung Ruppertshofen ausweichen, die Artillerie dahinter und nach Eichenau. Am 8.–9. 4. war der Gefechtsstand dann in Tüngental, am 10. 4. in Reinsberg, dann in Eckartshausen, ab 11. 4. in Gröningen. Ilshofen war am 7. 4. gegen 15.00 Uhr besetzt und der unbewaffnete Bad Mergentheimer Volkssturm in der Stadt gefangengenommen.

Das Panzerartilleriebataillon 419 der 10. US-Panzerdivision verteilte sich um die Stadt. Ein Teil der amerikanischen Panzer blieb zur Sicherung in und um Ilshofen, während die Kampfgruppe Reilly nachmittags auf der R 14 mit 20 Panzern über Rudelsdorf (dort Schußwechsel mit einer Gruppe der SS-Aufklärungsabteilung 6) um 18.00 Uhr Wolpertshausen erreichte. Die Kampfgruppe Rücker bedrohte dabei die Nordflanke der Amerikaner von Ruppertshofen-Landturm-Hörlebach, Panzervernichtungstrupps (der SS-Aufklärungsabteilung 6?) die Südflanke von der Bahnlinie aus. Bei den sich am 7.–9. 4. entwickelnden Kämpfen erst mit der Kampfgruppe Reilly und dann mit der am 7. 4. abends eingetroffenen Deckungsgruppe Thackston (US-Panzerbataillon 3 des CCR) wechselten diese Orte mehrfach den Besitzer. Brachbach blieb in der Hand der Kampfgruppe Rücker (Pioniere und SS-Soldaten). Kleine Gruppen besetzten den Hang oberhalb des Bächlinger Jagstübergangs. Aus Hörlebach abgedrängte Teile verschanzten sich am 7. oder 8. 4. im Buchholz vor Ilshofen. Sie banden damit weiterhin die Kampfgruppe Thackston und wiesen am 9. 4. deren Angriff ab. Panzer mit Infanterie kamen nur bis zum Nord-Süd-Querweg in der Waldmitte und wurden dort von den eingegrabenen Pionieren aufgefangen.

Die amerikanischen Einheiten wurden vor Wolpertshausen und Ilshofen am 8. 4. von einer Staffel Me 109 angegriffen (erst 16, später fünf Maschinen der II. Gruppe/Jagdgeschwader 53 in Risstissen), selbst einzelne Me 262 flogen Einsätze zur Panzerjagd. Am 9. 4. folgten weitere Attacken. Zusammen vernichteten sie über 20 Fahrzeuge und übten durch ihre Anwesenheit große moralische Wirkung aus. Al-

lerdings wurden sie südlich Crailsheim am 9. 4. von den übermächtigen amerikanischen Jägern abgefangen und verloren in den Luftkämpfen wenigstens sieben Maschinen. Schon am 7. 4. machten zwei Gruppen mit zusammen 56 Me 109 in sechs Kleinverbänden nördlich Crailsheim Jagd auf Tiefflieger und Fahrzeuge. Dann bombardierten am 9. 4. 1000 Bomber deren Flugplätze. Nun sanken die Einsatzstärken stark ab. In der Folge überwachten die US-Jäger auch alle Plätze, so daß Starts fast nur in der Morgen- und Abenddämmerung möglich waren.

Örtliche Gegenangriffe auf die in Crailsheim eingedrungenen Feindkräfte führten in den ersten Tagen der Kreisleiter und der Kampfkommandant, dann der Kommandeur der Volkswereferbrigade 20, Oberst Würz, mit Gefechtsstand in Honhardt. Deutsche Artillerie und Nebelwerfer nahmen Crailsheim und Ilshofen vom Burgberg her, von Rückertsbronn und Wolpertshausen aus unter Feuer. Mit dieser Unterstützung konnte die schwache Kampfgruppe Rücker den amerikanischen Vorstoß von Ilshofen nach Cröffelbach um einen Tag verzögern.

Am 7. 4. nachmittags hatte die Kampfgruppe Reilly mit Teilen des US-Panzerbataillons 21 Wolpertshausen genommen und blieb auf der Steige nach Cröffelbach vor den verteidigten Sperren liegen, zu deren Überwindung Reilly sich noch nicht stark genug fühlte, weshalb er die Nacht in Wolpertshausen abwartete. Am nächsten Tag, dem 8. 4., traf der Rest seiner Kampfgruppe nach Ablösung der bei Ilshofen/Hörlebach gebundenen Teile durch die Kampfgruppe Thackston ein. Nun verfügte er über genügend Kräfte, um weiter vorzustoßen. Unter Belassung einer Sicherung fuhren 18 Panzer die Hergershofer Steige nach Geislingen hinunter. Dort waren inzwischen Gebirgsjäger der SS-Kampfgruppe „Nord“ eingetroffen.

Die US-Kompanie von Hauptmann Felice kämpfte sich gegen 16.00 Uhr von Wolpertshausen mit ca. elf Panzern und aufgesessener Infanterie durch verschiedene verteidigte Baumsperrn die Cröffelbacher Steige hinunter. Sie drückte die an der Steige eingesetzten Teile der Kampfgruppe Rücker nach links auf die Höhen südwestlich Cröffelbach zurück und passierte unter Granatwerferbeschuß die Bühlerbrücke (erst am 17. 4. gesprengt). Oberhalb dieser lag der Haller Volkssturm im Hang, an der Haarnadelkurve unterhalb Bühlerzimmern befand sich eine Panzersperre. Zu ihrer Verteidigung hatten die Hitlerjungen am Straßenwärterhäuschen an der Haarnadelspitze ihr französisches Beute-Maschinengewehr aufgebaut. Sie eröffneten damit das Feuer, als die elf Panzer mit aufgesessener Infanterie nahten, aber das Chauchat-MG mit dem gebogenen Magazin bekam alsbald seine typische Ladehemmung. Darauf setzte sich die Bedienung den Hang hinunter ab. Der Spitzenpanzer setzte mit einem Schuß das Häuschen in Brand, Hitlerjunge Heckelmann schoß von der Innenkurve seine Panzerfaust in dessen Laufwerk ab. Als er dann sah, daß die Volkssturmmänner rechts von ihm verschwunden waren, rannte er vor dem Panzer im toten Winkel über die Straße den Hang hinunter. Später erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse.

Beeindruckt durch den heftigen Widerstand auf der Steige, machte der Kompaniechef Funkmeldung an seinen Kampfgruppen-Kommandeur, nicht ahnend, daß HJ und Volkssturm sich gerade aus dem Bühlerhang absetzten und damit der Weg

nach Schwäbisch Hall frei wurde. Es folgte alsbald der Rückzugsbefehl nach Wolpertshausen. Ein Panzer rutschte dabei an der Bühlerbrücke in den Kanal und blieb liegen. Dafür wurden nun die deutschen (inzwischen verlassenen) Stellungen mit Artilleriefeuer belegt. Drei Panzer blieben als Rückendeckung in Cröffelbach. Die Divisionsgeschichte vermerkt die Brücke in Cröffelbach als gesprengt sowie Granatwerfer- und Panzerfaustbeschuß, weshalb man habe umkehren müssen! Gleichzeitig mit diesem Vorstoß kehrten auch die auf Geislingen angesetzten Panzer angesichts der gesprengten Kocherbrücke erfolglos um, ohne von den schwachen deutschen Kräften der gerade eintreffenden SS-Kampfgruppe „Nord“ angegriffen zu werden. Der Vorstoß nach Schwäbisch Hall war damit gescheitert<sup>8</sup>.

### 9. 8.–9. April: Abbruch der Operation und Einleitung des Rückzugs der 10. US-Panzerdivision

Nach dem Scheitern seiner Operation in Richtung Schwäbisch Hall-Heilbronn blieb dem VI. US-Korps aufgrund des zunehmenden deutschen Drucks zur Vermeidung unnötiger blutiger Verluste nun nur noch die Rücknahme der vorgeprellten Teile der 10. US-Panzerdivision.

Wolpertshausen blieb zur Sicherung der Westflanke des Einbruchraumes noch einen Tag besetzt. Am 9. 4. nachmittags erfolgte der Rückzug der Kampfgruppe Reilly. Am Abend war Wolpertshausen unter Mitnahme von 20 deutschen Gefangenen geräumt. Eine schwache Nachhut blieb zurück. Die etwa 30 Panzer fuhren über Windisch-Brachbach in Richtung Orlach, das sie umzingelten und dann unter Feuer nahmen. Darauf saß die Infanterie von ihren Schützenpanzerwagen ab und besetzte den unverteidigten Ort. Andere Panzer fuhren nach Jungholzhausen. Abends versammelten sich diese in Zottishofen und blieben dort über Nacht. Am Morgen des 10. 4. zogen sich alle in Richtung Mäusdorf-Hohebach zurück. Die Grimmbachbrücke zwischen Orlach und Braunsbach war bereits gesprengt, der Weg in das Kochertal unpassierbar.

Im Rahmen der vom XIII. Armeekorps (Heer) eingeleiteten Gegenmaßnahmen erreichten etwa 100 Mann der SS-Gebirgs-Aufklärungsabteilung 6 der SS-Kampfgruppe „Nord“ unter Hauptsturmführer Zimmermann am Morgen des 8. 4. auf fast neuen Kübelwagen und Krädern Obersteinach und Orlach-Braunsbach. Die Fahrzeuge kamen nach Orlach. Die Truppe grub sich um Obersteinach ein. Am 9. 4., nach dem Abzug der Kampfgruppe Reilly aus Wolpertshausen, traf in Altenberg ein weiterer Teil der SS-Kampfgruppe „Nord“, die SS-Gebirgsjägerkompanie aus Geislingen, über den Grimmbach ein. Am Abend verlegte die SS-Kampfgruppe „Nord“ dann hinunter ins Kochertal, wahrscheinlich mit dem Auftrag, die Kocher-

8 Britzelmayr (wie Anm. 1); HSTAS J 170, Ortsberichte Ilshofen, Obersteinach, Wolpertshausen; 10. US PD (wie Anm. 4); *F. Blumenstock*: Der Einmarsch der Amerikaner und Franzosen im nördlichen Württemberg im April 1945 (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte 41), Stuttgart 1957; persönlicher Bericht Roland Heckelmann, Schwäbisch Hall.

übergänge zu sperren und die westliche Angriffsgruppe auf den amerikanischen Einbruchsraum zu bilden, der am 10. 4. eingedrückt werden sollte.

Am 8. 4. abends erschien in Ruppertshofen von Norden her ein nicht identifiziertes deutsche Bataillon, vielleicht das am Vortag durch Bächlingen in Richtung Blaufelden marschierende, jetzt zur Unterstützung der Kampfgruppe Rücker um Ilshofen umbefohlen. In Frage käme auch das um diese Zeit herankommende Brückenbaubataillon 646. Es stellte Wachen aus und übernachtete.

Am selben Abend erhielt in Kirchberg das US-Panzer-Infanteriebataillon 54 der 10. US-Panzerdivision (entspricht einem Panzergrenadierbataillon) unter Oberstleutnant Roberts den Befehl, nach Ilshofen zu fahren und am 9. 4. von dort aus mit dem US-Panzer-Artilleriebataillon 419 einen Rückzugsweg zu der Front der 63. US-Infanteriedivision nach Norden im Raum Hohebach, genauer Standort mangels Funkkontakt unbekannt, für die Division zu bahnen und dabei gleichzeitig die deutsche Jagstfront zu umfassen.

Am Morgen des 9. 4. gegen 05.00 Uhr bekam die anmarschierende Kampfgruppe Roberts Feuer aus Ruppertshofen. Sie zog sich daraufhin zurück, belegte das Dorf zwei Stunden lang mit Artilleriefeuer und trat danach erneut an. Sie durchfuhr den Ort nun kampfflos, um vor Leofels um 09.00 Uhr in deutsche Jagdbomberangriffe mit neuartigen Splitterbomben zu geraten. Dabei gingen verschiedene Fahrzeuge verloren, die Kolonne wurde zerissen. Der hintere Teil bog in dem Durcheinander in Richtung Leofels ab, statt nach Dünsbach zu folgen. Vor Leofels hatten sich jedoch die deutschen Kräfte – dabei auch Artillerie – eingegraben, die sich am Morgen aus Ruppertshofen zurückgezogen hatten, und eröffneten das Feuer. Drei „Sherman“-Panzer schossen sie dabei vom nördlichen Ruppertshofener Ortsrand aus mit der Panzerfaust ab, wurden dann aber zurückgedrängt. Der Führer der US-Kampfgruppe, Oberstleutnant Roberts, fiel. Über Nesselbach marschierte diese dann nachmittags unbehelligt bis Berndshausen und erhielt dort Feuer in Flanken und Rücken. Hier stand die Sturmkompanie der 553. Volksgrenadierdivision in der Front gegen eben vorrückende Teile des US-Regiments 254 der 63. US-Infanteriedivision. Zwischen zwei Feuer geraten, erlitt die Sturmkompanie hohe Verluste und zog sich nach Süden zurück. Die Kampfgruppe Roberts rollte durch die Linie der 63. US-Infanteriedivision in den Raum Hohebach, die Kampfgruppe Reilly aus Wolpertshausen folgte nach. Sie sollte unterwegs möglichst noch eine intakte Kocherbrücke nach Westen finden, hatte aber keinen Erfolg. Es gab zwar noch die Brücken in Döttingen, Kocherstetten und Braunsbach, die wenige Tage später noch von „Hetzern“ auf dem Weg nach Kupferzell benutzt und erst am 12. bzw. 13. 4. gesprengt wurden. Sie waren jedoch von der SS-Kampfgruppe „Nord“ gedeckt, die seit dem 8. 4. im Kochertal sicherte.

Die Kampfgruppe Roberts hatte mittags bei Windisch-Brachbach und Obersteinach noch eine kurze Gefechtsberührung mit der SS-Aufklärungsabteilung 6, die sich jedoch nicht auf den aussichtslosen Kampf gegen die Panzer einließ. Eine deutsche Artillerieeinheit zwischen Unter- und Obersteinach wurde zusammengeschoßen. Am 10. 4. verblieben noch amerikanische Nachhut im Raum Düns-

bach-Nesselbach, um ihn für die noch in Crailsheim und Ilshofen stehenden Kräfte offenzuhalten.

In seiner täglichen Lagebeurteilung, die an die 1. Armee und die unterstellten Divisionen verteilt wurde, stellte das XIII. Armeekorps (Heer) am 8. 4. fest, daß es mit einzelnen Infanteriebataillonen nicht möglich sei, den starken Panzerfeind zu vernichten. Vielmehr müsse seine Durchbruchsstelle abgeriegelt werden. Dann könne er einige Tage später, nach Ausbleiben des Nachschubs und Verlusten, durch nächtliche Stoßtruppüberfälle vernichtet werden.

Am 9. 4. rechnete man noch immer mit weiteren Vorstößen in Richtung Schwäbisch Hall, aber auch damit, diese durch einen eigenen Angriff abwehren zu können. Gleichzeitig wurde erwogen, die 10. US-Panzerdivision könne aus dem Raum Hermuthausen über die Linie Kocherstetten-Künzelsau in Richtung Neuenstein vorstoßen, um die Jagst-Kocher-Front zum Einsturz zu bringen. (Tatsächlich erfolgte dieser Stoß dann am 11. 4. aus dem Raum Forchtenberg-Künzelsau)<sup>9</sup>.

### 10. 10. April: Deutsche Gegenstöße im Raum Ilshofen

Nachdem die 10. US-Panzerdivision keine weiteren Offensivabsichten mehr erkennen ließ und sich mit Teilen sogar zurückzog, war man im Führerhauptquartier sie-gessicher und gab den irrealen Befehl aus, der Feind sei jetzt zu vernichten. Dazu war das XIII. Armeekorps (Heer) mit seinen schwachen Kräften jedoch nicht in der Lage, vor allem mangelte es an panzerbrechenden Waffen, um gegen die immerhin ca. 60 Feindpanzer vorzugehen. Daran konnten dann auch weitere Verstärkungen, die noch herangezogen werden sollten, nicht mehr viel ändern.

Hier handelte es sich um eine Kompanie leichter Panzerjäger 38 (t) „Hetzer“ der Panzerjägerabteilung 1553 der 553. Volksgrenadierdivision. Diese stand im Raum Forchtenberg-Künzelsau in schweren Abwehrkämpfen. Die Abteilung befand sich noch bis Anfang April auf einem Übungsplatz bei Prag in Neuaufstellung. Sie war eben per Bahntransport in Schwäbisch Hall eingetroffen und sollte zu ihrer Division. Die Hälfte der Panzerjäger, ein Zug mit sechs „Hetzern“, wurde vom XIII. Armeekorps (Heer) sofort für den befohlenen Gegenangriff abgezweigt.

Dazu kam noch das Pionierbataillon V mit zwei Kompanien. Die 1. Armee steuerte noch das III./Pionierregt. Rosenheim bei. Beide waren bei bzw. in Heilbronn eingesetzt und per LKW rasch heranzubringen.

Von der Heeresgruppe bzw. direkt vom Führerhauptquartier wurden die einsatzfähigen Teile der schweren Panzerjägerabteilung 653, die gerade in Ludwigsburg vom Einsatz in der Pfalz und im Kraichgau aufgefrischt wurde, mit etwa zwölf Jagdtigern per Bahn ebenfalls nach Schwäbisch Hall befohlen. Dieser Bahnhof

9 HStAS J 170, Ortsberichte Orlach, Wolpertshausen; Gäbelein (wie Anm. 1); W. Stepper: Aufzeichnung einer Rede, Obersteinach 1985; 10. US PD (wie Anm. 4); Dörmenz, in: Gräser (wie Anm. 5); S. 363–376; G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

verfügte über eine Kopframpe mit genügend Platz zum Ausladen der Ungetüme mit ihren 72 t und 12,8 cm-Langrohrkanonen.

Für den 10. 4., Antritt 04.00 Uhr, befahl das XIII. Armeekorps (Heer) unter Generalmajor Britzelmayr den Gegenangriff mit der 19. Volksgrenadierdivision und den unterstellten obigen Kräften auf den von der 10. US-Panzerdivision besetzten Raum Geislingen-Wolpertshausen-Crailsheim mit drei Kampfgruppen:

Zur Kampfgruppe Nord unter Führung des Kommandeurs des Grenadierregiments 73, Oberstleutnant Rücker, gehörten alle nördlich der Straße Crailsheim-Wolpertshausen-Geislingen stehenden Kräfte, nämlich die Gruppe Grenadierregiment 73, die SS-Kampfgruppe „Nord“ und eine Kompanie des II./Pionierrgt. Rosenheim.

Die Kampfgruppe Südwest unter Führung des Kommandeurs des Artillerieregiments 719 der 19. Volksgrenadierdivision (Name unbekannt) umfaßte alle südlich dieser Straße und ostwärts Schwäbisch Hall stehenden Kräfte. Hier handelte es sich um die von Süden aus dem Raum Heilbronn über Tüngental herankommenden Verstärkungen. Der Volkssturm und die Flughafenkompanien unter dem Schwäbisch Haller Kampfkommandanten bildeten die westliche Auffanglinie und nahmen am Angriff nicht teil.

Zur Kampfgruppe Süd unter Führung des Kommandeurs der Volkswerberbrigade 20, Oberst Würz, Gefechtsstand Honhardt, später Geifertshofen, gehörten alle bei und südlich Crailsheim stehenden Kräfte.

Das östlich Crailsheim führende XIII. SS-Armeekorps bildete eine Kampfgruppe Ost mit den Alpenjägerbrigaden 1 und 2 sowie weiteren Einheiten.

Zum Divisionsgefechtsstand der 19. Volksgrenadierdivision war Tüngental bestimmt. Der Ort war gleichzeitig Anlaufpunkt der Verstärkungen aus Heilbronn. Von der 246. Infanteriedivision kamen das Pionierbataillon V mit zwei Kompanien und das Pionierbataillon III der Pionierschule 2, Rosenheim, mit vier Kompanien. Dem Divisionskommandeur, Generalmajor Britzelmayr, war vom XIII. Armeekorps (Heer) ausdrücklich befohlen, in Tüngental bei Eintreffen der Reserven mit seiner Person auf diese positiv einzuwirken.

Zu ihrer Unterstützung im Kampf gegen die Panzer trafen am 9. 4. morgens auf dem Bahnhof Schwäbisch Hall die ca. zwölf Jagdtiger der schweren Panzerjägerabteilung 653 unter Major Grillenberger ein und gerieten in einen Jagdbomber-Angriff. Der Zug wurde deshalb in den Tunnel bei der Gottwollshäuser Steige geschoben und am Abend entladen.

Die Panzerjäger fuhren dann durch die Bahnhofstraße/Mauerstraße, wo sie an engen Stellen mit ihrem hohen Aufbau an den Gebäuden Schäden (über RM 20.000) verursachten. Ich lag gerade in meinem Bett in der Heimbacher Gasse, als ich das Wummern der schweren Panzermotoren und das Rasseln der Ketten hörte und schnell zur Henkersbrücke lief. Da rollten sie, begleitet von Schützenpanzerwagen, über die Brücke und Neue Straße zur Crailsheimer Straße/R 14 nach Cröffelbach.

Dort überwandern sie die amerikanische Nachhut und trafen in Wolpertshausen pünktlich zum befohlenen Angriffsbeginn um 04.00 morgens auf das III./Pionierrgt. Rosenheim, das eben von Tüngental-Hopfach-Reinsberg nach Überwindung von

Nachhutsicherungen an der Bühler anmarschierte. Es war erst vor zwei Tagen noch in Heilbronn bei der 2. Gebirgsdivision eingesetzt worden.

Gemeinsam traten sie nach Norden an und vernichteten noch zwei Nachhutpanzerspähwagen bzw. Halbkettenschützenpanzer. An diesem Tag fuhr noch in der Nähe (bei Sandelsbronn ?) acht Jagdtiger in Deckung, um am 11. 4. morgens weiter vorzugehen.

Das Pionierbataillon V kam ebenfalls in der Nacht zum 10. 4. in Tüngental an und marschierte dann über Unterscheffach-Rudelsdorf in die Deckung des Buchholz westlich Ilshofen, um sich mit den dort verschanzten Teilen der Kampfgruppe Rücker zum Angriff auf Ilshofen bereitzustellen. Sie wurden von drei Jagdpanzern „Hetzer“ unterstützt, der Bataillonsgefechtsstand befand sich in Rudelsdorf. Am 10. 4. um 06.30–09.00 Uhr begann der Angriff auf Ilshofen. Er kam kaum über die Ausgangsstellung hinaus. Der amerikanische Gegenstoß um 16.00 Uhr mußte abgebrochen werden, da der Rückmarschbefehl nach Hohebach eintraf. Die Hauptkampflinie verlief etwa entlang des Querwegs in der Mitte des Waldes. Dort sieht man noch flache Mulden, die Überreste der Deckungslöcher.

Wie ungünstig waldiges Gelände für Panzer sein kann, zeigt das Schicksal der „Hetzer“ im Buchholz. Wie ein Kommandant gleich nach den Kämpfen berichtete, versuchte er mit seinem Fahrzeug aus einem leicht ansteigenden Seitenweg auf den Hauptweg einzubiegen, um in Richtung Ilshofen vorzurollen. Plötzlich hatte er eine grüne Wand im Periskop, die Front eines „Sherman“ auf dem Hauptweg. Die Kanone des Hetzers ragte über den Feindpanzer, der seine ebenfalls nicht weit genug senken konnte. So legten beide den Rückwärtsgang ein. Der Berichtersteller setzte ohne Infanteriebegleitung bis an den Waldrand in Richtung Erlichwald zurück. Dort erhielt er aus einer Schonung Beschuß von einer Bazooka (Rohrförmiger Handraketenwerfer, Kaliber ca. 8 cm). Bald war eine Kette unbrauchbar und die Kanone durch Treffer in der Blende blockiert. Da ihn gerade der amerikanische Gegenangriff erreichte, mußte er seinen Jagdpanzer sprengen. Auf Zusammenarbeit mit Panzern eingespielte Infanterie hätte die Bazooka leicht ausschalten können, die Pioniere waren jedoch nur unzureichend ausgebildet, wie der Kommandant bemängelte. Ein anderer „Hetzer“ war unvorsichtig genug, zur Reichstraße vorzuziehen, und wurde am Waldrand das Opfer eines eingegrabenen „Shermans“ in Lauerstellung auf der anderen Straßenseite. Die jungen Panzersoldaten waren wegen der kurzen Ausbildung mit dem neuen Gerät noch nicht vertraut. Die deutschen Verluste im Buchholz beliefen sich auf ca. 29 Gefallene, davon 16 SS-Männer.

Aufgrund des gescheiterten Angriffs durch das Pionier-Bataillon V wurde Major Dr. Duncker, (später Oberkirchenrat in Esslingen), Ritterkreuzträger und Kommandeur des III./Pionierrgt. Rosenheim, um 15.00 Uhr auf seinem Marsch nach Norden bei Sandelsbronn befohlen, über Hörlebach in Richtung Ruppertshofen vorzustößen, wo er auf Widerstand stieß. Darauf wurden von den begleitenden Jagdtigern gegen 18.00 Uhr einige US-Sicherungspanzer und Fahrzeuge abgeschossen, wonach die Kampfgruppe in Richtung Ilshofen Front machte. Dabei

fuhr sich einer der schweren Jagdtiger in der morastigen Seewiese fest und mußte unter Jabobeschuß herausgeschleppt werden.

Damit war die 10. US-Panzerdivision mehr oder weniger eingeschlossen. Am 11. 4. sollte Ilshofen gestürmt werden, Artillerie und Werfer standen zur artilleristischen Unterstützung auf dem Burgberg, bei Lorenzenzimmern, Brachbach und Buch bei Sulzdorf bereit. Das Führerhauptquartier befahl noch am 10. 4., die eingeschlossene 10. US-Panzerdivision unter Einsatz weiterer, aus Heilbronn nach Crailsheim zu verschiebender Kräfte (2. Gebirgsdivision) zu vernichten. Das XIII. Armeekorps (Heer) beurteilte die Lage daraufhin dahingehend, daß der Abzug weiterer Kräfte aus Heilbronn zum Zusammenbruch der dortigen Front führen würde, was dann auch prompt geschah. Die 2. Gebirgsdivision traf in Crailsheim zu spät ein, um den amerikanischen Abzug zu verhindern. Sie wurde dann weiter nach Ansbach geschickt, um dort die bedenklich dünn gewordene Front zu verstärken<sup>10</sup>.

### 11. 10.–11. April: Rückzug der 10. US-Panzerdivision

Es fiel den US-Kampfgruppen in Ilshofen und Crailsheim jedoch nicht schwer, am 10. 4. abends nach Norden durchzubrechen und sich in den Raum Hohebach zurückzuziehen, nachdem das VI. US-Korps sich aufgrund steigender Verluste, Nachschubproblemen und der neuen Bedrohung entschloß, den Vorstoß ganz abzubrechen. Sie sollten auf dem Rückmarsch gleichzeitig die deutsche Jagstfront umfassen. Am 11. 4. früh marschierte die Kampfgruppe Thackston mit den leichten Spähpanzern der 90. US Cavalry (Aufklärungsabteilung der 10. US-Panzerdivision) als Nachhut über Orlach-Nesselbach-Lassbach und traf abends bei Dörzbach ein. Unterwegs gab es laufend Gefechte, warscheinlich mit Teilen der 553. Volksgrenadierdivision und vielleicht auch der SS-Kampfgruppe „Nord“, die inzwischen aus dem Kochertal in den Lassbacher und Tierberger Wald marschierte und mit Gefechtsstand Dörrhof dort Stellung bezog.

Am Morgen des 11. 4. ergab die Aufklärung des Pionierbataillons V, daß Ilshofen vom Gegner geräumt war. Der einzige aus den Gefechten im Buchholz noch einsatzfähig gebliebene Jagdpanzer fuhr in das Städtchen bis vor das Postamt. Dort flatterte noch eine vergessene Fahne der Amerikaner. Der Kommandant des „Hetzers“ holte sie herunter und befestigte seine Trophäe am Bugmaschinengewehr.

Nachdem das XIII. Armeekorps (Heer) von dem Aufklärungsergebnis unterrichtet war, gab es der 19. Volksgrenadierdivision den Befehl, die Verfolgung der gegnerischen Kampfgruppen aufzunehmen, um sie zu vernichten. Die Kampfgruppe des Artilleriekommandeurs 719 folgte ihnen am 11. 4. bis zur Linie Lassbach-Jagst-

10 Bericht Mehrle (wie Anm. 2); *Karlheinz Münch*: *Combat History of the Schwere Panzerjäger Abteilung 653, Winnipeg (Canada) 1997*; Persönliche Erinnerungen des Autors; *Blumenstock* (wie Anm. 8); HStAS J 170, Ortsbericht Ilshofen; persönliche Mitteilungen A. Arnold, Ilshofen.

Brettach, konnte sie jedoch wegen unzureichender Motorisierung nicht mehr einholen.

Das III. Pionierregiment Rosenheim ging mit acht Jagdtigern über Orlach bis Lassbach-Mäusdorf vor, ohne Kontakt mit den verfolgten Einheiten der 10. Panzerdivision zu erhalten. Nach diesem Stoß ins Leere fuhren die Jagdtiger nachmittags über Orlach-Untersteinach, wo sie auftankten, nach Schwäbisch Hall zurück. Das Pionierbataillon V marschierte in Richtung Dünsbach-Nesselbach, überschritt die Jagst und bezog dann Stellung. Die leichten Jagdpanzer „Hetzer“ der Panzerjägerabteilung 1553 verblieben noch über Nacht.

Zum gemeinsamen Gegenangriff des XIII. SS-Armeekorps und des XIII. Armeekorps (Heer) auf Blaufelden trat von Ilshofen her die Kampfgruppe Major Wiek, vorher Rücker (dieser wurde in Ilshofen schwer verwundet) mit der in Leofels gelegenen Kompanie als Begleitinfanterie der restlichen vier Jagdtiger der Schweren Panzerjägerabteilung 653 über Kirchberg zum Angriff an. Sie sollte sich in Rot am See mit der rechten, von Wallhausen her vorgehenden Gruppe eines der Alpenregimenter (XIII. SS-Armeekorps) zum gemeinsamen Vorgehen treffen.

Von den Jagdtigern wurde einer so schwer beschädigt, daß er vor Blaufelden gesprengt werden mußte. Dort versteifte sich der amerikanische Widerstand, so daß der Ort nicht mehr zurückgewonnen werden konnte. Am 11. 4. abends erfolgte der Rückmarsch dieser Schwerpunktwaaffe in ihren nächsten Einsatzraum über Schwäbisch Hall-Backnang-Murrhardt nach Roth südlich Nürnberg.

Über ihre Erfolge ist nichts bekannt geworden. Ihr Einsatz erreichte wohl mehr moralische Wirkung auf Freund und Feind als ihr eigentliches Ziel, Feindpanzer abzuschießen. Allerdings wurde dabei viel knappes Benzin verbraucht. Jedenfalls trugen sie erheblich dazu bei, die Front wieder zu stabilisieren. In vielen Ortsberichten wird ausdrücklich erwähnt, wie müde, ausgehungert und abgekämpft die deutsche Truppe wirkte und wie zusammengewürfelt die Verbände gewesen seien. Im Ilshofener Raum wurden nach den Kämpfen beinahe zehn zurückgelassene „Sherman“-Panzer gezählt, die meisten waren durch Panzerfäuste abgeschossen (in Cröffelbach einer, um Ilshofen drei und vor Leofels ebenfalls drei)<sup>11</sup>.

## 12. 11.–12. April: Die Lage nach dem Rückzug der 10. US-Panzerdivision

Auch dieser neuerliche Umfassungsversuch der Kampfgruppen Roberts und Riley an der Jagst blieb nur ein Teilerfolg. Ebenso hatte der nächste Vorstoß aus der neuen Bereitstellung südlich Dörzbach am 11. 4. über den Kocher nach Öhringen nur bedingt Erfolg. Er erfolgte in die tiefe Flanke der 17. SS-Panzergrenadierdivi-

11 10. US PD (wie Anm. 4); G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Mitteilung Arnold (wie Anm. 10); Bericht Mehrle (wie Anm. 2); Britzelmayr (wie Anm. 1); *Blumenstock* (wie Anm. 8); Orlacher Kriegschronik, VI. Kapitel, in: Ev. Gemeindeblatt für Württemberg, Ortsbeilage Januar/ Februar 1951.

sion, die ihn aber lange genug abwehren konnte, um sich mit dem Gros zurückzuziehen.

Die Kämpfe mit der 10. US-Panzerdivision in der Region waren kaum beendet, als die von Dörzbach-Hehebach auf der Landbrücke zwischen Kocher und Jagst nach Süden vorstoßende 63. US-Infanteriedivision (Teile des US-Regiments 253 und des III./US-Rgt. 254) am 11. 4. Kocherstetten, Lassbach sowie die Jagst bei Langenburg und vor Gerabronn erreichte. Bis zu dieser Linie war die Kampfgruppe Wieck eben vorgedrungen, kam angesichts des neuen Gegners nun nicht mehr weiter vorwärts und grub sich zur Verteidigung ein. Hier kamen ihr die Reste der Sturmkompanie der 553. Volksgrenadierdivision von Berndshausen her entgegen. Der linke Nachbar der 19. Volksgrenadierdivision, die 553. Volksgrenadierdivision, hatte sie um den 8. 4. nach Mulfingen geschickt, um den rechten Flügel zu verstärken, da die zwischen Dörzbach und Hollenbach stehende 9. Volksgrenadierdivision des XIII. SS-Armeekorps durch die Angriffe der 10. US-Panzerdivision fast aufgerieben war und damit südöstlich Hollenbach ein leerer Raum entstand.

In seiner täglichen Lagebeurteilung nahm das XIII. Armeekorps (Heer) am 11. 4. an, daß der Gegner nun seinen Angriff nach Süden nach Schwäbisch Hall aus dem neugewonnenen Kocherbrückenkopf bei Weissbach fortsetzen werde. Nach den Mißerfolgen des Gegners bei Crailsheim rechnete man nicht mehr mit stärkeren Angriffen gegen den rechten Korpsflügel.

General Bork, kommandierender General des XIII. Armeekorps (Heer), befahl daher der 19. Volksgrenadierdivision für den 13. 4. die Verteidigung in der Linie Emmerthsbühl-Blaubach-Brettachabschnitt über Elpertshofen-Jagstabschnitt bis Hürden-Nesselbach-Jungholzhausen-Döttingen (ausschließlich), wobei der Schwerpunkt am rechten Flügel aufzubauen sei. Der Gefechtsstand sei in Großallmerspann aufzuschlagen. Die 553. Volksgrenadierdivision wurde in die Linie Döttingen-Eschental-Westernach-Waldenburg (ausschließlich) mit Gefechtsstand in Enslingen befohlen.

Der für die deutsche Führung günstige Verlauf der Operationen war vor allem darauf zurückzuführen, daß sie bereits am Abend des 6. 4. richtig vermutete, wohin der gegnerische Vorstoß zielte. Dazu kam das rasche Zurstellesein einer Reihe von Verbänden unter der Führung des mit zusammengewürfelten Einheiten vertrauten Stabes der 19. Volksgrenadierdivision sowie der starke Einsatz der Luftwaffe. Natürlich wurde die deutsche Abwehrkraft von amerikanischer Seite stark überschätzt, obwohl es sich meist um unerfahrene Ersatzeinheiten handelte.

So gelang es, die amerikanische Kampfkraft von ca. 60 Panzern so geschickt zu verzetteln, daß zu ihrem letzten Vorstoß nur noch eine ungenügende Zahl zur Verfügung stand. Der Stadt Schwäbisch Hall blieb damit ein Schicksal erspart, wie es Crailsheim, Waldenburg, Ilshofen und andere benachbarte Orte traf, denn gegnerische Panzer in der Stadt hätten zu folgenschweren Gegenmaßnahmen geführt<sup>12</sup>.

12 Gäbelein (wie Anm. 1); Britzelmayr (wie Anm. 1); G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

### 13. 11.–17. April: Die Kämpfe gegen die 63. US-Infanteriedivision im östlichen Kreisgebiet

Auch nach dem 11. 4. blieb der Druck der 63. US-Infanteriedivision (Generalmajor Hibbs) auf die deutsche Front bestehen. Bei den Angriffen des US-Regiments 254 am 12. 4. nach Osten und Süden waren die deutschen Kräfte vor den Toren des Kreises Schwäbisch Hall wie folgt verteilt: auf der Landbrücke zwischen Kocher und Jagst die 19. Volksgrenadierdivision mit der SS-Kampfgruppe „Nord“, (etwa 230 Mann) von Jungholzhausen bis Orlach, rechts anschließend das III./Pionierrgt. Rosenheim von Laßbach bis Bächlingen, dann das Pionierbataillon V an der Bretlach bis Liebesdorf, weiter nach rechts stand das Pionierbrückenbaubataillon 646 bei Beimbach und weiter bis Blaubach-Emmertsbühl unbekannte Kräfte, wahrscheinliche Teile der Alpenjägerbrigade.

In seiner Lagebeurteilung vom 13. 4. betonte der Stabschef des XIII. Armeekorps (Heer), Oberstleutnant i.G. von Üchtritz, nun in Ottendorf, daß diese Kampfgruppe 19. Volksgrenadierdivision nur ganz geringen Kampfwert besitze. Ganz besonders schwerwiegend sei das völlige Ausbleiben der Munition für die schwere Artillerie. Schwere Panzerabwehrwaffen waren nicht vorhanden.

Nachdem die 63. US-Infanteriedivision im Frontabschnitt der 553. Volksgrenadierdivision südlich Künzelsau bedrohlich in Richtung Schwäbisch Hall zielte, wurden am 12. 4. die am Vortag mit vorgestoßenen Jagdpanzer 38 (t) der Panzerjägerabteilung 1553 abgezogen und über den Kocher in den Raum Kupferzell-Neuenstein beordert. Laut Aufzeichnungen des Divisionskommandeurs, Generalmajor Hüther, handelte es sich insgesamt um elf, zwei gingen vorher bei Ilshofen verloren. Nach dreiwöchigem Einsatz seien noch zwei übrig geblieben.

Die zweite Hauptstoßrichtung der 63. US-Infanteriedivision mit dem III./US-Rgt. 254 und starker Panzerunterstützung lag östlich des Kochers, um bis zur R 14 zu gelangen und dabei möglichst viele deutsche Verbände zu umfassen und zersprengen. Dies gelang nach der raschen Besetzung von Lassbach und Nesselbach auch in Ansätzen. Dort und bei Obersteinach leistete das III./Pionierrgt. Rosenheim seit dem 11. 4. Widerstand. Um den 16. 4. wurde es abgekämpft nach Ruppertshofen zur Auffrischung geschickt.

Die SS-Kampfgruppe „Nord“ wurde am 15. 4. überraschend angegriffen. Sie lag in offenen Feldstellungen vor Jungholzhausen mit Schußrichtung zum Tierberger Wald sowie vor Zottishofen und entlang der Straßen Orlach-Nesselbach und Braunsbach/Obersteinach. Von Jabos und Panzern aus ihren Löchern getrieben, verloren die jungen Gebirgsjäger in ihrerem ersten Kampfeinsatz 60–70 Tote und Gefangene. Ein Zug war inzwischen nach Braunsbach abgestellt.

Die SS-Kampfgruppe „Nord“, noch 150 Mann, zog sich nach Orlach zurück, wo bei weiteren Kämpfen beiderseits hohe Verluste entstanden, dann auf die Höhenrücken bei Sandelsbronn. Ihr Gefechtsstand lag im Wäldchen nördlich Ruppertshofen. Rechter Nachbar war das III./Pionierrgt. Rosenheim.

Das III./US-Rgt. 254 drückte weiter besonders stark nach Süden. Zwischen Windisch-Brachbach und dem Landturm lagen die Gebirgsjäger wieder in Feldstellungen, um nach dem Verlust von ca. 22 Gefallenen am 17. 4. nach Ruppertshofen auszuweichen, wo sie sich erneut festsetzten und erstmals einen erbitterten Häuserkampf lieferten, der neuerlich 23 Gefallene kostete. Wegen des weitgehenden Fehlens von Panzerabwehrwaffen und Luftwaffenunterstützung auf deutscher Seite wurden auch die beiden Pionierbataillone teilweise überrollt und erlitten erhebliche Verluste. Das Pionierbataillon V stand mit seiner 1. Kompanie in Bächlingen und mit der 2. Kompanie als rechtem Flügel nördlich der Brettach. Bei Annäherung des Gegners gelang ihr der letzte Panzerabschuß mit der Panzerfaust in der Region in Liebesdorf. Dann klappte der rechte Flügel unter dem Druck des Gegners von der Brettach auf die Jagsthöhen von Morstein bis Leofels zurück, wurde mit frontalen Fesselungsangriffen gebunden und dann von Dünsbach aus im Rücken gefaßt. Durch diese taktische Finesse konnte nur der Zug bei Dünsbach fast ungeschoren entkommen. Die 1. Kompanie zog sich nach Südosten zurück.

Das III./Pionierregt. Rosenheim war nach den Kämpfen bei Lassbach-Nesselbach-Obersteinach nach Ruppertshofen (1. und 3. Kompanie) und in den Raum Landturm (2. und 4. Kompanie) ausgewichen, wo es einige Stunden in Ruhe lag, als am 17. 4. zwanzig Panzer nach Sandelsbronn durchbrachen.

Im Landturm befand sich der Gefechtsstand von Major Dr. Duncker, der die Kompanien in Ruppertshofen sofort alarmierte. Auf dem Weg zum Landturm wurden sie unterwegs in Infanteriegefechte verwickelt. Dann griffen die Panzer ein und erreichten den Landturm, ehe sich dessen unter Feuer liegende Besatzung absetzen konnte. Major Dr. Duncker geriet mit seinem Stab in Gefangenschaft, die er unbeschadet überstand. Beim Verhör wunderte sich der Vernehmungsoffizier, wie er als Pfarrer Major und Bataillonskommandeur sein konnte. Dr. Duncker gab ihm zu verstehen, daß er nur die Wahl zwischen Majorat und Kriegsgericht hatte. Später wurde er Oberkirchenrat in Esslingen. Im Frühjahr 1999 ist er dort gestorben. Mit ihrem Kommandeur gerieten noch 50 Pioniere in Gefangenschaft.

Das III./US-Rgt. 254 hatte die deutsche Hauptkampflinie zerissen und drohte, über Ruppertshofen nach Ilshofen durchzubrechen, weshalb eine Gruppe Pioniere und Teile der SS-Kampfgruppe „Nord“ den Auftrag erhielten, sich in Ruppertshofen festzusetzen, um etwas Zeit zu gewinnen. Durch den starken amerikanischen Druck kam es zur Vermischung der deutschen Einheiten, in fast allen Orten kämpften Angehörige verschiedener Einheiten.

Eine feste Front kam fortan nicht mehr zustande, vor den Panzerkeilen entwickelten sich unübersichtliche Kämpfe. Kleine Gruppen bissen sich immer wieder in verschiedenen Orten fest und schlugen sich erbittert. Vom 16. bis 18. 4. befanden sich die Gefechtsstände des Grenadierregiments 73 (Wieck) und am 16./17. 4. der SS-Kampfgruppe „Nord“ in Dörmrenz<sup>13</sup>.

13 Blumenstock (wie Anm. 8); Gäbelein (wie Anm. 1); Britzelmayr (wie Anm. 1); Hüther (wie Anm. 1); K. Böckle: Die Kämpfe im Raum Krautheim im April 1945, in: WFr 70 (1986), S. 136; F.

#### 14. 9.–11. April: Auch von Nordwesten rückt die Front näher, die 63. US-Infanteriedivision bildet Kocherbrückenköpfe

Bei den eingesetzten Einheiten auf amerikanischer Seite handelte es sich um die 63. US-Infanteriedivision (Generalmajor Hibbs) mit den US-Regimentern 253 (Oberst Edwards) (rechts), 255 (Oberstleutnant Hatcher) (Mitte) und 254 (Oberst Warren) (links) beiderseits des Kochers, unterstützt vom US-Panzerbataillon 753 und dem US-Panzerabwehrbataillon 822. Ab 11. 4. stieß auch die aus dem Raum Crailsheim-Ilshofen herangekommene 10. US-Panzerdivision mit der Kampfgruppe Rich dazu.

Deutsche Einheiten von Forchtenberg bis Kocherstetten waren die 553. Volksgrenadierdivision mit dem Grenadierregiment 1119 (Oberst Bandelow), mit dem unterstellten II./Pionierregt. Rosenheim (Major Bohnstedt, ab 11. 4. Hauptmann Weissbrodt) mit der 3. und 4. Kompanie und dem Grenadierregiment 1120 (Oberstleutnant Grothe), dem Füsilierbataillon 553 (Major Möller), dem Feldersatzbataillon 553 (Hauptmann Post) sowie dem Artillerieregiment 1553 (Oberstleutnant Troller). Ab 12. 4. kam die Panzerjägerabteilung 1553 mit einer Kompanie zu zwei Zügen mit je sechs Jagdpanzern „Hetzer“ hinzu.

Unterstellte Einheit waren einige Kompanien der Festungspanzerabwehrabteilung XVIII mit den Bataillonen 501 und 502, die auf verschiedene Divisionen verteilt war.

Für Luftwaffenunterstützung waren nur noch wenige Maschinen mit knappem Treibstoff vorhanden. Der Bodentruppe konnten sie keine Entlastung mehr bringen.

Nach dem Jagstübergang rückte die 63. US-Infanteriedivision im Bereich der 553. Volksgrenadierdivision östlich Widdern zügig über den Höhenrücken vor und stand am 9. 4. abends mit dem II./US-Rgt. 255 (Oberstleutnant Thomson) bei Weissbach am Kocher.

Teile der 553. Volksgrenadierdivision standen noch nördlich von Forchtenberg, andere befanden sich bereits auf dem Südufer und gruben sich zur Verteidigung ein. Waren am Nordufer der Jagst noch vorbereitete Abwehrstellungen vorhanden, so fehlten sie hier weitgehend. Zum Aufbau einer durchgehenden Kocherfront standen keine Reserven mehr zur Verfügung, insbesondere fehlten Panzerabwehrwaffen.

Noch am Abend des 9. 4. wateten Oberstleutnant Thomsons Soldaten durch den Kocher. Gedeckt durch am Nordufer aufgefahrene Panzer – die Verteidiger erhielten nun Direktbeschuß – bildeten sie einen Brückenkopf bei Guthof-Hermersberg. Gegen diesen Brückenkopf unternahm die 553. Volksgrenadierdivision alsbald mehrere Gegenangriffe. Die beteiligten Teile des Füsilierbataillons 553, des Feld-

ersatzbataillons 553 und des II./Gren.-Rgt. 1120 erlitten dabei so schwere Verluste, daß die Verteidigung rasch zusammenbrach. Die zügige Ausweitung des Brückenkopfes konnte nicht mehr verhindert werden. Die Reste zogen sich nach Neureut-Neufels zurück, um dort die Straßen zu sperren. Am 11. 4. war das US-Regiment 255 in Neureut und öffnete sie.

Während sich die Lage für das XIII. Armeekorps (Heer) im Raum Crailsheim-Illshofen durch den amerikanischen Rückzug entspannte, verschärfte sie sich nun hier.

US-Pioniere hatten schon am 10. 4. begonnen, an der Übergangsstelle eine Pontonbrücke über den Kocher zu bauen. Über diese stieß am 11. 4. dann die 10. US-Panzerdivision, eben von ihrem Vorstoß nach Crailsheim zurück, in Richtung Öhringen in die tiefe Flanke der nach links anschließenden 17. SS-Panzer Grenadierdivision. Deren rasche Ausschaltung stellte ein vordringliches Ziel des VI. US-Korps dar. Dafür wählte es die linke Flanke der schwachen 553. Volksgrenadierdivision für einen Umfassungsvorstoß in den Rücken der SS-Division aus. Schon am 12. 4. drangen die Panzer kampflos in Neuenstein ein, um Öhringen entwickelten sich Kämpfe. Die Verteidiger mußten an den Fuß der Waldenburger Berge zurück um der Umfassung zu entgehen, die 553. Volksgrenadierdivision aus der Sall nach Osten.

Bei Ingelfingen überschritt das III./US-Rgt. 255 am 10. 4. den Kocher und bildete auch dort einen Brückenkopf, der schnell mit dem westlichen bei Hermersberg vereinigt war. Auch hier bei Lipfersberg entwickelten sich schwere Kämpfe mit Beteiligung des II./Pionierrgt. Rosenheim (dem Grenadierregiment 1119 unterstellt) und Teilen des Grenadierregiments 1119.

Die beiden Brückenköpfe vereinigten sich schon am 10. 4., und die 553. Volksgrenadierdivision versuchte nun, eine neue Front südlich des Kochers aufzubauen, mit dem Feldersatzbataillon 553 bei Neureut, dem Füsilierbataillon bei Neufels, dem I./Gren.-Rgt. 1120 bei Kemmeten, Teilen des II./Gren.-Rgt. 1119 bei Gaisdorf, dem II./Pionierrgt. Rosenheim um Künzelsau, Teilen des II./Gren.-Rgt. 1119 bei Hofratsmühle und dem I./Gren.-Rgt. 1119 bis Mäusdorf. Nach rechts schloß die 19. Volksgrenadierdivision mit dem III./Pionierrgt. Rosenheim und der SS-Kampfgruppe „Nord“ an<sup>14</sup>.

### 15. 11.–15. April: Der Vormarsch bis zur Kreisgrenze

Am 11. 4. stieß das III./US-Rgt. 255 durch Teile des I./Gren.-Rgt. 1120 über Kemmeten-Gaisbach sowie von einer Übersetzstelle bei Scheurachshof und von

14 J. E. Hatcher: With the 63rd Infantry Division in World War II, New York 1986; G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

Lipfersberg in den Rücken der 3. und 4. Kompanie des II./Pionierrgt. Rosenheim, die noch in Künzelsau und Künsbach standen und sich schleunigst entlang der Bahnlinie an Kupferzell vorbei nach Eschental-Bauersbach absetzen mußten, während das III./US-Rgt. 255 am 13. 4. Kupferzell besetzte. Östlich Künzelsau stand das II./Gren.-Rgt. 1119 und zog sich unter dem Druck des US-Regiments 254 nach Brachbach zurück, wo das über den Kocher zurückgenommene I./Gren.-Rgt. 1119 (dort war die SS-Kampfgruppe „Nord“ eingetroffen) schon von Gaisbach her in Stellung lag. Die 553. Volksgrenadierdivision erfuhr hier eine Stärkung ihrer Panzerabwehr durch die 1. Kompanie der Panzerjagdbrigade „F“ von der Heeresgruppe Weichsel. Sie traf laut Gefangenaussage am 11. 4. in Schwäbisch Hall ein und bestand aus 60 Mann unter Leutnant Schwager, bewaffnet mit Panzerfaust und Sturmgewehr. Der Einsatz sollte in Gruppen zu je drei Mann erfolgen. Allerdings war ihre Effektivität stark eingeschränkt, da sich der Gegner taktisch bereits auf diese Waffe eingestellt hatte. Erfolge waren nur noch gegen Einzelziele möglich. Sobald der Gegner massiert auftrat, was fast immer der Fall war, bestand für die Panzerfaustschützen keine Chance mehr, zu Schuß zu kommen.

Die Gruppen hatten nun vor und hinter den Ortschaften um Kupferzell mit je neun Mann in Stellung zu gehen, konnten jedoch die Besetzung des Ortes durch den Gegner am 13. 4. nicht verhindern und erlitten hohe Verluste im Kampf. Am 15. 4. hatte die Kompanie nur noch 35 Mann in der Front. Am 12. 4. stieß die Panzerjägerabteilung 1553 unter Hauptmann Kaminski erstmals zur Division. Ein Zug kam auf Umwegen vom Gegenangriff der 19. Volksgrenadierdivision bei Ilshofen. Es handelte sich um die 2. Kompanie mit nun insgesamt elf Panzerjägern „Hetzter“ unter Oberleutnant Platterer. Die Abteilung kam von einem Truppenübungsplatz bei Prag, wo sie eben aufgestellt und auf dem neuen Gerät nur unzureichend ausgebildet war.

Ihre Jagdpanzer waren gut getarnt in Lauerstellung hinter der Front aufgestellt, da sie im Falle ihrer Entdeckung mit schwerstem Artilleriebeschuß und Luftangriffen zu rechnen hatten. Gedeckte Aufstellung in Waldstücken war bevorzugt. Im Raum Neuenstein-Kupferzell gelangen ihr einige Panzerabschüsse, sie verloren dabei aber selbst zwei Panzerjäger.

Nach dem unerwartet raschen amerikanischen Vorstoß aus dem Brückenkopf nach Kupferzell blieb dem XIII. Armeekorps (Heer), dessen Gefechtsstand nun von Windischenbach nach Ottendorf auswich, am 12. 4. nichts anderes übrig, als die 553. Volksgrenadierdivision zur Sperrung der Straßen nach Süden in die Linie Waldenburg-Westernach-Bauersbach-Eschental-Döttingen zu beordern. Die Ausführung dieses Befehls wäre nicht mehr möglich gewesen, hätte das US-Regiment 255 nicht seinen Vormarsch aus Mangel an Nachschub bis zur Reparatur der gesprengten Kocherbrücke in Künzelsau für zwei Tage unterbrechen müssen.

Aus Kräftermangel mußte die 553. Volksgrenadierdivision das Gebiet um die Sall räumen, konnte aber noch noch die Linie Bahnhof Waldenburg-Hesselbronn mit dem von Neureut-Neufels her zurückgehenden Grenadierregiment 1120 besetzen.

Von östlich Künzelsau zog sich das II./Gren.-Rgt. 1119, verfolgt vom II./US-Rgt. 254, auf eine Position östlich Brachbach zurück. Das I./Gren.-Rgt. 1119 lag dort schon westlich des Ortes in Stellung, wohin es am 11. 4. aus der Linie Hofratsmühle-Kocherstetten nach Ablösung durch das III./Pionierrgt. Rosenheim zurückmarschierte.

Außerdem gab die Pause nun der 553. Volksgrenadierdivision (Gefechtsstand am 13. 4. in Enslingen, am 14. 4. in Eltershofen und am 15. 4. in Tüngental) Gelegenheit, die Ablösung in Waldenburg ungestört vorzunehmen und die pferdebespannten, relativ unbeweglichen Geschütze des Artillerieregiments 1553 im Wald hinter Waldenburg in Stellung zu bringen. Diese hatte allerdings nur ca. 40 Schuß für drei Tage, die Munition kam aus Ingolstadt. Die Heeresnebenmunitionsanstalt Kupfer war erst vor einer Woche schwer bombardiert ausgefallen.

Die durcheinander geratenen Reste der verschiedenen Bataillone hatten dringenden Neuordnungsbedarf. Bei den Kämpfen der letzten Tage um die Kocherbrückenköpfe hatte die 553. Volksgrenadierdivision schwere Verluste erlitten. Einzelne Kompanien waren fast aufgerieben.

Das Grenadierregiment 1119 wies mit insgesamt sechs Infanteriekompanien am 13. 4. noch eine Gefechtsstärke von durchschnittlich 25–30 Mann pro Kompanie auf, hatte also noch die Stärke einer Kompanie.

In den G2-Berichten werden immer wieder einzelne Kompanien als *wiped out* (ausgelöscht) erwähnt, meist tauchen sie kurz darauf jedoch wieder auf. Bei der amerikanischen Übermacht war es häufig der Fall, daß deutsche Einheiten überrollt wurden. Oft gelang es aber Teilen, sich wieder zu ihrem Truppenteil durchzuschlagen, andere wurden versprengt und im rückwärtigen Gebiet aufgefangen. Die beiden dem Grenadierregiment 1119 unterstellten Kompanien des II./Pionierrgt. Rosenheim hatten zusammen noch etwa 200 Mann.

Das Füsilierbataillon 553 sowie die der 553. Volksgrenadierdivision unterstellten Teile der Festungsbataillone 501 und 502 besaßen noch je etwa 50 Mann, das Feldersatzbataillon 553 auch nicht viel mehr. Die Reste der Festungspanzerabwehrabteilung XVIII wurden nun mit dem Füsilierbataillon zur Kampfgruppe Major Möller (100–150 Mann) zusammengefaßt. Die Division hatte also noch eine Gesamtstärke von unter 1000 Mann Infanterie.

Das Feldersatzbataillon 553 bildete ursprünglich den Nachersatz frontnah aus und gab die Soldaten dann an die Kampfataillone weiter. Die hohen Verluste der letzten Tage erforderte jetzt seinen sofortigen Fronteinsatz, ohne Rücksicht auf den Ausbildungsstand.

Die 63. US-Infanteriedivision verhielt ab 13. 4. zwei Tage, bis die Brücke in Künzelsau wieder passierbar und ihr Nachschub gesichert war. Vor dem weiteren Vormarsch nach Süden mußte aber erst Waldenburg genommen werden, denn von dort stellte die 17. SS-Panzergrenadierdivision eine gefährliche Flankenbedrohung der in der Hohenloher Ebene nach Schwäbisch Hall vorgehenden Kräfte dar. Diese Division war eben im Begriff, ihre Verlegung über Mainhardt nach Nürnberg vorzubereiten, die dann in der Nacht zum 15. 4. erfolgte. Als Ablösung hatte am 14. 4.

nun die ohnehin schon stark geschwächte 553. Volksgrenadierdivision noch den Abschnitt um Waldenburg zu übernehmen.

Das Grenadierregiment 1120 (Oberst Grothe, Gefechtsstand Gailenkirchen) mit der unterstellten Kampfgruppe Möller und das Feldersatzbataillon besetzten die Linie von Michelbach am Wald – dort schloß die 198. Infanteriedivision an – über Waldenburg nach Westernach, mit dem I./Gren.-Rgt. 1120 (Hauptmann Schuster) links und dem II./Gren.-Rgt. 1120 (Oberleutnant Merkel) rechts. Als Reserve lag die aus Versprengten zusammengestellte Alarmkompanie 1120 um Goldbach, wo sich auch der Gefechtsstand von Major Möller befand. Östlich Westernach bis Eschental schloß das Grenadierregiment 1119 (Oberst Bandelow, Gefechtsstand Brachbach) an. Das abgekämpfte II./Pionierrgt. Rosenheim lag in Rückertsbronn in Ruhe und bildete gleichzeitig die Alarmreserve des Grenadierregiments 1119.

Die Bataillone waren schon so geschwächt, daß sie feindliche Einbrüche meist nicht mehr aus eigener Kraft bereinigen konnten. Bisher stellte das Füsilierbataillon, mit Fahrrädern und Sturmgewehren ausgerüstet und ursprünglich als schnelle Vorausabteilung gedacht, die Eingreifreserve dar. Diese war aber nun aus Kräfte-mangel mit in die Front eingebunden. Der Mangel an Reserven hatte oft zur Folge, daß die Hauptkampflinie bei Feindeinbrüchen auf breiter Front zurückgenommen werden mußte, um Durchbrüche und Umfassungen zu verhindern. Zum Aufbau einer kampfkraftigen Verteidigung reichten die zusammengeschmolzenen Kompanien nicht mehr aus. Sie konnten nur noch eine Linie auseinandergezogener Schützenlöchern besetzen. Dazu mußte noch eine möglichst tiefe Staffelung der Stellungen angestrebt werden, um gegenseitige Deckung zu ermöglichen.

Vor Westernach hatte das Volksturmataillon Wiedemann solche für das II./Gren.-Rgt. 1120 angelegt. Im Ort ging am 12. 4. um 05.00 Uhr morgens Artillerie in Stellung, drei leichte Infanteriegeschütze einer schweren Kompanie, mit einem Geschütz ausgerechnet im Vorgarten von Bürgermeister Karl Ludwig, gegen seinen schärfsten Protest. Der Batteriechef versicherte ihm noch, da man keine Munition habe, könne man sowieso nicht schießen. Um 09.00 Uhr erschienen jedoch Munitionsfahrzeuge. So kam es zur Feuereröffnung aus offener Feuerstellung, was natürlich sofort schweren Gegenbeschuß nach sich zog. Prompt wurde das Wohnhaus des Bürgermeisters getroffen. Dies alles spielte sich bei klarem Himmel unter der Beobachtung der Artilleriespähler L 4 ab. Der Batteriechef meinte dazu, er könne nichts dafür, der General habe die Feuereröffnung befohlen. Die amerikanische Artillerie schoß äußerst präzise. Ihre L 4-Aufklärer sorgten für exakte Zielansprache und ermöglichten sofortige Korrektur. Da sie sich regelmäßig mit Nebelgranaten einschob, war es der Truppe meist möglich, dem Beschuß auszuweichen und dadurch Verluste zu vermeiden.

Am 15. 4. begann der Angriff auf Waldenburg. Am Waldrand südlich der Stadt stand ein Funkwagen, in dem Horchfunker an ihren Geräten saßen und den taktischen Funkverkehr des Gegners abhörten. Er stellte eine wichtige Informationsquelle für die Korpsführung dar. Dieser Wagen erhielt Artilleriebeschuß und mußte nach Vernichtung der Geräte aufgegeben werden. Einer der Horchfunker, ein

Schwäbisch Haller, konnte noch einen hochwertigen Empfänger verstecken und ihn nach dem Krieg für sein Hobby als Amateurfunker benutzen<sup>15</sup>.

## 16. 15. April: Die nordwestliche Kreisgrenze wird überschritten

Am 15. 4. traf die Kampfgruppe Rich der 10. US-Panzerdivision vor Westernach ein. Mit ihr begannen die US-Rgter. 255 und 254, die deutschen Stellungen abzutasten und nahmen Westernach, wo das II./Gren.-Rgt. 1120 (Oberleutnant Merkel) 15 Gefallene und etwa dieselbe Zahl Gefangene und Verwundete verzeichnete. Die vor der Ortschaft vom Volkssturm gegrabenen Schützenlöcher boten den Verteidigern nur geringen Rückhalt und waren schnell überrollt. Wer davonkam, zog sich auf die Linie Kai-Kupfer zurück.

Auch die vor Kupfer liegenden Kompanien 5 bis 7 des II./Gren.-Rgt. 1120 (Bataillonsgefechtsstand Oberleutnant Linne in Kupfer) überrollten die Panzer und machten 45 Gefangene. Die Kompanien hatten mit ihren 25 Mann Gefechtsstreifen von 500–600 m Breite zu halten. Gleichzeitig fühlte Infanterie in Kompaniestärke mit einzelnen Panzern in Richtung Eschental und Brachbach beim I./Gren.-Rgt. 1119 (Hauptmann Kappes) vor. Dieser Vorstoß konnte zwar abgewehrt werden, verursachte aber hohe Verluste.

Die Panzerjägerabteilung 1553 erzielte den Abschluß von fünf Feindpanzern, verlor selbst zwei Panzerjäger und war dann nach Übrigshausen zurückgedrängt.

Einen kleineren Einbruch riegelte das schnell alarmierte II./Pionierrgt. Rosenheim (Hauptmann Weissbrodt) bei Einweiler ab, es mußte von Rückertsbronn wegen der allgegenwärtigen Jabogefahr dorthin „durchsickern“. Die Straße nach Brachbach wurde vermint.

Vor Eschental war auch das Volkssturmbataillon Wiedemann eingesetzt. Es verlor dort 84 Gefangene und den Kommandeur. Goggenbach im Vorfeld der Front ging gegen nur geringen Widerstand verloren. Von dort stieg das I./US-Rgt. 254 überraschend in das Kochertal hinab und besetzte Döttingen.

Das Grenadierregiment 1119 mußte abends die Hauptkampflinie von Bauersbach bis Eschental aufgeben und sie auf die Linie Brachbach-Arnsdorf zurücknehmen. Von dort bis Braunsbach stand ein Zug der SS-Kampfgruppe „Nord“ mit etwa 30 Mann. Angehörige der Panzerjagdbrigade „F“ sicherten mit ihren Panzerfäusten an den Ortseingängen.

Die Rosenheimer Pioniere hatten nun Arnsdorf zu besetzen, um dort eine weitere Lücke zu schließen. Die Panzerjägerkompanie wurde aus Übrigshausen zum Steigenhaus zurückgezogen, zur Deckung des Zugangs zur Untermünkheimer Steige.

Von Waldenburg bis Brachbach stand noch das Grenadierregiment 1120 (Oberst-

15 *Hatcher* (wie Anm. 14); G2 daily reports 63 rd ID (wie Anm. 3); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); *Blumenstock* (wie Anm. 8); Gäbelein (wie Anm. 1); Bericht Mehrle (wie Anm. 2); *K. Ludwig*: Kampf um Westernach, in: *H. Müller, M. Stolla*: Die Front vor der Haustür. Augenzeugen berichten vom Kriegsende in Hohenlohe, Heilbronn 1995, S. 77–79.

leutnant Grothe) mit seinen sechs Kompanien Infanterie mit durchschnittlich etwa 20–30 Mann in Stellung. Bedrohliche Fronteinbuchtungen gab es bei Kupfer und Westernach.

Der deutschen Führung war klar, daß der Angriff auf Schwäbisch Hall nun unmittelbar bevorstand, aber der Ausfall der Funkaufklärung ließ sie über seinen Schwerpunkt im Unklaren. Er konnte entlang der R 19 erfolgen, auch über den Kocher bei Geislingen, von Braunsbach über Geislingen-Cröffelbacher Steige oder entlang der Bahnlinie. Nun war es schwer, die geringen Kräfte schwerpunktmäßig zu Einsatz zu bringen, und Reserven zum Abriegeln von Einbrüchen waren nicht mehr vorhanden. Hier galt der Ausspruch Friedrichs des Großen: wer alles defendieren will, defendieret nichts!

Gailenkirchen traf am 15. 4. noch ein schwerer, vorbereitender Jaboangriff, denn die Luftaufklärung hatte starke Feindkräfte im Ort gemeldet, auch der Gefechtsstand des Grenadierregiments 1120 war dort ausgemacht<sup>16</sup>.

### 17. 16. April: Großangriff und Zusammenbruch der letzten Front

Nach ausreichender Bevorratung stand der Gegner nun in voller Stärke in seinen Bereitstellungen. Am Kupfermoor, im Kai, im Überhäu nördlich Brachbach, bei Einweiler und vor Arnsdorf lagen die Landser des II./Gren.-Rgt. 1120 in ihren Löchern und erwarteten den Großangriff, auf dessen Abwehr mit der geringen Grabenstärke man sich aber keine Hoffnung machen konnte. Die Stellungen in den Waldstücken sind übrigens noch heute als flache Mulden erkennbar. Der erwartete Angriff erfolgte jedoch nicht entlang der R 19. Dort waren der stärkste Widerstand sowie Straßensprengungen und Minenfallen zu erwarten.

Am 16. 4. morgens stieß das II./US-Rgt. 254 mit 13 Panzern bei Brachbach durch die Hauptkampflinie nach Übrigshausen vor und verhielt dort angesichts der „Hetzer“ beim Steigenhaus. Nun war die Verbindung zwischen dem Grenadierregiment 1120 auf dem linken Divisionsflügel zum Grenadierregiment 1119 rechts von Übrigshausen abgerissen.

Nennenswerte Reserven, um diesen Durchbruch aufzufangen, gab es nicht mehr. Zwar wollte Hauptmann Kappes, Kommandeur des I./Gren.-Rgt. 1119, die 3. Kompanie des II./Pionierregt. Rosenheim unter Leutnant Kohaupt mittags nach Übrigshausen zur Abriegelung schicken. Dort saß jedoch bereits der Feind, so daß Leutnant Kohaupt stattdessen einen Sicherungsriegel südlich Übrigshausen bezog und wieder Verbindung mit dem linken Nachbarn, dem II./Gren.-Rgt. 1120, aufnahm.

16 *Hatcher* (wie Anm. 14); G2 daily reports 63 rd ID (wie Anm. 3); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); HStAS J 170, Ortsbericht Gailenkirchen.

Das II./Gren.-Rgt. 1120 zog sich über Wittighausen-Gailenkirchen zurück, denn auf seinem linken Flügel griff eine andere Kompanie des US-Regiments 254 zusammen mit Panzern der 10. US-Panzerdivision entlang der Bahn von Kupfer aus an. Morgens eroberte sie die Heeresnebenmunitionsanstalt im Kupfermoor und stand am Abend bei Sülz sowie vor Gottwollshausen, wahrscheinlich am Kocherhang über dem Eisenbahntunnel.

Dann stieß noch das III./US-Rgt. 255 auf der Naht zwischen der 553. und 19. Volksgrenadierdivision im Raum um Arnsdorf in Richtung Enslingen vor. Jetzt konnte sich Oberst Bandelow, Kommandeur des Grenadierregiments 1119, über die gegnerischen Absichten kein richtiges Bild mehr machen. Der Gefechtsstandschreiber registrierte nur noch lakonisch: *Oberst nicht im Bilde*. Die 553. Volksgrenadierdivision verlegte ihren Gefechtsstand von Eltershofen nach Talheim.

Nun hing der rechte Flügel mit dem Grenadierregiment 1119 sowie dem II./Pionierrgt. Rosenheim in der Luft, denn im Kochertal war Braunsbach genommen und zur SS-Kampfgruppe „Nord“ bestand auch kein Anschluß mehr. Am Abend stand das Grenadierregiment 1119 am Eichelhof, ohne Verbindung zum Grenadierregiment 1120, sowie oberhalb Haagen und Enslingen, wo noch Kocherübergänge offengehalten wurden. Auf dem Gegenhang lagen die Männer der Kampfgruppe Haug des Schwäbisch Haller Kampfkommandanten in Stellung. Sie entsprachen zahlenmäßig etwa der Stärke des Grenadierregiments 1120, waren aber noch unverbraucht. Der steile, bewaldete Kocherhang bildete eine starke, natürliche Stellung im Vorfeld der Stadt Schwäbisch Hall.

Das Grenadierregiment 1119 erhielt den Auftrag, mit dem unterstellten II./Pionierrgt. Rosenheim frühmorgens über Enslingen auf die Höhe über den Kocher oberhalb Braunsbach-Geislingen-Cröffelbach zu gehen. Anschließend flogen die Kocherbrücken in die Luft.

Nach der Einnahme von Orlach und Braunsbach am Abend war nun auch der linke Flügel der Kampfgruppe Nord bei Orlach-Altenberg ohne Anschluß und der unbesetzte Raum um Wolpertshausen bedroht. Der linke Flügel der 19. Volksgrenadierdivision war damit in Gefahr, von Geislingen-Cröffelbach her umfaßt zu werden. Dem rechten Flügel der 553. Volksgrenadierdivision drohte dieselbe Gefahr.

Reserven zum Einsatz in diesem Raum standen dem XIII. Armeekorps (Heer) nicht zur Verfügung, aber es konnte jetzt das Grenadierregiment 1119 (ca. 30 Mann pro Kompanie) zum Stopfen des Loches in der Abwehr aus dem Schwäbisch Haller Vorfeld abziehen, da dessen Verteidigung jetzt auf die dort stehenden Kräfte des Kampfkommandanten überging.

In Waldenburg war der Widerstand eingestellt, die Verteidiger zogen sich nach Goldbach zurück, wo Major Möller auf seinem Gefechtsstand durch einen Jagdbomberangriff schwer verwundet wurde. Die Reste seines Füsilierbataillons wurden nun über Arnsdorf nach Ilshofen befohlen. Seine vier Kompanien verfügten noch über 20–30 Mann.

Das zusammengeschrunpfte Feldersatzbataillon wurde nun zur Kampfgruppe Post mit vier Kompanien zu je 25 Mann, es zog sich über Gailenkirchen zurück,

um von dort nach Ramsbach in Stellung zu gehen. Die Front im nördlichen Vorfeld der Stadt war zusammengebrochen. Es blieb dem XIII. Armeekorps (Heer) nun nichts anderes mehr übrig, als der 553. Volksgrenadierdivision den Befehl zu geben, die Reste ihres Grenadierregiments 1120 nach Hessental zurückzunehmen, um dort die Zugänge zu den Limpurger Bergen und ins Fischachtal zu sperren.

Die Sperrung der Straßen im Rosengarten links des Kochers war nun Aufgabe der 198. Infanteriedivision, die mit ihrem rechten Flügelregiment aus dem Raum Unter-/Obersteinach über Gnadental-Michelfeld-Bibersfeld zurückging.

Von Untermünkheim bis Gailenkirchen standen am Abend des 16. 4. noch die Reste des II./Gren.-Rgt. 1120, bei Goldbach bzw. in den Wäldern Richtung Gailenkirchen die Reste der Kampfgruppe Möller und des I./Gren.-Rgt. 1120.

Die letzten „Hetzer“ am Steigenhaus und in Untermünkheim zogen starken Artilleriebeschuß auf sich, dabei fiel ein Panzersoldat. In der Nacht zum 17. 4. zogen sie sich als Nachhut durch Schwäbisch Hall nach Tübingental zurück, einer blieb wegen Benzinmangel stehen. In der ersten Einsatzwoche gingen etwa sieben Panzerjäger, also rund die Hälfte, verloren. Die am 16. 4. geschlossene Panzersperre vor Untermünkheim auf der unteren Steige wurde über Eichelhof umgangen, Untermünkheim am 17. 4. früh besetzt<sup>17</sup>.

## 18. Die Lage in der Stadt am Vorabend der Besetzung

In den letzten Tagen hatte sich die Lage an der Südwestfront für die deutsche Führung dramatisch verschlechtert. Die Front war vielerorts durchbrochen, Nürnberg stand kurz vor dem Fall. Zur nachhaltigen Verteidigung reichten den deutschen Armeen die Kräfte bei weitem nicht mehr aus. Deshalb war nun beabsichtigt, hinter der Donau eine neue stabile Linie aufzubauen. Dazu erhielten die Divisionen nun den Auftrag, sich möglichst geschlossen zurückzuziehen, um Durchbrüche und Umfassungen zu vermeiden. Um feindliches Nachrücken zu verzögern, waren Nachhuten aufzustellen.

Die von der 1. Armee geplanten Zwischenstellungen im Bereich Schwäbisch Hall sowie die nächste Linie Murrhardt-Crailsheim waren durch den Druck der Ereignisse überholt. Wie stellte sich die Lage dem XIII. Armeekorps (Heer) in Adelsmannsfelden auf seinem östlichen Flügel Mitte April dar?

Nach dem Abzug der 17. SS-Panzergrenadierdivision aus dem Raum Waldenburg-Verrenberg-Adolfzfurt hatten die 63. US-Infanteriedivision und die 10. US-Panzerdivision leichtes Spiel mit den ablösenden Divisionen, der 553. Volksgrenadierdivision und der 198. Infanteriedivision. Der Mainhardter Wald stellte deshalb kein großes Hindernis dar, der Durchbruch zur R 14 und in das Rottal nach Süden stand unmittelbar bevor und die schwache 198. Infanteriedivision vermochte nicht,

<sup>17</sup> G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); *Blumenstock* (wie Anm. 8); persönliche Mitteilungen J.Schneider, Eltershofen; Gailenkirchen (wie Anm. 16).

den amerikanischen Vormarsch noch länger abzuriegeln. Ähnlich sah es bei der 553. Volksgrenadierdivision im Raum Schwäbisch Hall aus, auch hier standen keine wesentliche Kräfte mehr zur Sperrung des Weges nach Süden. Ihre Bataillone waren auf einige hundert Mann geschrumpft. Die vor der Stadt stehenden Teile des Regiments 1120 wiesen eben noch die Stärke einer Kompanie auf.

Das XIII. Armeekorps (Heer) hatte diese Entwicklung am 10. 4. vorausgesagt, als eben die Kocherlinie überschritten wurde. Erst bei Gaildorf und Fichtenberg war der Aufstieg zu den Frickenhofer Höhen ein relativ leicht zu verteidigendes Nadelöhr. Auf der Kochertalstraße verhinderten die vielen gesprengten Brücken zunächst jeden Vormarsch, waren aber rasch durch Notbrücken ersetzt.

Die Stadt Schwäbisch Hall hatte außer ihrer Lage an den Reichsstraßen nach Süden keine militärische Bedeutung, war von Truppen entblößt, der Flugplatz geräumt, und mußte daher auch nicht nachhaltig verteidigt werden. Das XIII. Armeekorps (Heer) in Adelmansfelden besaß dafür auch keine Kräfte mehr. Es blieb nur noch, die 198. Infanteriedivision in die Linie Fichtenberg-Gaildorf-Rauhenbretzingen zurückzunehmen, daran anschließend die 553. Volksgrenadierdivision über Hessental-Altenhausen-Tüngental (hier zur Stützung der Kampfgruppe Haug)-Cröffelbach-Wolpertshausen, um hier an die 19. Volksgrenadierdivision anzuschließen. Damit war der Zusammenhang der Divisionen für den gemeinsamen Rückzug gewahrt.

In Schwäbisch Hall blieb der Kampfkommandant, Hauptmann Knödler also, mit dem Volkssturm und der Fliegerhorstkampfgruppe auf sich selbst gestellt. Der Auffangstab Leutnant Hüfner mit seinen 30 Mann hatte weitere personelle Verstärkungen verhindert. In Weckrieden lag noch die Nachrichtenabteilung 1553 der 553. Volksgrenadierdivision mit ihrem Stab.

Am 14. und 15. 4. fuhren motorisierte und bespannte Kolonnen von Westen nach Osten durch die Stadt. Es handelte sich um die 17. SS-Panzergrenadierdivision, die in den Raum Nürnberg verlegte. Eine Artillerieabteilung dieser Division schoß noch vom Friedensberg über die Stadt auf die amerikanischen Linien. An der oberen Kocherhangkante östlich Sülz (über dem Tunnel) standen die bis hierher vorgedrungenen Panzer von Oberstleutnant Bryan und beschossen die Gegend um das Friedhofsdreieck und die Fliegerabwehrgeschützstellung oberhalb des Wettbachs. Dieses gehörte zur 9. Flakdivision (Luftwaffe) und zog sich in der Nacht zurück, Erdeinsatz gehörte nicht zu ihrer Aufgabe.

Der Beschuß war Signal für die Bevölkerung, sich in die Luftschutzkeller zu begeben. Es gab auch eine Reihe Brauereieiskeller, die nun als solche dienten. Zusätzlich waren verschiedene Bunker neu angelegt, so am Schwanenbrünnele, im Schiedgraben, in der Stuttgarter Straße und andere mehr. Teile des Grenadierregiments 1120 zogen sich durch den Langen Graben in Richtung Hessental zurück. Unterhalb der Zufahrt des Diakonissenhauses an der damaligen Mülldeponie (heute Parkplatz) hatte es zur Rückendeckung eine Panzerabwehrkanone in Stellung gebracht. Am Nachmittag wurde noch der Tullauer Eisenbahnviadukt von Angehörigen des Heerespionierbataillons 669 (der 1. Armee unterstellt) gesprengt.

Der Volkssturm, seit dem 13. 4. auf dem Teurershof, besetzte am Abend des 16. 4. die Gräben zwischen Gottwollshäuser Steige und Breiteiche. Die Nacht verlief, abgesehen von gegenseitiger Artillerietätigkeit, ruhig. Am nächsten Tag, 17. 4., flogen gegen 10.00 Uhr Teile der Hindenburgbrücke (heute Friedensbrücke) und mitags die Rittersbrücke in die Luft. Pionieroberleutnant W. Kurz konnte die Ladung so dosieren, daß bei der ersten nur ein großes Loch in der stadtseitigen Fahrbahn entstand. Bei der Rittersbrücke fehlte nachher allerdings der stadtabgewandte Bogen. Auf dem Roten Steg wurde der Bohlenbelag mit Benzin angezündet, selbst der Theatersteg im Lindach blieb nicht verschont<sup>18</sup>.

### 19. 17. April: Die Besetzung der Stadt Schwäbisch Hall

Das II./US-Rgt. 254 (Oberstleutnant Bryan) hatte am 16. 4. mit Panzern der 10. US-Panzerdivision Sülz besetzt und nahm am 17. 4. morgens Gailenkirchen und Gottwollshausen gegen nur geringen Widerstand der Nachhut des Grenadierregiments 1120. Diese lag in Schützenlöchern am Südhang vor Gottwollshausen und zog sich dann über die Stellungen des Volkssturms zwischen Schöneck und Breiteiche zurück. Am späten Vormittag stieß Oberstleutnant Bryans Infanterie nach und erreichte die Stellungen von Dr. Mehrles Volkssturm, der das Feuer eröffnete. Es entwickelte sich ein Infanteriegefecht. Nachdem die Angreifer keine schweren Panzerabwehrwaffen feststellten, schickten sie ihre Panzer vor. Am Wäldchen vor dem jetzigen Waldfriedhof waren entlang des Waldrandes Deckungslöcher angelegt. Das US-Regiment 255 (Oberst Hatcher) griff sie von Rinnen-Blockhütte her mit dem II. Bataillon von hinten an. Das zerschossene Wrack eines Jeeps und verstreutes Kriegsmaterial zeugten von den Kämpfen.

Inzwischen stieß das US-Regiment 253 von Michelfeld in Richtung Bibersfeld vor, um möglichst schnell an der Stadt vorbei nach Süden weiterzukommen. Ich erinnere mich noch, wie Verwundete auf Tragen im Laufschrift vom Schöneck her von je zwei Mann unter der Eisenbahnbrücke in Richtung Wildbadquelle gebracht wurden, während hinter ihnen Maschinengewehre ratterten.

Am Teurershof feuerte der Kampfkommandant, Hauptmann Knödler, noch auf einen Panzer, der daraufhin zwei Scheunen in Brand schoß. Um 12.30 Uhr befahl Dr. Mehrle angesichts der Panzer seinen VolkssturMLEuten, die Waffen niederzulegen und abzutreten. Der Schwäbisch Gmünder Volkssturm erhielt denselben Befehl. Auch die Sicherungsposten an den Panzersperren wurden benachrichtigt. Vom AuflösungsbeFEhl erfuhren jedoch die ca. acht Volkssturmmänner nichts, die in ihren Löchern an der Rollhofsteige oberhalb der Reichsstraße lagen und bei

18 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Gäbelein (wie Anm. 1); Bericht Mehrle (wie Anm. 2); Bericht Neuffer (wie Anm. 2); Bericht Breitschwerdt (wie Anm. 2); persönliche Erinnerung des Autors; *Blumenstock* (wie Anm. 8).

Annäherung von Teilen des II./US-Rgt. 255 (Oberst Thomson), das über Rollhof, Reifenhof und Hagenbach in die Stadt eindringen sollte, das Feuer eröffneten. Einer der Verteidiger fiel durch Bauchschuß.

In den G2-Berichten der 63. US-Infanteriedivision wird ein Maschinengewehr erwähnt, das am Einstieg der Gottwollshäuser Steige zur Stadt hinunter gegenüber vom Steinbruch hinter der Hecke auf Lafette aufgebaut war. Es stand später noch tagelang verlassen dort, überall lagen Panzerfäuste, Karabiner mit abgeschlagenen Kolben, Munition, Handgranaten, Stahlhelme, Gasmaskenbüchsen und andere Ausrüstung herum. Nach seiner Ausschaltung hatte die zur Besetzung der Stadt angesetzte „E“-Kompanie des Oberleutnants Frederick J. Kroesen, von 1979 bis 1983 Oberbefehlshaber der amerikanischen Landstreitkräfte in Europa, leichtes Spiel, die wenigen Verteidiger vor der Panzersperre hinwegzufegen, diese zu räumen und am frühen Nachmittag mit Infanterie den Hang sowie die Steige hinunter zur Brücke (jetzige Friedensbrücke) vorzudringen. Von Maschinengewehren der Fliegerhorstkompanie am Friedhofsdreieck und auf dem Friedensberg erhielt sie Beschuß, ein Jeep stürzte getroffen in den Garten an der Einmündung der Steige in die Johanniterstraße. Nach Ausschaltung der Maschinengewehre setzte die Kompanie Kroesen ihren Weg über die nur teilgesprengte Brücke – eine Fahrbahn war noch benutzbar – in Richtung Friedhofsdreieck fort.

Etwa vom Autohaus Koch aus nahmen die Panzer nun den Zugang zum Wettbach unter Feuer, wo sich die Flieger zum Friedensberg zurückzogen. In der Friedhofsmauer zeugen heute noch Löcher von den Kämpfen. Dort folgte ein Teil den Fliegern in den Wettbach und den Friedensberg hinauf. Diese gingen im Bereich des früheren Bürgerheims nochmals in Zwischenstellung und setzten sich dann weiter nach Hessental ab.

Der andere Teil der Kompanie Kroesen fuhr, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt. Das von Norden her in Richtung Stadt vorgehende III./US-Rgt. 255 unter Oberst Hatcher stand zu dieser Zeit noch in Eltershofen. Gegen 14.00 Uhr war die Nachhut des sich aus dem Kochertal in Richtung Hessental-Limpurger Berge zurückziehenden Grenadierregiment 1120, gedeckt von den letzten Sturmgeschützen, abmarschiert. Diese erhielten immer wieder Artilleriebeschuß, gelenkt von den alles beobachtenden Aufklärern vom Typ L 4.

Die letzte Wehrmachtseinheit in der Stadt, die Versprengtensammelstelle mit Leutnant Hüfner, Feldwebel Stapf und ca. 30 Mann im Keller der Gewerbeschule, ergab sich kampfflos gegen 16.30 Uhr. Freilich hatte ihn kurz vorher ein SS-Offizier, Einheit unbekannt, der mit seinem Panzer im Langen Graben stand, erfolglos er sucht, am Friedhofsdreieck in Stellung zu gehen. Diesen Panzer beobachtete ein Artillerieflieger, der Artilleriefeuer auf ihn lenkte.

Vor dem Gasthof Dreikönig übergab Stadtpfleger Butz die Stadt an Leutnant Kroesen, da Bürgermeister Prinzing im Stuttgarter Gestapogefängnis als Sympathisant von Oberstleutnant Neuffer auf seine Erschießung wartete. Diese fand jedoch nicht statt. Am 19. 4. konnte er wieder nach Schwäbisch Hall zurückkehren. Allerdings wurde er dann denunziert und von den Amerikanern inhaftiert.

Anders als sein Crailsheimer Amtskollege hatte Kreisleiter Bosch es vorgezogen, sich am Nachmittag mit seinem Gefolge zunächst nach Geifertshofen abzusetzen, wo sich der Gefechtsstand der Volkswerferbrigade 20 von Oberst Würz befand. Warscheinlich schickte man ihn gleich nach Adelmansfelden zum XIII. Armeekorps (Heer) weiter, wo er dann die Auskunft erhielt, daß man sich über die Donau zurückziehe, worauf er sich ebenfalls nach dort auf den Weg machte. Auch eine Reihe jüngerer Volkssturmmangehöriger mußten zur Stärkung der Donaufront mitmarschieren. Im Allgäu endete dann die Flucht.

Von Heimbach kam eine Gruppe des II./US-Rgt. 255 mit gestaffelt vorgehenden Panzern kampflos über den Rollhof über die Wiesen zur damaligen Molkerei, fuhr über die Ringstraße zum Bahnhof und dann die Lange Straße hinunter. Der direkte Weg über die Stuttgarter Straße war noch durch die Panzersperre blockiert. Der erste amerikanische Soldat, den ich erblickte (in der Heimbacher Gasse) hatte statt dem Gewehr eine Flasche in der Hand! Die Straße war mit Dachziegelscherben von der Brückensprengung bedeckt.

Eine Stunde vorher hatte mich noch ein Panzerjagdkommando, zwei junge Soldaten mit am Fahrrad festgebundener Panzerfaust, gefragt, wo denn die Panzer seien? Ich brauchte nur über die gesprengte Rittersbrücke zu deuten, dort standen sie und eröffneten auch schon das Feuer. Vor unserem Haus Heimbacher Gasse 3 lag säuberlich nebeneinander eine ganze Sammlung Mod. 88-Gewehre, Waffenröcke und Koppel mit Patronentaschen auf dem Dachziegelschutt. Vor dem Löwenkeller waren es Mod. 71 Schwarzpulvergewehre, wahrlich ein letztes Aufgebot! Ich nehme an, daß sich hier der Schwäbisch Gmünder Volkssturm demobilisierte, der Haller hatte französische Bewaffnung.

Die hier kämpfenden Teile der 553. Volksgrenadierdivision waren übrigens auch mit modernen Sturmgewehren ausgerüstet. Vor Schützenlöchern im Wiesenhang vor Gottwollshausen lagen eine ganze Anzahl abgeschossene Sturmgewehrpatronenhülsen, die von den Nachhutgefechten zeugten. Vor den großen Kastanienbäumen am Einstieg in die Gottwollshäuser Steige stand eine Scheuer, die Mitte der 60er Jahre abgerissen wurde. Dabei fand sich noch eine Kiste mit Sturmgewehrpatronen, die wahrscheinlich zu einer vorgeschobenen Munitionsausgabestelle gehörten.

In der Stadt wurden über 100 Gefangene gemacht. Dabei war auch Oberstleutnant Neuffer mit seinem Stab, der Kompaniechef der Horstkompanie, Hauptmann Volkmar, mit 36 seiner Soldaten, ferner etwa 25 Angehörige der 553. Volksgrenadierdivision, 25 der Panzerjagdbrigade „F“, und Leutnant Hüfner mit seiner Einheit. Am Abend des 17.4. war die Stadt besetzt, die Kompanie Kroesen noch mit der Säuberung beschäftigt. In Steinbach, Hessental und in der Tüngentaler Straße standen noch Teile des Grenadierregiments 1120. Weckrieden wurde von der Kampfgruppe Haug gehalten.

Man hatte auf amerikanischer Seite wesentlich mehr Widerstand erwartet und den Angriff konzentrisch mit dem III./US-Rgt. 255 von Norden und Osten, II./US-Rgt. 254 von Nordwesten und II./US-Rgt. 255 von Westen geplant. Das Grenadierregi-

ment 1120 war jedoch bereits auf die Linie Hesselal-Altenuhauhen-Tüingental ausgewichen. Es hatte rechts Anschluß an die Reste der Kampfgruppe Haug in Otterbach, von Unterscheffach bis vor Ilshofen stand das Grenadierregiment 1119. Oberstleutnant Neuffers Plan, die Verteidigung der Stadt in den Bogen Gelbingen-Untermünkheim-Geislingen zu verlegen, hatte Früchte getragen. Die Besetzung der Stadt vollzog sich reibungslos ohne weitere Beschießung<sup>19</sup>.

## 20. 17.–18.April: Die Besetzung des nördlichen und östlichen Umfelds

Bei Obermünkheim standen Männer des Baupionierbataillons VII der Kampfgruppe Haug. Sie sollten die Straßen von Untermünkheim nach Wittighausen und Obermünkheim sperren. Mit Feind von vorne und im Rücken hatten sie je doch keine Chance und verloren 20 Mann als Gefangene. Da in Untermünkheim die Kocherbrücke gesprengt war, verzögerte sich der Vormarsch des I./US-Rgt. 254 im Kochertal am 17. 4. und erfolgte links des Kochers bis zum Lindenhof, wo der Fluß durchfurtet wurde. Nachmittags war Gelbingen erreicht, der Volkssturm zog sich von der Panzersperre über den Brunnenweg zurück. Erst am nächsten Morgen erfolgte die Besetzung. Schon am 16. 4. wurde die zur Bekämpfung dieses Gegners geeignete Stellung der Horstkompanie oberhalb der Abzweigung der Straße nach Eltershofen am Neubergsattel von Jagdbombern ausgebombt, zwei Gefallene waren zu beklagen. Die Unglücklichen saßen gerade vor einer Hütte und spielten Karten, als sie eine L 4 ausmachte und per Funk einen Jagdbomber herbeirief.

In Enslingen gab es am 17. 4. noch ein kurzes Gefecht mit der deutschen Nachhut des Grenadierregiments 1119, die fünf Gefallene hatte. Das III./US-Rgt. 255 bemühte sich, über den Kocher zu kommen und die Hochfläche um Eltershofen zu gewinnen. Oberstleutnant Boyd und seine drei Kompanien erwarteten nach dem relativ schnellen und leichten Vormarsch der letzten Tage auch hier einen raschen Erfolg. Dazu ließ er Erlach am 17. 4. nachmittags von Untermünkheim her von der Kompanie „I“ und „L“ stürmen. Diese drängten dabei die oberhalb der Kocherbrücke im Hang liegenden Flieger zurück. Um 15.00 Uhr war das Dorf genommen. In der folgenden Nacht erfolgte von Eltershofen her ein Gegenstoß, der mit der Gefangennahme der Beteiligten endete. Die Kompanien „K“ und „L“ drangen zwischen Erlach und Eltershofen vor, als sie gegen 23.00 Uhr ein erneuter Gegenstoß traf, der mit Artillerie abgewehrt wurde.

Der Kocherübergang in Enslingen durch die Kompanie „I“ erfolgte in der Abenddämmerung des 17. 4. Das Maschinengewehr der Flieger am Waldrand im gegenüberliegenden Hang hatte vorzügliches Schußfeld, war aber dann doch ausge-

19 *Hatcher* (wie Anm. 14); persönliche Erinnerung des Autors; Bericht Mehrle (wie Anm. 2); persönliche Mitteilung R. Graf, Schwäbisch Hall; persönliche Mitteilung Kurt Häusser, Schwäbisch Hall; History of 254th Infantry for April 1945. Box 11 219, Folder 363, Inf (254), G3 Operations Report – 254th Inf Regt- 63 rd Inf. Div. April 1945. Modern Military Field Branch, US National Archives, Washington.

schaltet. Oben auf der Höhe vor Eltershofen (wo schon die weiße Fahne gehißt wurde) angelangt, traf die US-Soldaten dann ein Gegenstoß der Flieger und warf sie wieder zurück. Die Kompanie „I“ griff nun erneut von Nordost her an, wurde aber von den Fliegern abgeriegelt. Oberstleutnant Boyd erwog schon den Rückzug, um den Gegner mit starken Fliegerangriffen auszuschalten, aber der Angriff von Geislingen her am 18. 4. früh schlug schließlich durch. Im Schloß befand sich der Stab des Kampfkommandanten mit der Funkstation. Dort wurden viele Gefangene gemacht, acht Soldaten fielen im Kampf. Ein Teil der Kampfgruppe Haug konnte sich noch in Richtung Veinau-Otterbach absetzen. Morgens versuchten einige Fliegersoldaten noch, denjenigen zu finden, der es gewagt hatte, die weiße Fahne zu zeigen. An der Vertreibung der Verteidiger aus dem Schloß sollen laut Ortsbericht auch zwei Panzer beteiligt gewesen sein (von Cröffelbach her?).

Inzwischen waren Geislingen und Cröffelbach von Braunsbach her vom I./US-Rgt. 254 genommen, Notbrücken waren schnell geschlagen. Jetzt fehlte nur noch die Verbindung nach Schwäbisch Hall über die R 14, die in Weckrieden noch von der Kampfgruppe Haug blockiert war. Von Gailenkirchen her war am Vorabend das Grenadierregiment 1120 über Hessental eingetroffen. Das II. Bataillon, Oberleutnant Linne, ging um Veinau in Stellung, entlang der Tüngentaler Straße zwischen der Stadt und Altenhausen, das I. unter Hauptmann Schuster mit dem zerbombten Flugplatzgelände im Rücken. Die vielen Bombentrichter bis zur R 14 hinüber boten gute Deckungsmöglichkeiten.

In der Stadt saß Oberleutnant Kroesen, seine Spitzen standen wohl im Bereich der heutigen Bausparkasse. In Ramsbach war das Füsilierbataillon mit vier Kompanien zu je 20 Mann eingetroffen. Der rechte Nachbar war das Grenadierregiment 1119 in Hopfach.

Von Eltershofen aus drang Major Boyd mit seinem III./US-Rgt. 255 nach Weckrieden vor. Auf der Bodenerhebung zwischen den Orten lagen 25 Mann der Kampfgruppe Haug in ihren Schützenlöchern. Gegen 15.30 Uhr waren sie herausgedrückt, das Dorf gegen einigen Widerstand genommen. Ein Gegenstoß der Flieger wurde schnell abgeschlagen. Ein zweiter, in der Nacht zum 19. 4. vorgetragener deutscher Gegenstoß mit besonders ausgesuchten und ausgebildeten Truppen in Bataillonsstärke (!), die einen flankierenden Angriff durchführten, ist laut Oberst James E. Hatcher, ehemaligem Kommandeur des US-Regiments 255, erst durch massiven Artillerieeinsatz abgewehrt worden. In seinem 1986 erschienen Bericht über das US-Regiment 255 hebt Hatcher den Kampfgeist der Luftwaffensoldaten besonders hervor, während er über die Qualität der Angehörigen der 553. Volksgrenadierdivision kein Wort verliert. In den örtlichen Berichte ist nichts über die Kämpfe erwähnt, lediglich, daß 25 Flieger in Gefangenschaft gerieten und ihr Offizier gefallen sei. Bei dem am Gegenstoß beteiligten Bataillon kann es sich nur um das I./Gren.-Rgt. 1120, Hauptmann Schuster, vom Flugplatz her angreifend, gehandelt haben.

Wegen Munitionsmangel kamen Teile des Werferregiments 22 der Volkswerferbrigade 18 zu infanteristischem Einsatz in Hessental. Es hatte vorher die 553. Volks-

grenadierdivision mit ihren 21,5 cm Raketenwerfern unterstützt und war nun dem Grenadierregiment 1120 unterstellt. Nun hatten sie mit die Aufgabe, das Vordringen des I./US-Rgt. 255 nach Osten in die Limpurger Berge zu verzögern. Dieses hatte die Säuberung der Stadt abgeschlossen und war nun frei, weiter vorzudringen.

Wegen der Sprengung der Steinbacher Brücke erfolgte der erste Vorstoß in diesen Haller Vorort am 18. 4. von der Haalsteige/Oberlimpurg her. Panzer fuhren zunächst die Bretzinger Steige hinauf, um zu versuchen, die noch geschlossene Panzersperre zu umgehen, was nicht gelang. Nach deren Öffnung stießen sie in Richtung Hessental vor, wurden aber an der Steinbruchenge vom I./Gren.-Rgt. 1120 (Hauptmann Schuster) mit den unterstellten Werferbedienungen abgewehrt. Am nächsten Tag schlug dann der vom Schenkensee her geführte Angriff durch. Die Verteidiger steckten in den Häusern des westlichen Ortsrands und wurden langsam durch den Ort in den Einkornwald zurückgedrängt. Nach dem Verlust von 20 Gefallenen und vielen Überläufern erhielt Hauptmann Schuster vom Regiment den Rückzugsbefehl. Allein von der Werferbrigade wurden 24 Gefangene gemacht.

Auch der Flugplatz, der nur noch eine Trichter- und Ruinenlandschaft darstellte, wurde im selben Zuge mitbesetzt. In der Altenhausener Ecke standen noch verschiedene Maschinen, darunter einige Düsenjäger Me 262. Wir Buben besuchten sie noch lange und bauten für uns interessante Teile aus<sup>20</sup>.

## 21. 16.–17. April: Der Rückzug im Raum Mainhardt-Bubenorbis-Michelfeld

Das operative Nahziel des VI. US-Korps war ab 16. 4. die Gewinnung der Reichsstraßen 14 nach Süden über Bubenorbis und Mainhardt sowie 19 zur Donau über Schwäbisch Hall-Gaildorf.

Die Aufstiege zu den Waldenburger Bergen waren bis zum 14. 4. von der 17. SS-Panzergrenadierdivision blockiert. Abends löste sie die 198. Infanteriedivision westlich Waldenburg ab. Zwei Tage später, als hier der Kampf zuende ging, erhielt sie vom XIII. Armeekorps (Heer) den Rückzugsbefehl über das Rottal und den Rosengarten nach Oberrot-Gaildorf-südliches Bühlerzell.

In Waldenburg leistete die Kampfgruppe Major Möller am 15./16. 4. hartnäckigen Widerstand, der zu schweren Zerstörungen in der Stadt führte. Inzwischen wartete die 10. US-Panzerdivision auf die Öffnung der Straßen durch die Wälder nach Süden durch die 63. US-Infanteriedivision. Nach dem Fall von Waldenburg, Obersteinbach und Neuhütten war der Weg frei. Sie folgte der schnell ausweichenden 198. Infanteriedivision und stand am Abend des 17. 4. gleichzeitig in Mainhardt, Hütten und Bubenorbis. Finsterrot an der westlichen Kreisgrenze wurde am 17. 4.

20 *Hatcher* (wie Anm. 14); HStAS J 170, Ortsberichte Gelbingen und Eltershofen; persönliche Mitteilung J. Schneider, Eltershofen; persönliche Mitteilung E. Baumgärtner, Veinau; *Blumenstock* (wie Anm. 8); persönliche Erinnerungen des Autors; persönliche Mitteilung E. Bauer, Eltershofen; persönliche Mitteilung A. Brenner, Gelbingen.

Kampfgebiet. Dort standen Restteile des Bataillons Kleppmaier zur Deckung der Westflanke seiner über Mainhardt nach Nürnberg verlegenden 17. SS-Panzergranadierdivision mit dem Auftrag, die Straße nach Mainhardt bis 21.00 Uhr zu sperren. Ein zurückgehendes Bataillon der 246. Infanteriedivision grub sich ebenfalls um Finsterrot ein. Als gegen 17.30 Uhr Feindpanzer erschienen, entwickelte sich ein Gefecht, das sich bis 20.30 Uhr hinzog. Mainhardt und Hütten waren zwar schon gegen 19.00 Uhr von Norden her besetzt, Finsterrot damit bereits überflügelt. Aber Befehl war Befehl, was ein Unteroffizier, der den Kampf abbrechen wollte, mit seiner Exekution durch einen SS-Offizier bezahlen mußte. Zwischen Rappenhof und Streithag kam es noch zu einem kurzen Nachhutgefecht mit einem Bataillon der 198. Infanteriedivision. In Geisselhardt entstanden dann während eines weiteren kurzen Gefechts die historischen Fotoaufnahmen, als ein Einwohner die weiße Fahne schwenkte. Diese Bilder erschienen in der New York Times vom 22. 4.

Ziel der 198. Infanteriedivision war die Linie von Fichtenberg bis zum linken Flügel der 553. Volksgrenadierdivision. Westlich Fichtenberg sollte die 246. Infanteriedivision als linke Flügeldivision des XIII. Armeekorps (Heer) anschließen. Schon gegen 19.00 Uhr am 17. 4., als Teile der 198. Infanteriedivision noch hinter ihnen standen, erreichten die amerikanischen Vorhuten Hütten am Einstieg in das Rottal.

Das US-Regiment 253 erreichte ebenfalls am 17. 4. über Neunkirchen und Witzmannsweiler die Rote Steige. Die Steige abwärts wurde Michelfeld von Infanterie besetzt, von Heimbach her kamen Panzer angerollt. Gnadental war das Ziel von Michelfeld her angreifender Amerikaner. In Michelfeld wurde vom Füsilierbataillon 553 noch Widerstand geleistet, es war auf dem Weg von Waldenburg über Gnadental nach Hessental und verlor hier 15 Gefangene. Auch die 198. Infanteriedivision, in deren Gefechtsstreifen Michelfeld lag, verlor zehn Gefangene. Sieben Gefallene waren zu verzeichnen. Ein Panzer der Angreifer fuhr auf eine Mine. Das US-Regiment 253 rückte von Michelfeld noch über Raibach, Bibersfeld und Rieden bis Uttenhofen vor<sup>21</sup>.

## 22. 17.–22. April: Nach Süden zur Donau

Nach Durchstossen der Stellungen des Volkssturms westlich der Stadt bestand nun keine zusammenhängende Verteidigungslinie mehr. Das Tempo des weiteren amerikanischen Vormarschs nach Süden bestimmten laut Oberst Hatcher, Kommandeur des US-Regiments 255, nur noch die Geländegegebenheiten. Wesentlichen deutschen Widerstand gab es nicht mehr.

21 Gäbelein (wie Anm. 1); U. v. Sanden: die Zerstörung Waldenburgs im Zweiten Weltkrieg, in: WFr 80 (1996), S. 297–324; Blumenstock (wie Anm. 8); persönliche Mitteilung K. Müller, Michelfeld.

In Bibersfeld hatte sich eine Panzerinstandsetzungseinheit etabliert, wahrscheinlich der Panzerjägerabteilung 1553. Nach ihrem Abzug blieb noch ein Schadpanzer im Ort. Am südlichen Ortsrand stand noch ein leichtes Flakgeschütz. Am Vormittag des 17. 4. eröffnete dieses das Feuer auf einen Nahauflärer L 4, der sofort Jagdbomber herbeizitierte. Bis zum Nachmittag flogen diese drei schwere Bombenangriffe und zerstörten den Ort. Auch bei Hohenholz vernichteten sie eine leichte Flak.

Am frühen Nachmittag erschienen Michelfeld her noch einige Nachzügler der Kampfgruppe Möller und des Bataillons Kleppmaier. Einer der Männer fiel, einige gerieten in Gefangenschaft und nur wenige konnten entkommen, als Teile des US-Regiments 253 mit Panzern der 10. US-Panzerdivision von der Stadtheide her anrückten. Diese Kampfgruppe wandte sich nun in Richtung Wielandsweiler, kämpfte am Kuhriegel eine Panzerabwehrkanone (oder Sturmgeschütz?) nieder und besetzte anschließend Sittenhardt. Eine andere Kompanie ging im Rosengarten in Richtung Uttenhofen vor, wo sich gerade Teile des Infanterieregiments 326 der 198. Infanteriedivision in Richtung Gaildorf zurückzogen (ein anderer Teil über Gschlachtenbretzingen-Fischachtal).

Dann wurde das Regiment vom rechten Flügel der 63. US-Infanteriedivision abgezogen und auf den linken nach Dörrmenz geschickt, zur Unterstützung des II./US-Rgt. 254 gegen die sich hartnäckig wehrenden Teile der 19. Volksgrenadierdivision. An seiner Stelle traf nun im Rosengarten die 44. US-Infanteriedivision ein, bisher im Frankfurter Raum als Reserve zurückgehalten. Sie trat nun zusammen mit der 10. US-Panzerdivision zum Durchbruch nach Süden an. Das US-Regiment 255 folgte nach Abschluß der Kämpfe in den Limpurger Bergen und im Fischachtal nach.

Eine Kampfgruppe der 44. US-Infanteriedivision und der 10. US-Panzerdivision rückte am 18. 4. nach Rieden und Sanzenbach vor und von dort auf die Höhe in Richtung Oberrot. Eine andere nahm den Weg nach Westheim, um zu versuchen, dort über die Brücke nach Ottendorf-Gaildorf zu kommen.

Am Ortsausgang von Uttenhofen geriet die Spitze jedoch sofort unter Beschuß der deutschen Artillerie in Winzenweiler und hatte Verluste. Deren Artilleriebeobachter war am 18. 4. von Gaildorf her auf dem Fahrrad mit seinem Handfunkgerät auf dem Buchhorn eingetroffen. Er saß auf dem Vorderhang und gab die Zielkoordinaten der Kolonne durch. Da die gegnerische Funküberwachung die deutschen Artilleriefunkfrequenzen kannte und laufend überwachte, war er rasch eingeeilt und mit einer Artilleriesalve vertrieben. Im Gehöft auf der Kuppe einquartierte Offiziersfrauen lockten ihn dann ins Wirtschaftsgebäude, wo er im Obergeschoß freien Ausblick vorfand, um von dort aus weiterzufunken.

Inzwischen standen die Panzer bei der Westheimer Kirche und erhielten erneut Beschuß von der deutschen Artillerie. Dabei trafen zwei Granaten die Kirche. Zum zweiten Mal eingeeilt, wurde der Beobachter von den Panzern nun direkt unter Feuer genommen. Sie zerschossen dabei das Dachgeschoß, wobei der Beobachter, dessen Frau in Öhringen auf ihn wartete, beide Beine verlor. Als er sich mit

seiner Dienstpistole erschießen wollte, konnte diese ihm noch entrissen werden. Zum Abtransport nach unten getragen, konnte er jedoch eine Taschenpistole ziehen und damit seinem Leben ein Ende setzen.

Die Westheimer Kocherbrücke flog am späten Morgen in die Luft. Die Panzersperre zwischen den Altwasserarmen des Kochers vor Ottendorf war zwar von einigen VolkssturMLEuten besetzt, diese setzten sich jedoch rasch in den Wald ab. Auch in Ottendorf wurde die Kocherbrücke gesprengt (zwei Wochen später standen die Notbrücken). Damit war der direkte Weg nach Gaildorf blockiert. Die Panzer nahmen daher den Umweg über die Ziegmühle, wo die Bibersbrücke noch intakt war, fuhren über Hohenhardtsweiler in das Rottal hinunter und nahmen Oberrot gegen vernachlässigbaren Widerstand. Die Bibersbrücke bei der Ziegmühle war zwar mit Sprengstoff versehen, der jedoch nicht gezündet wurde.

Die 1. Kompanie des Füsilierbataillons 198, seit einigen Tagen als Eingreifreserve und zur Überwachung der Straße von Michelbach her verwendet, zog sich zurück. Sie wäre in Fichtenberg am richtigen Ort gewesen.

Am 19. 4. traf die Panzerspitze dort ein, wo sie bei Mittelrot auf ersten Widerstand der sich im Rottal zurückziehenden 198. Infanteriedivision traf. Deshalb bog sie nach rechts in den Wald hinauf ab, wo sich noch keine Widerstandslinie gebildet hatte. Etwa hier verlief auch die Trennungslinie der 198. Infanteriedivision zur 246. Infanteriedivision auf dem linken Korpsflügel. Die 246. Infanteriedivision hing mit ihrer Masse noch zurück.

Rasch waren die Panzer auf die Frickenhofener Höhe vorgedrungen und standen am Abend in Gschwend. Am 20. 4. erreichten sie Schwäbisch Gmünd, denn auf der Hochfläche gab es keine gesprengten Brücken. Gaildorf wurde noch bis 21. 4. gehalten. Die 246. Infanteriedivision war damit vom XIII. Armeekorps (Heer) abgedrängt und mußte nun dem linken Nachbarkorps, dem LXXX. Armeekorps der 18. Armee unterstellt werden. Durch die geschlagene Bresche schickte das VI. US-Korps nun weitere Teile der 10. US-Panzerdivision und der 44. US-Infanteriedivision in Richtung Donau.

Ich erinnere mich noch gut an das tagelange Motorgedröhn und Kettenrasseln der vielen tausend Fahrzeuge und Panzer, die auf der Stuttgarter Straße durch Schwäbisch Hall nach Süden fuhren. Aus der Gegenrichtung kamen LKWs voller Gefangene zurück. Für die deutsche Führung war diese Entwicklung äußerst ungünstig. Die letzte natürliche Barriere vor den Alpen, die Donau, war bereits ins Visier des Gegners gerückt. Die eigenen drei Divisionen zwischen Kocher und Dinkelsbühl waren auf die Stärke von wenigen Bataillonen geschrumpft. Zum rechts anschließenden XIII. SS-Armeekorps klaffte eine breite Lücke, zu deren Schließung keine Verbände vorhanden waren.

Was am schon am Rhein geschah, wiederholte sich nun am 22. 4. in Dillingen: eine intakte Brücke wurde überraschend genommen und überschritten (12. US-Panzerdivision und 3. US-Infanteriedivision). Damit war auch Generalleutnant Borks Zeit als Kommandierender des XIII. Armeekorps (Heer) abgelaufen, ihn ersetzte General Hahm. Generalleutnant Bork mußte eine Reservedivision überneh-

men. Wenige Tage später überschritt die 10. US-Panzerdivision mit der 44. US-Infanteriedivision die Donau bei Günzburg. Am 27. 4. waren die drei Divisionen des XIII. Armee Korps (Heer) eingeschlossen und gingen in Gefangenschaft. Damit hatte das VI. US-Korps sein schon bei Crailsheim anvisiertes Ziel erreicht<sup>22</sup>.

### 23. 17.–22. April: Das Ende im östlichen Kreisgebiet

Am 17. 4. früh verlegte das Grenadierregiment 1119 mit seinem I. und II. Bataillon sowie dem unterstellten II./Pionierrgt. Rosenheim aus dem Raum Arnsdorf-Eschental über Enslingen und Haagen nach Cröffelbach und auf die Kocherhöhenränder oberhalb Cröffelbach-Geislingen-Braunsbach. Im Tal befand sich das I./US-Rgt. 254 schon mit seinen Spitzen in Geislingen. Es hatte die oberen Grimm bachausgänge zur Ebene zu sperren und Altenberg zu besetzen. Damit erhielten die SS-Kampfgruppe „Nord“ südlich Windisch-Brachbach und das III./Pionierrgt. Rosenheim beim Landturm wieder Anschluß nach links. Die Divisionsgrenze zur 19. Volksgrenadierdivision verschob sich nun etwa auf die Linie Altenberg-Eckartshausen. Orlach war bereits in feindlicher Hand.

Noch ging es darum, die R 14 dem III./US-Rgt. 254 zu verwehren. Starke gegnerische Angriffe auf den Raum Hörlebach-Ruppertshofen durch das II./US-Rgt. 254 dehnten sich am 17./18. 4. auch auf die Linie Altenberg-Hörlebach aus, so daß die Hauptkampflinie am 18. 4. vormittags auf die R 14 von Wolpertshausen bis Ilshofen zurückgenommen werden mußte.

In Cröffelbach sowie an der Steige bis Wolpertshausen lag das II./Gren.-Rgt. 1119, von Wolpertshausen bis zur Abzweigung nach Hörlebach das II./Pionierrgt. Rosenheim mit Versprengten der SS-Kampfgruppe „Nord“. In beiden Orten gab es Unterstützung durch einige Panzerabwehrkanonen. Bei Rudelsdorf schloß das I./Gren.-Rgt. 1119 an. Das aus Hörlebach-Ruppertshofen herausgedrückte III./Pionierrgt. Rosenheim lag nun nordwestlich vor Ilshofen, mit der 3. Kompanie im Nordrand des Buchwalds, und deckte den Abmarsch des Großteils der SS-Kampfgruppe „Nord“ nach Südosten. Nordöstlich Ilshofen schloß das Pionierbataillon V an.

In Ilshofen traf gerade eine aus Luftwaffenangehörigen in Göppingen zusammengestellte Marschkompanie (80 Mann) unter Hauptmann Brabant ein. Es sollte weiterhin versucht werden, dem Gegner die Nutzung der R 14 in Richtung Ilshofen-Crailsheim zu verwehren sowie in Ilshofen und Wolpertshausen die Straßen nach Süden zu blockieren.

Am Vormittag des 18. 4. griff das I./US-Rgt. 254 mit starker Panzerunterstützung Cröffelbach und Wolpertshausen an und nahm beide Orte nach kurzem, aber hartem Kampf. In Wolpertshausen verlor das II./Pionierrgt. Rosenheim 40 Gefangene.

22 Persönliche Erinnerungen des Autors; *Blumenstock* (wie Anm. 8); persönliche Mitteilung Frau E. Metzler, Bibersfeld; *Hatcher* (wie Anm. 14); persönlicher Bericht Lina Hohl, Buchhorn.

Eine Kompanie stieß nun nach Reinsberg nach, eine andere im Bühlertal in Richtung Otterbach.

Am 18. 4. mittags mußte die Hauptkampflinie unter dem Druck der gegnerischen Panzer auf die Linie Hopfach-Reinsberg-Ilshofen zurückgebogen werden, Reinsberg wurde mit Stellungen vor dem Ortsrand zur Rundumverteidigung eingerichtet. Unter dem Druck der weiter mit Panzerunterstützung angreifenden Infanterie, die am 19. 4. früh, mittags und am frühen und späteren Nachmittag zunächst abgewehrt wurde, mußten sich das II./Pionierrgt. Rosenheim sowie Angehörige der Kampfgruppen „Nord“ und „Friedrich“, als das Dorf nach zweistündigem Panzerbeschuß brannte, hinter die Friedhofsmauer zurückziehen. Bei Einbruch der Dunkelheit erfolgte der Rückzugsbefehl. 14 Gefallene blieben zurück.

Die Hauptkampflinie mußte am 19. 4. auf die Bahnlinie zurück gelegt werden, da Ilshofen gerade genommen worden war. Über Großaltdorf marschierte das II./Pionierrgt. Rosenheim nach Eckartshausen. Die 4. Kompanie wies noch einen Offizier und elf Mann auf, auch bei der 3. Kompanie sah es nicht besser aus. Nur der Pionierzug hatte noch 15 Mann. Nach links und rechts bestand kein Anschluß mehr zum Pionierbataillon V, zum Grenadierregiment 1119 und zur SS-Kampfgruppe „Nord“, die mit Teilen bei Unter- und Oberaspach stand. Der Auftrag war, die Zugänge zum Burgbergwald zu sperren.

Am 20. 4. hatte sich das II./Pionierrgt. Rosenheim um die Mittagzeit in den Burgbergwald zurückzuziehen, da es links bereits umgangen war. Die Reste der SS-Kampfgruppe „Nord“ konnten die Straße nach Großaltdorf nicht länger blockieren.

Zu dieser Zeit standen amerikanische Panzerspitzen bereits in Gschwend und weiter östlich unweit der Donau. Die R 14 sowie die Bahnlinie Schwäbisch Hall-Crailsheim waren in gegnerischer Hand, so daß es dem XIII. Armee Korps (Heer) nun darauf ankommen mußte, seine Einheiten schnell nach Südosten abfließen zu lassen, um sie nicht durch Umfassung zu verlieren.

Am Abend erschien Oberst Bandelow, Kommandeur des Grenadierregiments 1119, im Burgbergwald bei den Resten des II./Pionierrgt. Rosenheim, um es aus der Unterstellung zu entlassen und ihm den Marschbefehl zur Donau zu erteilen. Hauptmann Weissbrodt berichtete nach dem Krieg, daß alle überlebenden Fahnenjunker noch zum Offizier befördert worden seien.

Ilshofen war am 17./18. 4. Ziel vieler Versprengter, ein geordneter Rückzug nicht überall möglich. Im Ort verblieb am 19. 4. noch eine kleine Nachhut der Kampfgruppe „Weissenbach“ (SS-Ersatz- und Ausbildungsbataillon 5, Ellwangen, sie hatte den Kampf um Crailsheim mitgemacht) sowie einige Pioniere des Pionierbataillons V und die oben erwähnte neue Kampfgruppe „Brabant“. Sie zogen sich nach kurzem Schußwechsel zurück. Inzwischen war auch hier das US-Regiment 253 von Uttenhofen her eingetroffen und stieß über Ilshofen in Richtung Vellberg vor, das ein Lazarett beherbergte und nicht verteidigt wurde. Auch Obersontheim und das Fischachtal blieb unverteidigt, da die Divisionen sich am 20. 4. vom Feind zu lösen hatten, um in den Raum Ellwangen-Aalen zurückgenommen zu werden.

Am 21. 4. war Crailsheim von der 4. US-Infanteriedivision genommen worden. Panzer der 12. US-Panzerdivision standen bei Dillingen bereits an der Donau.

Da der Stoß nach Süden Vorrang hatte, ließen sich die Amerikaner mit der Besetzung der abseits der Vormarschstraßen liegenden Orte in den östlichen Kreisteilen sowie an und in den Limpurger Bergen Zeit.

Nach Abschluß der Kämpfe um Eltershofen-Weckrieden zielte die weitere Stoßrichtung des III./US-Rgt. 255 auf Altenhausen-Tüngental. Otterbach griff das I./US-Rgt. 254 vom Bühlertal aus an. Ein Durchbruch in Richtung Sulzorf-Vellberg hätte die tiefe Flanke der 553. Volksgrenadierdivision bedroht. Deshalb erhielten das in diesen Raum stehende II./Gren.-Rgt. 1120 und die letzten „Hetzer“ den Auftrag, sich vor dem Dorf einzugraben und den gegnerischen Vormarsch zu verzögern. Mit Schußrichtung nach Veinau-Otterbach stellten sich ein 8,8 cm-Flakgeschütz zur Panzerabwehr auf.

Südlich des Veinauer Wäldchen und vor Otterbach hatten sich die Angehörigen der Kampfgruppe Haug entlang der Straße eingegraben und wurden von den beiden gegnerischen Bataillonen am 19. 4. in die Zange genommen. Hauptmann Klaus, Leutnant Wallner und 96 Mann fielen in ihre Hand.

Tüngental wurde stark von US-Artillerie beschossen, die deutsche antwortete von Sulzdorf her. Dann taten vier Panzer der 8,8-Flak den Gefallen, in breiter Front heranzurollen, um sich gegenseitig gegen Panzerfaustbeschuß zu decken. Prompt waren drei getroffen, einer brannte aus. Darauf drückte das III./US-Rgt. 255 die Verteidiger mit einem Zangenangriff aus dem Dorf hinaus. Sie zogen sich wahrscheinlich in den Einkornwald zurück. Von den vier Panzerjägern waren zwei vernichtet, der Rest entkam nach Matheshörlebach.

Was an Panzerjägern noch vorhanden war, wurde nun nach Großaltdorf befohlen, wo eine gefährliche Frontlücke entstand. Der dortige Ortsbericht erwähnt das Erscheinen dreier deutscher Panzer am 20. 4. Auch die Amerikaner erkannten sie und belegten den Ort mit starkem Artillerief Feuer.

Gleichzeitig mit dem Angriff auf Tüngental griff das US-Regiment 255 auch Altenhausen an, wo sich von Weckrieden zurückgehende Teile des I./Gren.-Rgt. 1120 kurz zum Kampf stellten und dann in Richtung Hasenbühl-Limpurger Berge zurückzogen.

Östlich Tüngental ging das US-Regiment 254 nach Süden vor und griff das von der 3. Kompanie des II./Gren.-Rgt. 1120 gehaltene Sulzdorf an. Nach einem Feuergefecht zog sich die 3. Kompanie in den Einkornwald zurück. Ein Schützenpanzerwagen holte darauf den Bürgermeister zu Übergabeverhandlungen ab, wurde aber von einer Panzerfaust getroffen. Die Übergabe kam trotzdem kurz darauf zustande. Am Abend hatten sich die Kompanien des Grenadierregiments 1120 vom Feind zu lösen, um nachts auf die Linie Uhlberg-Honhardt zu marschieren.

Als ein Spähtrupp am 21. 4. in den Hasenbühl vorfühlte, erhielt er Beschuß von der Wache vor der Endmontagehalle für Düsenjäger. Die Tarnung war so gut, daß die Soldaten meldeten, sie hätten den Eingang zu einer unterirdischen Fabrik entdeckt. Dieses Gerücht hält sich übrigens bis in unsere Tage.

Die zusammengeschmolzenen Einheiten der 553. Volksgrenadierdivision waren inzwischen aus dem Landkreis heraus auf die Linie Weipertshofen-Honhardt-Uhlberg zurückgenommen, wo sie am 21. 4. abends oder am nächsten Morgen von Panzern überrollt wurden. Am 22. 4. standen sie östlich Aalen.

Wenn sie auch bisher ihren Zusammenhalt wahren konnten, so wurden die drei Divisionen des XIII. Armeekorps (Heer) auf ihrem Weg in die Alpen nun doch südöstlich Augsburg am 27. 4. eingeschlossen und gingen in Gefangenschaft.

Der Rückzug des Artillerieregiments 1553 läßt sich von Gailenkirchen, 14. 4., nach Wolpertsdorf am 16. 4. und weiter nach Otterbach am selben Tag, von dort nach Sulzdorf am 18. 4. verfolgen. Es unterstützte das Regiment 1120 bei Schwäbisch Hall, Tüngental und Hessental. Auch das Nebelwerferregiment 22 der 18. Volksworferbrigade unterstützte die 553. Volksgrenadierdivision.

Das US-Regiment 255 zog zur Säuberung des Fischachtals ohne größere Kämpfe über Obersontheim-Bühlertann nach Bühlerzell weiter und über Mittelfischach-Winzenweiler nach Gaildorf. Durch das Bühlertal zurückgehende Teile der 198. Infanteriedivision waren vor den Angriffspitzen bereits nach Süden ausgewichen.

Die Zugänge zu der Kohlenstraße sperrten Trupps der SS-Kampfgruppe „Nord“ aus einem Offizier und zwei Unterführern mit zehn Mann sowie Volkssturm in ihren Stellungen oberhalb des Friedhofs in Michelbach/Bilz noch bis zum 21. 4. trotz längerem Maschinengewehrbeschuß. Offensichtlich erfuhren sie nichts vom allgemeinen Rückzug.

Auf der Kohlenstraße östlich Hirschfelden marschierten Nachzügler der Kampfgruppe Haug als Kompanie Vollmann mit ca. 50 Mann, auf der anderen Seite des Waldes zogen noch 30 Mann der Kompanie Klaus an Vellberg vorbei nach Süden. Nun war der Krieg für den Kreis Schwäbisch Hall zu Ende, die schwerste Heimsuchung die er seit dem 30-jährigen Krieg erlebt hatte. Schwere Nachkriegsjahre folgten nach<sup>23</sup>.

23 *Hatcher* (wie Anm. 14); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); Rgt. 254 (wie Anm. 19); HStAS J 170, Ortsberichte Otterbach, Ilshofen, Tüngental, Großaltdorf; *Blumenstock* (wie Anm. 8); G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Bericht Breitschwerdt (wie Anm.1).

## Anhang: Gliederung, Stärke und Einsätze der deutschen Heeresteile im Raum Schwäbisch Hall 7.–17. 4. 1945

### Übergeordnete Kommandostellen:

Heeresgruppe G, General Schulz, Wallerstein

1. Armee, General Förtsch, Gschwend

XIII. Armeekorps (Heer) Generalleutnant Bork

Chef des Stabes Major v. Üchtritz, Ia Major Gäbelein.

Gefechtsstand: 3. 8. – 8. 4. Windischenbach

9. 4. – 11. 4. Untersteinbach

12. 4. – 13. 4. Ottendorf

14. 4. – 20. 4. Adelmansfelden

### Unterstellungen:

- 9. Volksgrenadierdivision, am 7. 4. an das XIII. SS-Armeekorps abgegeben
- 19. Volksgrenadierdivision
- 553. Volksgrenadierdivision
- 17. SS-Panzergrenadierdivision, am 14. 4. an das XIII. SS-Armeekorps abgegeben
- 198. Infanteriedivision, ab 14. 4.
- 246. Infanteriedivision, am 20. 4. an das LXXX. Armeekorps abgegeben
- 2. Gebirgsdivision, am 10. 4. an das XIII. SS-Armeekorps abgegeben.

Korpsgrenzen: Links Heilbronn-Backnang, rechts Dörzbach-Rot am See-Goldbach-Dinkelsbühl<sup>24</sup>.

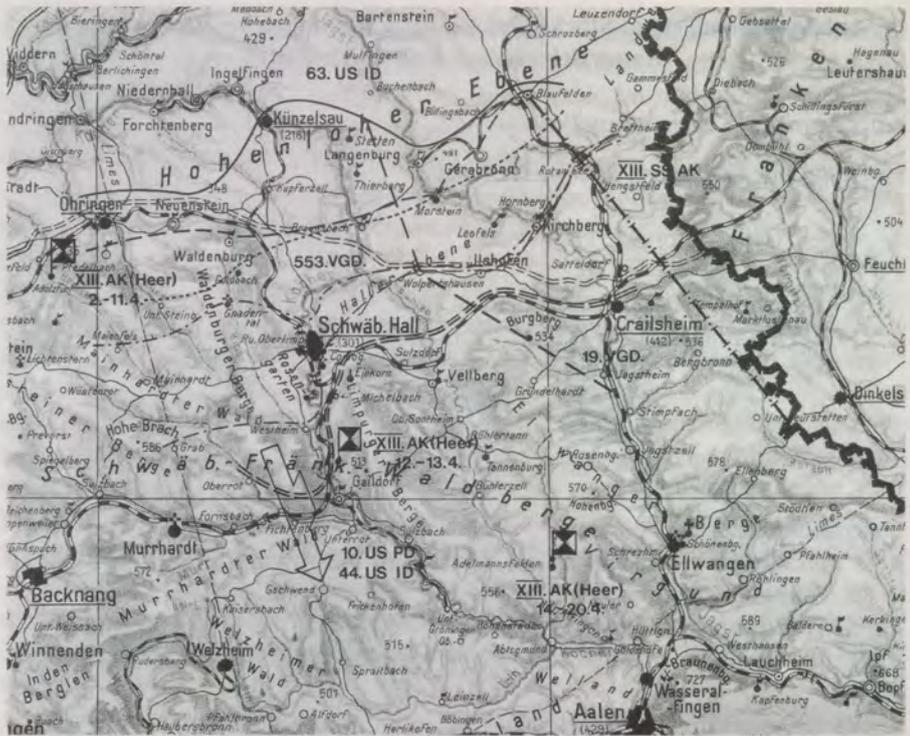
### Korpsgruppen:

- Korpsartillerie: General von Buddenbrock mit verschiedenen Artillerieabteilungen sowie Volkswferbrigade 18, Oberst Coubette, mit den Nebelwerferregimentern 21 und 22 (bei der 553. Volksgrenadierdivision) und neun Batterien pro Regiment, sowie Volkswferbrigade 20, Oberst Würz (bei 19. Volksgrenadierdivision)
- Nachrichtenabteilung
- Sanitäts- und Versorgungstruppen

### Die Divisionen

Der Kreis Schwäbisch Hall wurde im April 1945 Operationsgebiet der 19. und 553. Volksgrenadierdivision, der 198. Infanteriedivision und verschiedener Ersatzeinheiten.

24 Hauser (wie Anm. 1); Gäbelein (wie Anm. 1).



- HKL ab 12.4.
- HKL ab 14.4.
- HKL 16.4.
- - - - - HKL 17.4.
- HKL 18.4.
- ===== HKL 19.4.
- ||| Divisions-Grenze

Allgemeines zu den Volksgrenadierdivisionen: 1944 wurden zerschlagene Infanteriedivisionen als Volksgrenadierdivision wiederaufgestellt, Neuaufstellungen erfolgten ebenso nur noch als solche. Federführend war das Ersatzheer unter Himmler, der sich auf diesem Wege erheblichen Einfluß auf das Heer sicherte.

Im Unterschied zu den Infanteriedivisionen erhielten die Volksgrenadierdivisionen statt drei nur noch je zwei Bataillone (zu je vier Kompanien) für ihre drei Regimenter. Die vierte und achte Kompanie war eine sogenannte schwere mit vier leichten Infanteriegeschützen 7,5 cm und sechs mittleren Granatwerfern. Jedes Regiment verfügte zusätzlich noch über eine 13. schwere Kompanie mit zwei schweren Infanteriegeschützen 10,5 cm und acht schweren Granatwerfern sowie über eine 14. Panzerabwehrkompanie mit zwei Panzerabwehrkanonen 7,5 cm.

Neu war ein zusätzliches Füsilierbataillon (vier Kompanien), mit Fahrrädern beweglich gemacht und weitgehend mit Sturmgewehren ausgerüstet. Zur personellen Auffüllung wurden junge Rekruten herangezogen. Eine Kompanie umfaßte drei Züge zu ca. 39 Mann, ein Zug drei Gruppen zu 13 Mann ohne Führer und Führungspersonal<sup>25</sup>.

### Volkswerferbrigade

Zwei Regimenter zu je neun Batterien zu vier Wurfrahmen für 21,5 cm Raketen mit Adapter für 15 cm Raketen<sup>26</sup>.

### 19. Volksgrenadierdivision

Generalmajor Britzelmayr, Chef des Stabes Major Querengässer  
Grenadierregiment 73: Oberstleutnant Rücker, 8. 4. Major Wieck. Grenadierregiment 74: wurde Ende März 1945 der 2. Gebirgsdivision angegliedert.

Divisionsgefechtsstand: 31. 3. Kocherstetten  
5. 4. Mangoldsall  
7. 4. Ilshofen, Ruppertshofen  
9. 4. Tüngental  
10. 4. Reinsberg  
11. 4. Eckartshausen  
ca. 13. 4. Gröningen  
19. 4. Dinkelsbühl

Die 19. Volksgrenadierdivision entstand 1944 aus der 19. Luftwaffenfelddivision. Die Division wurde bei den Kämpfen in der Pfalz zerschlagen und am 26. 3. 1945 aufgelöst.

Beim Aufbau der Neckar-Jagst-Tauber-Linie kam Ende März der verkleinerte Führungsstab im Abschnitt Dörzbach-Krautheim zum Einsatz. Als Truppe erhielt er die schon im Spessart unterstellte ehemalige Kampfgruppe Buddenbrock aus Pionieren, Luftwaffen- und SS-Angehörigen in Stärke eines schwachen Bataillons. Neu zugeführt und dem Divisionsstab unterstellt wurde das II. Bataillon Fahnenjunker der Pionierschule Rosenheim 2 aus dem Raum Königshofen-Lauda von der 212. Volksgrenadierdivision. Am 7. 4. wurde es dann von der 553. Volksgrenadierdivision übernommen.

Am 6. 4. brach die 10. US-Panzerdivision nach Crailsheim durch. Zu ihrer Bekämpfung traf abends der Marschbefehl nach Wolpertshausen ein, knapp 30 km entfernt. Der Divisionsstab mit der vormaligen Gruppe Buddenbrock war am nächsten Mittag in Ilshofen.

25 Hüther (wie Anm. 1).

26 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

Der Jagstfrontabschnitt wurde der 553. Volksgrenadierdivision unterstellt, zwei Kompanien des Rosenheimer Pionierbataillons verblieben an Ort und Stelle. Der Kommandeur des Grenadierregiments 73, Oberstleutnant Rücker, übernahm die Führung der Kampfgruppe und gliederte am 7. 4. auch weitere Verbände ein, so ein in Ilshofen gerade eingetroffenes Bataillon mit drei Kompanien der Gebirgsjägerschule Mittenwald und eine Vorausabteilung der SS-Gebirgsaufklärungsabteilung 6 aus Öhringen mit wahrscheinlich einigen Schwimmwagen und Krädern.

Aus dem Kampfraum Heilbronn wurden die Pionierbataillone V sowie III./Pionierrgt. Rosenheim (je drei Kompanien) abgezogen und über Tüngental (dort Gefechtsstand der 19. Volksgrenadierdivision) in den Raum Wolpertshausen-Ilshofen eingewiesen, wo sie am 10. 4. früh eintrafen und – der 19. Volksgrenadierdivision unterstellt – sofort in den Kampf gingen, mit dem Auftrag, von Süden (Bühler bei Cröffelbach, Hopfach und Unterscheffach) nach Norden die R 14 westlich Ilshofen zu erreichen und die gegnerischen Kräfte in diesem Raum nach Norden zurückzudrängen.

Am 8. 4. wurden auch die in Öhringen bei der 17. SS-Panzergrenadierdivision liegenden Teile der SS-Kampfgruppe „Nord“ in Marsch gesetzt. Die motorisierte Teile der SS-Aufklärungsabteilung 6 griffen bereits am 7. 4. die R 14 zwischen Wolpertshausen und Eckartshausen von Süden an. Die Kampfgruppe wurde am 12. 4. im Raum Lassbach-Jungholzhausen-Orlach in die Front eingeschoben.

Am 10. 4. traf in Wolpertshausen das III./Pionierrgt. Rosenheim zum Gegenstoß nach Norden ein. Es mußte dann jedoch über Hörlebach nach Ilshofen abdrehen, zur Unterstützung des im Buchholz nach erfolglosem Angriffsversuch auf Ilshofen festsetzenden Pionierbataillon V. Als in der folgenden Nacht die 10. US-Panzerdivision nach Norden abzog, nahmen die beiden Pionierbataillone am Morgen des 11. 4. die erfolglose Verfolgung auf.

Ihnen kamen jedoch Teile der 63. US-Infanteriedivision entgegen. Der Crailsheimer Frontabschnitt unterstand nun der 19. Volksgrenadierdivision, anscheinend wurden ihr dazu das Brückenbataillon 646 und die Kampfgruppe Weissenbach (SS-Ausbildungs- und Ersatzbataillon 5 Ellwangen), die um den 19. 4. in Ilshofen erwähnt wird, unterstellt. Der Frontabschnitt verlief von der Bühler bis knapp östlich Crailsheim. Nachdem sich das rechte Flügelregiment (1119) der 553. Volksgrenadierdivision auf der Landbrücke zwischen Kocher und Jagst von Dörzbach-Hohebach her zurückzog, übernahm es den Abschnitt Wolpertshausen-Ilshofen von der 19. Volksgrenadierdivision. Am 20. 4. betrug die Kampfstärke noch die von zwei schwachen Bataillonen.

Der Divisionsstab verlegte am 21. 4. von Dinkelsbühl nach Ellwangen. Rückzugskämpfe zogen sich über Ellwangen, Neresheim, Günzburg über die Donau hin, wo die Divisionsreste südwestlich Augsburg am 27. 4. 1945 in Gefangenschaft gingen<sup>27</sup>.

27 Britzelmayr (wie Anm. 1); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); Bericht Mehrle (wie Anm. 2).

Dem Grenadierregiment 73 ab 6. 4. unterstellte Verbände bereits ab Ende März:

- ehemalige Kampfgruppe Buddenbrock (wenige schwache Kompanien)
- Teile SS-Kampfgruppe „Nord“ mit SS-Gebirgsaufklärungsabteilung 6 (ein bis zwei Kompanien) und drei Zügen des SS-Gebirgsjägersausbildungs- und Ersatzbataillons 13, Leoben
- ein Bataillon der Gebirgsjägerschule Mittenwald
- vermutlich: eine Kompanie der Offiziersbewerberschule Lenggries
- Volksturmataillon Schwäbisch Hall bis ca. 10. 4.

ab 10. 4.:

- Pionierbataillon III/Rosenheim (vier Kompanien)
- Pionierbataillon V (zwei Kompanien)
- Alpenjägerregiment 2, ca. 11.–13. 4.
- Brückenbaubataillon 646 und SS-Kampfgruppe Weissenbach, ca. 13. 4.
- verschiedene Artillerieabteilungen

### 553. Volksgrenadierdivision

Am 11. 7. 1944 erfolgte die Aufstellung als Sperrdivision (29. Welle) auf dem Truppenübungsplatz Münsingen, Wehrkreis V, in der Gliederung:

- Grenadierregiment 1119 mit I. und II. Bataillon
- Grenadierregiment 1120 mit I. und II. Bataillon
- Grenadierregiment 1121 mit I. und II. Bataillon
- Panzerjägerabteilung 1553
- Artillerieregiment 1553 mit I.–IV. Abt.
- Div. Einheiten 1553

Divisionskommandeur: Generalmajor Bruhn, er geriet im November in Gefangenschaft. Nachfolger: Generalmajor Hüther, Ia Major McLean of Coll.

Vorauszuschicken ist, daß die Überlieferungslage sehr lückenhaft ist. Für den Zeitraum 9. 4.–13. 4. sind amerikanische G2-Berichte, die für jeden Tag abgefaßt sind, ausgewertet. Sie enthalten die Ergebnisse der Feindaufklärungsabteilung der 63. US-Infanteriedivision aus Funkaufklärung, Gefangenenverhören, Angaben von Überläufern, Luftaufklärung u.a. über die Struktur der deutschen Verbände.

Nach Unterlagen des Bundesarchiv/Militärarchivs wurde die Division am 9. 10. 1944 in 553. Volksgrenadierdivision umbenannt, zur gleichen Zeit in Lothringen zerschlagen. Die Neuaufstellung erfolgte im Oktober 1944 mit Festungs- und Sicherungsbataillonen ohne das Regiment 1121. Im November 1944 erfolgte der erneute Einsatz im Unterelsaß, bei dem die Division erneut zerschlagen wurde. Zur dritten Wiederaufstellung im Raum Karlsruhe Mitte März verwendete man Walküre-Alarmeinheiten des Wehrkreises V (II./Gren.–Rgt. 1119 aus III./Kampfgruppe B/V und Füsilierbataillon aus VII/E/V). Vor Beendigung der Aufstellung erfolgte schon der Einsatz am 20. 3. 1945 bei der 19. Armee. Bei der

Kampfgruppe III./B/V handelte es sich um die Heeresunteroffizierschule Schwetzingen, auch Kampfgruppe Meier genannt. Die Bataillone waren mit jungen Rekruten der Jahrgänge 1927 und 1928 aufgefüllt.

Am 24. 3. erhielt die bei Karlsruhe in Neuaufstellung begriffene Division den Befehl, im LKW-Transport Weinheim an der Bergstraße zu erreichen. Es wurden verladen die Grenadierregimenter 1119 und 1120, das Füsilierbataillon 1553, das Pionierbataillon 1553 und die Nachrichtenabteilung 1553. Der Jahrgang 1928 wurde zurückgelassen, da er ungenügend ausgebildet war und keine Waffen mehr vorhanden waren. Er wurde in Divisionsausbildungsbataillone (Feldersatzbataillone) zusammengefaßt. Die Grenadierregimenter hatten je zwei Bataillone (Soll: drei). Das Grenadierregiment 1121 kam nicht zur Neuaufstellung. Insgesamt war also knapp die Hälfte der Sollstärke erreicht.

An Artillerie wurde das Artillerieregiment 1553 mit einer Abteilung zu drei Batterien leichte Feldhaubitzen (IFH) und einer Batterie schwere Feldhaubitzen (sFH) aufgestellt (Soll: drei Abteilungen) Sie war nicht motorisiert und erreichte die Division am 31. 3.

Die Panzerjägerabteilung 1553, eine Kompanie mit elf Jagdpanzern 38 t „Hetzer“, 16 t, 7,5 cm Kanone, befand sich noch zur Ausbildung auf dem Truppenübungsplatz und erreichte die Division erst am 12. 4.

Am 23. 3. 1945 begann der Einsatz zur Bekämpfung der bei Worms über den Rhein gesetzten US-Kräfte in der Abwehrfront des XIII. Armeekorps (Heer). Mit diesem rückte die Division Anfang April nach verlustreichen Kämpfen im Odenwald in die vom XIII. SS-Armeekorps aufgebaute Jagstfront im Abschnitt Ruchsen-Krautheim ein, der zum Stellungsbau vom Pionierregiment Rosenheim mit zwei Bataillonen besetzt war (von links nach rechts III.-II. Der Verbleib des I. Bataillons ist unbekannt). Linker Nachbar war die 17. SS-Panzergrenadierdivision, rechter die 19. Volksgrenadierdivision. Die Frontbreite betrug etwa 25 km.

Die aus dem Odenwald zurückfließenden Einheiten überschritten die Jagstbrücke in Schöntal, bis diese am 4. 4. gesprengt wurde, durch die Stellungen des Pionierregiments Rosenheim. Sie zogen sich zunächst auf den Höhenrücken zwischen Kocher und Jagst zurück, um dort geordnet und aufgefrischt zu werden. Am 7. 4. wurde das III./Pionierrgt. Rosenheim nach Heilbronn zu einem Gegenangriff herausgezogen<sup>28</sup>.

Von der Divisionskampfschule bei Prag traf auf Umwegen noch Personal ein. Eine Aufstellung über den Zustand der Divisionen des Generalstabs des Heeres vom 7. 4. gibt die Stärke der Division mit fünf Bataillonen an, ab 6. 4. mit einem unterstellten Pionierbataillon, dem II./ Pionierrgt. Rosenheim, vorher bei der 19. Volksgrenadierdivision. Davon waren eines als stark, vier als mittelstark und eines als durchschnittlich mit insgesamt 2988 Mann angegeben, davon 2415 Mann Kampftruppe.

28 Hüther (wie Anm. 1).

Ein Marschbataillon (Kleppmaier) war vom 2.–8. 4. unterstellt, anschließend der 17. SS-Panzer Grenadierdivision.

Auch das Artillerieregiment erhielt noch eine weitere Abteilung.

Nach amerikanischen G2-Unterlagen war die Division nun wie folgt gegliedert:

- Grenadierregiment 1119, Oberst Bandelow. Zwei Bataillone (Hauptmann Kappes und Hauptmann Kannenberg) zu je vier Kompanien, 1.–4. und 5.–8., die 4. und die 8. waren schwere Kompanien, ausgerüstet mit vier leichten Infanteriegeschützen 7,5 cm Kurzrohr und sechs mittleren Granatwerfern 8 cm, 13. schwere und 14. Panzerabwehrkompanie.
- Grenadierregiment 1120, Oberstleutnant Grothe. Zwei Bataillone (Hauptmann Schuster und Oberleutnant Merkel), sonst wie Grenadierregiment 1119. Die 3. Kompanie war ab 8. 4. wahrscheinlich aufgelöst, 13. und 14. Kompanie.
- Füsilierbataillon, Major Möller, zu vier Kompanien (Bewaffnung vorwiegend mit Sturmgewehren), aufgrund der Bewaffnung mit Schnellfeuergewehren und der Ausstattung mit Fahrrädern als „Feuerwehr“ für Gegenstöße gedacht.
- Artillerieregiment 1553, Oberstleutnant Troller, mit zwei Abteilungen. Sechs Batterien verfügten über 10,5 cm Kanonen; 6. Batterie mit vier Panzerabwehrkanonen 7,5 cm.
- Ab 12. 4.: Panzerjägerabteilung 1553, Hauptmann Kaminski.
  1. Kompanie: acht Panzerabwehrkanonen 7,5 cm, die Kompanie kam in unserem Raum nicht zum Einsatz. Schicksal unbekannt.
  2. Kompanie: Oberleutnant Platterer. Zwei Züge zu je sechs Panzerjägern 38 (t) „Hetzer“.
  3. Kompanie: vier Flugabwehrkanonen 3,7 cm.

Die Abteilung befand sich Anfang April noch auf einem Truppenübungsplatz bei Prag in Neuaufstellung. Der Durchbruch der 10. US-Panzerdivision bei Crailsheim und der Zusammenbruch der Jagstfront erzwang dann ihren vorzeitigen Einsatz. Der Transport erfolgte per Bahn nach Schwäbisch Hall. Ein Zug mit sechs Panzerjägern „Hetzer“ der 2. Kompanie wurde der 19. Volksgrenadierdivision zum Gegenangriff auf Ilshofen-Baufelden unterstellt. Zwei Panzerjäger gingen dabei verloren.
- Das Pionierbataillon wird durch das unterstellte II./Pionierrgt. Rosenheim dargestellt.
- Reste der schon in der Ardennenoffensive eingesetzten Bataillone 501 und 502 der Festungspanzerabwehrabteilung XVIII, die auf verschiedene Divisionen verteilt waren, zur Panzerabwehr ausgebildet am „Ofenrohr“, etwa in Kompaniestärke, werden in den G2-Berichten erstmals um den 10. 4. erwähnt. Unterstellung bei Grenadierregiment 1120.
- Sturmkompanie 553, Oberleutnant Barmers. Aufgestellt in der Divisionskampfschule Laun bei Prag, Ende März bei Karlsruhe zur Division gestoßen.
- Nachrichtenabteilung 553 mit je einer Fernsprech- und Funkkompanie.
- Versorgungsregiment.

- Panzerjagdbrigade „F“ (Friedrich), am 12. 4. neu unterstellt, eine Kompanie. Diese wurde im Januar 1945 in Schneidemühl mit drei Kompanien aufgestellt, Kommandeur war Hauptmann Klein. Sie nahm an den Rückzugskämpfen über Stettin teil. Dann erfolgte die Verlegung nach Prenzlau unter den Befehl der Heeresgruppe Weichsel. Diese mußte, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Durchbruch der 10. US-Panzerdivision nach Crailsheim, die 1. Kompanie mit 60 Mann unter Leutnant Schwager an die 1. Armee abgeben. Am 12. 4. Eintreffen in Schwäbisch Hall, Marsch nach Kupferzell. Verteilung auf die Bataillone.
- Volkswerferbrigade 18: Wegen Ausfall der Versorgung mit Werfermunition kamen Werferbedienungen zu infanteristischem Einsatz im Grenadierregiment 1120.

Gliederung der Verbände in der Front:

Grenadierregiment 1120 links, Grenadierregiment 1119 rechts.

Nach Verlegung des rechten Divisionsnachbarn, der 19. Volksgrenadierdivision am 7. 4. nach Ilshofen war deren Abschnitt von Krautheim bis Dörzbach zu übernehmen, mit Unterstellung des dort zurückgelassenen II./Pionierrgt. Rosenheim mit der 3. und 4. Kompanie<sup>29</sup>.

Einsätze der Division ab 8. 4.:

Am 8. 4. war die Jagstfront durchbrochen, die Division zog sich rasch auf die Kocherlinie zurück. Niedernhall und Künzelsau wurden ohne größere Kampfhandlungen geräumt. Schwere Kämpfe gab es in Hermersberg und Lipfersberg. Seit den Kämpfen an der Jagst waren schwere Verluste zu verzeichnen, so daß die Kampfstärke auf unter 1000 Mann absank, verteilt auf sechs schwache Bataillone der beiden Regimenter.

Am 14. 4. 1945 übernahm die Division einen Teil der Front der 17. SS-Panzergrenadierdivision (neuer linker Nachbar 198. Infanteriedivision), der Frontabschnitt verlief von östlich Michelbach/Wald über Waldenburg, Westernach (Grenadierregiment 1120) und Bauersbach bis Eschental (Grenadierregiment 1119) mit dem II./Pionierrgt. Rosenheim in Reserve. Auftrag der Division war, dem Gegner den Weg nach Südosten zur Donau zu erschweren.

Zur Besetzung von Waldenburg wurde aus den Resten zerschlagener Einheiten eine Kampfgruppe gebildet, bestehend aus dem Füsilierbataillon sowie der Festungspanzerabwehrabteilung XVIII, insgesamt 100–150 Mann unter Führung von Major Möller.

Es entwickelten sich in der Folge schwere Kämpfe am Nordrand der Waldenburger Berge sowie um Waldenburg bei der Kampfgruppe Major Möller, der in Goldbach schwer verwundet wurde. Der Rückzug der zerschlagenen Bataillone ab

29 G2 daily reports G3rd ID (wie Anm. 3).

16. 4. erfolgte am Südrand der Waldenburger Berge in Richtung Rosengarten-Limpurger Berge.

Während der Kämpfe um Waldenburg versuchte eine Kompanie des US-Regiments 253 Waldenburg durch den Wald zwei km nordwestlich von Obersteinbach zu umfassen, wurde jedoch von den an der oberen Hangkante eingegrabenen Teilen des Regiments 1120 beobachtet und von schnell herangebrachten Nachbarkompanien eingeschlossen. Sie erlitt hohe Verluste, bis sie entsetzt wurde. Die ca. 50 Deckungslöcher in der Waldabteilung Rehhecke bei Obersteinbach sind heute noch eindrucksvoll.

Mitte April versuchte die Division, die Riegelstellung Waldenburg-Eschentäl möglichst lange zu halten. Am 16. brach ihre Front nach einem Großangriff zusammen. Der rechte Divisionsflügel mußte mit dem Grenadierregiment 1129 in die Linie Cröffelbach-Geislingen-Altenberg ausweichen, der linke in die Linie Altenhausen-Tüngental-Hopfach. Am 20. 4. stand die Division hinter der Bahnlinie Hessental-Craillsheim und zog sich dann rasch in Richtung Aalen zurück. Sie gelangte noch über die Donau und wurde am 27. 4. westlich Augsburg zerschlagen. Obgleich nicht motorisiert, kam die Divisionsartillerie ohne Verluste über die Donau zurück. Die Munitionsversorgung war immer unzureichend. Im Schnitt standen pro Kampftag 200 Schuß zur Verfügung, während des Kampfes um Waldenburg nur 40<sup>30</sup>.

### 198. Infanteriedivision

Die vor dem Krieg aufgestellte Division nahm am Russlandfeldzug teil und wurde Ende 1944 zerschlagen. Die Neuaufstellung erfolgte im Wehrkreis V bei Freiburg/Br. mit zwei Regimentern und 2500 Mann. Die Division wurde im Rahmen der 19. Armee im Elsaß bei Colmar eingesetzt. Nach dem Rückzug über den Rhein stand sie an der Enz, als der Verlegungsbefehl zur 1. Armee in den Raum südlich Öhringen erfolgte.

Kommandeur: Generalmajor Barde, Ia Major i. G. Kulenkampf.

Die Division löst ab 12. 4. die 17. SS-Panzergrenadierdivision zwischen Dimbach und Eschelbach in der folgenden Gliederung (von links nach rechts) ab:

- Grenadierregiment 305, Major Loschinski, mit drei Bataillonen
- Füsilierbataillon 198
- Grenadierregiment 326, Oberst Fischer, mit zwei Bataillonen (280 Mann).
- Pionierbataillon 235 sperrte die Straßen im rückwärtigen Divisionsgebiet.

Die linke Divisionsgrenze lag bei Dimbach-Neuhütten, die rechte bei (etwa) Michelbach am Wald-Gnadental.

30 Hüther (wie Anm. 1); G2 daily reports 63 rd ID (wie Anm. 3); Pionierschule Rosenheim (wie Anm. 3); persönlicher Bericht E. Stepper, Obersteinbach; *Hatcher* (wie Anm. 14).

Am 15.4. wurde die Division durch starke Angriffe in die Waldenburger Berge zurückgedrückt. Der Rückzug erfolgte teils durch die westlichen Kreisteile um Mainhardt in das Rottal, Teile des rechten Divisionsflügels, das Infanterieregiment 326, zogen über Gnadental-Michelfeld-Bibersfeld durch den Rosengarten über Westheim in Richtung Gaildorf-Adelmannsfelden. Andere Teile des Infanterieregiments 326 gingen über Gschlachtenbretzingen-Limpurger Berge durch das Fischachtal zurück.

Es fanden noch eine Reihe Nachhutgefechte bei Finsterrot, Geisselhardt, Michelfeld, Fichtenberg, Mittelrot-Unterrot und Gaildorf statt.

Eine Kompanie des Füsilierbataillons lag einige Tage auf dem Buchhorn zur Sperrung der Zugänge zum Antebachtal in Richtung Gaildorf. Sie zog vor dem Erscheinen des Gegners ab<sup>31</sup>.

### Pionierregiment Rosenheim, Pionierschule 2

Ein Regiment (Oberstleutnant Ebeling, Major Bohnstedt) zu drei Bataillonen, aus Fahnenjunkern, zum Teil Fähnrichen z. S. (von der Marine zum Heer überstellt) gebildet, die ihre Offiziersausbildung erhalten sollten.

Die Bewaffnung war zusammengewürfelt, zum Teil ungenügend.

- I. Bataillon: Verbleib nicht bekannt.
- II. Bataillon: Major Bohnstedt, ab 11.4. Hauptmann Weissbrodt mit Kompanien 3–5 und Pionierzug (über die 1. und 2. Kompanie fehlen Informationen):
  3. Kompanie: Leutnant Mahel
  4. Kompanie: Leutnant Kohaupt
  5. Kompanie: Leutnant Bours, gefallen.
- III. Bataillon: Major Dr. Duncker mit Kompanien 1–4:
  1. Kompanie: unbek.
  2. Kompanie: Leutnant Milz
  3. Kompanie: Leutnant Croganz
  4. Kompanie: unbek.

Als der Main von den gegnerischen Panzerspitzen erreicht wurde, fand die Alarmierung der Schule und die Verlegung in den Raum Königshofen-Lauda statt, am 30.3. an die Jagst zwischen Jagsthausen und Dörzbach zum Ausbau von Stellungen, die von der sich zurückziehenden 553. Volksgrenadierdivision übernommen werden sollten.

Das II. Bataillon im Raum Dörzbach-Hohebach-Krautheim war dem Führungsstab der 19. Volksgrenadierdivision unterstellt, das III. bei Bieringen-Jagsthausen der 553. Volksgrenadierdivision. Aus den G2-Berichten geht hervor, daß die 5. Kom-

31 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Bericht Mehrle (wie Anm. 2).

panie bei Krautheim zu 2/3 vernichtet sei und ihre Reste auf die 3. und 4. verteilt würden.

Das Tagebuch des II. Bataillons wurde von der 4. Kompanie geführt, es berichtet ab 12. 4. auch über die 3.

Das III. Bataillon, ebenfalls an der Jagst zwischen Krautheim und Schöntal, wurde am 7. oder 8. 4. nach Heilbronn gefahren und nahm dort an einem erfolglosen örtlichen Gegenstoß teil. Am 9. 4. erfolgte die Verladung auf LKW, um nach Tübingental zur 19. Volksgrenadierdivision gefahren zu werden. Danach kam es zum Einsatz beim Gegenangriff auf die bis Cröffelbach vorgeprellten Teile der 10. US-Panzerdivision, anschließend bei der Verfolgung des sich aus Wolpertshausen-Illshofen zurückziehenden Gegners als Begleitinfanterie der schweren Jagdpanzerabteilung 564. Dabei stieß das Bataillon im Raum Kocherstetten, wo es Stellungen baute, auf die Spitzen des nach Süden vorstoßenden III./US-Rgt. 254 der 63. Infanteriedivision. Mangels Verfügbarkeit anderer Einheiten wurden die Pioniere als Infanterie eingesetzt. In der Folge entwickelten sich schwere Rückzugskämpfe bei Nesselbach, Brachbach und Hörlebach. Im Landturm geriet der Bataillonskommandeur, Major Dr. Duncker, in Gefangenschaft. Die Reste des Bataillons zogen sich zur Donau zurück.

Das II. Bataillon im Raum Dörzbach-Hohebach, ab 6. 4. der 553. Volksgrenadierdivision unterstellt, mußte sich dort ab 6. 4. starker Angriffe erwehren und erlitt anfänglich schwere Verluste. Über Dörrenzimmern zog es sich zurück und nahm am Kampf um Lipfersberg teil, danach war das Bataillon in Künzelsau und mußte sich wegen drohender Überflügelung entlang der Bahnlinie über Kupferzell in den Raum Bauersbach-Esental absetzen. Dort fand es Verwendung beim Stellungsbau, anschließend am 15. 4. als Reserve des Grenadierregiments 1119 in Rückertsbronn. Zum Abriegeln eines Einbruchs am Nachmittag kam es zum Einsatz bei Einweiler, tags darauf um Arnsdorf.

In der Nacht kam der Verlegungsbefehl mit dem Grenadierregiment 1119 über Enslingen und Haagen auf die Höhe oberhalb Geislingen-Braunsbach. Dort lag die Stellung am Grimm bach nördlich Hohenberg. Am 17. 4. abends fand der Rückzug nach Wolpertshausen statt, die Hauptkampflinie verlief vom Ausgang der Cröffelbacher Steige über Wolpertshausen bis zur Straßenabzweigung nach Hörlebach. Am 18. 4. mittags erfolgte der Rückzug nach Reinsberg, in der folgenden Nacht der Marsch nach Großaltdorf und von dort nach Eckartshausen. Die Einsatzstärke der 4. Kompanie betrug noch einen Offizier und elf Mann. Das Bataillon konnte vormittags noch einen bataillonsstarken Infanterieangriff abwehren, zog sich dach über die Eisenbahnlinie hinter den Waldrand zurück und erhielt in der Nacht vom Regimentskommandeur Oberst Bandelow nach Verabschiedung den Absetzbefehl zur Donau. Die Tragödie des Regiments war sein Einsatz als Infanterie, der hohe Verluste verursachte, obwohl es sich um Offiziersanwärter handelte. Dasselbe Schicksal widerfuhr den Offiziersbewerbern aus Lengries bei der 212. Volksgrenadierdivision<sup>32</sup>.

### Pionierbataillon V

Das Bataillon aus drei Kompanien wurde im Sommer 1944 im Wehrbereich V bei Karlsruhe zusammengestellt, wahrscheinlich im Rahmen der Walküre-Maßnahmen.

Bataillonskommandeur: Oberleutnant Münzenmeier

- 1. Kompanie: Oberleutnant Isenecker
- 2. Kompanie: Leutnant Stöhr
- 3. Kompanie: unbek.

Ende März fand die Alarmierung statt, die 1. und 2. Kompanie wurden der 246. Infanteriedivision unterstellt, die 3. verblieb im Raum Karlsruhe. Ende März wurde es vor Heilbronn zum Stellungsbau eingesetzt, mit Unterstellung unter die 246. Infanteriedivision. Am 9. 4. fand die Verlegung per LKW-Transport über Mainhardt nach Tüngental zur 19. Volksgrenadierdivision statt. Hier kam die Einheit beim Gegenstoß auf Ilshofen am 10. 4. früh zum Einsatz. Am 11. 4. erfolgte der Marsch an die Jagst und die Einnahme von Abwehrstellungen von Bächlingen-Binselberg-Michelbach-Liebesdorf-Elpershofen. Ab 12. 4. fanden Abwehrkämpfe und der Rückzug nach Südosten statt, nachdem die 1. Kompanie und ein Zug der 2. Kompanie am 17. 4. bei Morstein überrannt wurden. Nur ein Zug bei Dünsbach konnte sich rechtzeitig absetzen. Der weitere Rückzug erfolgte über Ilshofen. Am 21. 4. war das Bataillon bei Alexandersreut mit auf die Hälfte abgesunkener Stärke auf dem Marsch nach Ellwangen<sup>33</sup>.

### Kampfgruppe „Nord“

Die 6. SS-Gebirgsdivision „Nord“ wurde in den Wäldern östlich Frankfurt am Main eingeschlossen und weitgehend vernichtet. Nach Südosten durchgebrochene Teile formierte man im Rahmen der 17. SS-Panzergrenadierdivision bei Öhringen zur selbstständigen SS-Kampfgruppe „Nord“ neu, in der Gliederung:

- SS-Gebirgsaufklärungsabteilung 6, ca. 200 Mann, Hauptsturmführer Zimmermann
- drei Gebirgsjägerkompanien unter Obersturmführer Picksak
- eine Kompanie des SS-Gebirgsjäger-Ausbildungs- und Ersatzbataillons 13 in Leoben

Diese Kräfte bildeten ab 1. 4. die Divisionsreserve. Ende März wurden in Leoben vom SS-Gebirgsjäger-Ausbildungs- und Ersatzbataillon 13 drei Züge (etwa 120 siebzehnjährige Rekruten) in Marsch gesetzt, die um den 7. 4. in Öhringen eintrafen und am nächsten Tag mit der SS-Gebirgs-Aufklärungsabteilung 6 zur 19. Volksgrenadierdivision befohlen wurden. Vorausteile der SS-Aufklärungsabteilung 6 stellten am 7./8. 4. Spähtrupps entlag der R 14 zwischen Wolpertshausen und Eckartshausen, der Rest der Abteilung traf am 8. 4. vormittags in Obersteinach ein.

33 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3); Bericht Mehrle (wie Anm. 2).

Die Leobener Gebirgsjäger erreichten gleichzeitig Geislingen, am 9. 4. Obersteinach und rückten abends gemeinsam mit der SS-Aufklärungsabteilung 6 ins Kochertal ab. Um den 10. 4. bezogen alle Stellung im Thierberger Wald. Bei der Verfolgung der 10. US-Panzerdivision kamen sie am 12. 4. bis Mäusdorf. Es folgten die Abwehrkämpfe gegen das US-Regiment 254 bei Jungholzhausen, Orlach, Nesselbach, Obersteinach, Ruppertshofen, Unter- und Oberaspach. Versprengte der Kampfgruppe waren auch in Wolpertshausen, Ilshofen und Michelbach/Bilz. Um den 18. 4. fand die Abkommandierung eines Teils der Kampfgruppe nach Prag statt. Der Rest zog sich mit über die Donau zurück<sup>34</sup>.

### Schwere Panzerjägerabteilung 653

3 Kompanien zu je 14 Jagdtigern. Der Jagdtiger war 72 t schwer und mit einer 12,8cm Kanone ausgerüstet.

Abteilungskommandeur: Major Grillenberger, ab 15. 4. 1945 Major Fromme.

Die Abteilung wurde auf dem Truppenübungsplatz Döllersheim im November 1944 mit Jagdtigern aus den Nibelungenwerken St. Valentin aufgestellt. Sie nahm an den Rückzugskämpfen nach der fehlgeschlagenen Ardennenoffensive aus dem nördlichen Elsaß in die Pfalz teil und verlegte von Landau über den Rhein bei Germersheim. Der weitere Rückzug erfolgte über Heidelberg durch den Kraichgau in die Neckar-Enz-Front zwischen Heilbronn und Ludwigsburg.

Dort wurde am 8. 4. eine Kampfgruppe etwa in Kompaniestärke auf die Bahn verladen und nach Schwäbisch Hall verlegt, für den Einsatz beim XIII. Armeekorps (Heer) zum Gegenangriff auf die von Crailsheim in Richtung Schwäbisch Hall vorgeprellte 10. US-Panzerdivision<sup>35</sup>.

### Heerespionierbataillon 669

Kommandeur: Hauptmann Leue

- 1. Kompanie: unbek.
- 2. Kompanie: Leutnant Rosenstein

Das Bataillon hatte in der Region Brückensprengungen durchzuführen, z. B. bei Braunsbach, Döttingen und den Tullauer Eisenbahnviadukt. Teile kamen zum infanteristischen Einsatz<sup>36</sup>.

34 Bericht Mehrle (wie Anm. 2); Stepper (wie Anm. 9); Britzelmayr (wie Anm. 1); Hüther (wie Anm. 1); Kriegstagebuch 17. SS-Pz. Gren. Div. (wie Anm. 7); Schreiber (wie Anm. 13).

35 Münch (wie Anm. 10).

36 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

### Brückenbaupionierbataillon 646

Kommandeur: Oberleutnant Bock

1.–4. Kompanie mit zusammen etwa 600 Mann (17.4.)

Durchschnittsalter: 40–45 Jahre

Als Infanterie Mitte April an der Brettach eingesetzt. Einzelheiten fehlen. Möglicherweise hat das Bataillon schon am 8.4. in Ruppertshofen und danach bei Leofels gekämpft<sup>37</sup>.

### Militärische Dienststellen in Schwäbisch Hall

In der Stadt gab es das Wehrbezirkskommando und das Wehrmeldeamt.

Kommandeur und gleichzeitig Stadtkommandant war 1945 Oberstleutnant Hermann Neuffer, Ordonnanzoffizier Major Ahl. Weitere Offiziere waren Hauptmann Kress und Hauptmann Kammerer.

Ende März wurde Oberstleutnant Neuffer auch Kampfkommandant. Um den 10.4. ersetzte ihn Hauptmann Knödler in dieser Dienststellung.

Laut Führerbefehl vom 8.3.1944 war zur Verteidigung fester Plätze vom zuständigen Truppenführer ein Kampfkommandant zu ernennen, der sich zur Bindung von Feindkräften auch einschließen lassen sollte.

Ihm unterstellt waren das Volkssturmbataillon Schwäbisch Hall unter Major Dr. Mehrle und die Kampfgruppe Haug (Hauge?) mit dem Flugplatzpersonal. Ein Pionierkommando unter Oberleutnant Walter Kurz war wahrscheinlich entweder dem Heerespionierbataillon 669 oder der Feldkommandantur 987 unterstellt.

Der Versprengenauffangstab von Leutnant Hüfner mit Feldwebel Stapf und 30 Mann im Gymnasium unterstand der Feldkommandantur 987.

Der Flugplatz Schwäbisch Hall unterstand der Luftwaffe und war in die Verteidigung der Stadt nicht direkt eingebunden. Jedoch benutzte die Kampfgruppe Haug dort befindliche Waffen, Munition, Fernmeldeeinrichtungen und andere Vorräte. Die Anlagen wurden Ende März/Anfang April abgebaut oder unbrauchbar gemacht, soweit sie nicht schon durch die vorangegangenen Bombenangriffe vernichtet waren<sup>38</sup>.

### Volkssturm Schwäbisch Hall

Mit Datum vom 25. September 1944 befahl Hitler per Erlaß die Aufstellung des Volkssturms durch die Parteikanzlei (Bormann) und die Gauleiter/Kreisleiter. Als größte taktische Einheit war das Bataillon auf Kreisebene vorgesehen. Aufgestellt, verwaltet und versorgt wurde es von der Kreisleitung. Militärisch und disziplina-

37 G2 daily reports 63rd ID (wie Anm. 3).

38 Bericht Neuffer (wie Anm. 2); Bericht Mehrle (wie Anm. 2); Bericht Hüfner (wie Anm. 2); Koziol (wie Anm. 2).

risch war er es dem Befehlshaber des Ersatzheeres, Himmler, unterstellt, im Einsatz dem örtlichen Truppenführer.

Im Kreis Schwäbisch Hall kamen sechs Volkssturmbataillone zur Aufstellung. Das beste Personal erhielt das Schwäbisch Haller Bataillon. Die Führungspositionen besetzten Veteranen des ersten Weltkriegs. Kommandeur war Major d. R. Dr. Franz Mehrle. Für den Einsatz war das Bataillon dem Kampfkommandanten unterstellt. Es bestand aus der Stabskompanie und der 2. Kompanie zu je 125 Mann, davon 16 Hitlerjungen. Kompaniechefs waren Major d. R. Dr. Otto Weller und Oberforstrat Gfrörer (?).

Gliederung: Stabs- und 2. Kompanie zu je 125 Mann, davon 16 Hitlerjungen aus Stadt und Landkreis.

Bewaffnung: 200 französische Lebel-Gewehre und 25 Chauchat-Maschinengewehre (Beutewaffen).

Ein Teil der eingezogenen Männer wurde im Winter 1944/45 zur Ausbildung zuerst im Hochschwarzwald, im Januar dann als Bunkerbesatzung westlich Bad Krozingen am Rhein eingesetzt. Das gegenüberliegende Ufer war bereits feindbesetzt. Ende März kam die Rückkehr nach Schwäbisch Hall.

Die Jugendlichen wurden auf der Comburg, an der Panzerfaust am Kocher beim Tullauer Viadukt, im Karabiner- und Maschinengewehr-Schießen im Hasenbühl ausgebildet. Dort befand sich ein Schießstand zum Justieren der dort endmontierten Düsenjäger.

Der erste Einsatz fand am 5. oder 6. 4. in den Westhängen der Bühler zwischen Geislingen und Eschenau bei Vellberg statt. Der Gefechtsstand war im Eltershofener Schloß.

Vom 7.–10. 4. war der Volkssturm der 19. Volksgrenadierdivision unterstellt.

Die erste Feindberührung kam am 8. 4. Der Hang der Cröffelbacher Steige unterhalb Bühlerzimmern war von Volkssturmmangehörigen besetzt, und zwar im Bereich der Haarnadelkurve von Hitlerjungen. An der Außenkurve stand eine Straßenwärterhütte, sie diente als Deckung für ein Maschinengewehr. In der Haarnadelkurve lag Hitlerjunge Heckelmann mit einer Panzerfaust, nach rechts oberhalb der Straße lagen weitere Volkssturmmänner in ihren Deckungslöchern.

Gegen 17.00 Uhr näherten sich elf Panzer mit aufgesessener Infanterie. Das Maschinengewehr eröffnete das Feuer, hatte nach wenigen Schuß Ladehemmung, und die Schützen liefen den Hang hinunter. Gleichzeitig feuerte Hitlerjunge Heckelmann seine Panzerfaust ins Laufwerk des Spitzenpanzers ab, der noch die Hütte in Brand schoß. Heckelmann lief vor dem Panzer über die Straße den Hang hinunter, als er sah, daß die Volkssturmmänner rechts von ihm nicht mehr dort waren. Nachts schlich der Erschöpfte dann über Veinau nach Eltershofen in den Hühnerstall des Schlosses zurück, wo ihn dann die Gräfin mit Spiegeleiern erquickte. Für seinen Einsatz erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse.

Nach diesem Abwehrerfolg wurde der Volkssturm von der Bühler abgezogen und auf die Panzersperren sowie auf die Stellungen vor dem Teurershof verteilt. Die Hitlerjungen mußten Deckungslöcher graben.

Vor dem Teurershof wurde am 16. 4. abends mit Teilen des Schwäbisch Gmünder Bataillons Stellung bezogen. Am 17. 4. kam es gegen 12.00 Uhr zum Gefecht mit der amerikanischen Vorhut. Um 12.30 gab Major Dr. Mehrle den Befehl, die Waffen niederzulegen und stellte den Männern frei, sich abzumelden.

Ein Teil der jüngeren VolkssturMLEUTE erhielt den Auftrag, sich unter Führung von Major Dr. Weller nach Süden über die Donau zur Verstärkung der dort im Aufbau befindlichen neuen Verteidigungslinie zu begeben. Es gab auch andere Gruppen, wie Roland Heckelmann, der sich mit dem Fahrrad bis Innsbruck durchschlug, oder Hauptlehrer Seiler, der mit Karabiner und Panzerfaust beladen in einer kleinen Gruppe über Gaildorf bis Heidenheim marschierte.

Beim Bau einer Panzersperre wurden über eine Straße zwei Löcherreihen gegraben und Fichtenstämme hineingesteckt, der Zwischenraum mit Steinbrocken verfüllt. Rechts und links daneben befanden sich die Deckungslöcher für die Panzerfaust- und Gewehrschützen<sup>39</sup>.

### Die Flughafenkompanien

Nach der Räumung des Flugplatzes Anfang April wurde das sich noch auf dem Fliegerhorst befindliche nichtfliegende Personal am 12. 4. zu einer Kampfgruppe Haug (Hauge?) mit 240 Mann unter Oberstleutnant Haug für infanteristischen Einsatz in der folgenden Gliederung zusammengestellt:

- Horstkompanie, Hauptmann Volkmar 60 Mann
- Landwehrkompanie 16/VII 80 Mann
- Baubataillon Luftgau VII, Major Hori, mit 1. Kompanie 50 Mann
- 2. Kompanie Hauptmann Klaus (Claus?) 50 Mann

Die Landwehrkompanie bestand aus Zivilpersonal, das nur als landwehrtauglich gemustert war. Das Durchschnittsalter betrug 45–50 Jahre.

Die Bewaffnung bestand aus fünf leichten Maschinengewehren, französischen, belgischen und polnischen Karabinern, dazu Panzerfäusten.

Auch ein altes schweres Maschinengewehr 08/15 war im Kocherhang nördlich Eltershofen aufgestellt, gegurtet war Fliegerbordwaffenmunition.

Die Truppe besetzte den Kocherbogen von Gelbingen-Untermünkheim-Geislingen, stützpunktartig in seinem Südhang verteilt. Der Gefechtsstand des Kommandeurs mit dem Kampfkommandanten war im Eltershofener Schloß untergebracht, wo sich auch eine Funkstation zur Verbindungsaufnahme mit der befehlsführenden 553. Volksgrenadierdivision befand. Weiterhin lagen Gruppen bei Obermünkheim, am Einstieg der Gottwollhäuser Steige zur Stadt und bei Weckrieden.

Bis auf die Gruppe oberhalb Gelbingen, die vorher ausgebombt wurde, nahmen alle am Kampf teil und hatten Gefallene sowie Verwundete zu verzeichnen.

39 F. W. Seidler: Deutscher Volkssturm, München/Berlin 1989; persönlicher Bericht Dr. M. Weller, Schwäbisch Hall; Bericht Mehrle (wie Anm. 2); Seiler (wie Anm. 2); persönlicher Bericht Roland Heckelmann, Schwäbisch Hall.

Am 17. 4. gerieten bei Obermünkheim 20 Mann (des Baubataillons VII) in Gefangenschaft, um Eltershofen 35 mit Kompaniechef Hauptmann Volkmar, am 19. 4. in Otterbach 96 mit Kompaniechef Hauptmann Klaus. Die restlichen etwa 90 Mann zogen sich in Richtung Fischachtal zurück. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt<sup>40</sup>.

### Volkssturmeinheiten im Kreisgebiet

Über die Volkssturmeinheiten im Landkreis ist nur wenig bekannt. Anscheinend gab es solche in jeder Gemeinde. Soweit bekannt, bestand die Bewaffnung aus italienischen Caracano-Beutekarabinern mit einigen Ladestreifen Patronen dazu. Über die Teilnahme an Kämpfen ist nichts bekannt.

Der Michelfelder Volkssturm hatte auf der Roten Steige eine Panzersperre errichtet. Er löste sich beim Nahen des Gegners auf. Die Panzersperre des Michelbacher Volkssturms befand sich auf der Straße nach Gschlachtenbretzingen. Auch hier fand die Auflösung beim Nahen der Panzer statt.

In Westheim hatte der Volkssturm vor der Kocherbrücke in Ottendorf eine Panzersperre errichtet. Nach der Sprengung der Brücken am 18. 4. löste er sich auf.

Der Ilshofener Volkssturm war am Buchwald zu Verkehrskontrollen eingesetzt. Sein weiteres Schicksal ist unklar<sup>41</sup>.

40 G2 daily reports G3rd ID (wie Anm. 3).

41 Bericht Mehrle (wie Anm. 2); persönliche Mitteilung K. Müller, Michelfeld.



# Neue Bücher

## 1. Quelleneditionen, Bibliographien, Nachschlagewerke

Fränkische Urbare. Verzeichnis der mittelalterlichen urbariellen Quellen im Bereich des Hochstifts Würzburg, bearb. v. Enno Bünz, Dieter Rödel, Peter Rückert und Ekkehard Schöffler (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe X, Bd. 13), Neustadt/Aisch (Degener) 1998. 295 S., 18 Abb.

In Urbaren, so eine annähernde Definition, finden sich die Besitzungen, Rechte und damit verbundenen Abgaben verzeichnet, die zu einer Grundherrschaft gehören. Urbare stellen somit eine wichtige Quelle dar, vornehmlich für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung, doch auch für die Siedlungsgeschichte oder die Rechtsgeschichte sind sie oft schon gewinnbringend eingesetzt worden. Da Urbare in der Regel von kirchlichen Institutionen vom Bistum bis hinunter zur Pfarrkirche geführt wurden, kann über sie auch der wirtschaftliche Aspekt ihrer Geschichte beleuchtet werden (was natürlich für die Geschichte der vergleichsweise wenigen Urbare weltlicher Provenienz in gleichem Maße gilt). Das vorliegende Werk hat sich nun zur Aufgabe gestellt, sämtliche Urbare im Gebiet des Hochstifts Würzburg aufzunehmen, Auskunft über ihre Aufbewahrung, ihr Alter, Editionen und bereits erfolgte Bearbeitungen zu geben; mithin ein Verzeichnis, das dem landesgeschichtlich Interessierten eine erste Orientierung und die Absicherung seiner Primärquellen sichert. Der Band ist, wie das Verzeichnis der Urbare auch, äußerst übersichtlich und praktisch aufgebaut und zudem mit einer ausführlichen Einleitung versehen, die das vorhandene Material in seiner Gesamtheit unter verschiedenen Aspekten auswertet und so den Boden bereitet für weitergehende Spezialuntersuchungen. Eine außerordentlich verdienstvolle Arbeit, vielleicht nicht unbedingt spektakulär zu nennen – Grundlagenarbeit im besten Sinne des Wortes.

*G. Lubich*

Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493). Nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Hrsg v. H. Koller und P.-J. Heinig, CD-ROM Ausgabe, bearb. v. Dieter Rübsamen, Wien; Weimar; Köln (Böhlau) 1998

Historiker stehen gewöhnlich in dem Ruf, zumindest ein wenig konservativ zu sein, und vielleicht bringt es ja die Beschäftigung mit Vergangenen auch mit sich, daß man die Qualitäten von Bewährtem ein wenig mehr zu schätzen bereit ist als gemeinhin üblich. Daß aber hierin die Gefahr liegt, sich sinnvollen Neuerungen zu verschließen, ist am Beispiel des Computers durchaus einsichtig zu machen: Die Zunft schwor bislang fast ausschließlich auf das Buch; digitale Daten waren verpönt, wurden als „manipulierbar“ und „nicht nachzuvollziehen“ in Mißkredit gebracht. Doch in den letzten Jahren scheint sich doch die Erkenntnis durchgesetzt zu haben, daß elektronische Datenverarbeitung durchaus auch Vorteile haben kann. Eine beträchtliche Anzahl von Quellentexten ist mittlerweile im Internet einzusehen, verschiedene Verlage bieten Quellensammlungen von höchst unterschiedlicher Qualität und Aufbereitung an, und selbst die altherwürdigen MGH sind mittlerweile mit einer CD-ROM auf dem Markt vertreten, die einige bislang nur in Buchform vorliegende Editionen nunmehr über Computer zugänglich macht.

Doch handelt es sich bei allen hier erwähnten Medien immer um Volltexte aus der Vergangenheit, die so dem Zugriff des Historikers zur Verfügung gestellt werden; aufbereitete Quellen, wie es die Regesten als knappe Tatenberichte ja sind, wurden hier bislang kaum berücksichtigt. Dabei hätte eben dies nahegelegen, sind Regesten durch die Berücksichtigung von Orts- und Personennamen sowie den obligatorischen Verweis auf Überlieferung und Drucklegung immens datengesättigtes Material, das sich durch den Zugriff über Com-

puter ganz gezielt nutzen läßt. Gerade hierin liegt der schon vom Prinzip her unschätzbare Vorteil für den Fachhistoriker, der ein bestimmtes Forschungsinteresse verfolgt – insofern dies über Suchbegriffe erfaßbar und abfragbar ist. In dem speziellen, hier anzuzeigenden Fall, den Regesten Friedrichs III., kommen noch weitere Faktoren hinzu, die die Arbeitserleichterung über den Computer schnell einsichtig machen. Um nämlich einen einzigen Begriff, etwa einen Ortsnamen, in dem allein bis zum Erscheinen von Band 10 veröffentlichten Material (immerhin beinahe 14.000 Regesten!) aufzufinden, mußte der Interessierte die Register von insgesamt 11 Büchern konsultieren, dort jeweils nachschlagen, um schließlich über Notizen die von ihm gewünschten Informationen zu ordnen und niederschreiben (es sei an dieser Stelle auf die sicher entsagungsvolle, aber unschätzbare Arbeit der Registererstellung zu den Regesten Chmels hingewiesen, die Generationen von Forschern an den Rand der Verzweigung gebracht haben). Das Verfahrenen via interaktiver CD-ROM erscheint im Vergleich dazu kinderleicht und mühelos: Programm starten, einen Begriff im Gesamtbestand suchen lassen, nur Sekunden später die Treffer abfragen, bei Bedarf als Text speichern, kopieren oder gleich ausdrucken – fertig.

Und tatsächlich: Über weite Strecken funktioniert das Programm so einfach und effektiv wie hier beschrieben. Dankenswerterweise hat man bei der Erstellung zudem an den Konservatismus der Historiker gedacht und den Dateien keinen überflüssigen Ballast angefügt, wodurch das Programm mit Systemvoraussetzungen betrieben werden kann, wie sie 1995 schon als „altmodisch“ galten (Prozessor: mindestens 386, Arbeitsspeicher 8 MB, Windows 3.1, Speicherplatz: 5 MB). Der Aufbau des Programmes, das von seiner Leitseite her ein wenig an Internet-Homepages orientiert zu sein scheint, ist klar und einsichtig strukturiert und ergibt sich „learning-by-doing“ größtenteils von selbst. Der Zugriff auf die Textdateien ist zügig und fehlerlos, die Fußnotenverwaltung kann ohne Probleme oder Verzögerungen eingesehen werden, und das 1270 Titel umfassende Gesamt-Literaturverzeichnis ist eine Fundgrube für jeden Interessierten; selbst in ältere Textverarbeitungsprogramme wie Word 6.0 lassen sich die Daten anstandslos übertragen. Die CDIS-Ablage erlaubt es zudem, mehrere Texte in die Zwischenablage zu speichern, was ein zeitaufwendiges Wechseln zwischen dem Regestenprogramm und der Zielanwendung unnötig macht. Sowohl vom Inhalt als auch von der Bearbeitungsfreundlichkeit her sind der CD-ROM durchweg Bestnoten zu erteilen.

Macht man sich auf die Suche nach Nachteilen dieser Edition, so kann man an ihrer Machtart nur Kleinigkeiten bemängeln. Daß etwa bei einzelnen Abfragen immer wieder vom Eingangsmenü aus gestartet werden muß, ist im Vergleich zu den genannten Vorteilen eine kaum ins Gewicht fallende Ungewöhnlichkeit. Ebenso wenig fällt es ins Gewicht, daß einzelne Begriffe im Hilfemenü im Unterschied zu der normalen Windows-Funktion keinen alphabetischen Index haben; auch damit läßt sich schnell leben und arbeiten – wenn man das Prinzip verstanden hat. Dies scheint dem Rez. ein möglicher Mangel der CD-ROM zu sein: Bei aller Rücksichtnahme auf Systemvoraussetzungen und der Erstellung von klar organisierten Such- und Schaltflächen ist für den Umgang mit diesem Programm dennoch eine zumindest flüchtige Kenntnis verschiedener Computeranwendungen vonnöten. Der wenig Versierte wird wohl eine Weile brauchen, bis er sich sicher darüber ist, was ein „Pulldown-Menü“ ist, oder aber versteht, daß er über einen simplen Mausclick vom Haupttext in die Fußnote wechseln kann. Vielleicht aber unterschätzt der Rez. auch die Computerkenntnisse seiner Kollegen, und das von ihm gewünschte kurze Benutzerhandbuch ist tatsächlich überflüssig.

Das bisher Gesagte faßt die CD-ROM-Ausgabe hauptsächlich als Arbeitsmittel, als Zugriffsmöglichkeit auf Daten auf; noch kein Wort wurde gesagt über die Lesbarkeit der enthaltenen Texte. Hier scheint auch die Grenze der Computertauglichkeit erreicht. Im Vergleich zu den in Buchform vorliegenden Regesteneditionen, bei denen ja die Einleitung ein nicht zu unterschätzende Rolle spielt, ist die Übersicht über eine Computerseite doch wesentlich weniger gegeben, was wahrscheinlich auch der Grund dafür ist, daß das Buch nie

ganz vom Computer verdrängt werden wird. Ganz abgesehen von der fraglichen Zitierfähigkeit (die Edition der Einleitungen auf der CD-ROM unterscheidet verschiedene Druckseiten nur grob; Seitenwechsel werden durch nicht dem üblichen Bild entsprechende Absatzenden kenntlich, was einigen Suchens bedarf) stellt sich hier die Frage nach den Lesegewohnheiten; und hierin ist der Rez. wahrscheinlich so konservativ, wie man es Historikern unterstellt. Gerade aber für die immensen Vorteile digitaler Verarbeitung ist eine Fortsetzung dieser Form der Edition absolut wünschenswert.

P. S.: Was in dieser Rezension bislang nicht angesprochen wurde und hier am Schluß nachgetragen sei, ist der zweifellos hohe Qualitätsstandard, den der Inhalt dieser Veröffentlichungen hat, ganz so, wie man es von grundlegenden Werken wie den Regesta Imperii erwarten kann. Bei solch sorgfältiger Arbeit, zuverlässiger Recherche und höchster fachlicher Kompetenz kann ein Rez. schon einmal mit gutem Gewissen weniger den Inhalt als die Form zum Thema nehmen.

*G. Lubich*

Robert Kretzschmar, Edgar Lersch, Eckhard Lange, Dieter Kerber (Hrsgg.), Nichtstaatliche und audiovisuelle Überlieferung, Gefährdungen und Lösungswege zur Sicherung (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie A, Bd. 8), Stuttgart (Kohlhammer) 1997. 174 S.

Bei der 43. Fachtagung rheinland-pfälzischer und saarländischer Archivare standen zwei Themen im Vordergrund, die im Archivwesen zukünftig eine immer größer werdende Rolle spielen werden. Die in diesem Band abgedruckten Referate befaßten sich mit Archivalien nichtstaatlicher Herkunft und mit der Archivierung von Bild- und Tonträgern. Als mögliche Lösungswege zur Sicherung nichtstaatlichen Archivguts wurde auch die Arbeit des Wirtschaftsanschivs Baden-Württemberg vorgestellt, das Firmen in Archivfragen berät und außerdem gefährdete Firmenarchive durch Übernahme sichern kann. In einem weiteren Beitrag wird dargestellt, wie es um die Sicherung und Förderung der baden-württembergischen Adels-, Familien- und Vereinsarchive bestellt ist. Neben weiteren Berichten ist besonders die Darstellung der Zusammenarbeit von Rundfunkanstalten und Staatsarchiven in Bezug auf Hörfunk- und Fernsehsendungen erwähnenswert. Im Interesse der Landesgeschichte werden ausgewählte Bild- und Tonträger von den Rundfunkanstalten an die staatlichen Archive zur Archivierung und wissenschaftlichen Nutzung übergeben. Eine diesbezügliche Vereinbarung wurde 1988 zwischen dem SDR und dem Land Baden-Württemberg geschlossen. Damit entsteht in den staatlichen Archiven ein Bestand, der zukünftig auch für landesgeschichtliche und landeskundliche Forschungen interessant werden könnte, wobei die zukünftige Nutzung dieser Bestände sicher davon abhängen wird, inwieweit potentielle Nutzer auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht werden. Neben den Referatexten sind außerdem die Diskussionsbeiträge abgedruckt. Im Anhang werden auch verschiedene Vertrags- und Gesetzestexte zugänglich gemacht.

*A. Kozlik*

Hans Otte (Hrsg.), Handbuch des kirchlichen Archivwesens, Bd. 1 (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche, Bd. 3), Neustadt an der Aisch (Degener) 1997 (4. Aufl.). 379 S.

Inzwischen in der vierten Auflage, bietet diese Buch ein unerläßliches Hilfsmittel für Archivare, Historiker und Genealogen. Im Vergleich zur vorigen Auflage wurden jetzt auch die Archive in den neuen Ländern der BRD mitberücksichtigt; Stand aller Angaben ist der 1. 1. 1997. Die 30 zentralen Archive der evangelischen Kirche in der BRD werden nach folgenden Kriterien charakterisiert: Nach der Adresse, bei der auch Faxnummer und e-mail berücksichtigt wurden, wird die Geschichte des Archivs kurz angeführt. Praktische Fragen beantworten die Punkte Archivleitung, Zuständigkeit, räumliche Unterbringung, vorgesetzte Behörde, Personal und technische Ausstattung. Nach dem Anführen der Archivbestände wird noch Auskunft über die Archivbibliothek, die Archivpflege sowie die jeweils rele-

vanten Gesetze und Verordnungen zum landeskirchlichen Archiv- und Registraturwesen gegeben. Den Abschluß bildet eine Auflistung von Literatur von und über das Archiv und seine Kirchenbücher. A. Pusch

Heinrich Raab, *Revolutionäre in Baden 1848/49. Biographisches Inventar für die Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Staatsarchiv Freiburg*. Bearb. von Alexander Mohr. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 48), Stuttgart (Kohlhammer) 1998. 1048 S. mit einer CD-ROM.

Die Revolution in Baden gehört, wie die Feiern zum 150jährigen Jubiläum erneut bewiesen haben, zu den kollektiven Erinnerungstücken, aus denen sich das demokratische Traditionsverständnis im deutschen Südwesten speist. Kaum eine Gemeinde in Baden, die nicht ihren „kleinen Hecker“ mit Stolz aufweisen wollte, und kein historischer Verein, der 1998 nicht Aktivitäten des Revolutionsgedenkens entfaltete. In die Eventkultur unserer Tage fügten sich die Revolutionsfeiern mit eigenem Logo und diversen Merchandising-Aktivitäten ein. Der Buchmarkt war ein Teil davon, zahlreiche, mehr oder minder geglückte Druckwerke waren das Ergebnis. Unter den Neuerscheinungen dürfte Raabs Biographisches Inventar nicht allein aufgrund seines stattlichen Umfangs von mehr als 1000 eng gedruckten Seiten nebst CD-ROM herausragen. Aufgenommen wurden alle Personen, die im Zusammenhang mit den Volksbewegungen während des Vormärz (polnische Revolution, Hambacher Fest u. a.) in Baden aktenkundig geworden sind und sich an der Revolution von 1848/49 beteiligten.

Hinter der Raabschen Kartei, die dem Buch zugrunde liegt, verbirgt sich so etwas wie ein Lebenswerk. Denn mehr als 20 Jahre waren erforderlich, um diese Informationsfülle zu einem sachthematischen Inventar zu verdichten. Ursprünglich hatte Heinrich Raab nichts weiter beabsichtigt, als ein Verzeichnis der badischen Revolutionsteilnehmer zu erstellen. Schon bald musste er feststellen, dass die von Theo Köllisch in den Nachkriegsjahren erstellte Fundstellenkartei nur sehr unvollkommen war. So wertete Raab alle Akten des Generallandesarchivs aus, die Aufschluss über die Zeit von 1848/9 versprachen, in erster Linie die der badischen Ministerien, der untergeordneten Kreisregierungen, der Bezirksämter und der Justiz.

Von den über 38.000 erfassten Personen wurden 5000 für das Buch ausgewählt. Wie der wissenschaftliche Bearbeiter des Projekts, Alexander Mohr, im Vorwort erläutert, mag diese Zahl ebenso willkürlich wie symbolisch erscheinen, aber diese 5000 sollten zum einen die wichtigeren Träger der Revolution, zum anderen eine Vielzahl bislang Unbekannter nennen, die exemplarisch für die breite Mobilisierung der badischen Bevölkerung erscheinen. Es ging um das Gesicht in der Menge, und da kann nicht ausbleiben, dass sich in diese 5000 Biogramme Irrtümer und Fehler einschleichen. Der Mannheimer Jakob Betz wird beispielsweise als Wirt „Zum Schwarzen Adler“ (richtig: „Zum Schwarzen Lamm“) aufgeführt, der noch 1851 seinem Beruf in New York nachgegangen sein soll, obgleich er am 14. Oktober 1849 bereits an der Cholera verstorben war, wie der im Mannheimer Stadtarchiv verwahrte Familienbogen ausweist. Zum Schicksal der Mannheimer Wirtsfamilie Betz wäre die vorbildliche Darstellung von Hans Joachim Hirsch heranzuziehen (in: *Der Rhein-Neckar-Raum und die Revolution von 1848/49. Revolutionäre und ihre Gegenspieler*, hrsg. vom Arbeitskreis der Archive im Rhein-Neckar-Dreieck, Ubstadt-Weiher 1998, S. 79–83).

Nicht befriedigen können auch die – ausgesprochen lieblos geratenen – Abkürzungen und Siglen. Nur der Kenner weiß, dass sich etwa hinter der Zifferkombination 213 einer der umfangreichsten Bestände des GLA verbirgt. An diesem Beispiel wird ein Manko des Sachinventars sichtbar. Erst in Kombination mit einem Bestandsverzeichnis wäre die Charakterisierung einer Quellengattung (=Aktengruppe) möglich, könnte eine erste Gewichtung bzw. Klassifikation des Quellenwerts vorgenommen werden. Sonst droht dem Forscher, sich im Dickicht der Aktenverweise zu verheddern: wichtige Quellenstellen stehen unvermittelt ne-

ben banalen Allgemeinplätzen – schlagendstes Beispiel sind die zahlreichen Quellenverweise im Artikel über Friedrich Hecker.

Dass aber eine CD-ROM-Edition dieser Art genau das Medium ist, was die historische Forschung sich heute wünscht, muss an dieser Stelle mit großem Dank und voller Anerkennung betont werden. Nur dadurch konnten alle Personen überhaupt dargestellt werden. Datenmengen von einer Größenordnung, die der Einwohnerzahl einer Mittelstadt entspricht, erfordern flexible Recherchemöglichkeiten, die schnelle Auswertungen für bestimmte Fragestellungen erlauben. Früher war die Raabsche Kartei nur über den Personennamen benutzbar, jetzt sind vielfältige Suchkriterien möglich. Daher kann der Rezensent die Herausgeber des Projekts wie die Archive insgesamt nur ermutigen, den eingeschlagenen Lösungsweg auch bei ähnlichen Vorhaben weiterzuvorforschen. Gerade große Sachinventare sowie Sammlungen sind ideale Objekte der Museen und Archive für eine CD-ROM, perspektivisch auch für den Online-Zugriff via Internet.

Die unter ACCESS 2.0 erstellte Datenbanklösung hat aufwendig programmierte, komfortable Abfragen zu bieten, so dass vielfältige Recherkekombinationen möglich sind. Den ungeübten Nutzer von Datenbanken dürfte aber manchmal eine gewisse Ratslosigkeit befallen, auch wenn die Online-Hilfe viele Bedienungshinweise bietet. Bei den gebundenen Tabellen (= Thesaurus/Glossar) sind keine freien, mit Tranchierung operierende Abfragen möglich. Da die Glossare aber in ihrer Schlagwortvergabe nicht immer schlüssig erscheinen, kann dies zu verwirrenden Ergebnissen führen. Ein Beispiel: Wer etwa die Kombination „Heckeraufstand“ + „Advokat“ eingibt, wird keinen Treffer erhalten. Wird die Eingabe in „Heckeraufstand“ + „Rechtsanwalt“ abgeändert, werden dagegen 14 Datensätze angeboten, darunter natürlich auch Friedrich Hecker selbst, der aber in der biografischen Kurzbeschreibung unter „Obergerichtsadvokat“ firmiert. Seltsamerweise aber war es nicht möglich, bei der Volltextsuche – edv-technisch eine Recherche in einem sogenannten Memofeld – über den Suchbegriff „Obergerichtsadvokat“ zu Friedrich Hecker zu gelangen. Hier stecken noch einige Ungereimtheiten in der Programmierung, die bei einer Neuauflage bitte korrigiert werden sollten. Wie heißt es noch gleich in der Online-Hilfe: – „Die Datenbank ist das umfassendste personenbezogene Lexikon zur Revolution von 1848/49 in Baden. Trotzdem kann es nicht ‚perfekt‘ sein [...] Die Datenbank [...] soll im Generallandesarchiv daher laufend ergänzt, verbessert und auch korrigiert werden. Dazu brauchen wir die Mithilfe aller Nutzer der Datenbank. Für jede Kooperation sind wir dankbar.“ Letzteres empfiehlt auch der Rezensent mit Nachdruck, damit der Nutzen des Werks sich noch weiter vermehren möge – unbeschadet, ob ein Jubiläum ansteht oder nicht. *U. Nieß*

Peter Steuer (Bearb.), Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Vorderösterreichische Regierung und Kammer 1753–1805: Oberamt Altdorf (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 50/5), Stuttgart (Kohlhammer) 1998. 561 S.

Die Geschichte der Archivalien Vorderösterreichs ist die ihrer Zerstreuung. Neben großen Verlusten ist auch eine weitgehende Zersplitterung zu beklagen, welche dazu führte, daß diese Überlieferung heute in den verschiedensten Archiven der Nachfolgestaaten zu finden ist.

Ein Projekt der Nachfolgestaaten Bayern und Baden-Württemberg bemüht sich seit einigen Jahrzehnten, die fraglichen Bestände zumindest auf dem Papier zu erschließen, da eine räumliche Zusammenführung des Aufwandes halber unmöglich ist.

Von grundlegender Bedeutung sind dabei die zentralen vorderösterreichischen Verwaltungsbehörden, welche Maria Theresia seit 1752 in Konstanz bzw. Freiburg schuf, denn hier ist die Masse des erhaltenen Schriftgutes zu finden. Als ein Band in dieser Reihe behandelt der vorliegende die Überlieferung des vorderösterreichischen Oberamtes Altdorf, welches ab 1750 im Zuge der thesesianischen Reformen geschaffen wurde.

In einem gedrängten Vorwort gibt der Band eine Übersicht über die Geschichte Vorderösterreichs, zur Territorial- und Herrschaftsgeschichte, über das Oberamt Altdorf, über dessen Archivalien (sowie die Gesamt-Vorderösterreichs), zur Geschichte des Verzeichnungsprojektes und zu Gliederung und Grundsätzen dieser Verzeichnung nebst Literaturangaben. Abgerundet wird der gelungene Band durch einen Orts- und Namensindex. Es soll hierbei auch erwähnt werden, daß die Registraturverhältnisse der Zentralbehörden zum Teil noch nicht vollständig geklärt sind.

Das Oberamt Altdorf (heute Weingarten), nördlich des Bodensees gelegen, wurde 1750 durch eine Resolution von Maria Theresia geschaffen. Es umfaßte die alte Landvogtei Schwaben, die Donaustädte Riedlingen, Munderkingen und Waldsee sowie weitere Adels- und Klosterherrschaften der Umgebung. In ihm wurden also historisch sehr unterschiedliche Gebiete vereinigt, in welchen Österreich vielfach noch nicht alle Hoheitsrechte besaß – wie es ja überhaupt ein Kennzeichen Vorderösterreichs war, daß die einzelnen Teile in einer Gemengelage unterschiedlichster, abgestufter Hoheitsrechte zwischen Österreich und anderen Herrschaften verblieben, von der vollen Landeshoheit bis zu der Wahrnehmung nur temporär geltender Rechte reichend. Altdorf gewinnt Wichtigkeit für die Lebensmittelversorgung Vorderösterreichs sowie für die österreichischen Handelsbeziehungen zum Ausland, insbesondere in die Schweiz.

Das vorliegende Inventar verzeichnet die Akten und Amtsbücher der (zentralen) vorderösterreichischen Regierung und Kammer in Konstanz bzw. Freiburg, soweit sie Altdorf betreffen. Da diese Zentralbehörden bei ihrer Bildung im 18. Jahrhundert aber zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben auch Schriftgut aus Innsbruck erhalten hatten, bedeutet dies, daß auch dieses ältere Schriftgut sich im Inventar nachweisen läßt. Diese Unterlagen lagern heute im Staatsarchiv Augsburg, im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Wie erwähnt, erfolgt eine Sachgliederung auf dem Papier, welche selbstverständlich zu jeder Archivalie den heutigen Fundort und die dortige Signatur angibt. *P. Ehrmann*

## 2. Allgemeine Geschichte

Peter Blickle, *Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes* (C.H. Beck Wissen in der Beck'schen Reihe, Bd. 2103), München (Beck) 1998. 144 S., 10 Abb.

Wie kaum ein zweites Thema der Geschichtsschreibung hat der Bauernkrieg von jeher diejenigen, die sich seiner annahmen, dazu herausgefordert, weltanschaulich und politisch Stellung zu beziehen. So war der Beginn der kritischen Geschichtswissenschaft zugleich auch der Anfang der Deutungsgeschichte des deutschen Bauernkriegs. Leopold Ranke (1839) sah in ihm nicht viel mehr als einen Ausbruch von Zerstörungswut und Fanatismus. Für ihn war das Wüten der „Menge“ ein Ausdruck von Irrationalität, die Folge fehlgeleiteter Glaubensvorstellungen. Dieser negativen Deutung setzte Wilhelm Zimmermann (1840–44) eine eher liberale Sichtweise entgegen, die den Bauernaufstand zum Vorläufer fortschrittlicher Ideen der eigenen Zeit machte. Friedrich Engels (1850) deutete den Bauernkrieg dagegen zur klassenkämpferischen Bewegung, der „frühbürgerlichen Revolution“, um. Damit war innerhalb eines Jahrzehnts ein fertiges Tableau unterschiedlichster, miteinander konkurrierender Interpretationen entstanden, die auch im 20. Jahrhundert bestimmend bleiben sollten. Günther Franz (1933) fügte mit der Entzerrung von Reformation und Aufstand eine neue Deutungsvariante hinzu. Anders als seine Vorgänger sprach er trotz seiner Betonung der sozialen und politischen Aspekte des Ereignisses dem Bauernkrieg jegliche sinnstiftende Wirkung für die deutsche Geschichte ab.

Der Autor, durch zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema als Fachmann ausgewiesen, gibt im Anfangskapitel einen knappen Abriss der Geschehnisse des Jahres 1525, um sich dann den Tendenzen und Problemen der modernen Forschung zuzuwenden. Seinem Leser

macht er es dabei nicht leicht. Ist der Anfang noch im ansprechenden Erzählten geschrieben und mit aktuellen, oft humorvoll verpackten Bezügen gespickt, wirken die Kapitel über Freiheit, Gerechtigkeit und „Gewalt“ (als Teilhabe an der politischen Macht) äußerst theorielastig, streckenweise so, als habe sie ein Staatsrechtler verfaßt. Blickle geht es darum, Modernisierungstendenzen aufzuzeigen, die vom gescheiterten Aufstand angestoßen wurden. So weist er darauf hin, dass in der Folge des Bauernkriegs die Leibeigenschaft faktisch, wenn auch nicht förmlich aufgehoben wurde. Indem er die von den Bauern erreichten Fortschritte als Vorformen moderner Bürgerrechte deutet, bemüht auch er sich – wie könnte es anders sein – um eine Verortung des Themas in den Traditionslinien der deutschen Geschichte. Nicht ohne Stolz vermerkt er, dass „1525“ in dieser Hinsicht gegenüber „1848“ in den letzten Jahrzehnten deutlich aufgeholt habe.

Neben Fragen der historischen Bewertung beschäftigen den Autor auch die Begrifflichkeiten. Mit einem gewissen Schuß Selbstironie stellt er fest, daß es offensichtlich zur Lieblingsbeschäftigung mancher Historiker geworden sei, dekonstruktivistische Ansätze auf die eigene Disziplin zu übertragen. Etablierte Epochenbezeichnungen, Faktenbestände etc. werden dabei als Legenden und Mythen entlarvt, frei nach dem Motto: Auf zur fröhlichen Begriffszerrümmung! Blickle tut dies für seinen Teil, und zwar recht genüsslich, mit dem Begriff „deutscher Bauernkrieg“. Dabei handle es sich, so der Verfasser, um eine Wortschöpfung des 19. Jahrhunderts, die an den historischen Realitäten vorbeigehe. In den Quellen sei nämlich nie von „Bauern“, sondern stets vom „gemeinen Mann“ die Rede; das Attribut „deutsch“ sei nur vor dem kleindeutschen Hintergrund jener Zeit zu verstehen, denn die Ereignisse in Österreich und der Schweiz blieben damit ausgeblendet; auch der Begriff „Krieg“ sei irreführend, da die Bauern in keinem Fall, auch nicht dort, wo sie in der Überzahl waren, die Kampfhandlungen von sich aus eröffnet hätten. Doch keine Sorge: die Geschichte muss nicht umgeschrieben werden – und das weiß auch der Autor. Ein Blick auf den Titel seines Buches genügt.

*H. Kohl*

Wolfgang Keim, *Erziehung unter der Nazi-Diktatur*, Bd. 1: Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung, Bd. 2: Kriegsvorbereitung, Krieg und Holocaust, Darmstadt (Primus Verlag) 1997. 218 u. 505 S.

Wolfgang Keim ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität-Gesamthochschule Paderborn. Was er in diesem zweibändigen Werk vorlegt, ist eine äußerst exakt recherchierte und belegte und dennoch gut lesbare Gesamtdarstellung der deutschen Pädagogik in der Nazizeit.

Die zentrale These Keims wird in seinem Bereich der Pädagogik so wenig populär sein wie in anderen der deutschen Nachkriegsgesellschaft – die These, daß die deutsche Pädagogik von Sonderschule bis Universität nicht nur Opfer und/oder Mitläufer der Nazis gewesen ist, sondern bereitwilligst den Boden bereiten half, auf dem die braune Saat blühte. Einer ehrlichen Aufarbeitung dieser Tatsache verschloß sich die Zunft nach 1945 nicht zuletzt deshalb, weil viele ihrer belasteten Vertreter nach 1945 rasch an ihre Vorkriegs- (und Kriegs-)karrieren anknüpfen konnten.

Getreu dieser zentralen These untersucht der Autor im ersten Band diejenigen undemokratischen und autoritären Traditionsstränge vor 1933, welche in der deutschen Pädagogik bereits auf verhängnisvolle Weise vorherrschten und nach 1933 leicht von den neuen Machthabern zu instrumentalisieren waren, oder exakter: sich gerne instrumentalisieren ließen.

Keim bringt vor allem im zweiten Band auch die Vertreter derjenigen Pädagogik zu Wort, die vor 1933 alternativ gearbeitet hatte und von den Nazis unterdrückt bzw. in die Emigration gezwungen wurde. Er tut dies vor allem, um ihnen, die auch nach 1945 den Kurs der deutschen Pädagogik kaum mitbestimmen konnten, auf diese Weise Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Weitere Themen Keims sind in Auswahl: Die Geschichte der HJ, welche bekanntlich erst allmählich nach 1933 zur umfassenden deutschen (Zwangs-)Jugendorganisation wurde; die

Erwachsenenbildung; die „Minderwertigenfürsorge“ der Kirchen, wie es im Nazi-Jargon hieß; eine breite Würdigung der nicht-nazistischen deutschen Pädagogik, vor allem im Exil; das Schul- und Unterrichtswesen im Dritten Reich generell, von den Hilfsschulen bis zu den Universitäten. Aber auch die Schulen der „anderen“ werden genannt: die polnischen und jüdischen Untergrundschulen in den Ghettos und KZ's oder die bis ca. 1938 noch offiziell zugelassenen jüdischen Schulen in Deutschland – Keim nennt sie „Enklaven in der deutschen Schullandschaft“ (S. 236). Jugendopposition im Dritten Reich von der „Swing-Jugend“ bis zu den „Edelweißpiraten“ wird ebenso analysiert wie die Mitarbeit emigrierter deutscher Pädagogen bei der Re-Education nach 1945.

Die Erziehungswissenschaftler waren also keine Opfer, eher Täter der Politik ab 1933. Keim nennt etwa die Beteiligung vieler Lehrer/innen bei der Auswahl derjenigen Schüler/innen, die zur Sterilisation vorgesehen waren, oder – nach Kriegsausbruch – diejenigen Lehrer, welche in den besetzten polnischen Ostgebieten ein deutsches Schulwesen ohne Rücksicht auf die polnische Mehrheit aufbauten und betrieben.

Einen breiten Raum nimmt im zweiten Band das Thema „Widerstand und Opposition“ ein, sei es in der Emigration, sei es in Deutschland. Daß es eine breite Skala gab vom offenen Widerstand bis hin zu Einzelakten der Zivilcourage (etwa Lehrer, die jüdische Schüler betont freundlich behandelten), wird von Keim dabei exakt analysiert.

Es sollte betont werden, daß Keim hierbei keinem simplen Schwarz-Weiß-Schema folgt nach dem Motto „böse Nazi-Mitläufer – gute Widerständler“. Die Verhältnisse waren komplizierter. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Die Reformpädagogen vor 1933 waren bei aller Nazi-Gegnerschaft teilweise ebenfalls „völkisch“ orientiert und anti-aufklärerisch, und manche kirchliche Gruppe protestierte zwar gegen die Verfolgung getaufter jüdischer Glaubensgenossen, nicht aber gegen jene der sonstigen jüdischen Bevölkerungsgruppe. Trotz der vielfach bedrückenden Thematik erfolgt die Würdigung oppositioneller Regungen und Gruppierungen durch den Autor niemals in verherrlichendem, sondern in einem nüchtern-analyisierenden Ton, der dem Thema sicherlich angemessen ist. *P. Ehrmann*

Klaus Latzel, Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945 (Krieg in der Geschichte, Bd. 1), Paderborn; München; Wien; Zürich (Ferdinand Schöningh) 1998. 429 S.

Ziel des Autors im vorliegenden, aus einer Dissertation an der Universität Bielefeld entstandenen Band ist es, die Kriegserfahrungen der Soldaten des 2. Weltkriegs nachzuzeichnen. Mittel hierzu sind Feldpostbriefe, die als unmittelbare Zeugnisse aus der „Todeszone“ des Krieges interpretiert werden, wobei Latzel die problematischen Aspekte dieser Quellengattung nie aus dem Auge verliert. Im Vordergrund der Untersuchung stehen die Erfahrungen der Soldaten des 2. Weltkriegs, denen als Referenzgröße solche des 1. Weltkriegs gegenübergestellt werden. Der Autor beschreitet hierbei zwei Wege: Den ersten Teil bildet die exemplarische Darstellung eines Einzelfalls anhand der Briefserie eines Gefreiten. Hier wird chronologisch vorgehend danach gefragt, wie dieser einzelne Soldat versucht, „sich das Erlebnis des Krieges zu eigen zu machen, und im persönlichen Zeugnis nach überpersönlichen Spuren der Zeit“ gesucht (S. 17). Der zweite Teil besteht aus einer systematischen Analyse einer Auswahl von Briefserien, in der anhand verschiedener Themenbereiche das „soziale Wissen“ der Soldaten untersucht wird, das für sie in diesen Zusammenhängen relevant war. Behandelt werden hierbei das Verhältnis zu fremden Menschen, Ländern und Ressourcen, Partisanenkrieg, Kriegsverbrechen und Judenvernichtung, das Verhältnis zu den gegnerischen Soldaten, das Erlebnis des Todes und schließlich der Sinn des Krieges insgesamt und die eigene Position darin. Im Fazit sieht der Autor eine „Teilidentität“ der Motive zwischen Wehrmachtssoldaten und Nationalsozialismus. Es bietet sich, so Latzel, „das Bild einer inhaltlichen Verwandtschaft mit Mustern nationalsozialistischer Sinnstiftung, deren Grad zwischen marginaler Berührung und weitgehender Verschmelzung schwankt, insgesamt jedoch unübersehbar ist“ (S. 371). Dies gelte besonders für eine „erhöhte Gewaltbe-

reitschaft nach außen“, gegenüber dem „Gegner deutschen Eroberungs- und Vernichtungswillens“ und denjenigen, die deutsche Vorstellungen bürgerlicher Wohlanständigkeit herausforderten. Hier ist, so Latzel, im Vergleich zu 1914–1918 eine „entgrenzte Gewaltbereitschaft“ festzustellen. Auf der anderen Seite versagte auch die nationalsozialistische Sinngebung vor dem Tod als „letzter Wahrheit des Krieges“.

Fazit: ein methodisch hochinteressantes, glänzend geschriebenes Buch, in dem ein eindringliches Bild von Selbstverständnis und Erlebnishorizont des deutschen Soldaten im 2. Weltkrieg gezeichnet wird. Wer sich mit dem Quellenmaterial „Feldpostbriefe“ beschäftigt, sollte an diesem Buch nicht vorübergehen. *D. Stöhler*

Rolf-Dieter Müller, Hans-Erich Volkmann (Hrsgg.), Die Wehrmacht. Mythos und Realität. Hrsg. im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamts, München (R. Oldenbourg) 1999. 1318 S., 45 Abb.

Die andauernde öffentlichen Diskussion um die „Wehrmachtausstellung“ dürfte dem vorliegenden Band ein größeres Interesse verschaffen, als ihn dickleibige wissenschaftliche Werke dieser Art für gewöhnlich finden. Angesichts der weithin von einer erstaunlichen Unkenntnis der Geschichtsforschung geprägten Auseinandersetzung ist diesem in jeder Hinsicht schwergewichtigen Band aus dem Militärgeschichtlichen Forschungsamts der Bundeswehr (MGFA) eine weite Verbreitung auch zu wünschen.

Das aus einer Fachtagung entstandene Werk mit Beiträgen von insgesamt 65 Autoren dürfte sich durch Qualität und Umfang für einige Zeit als Standardwerk etablieren – ein vergleichbarer Gesamtüberblick zum Thema ist sonst nicht in Sicht. Die inhaltliche Bandbreite reicht von Anspruch und Selbstverständnis der Wehrmacht und deren Bild bei ausländischen Mächten über das strategische Denken, über die Professionalität und militärische Verantwortlichkeit der Führung, über Sozial- und Strukturgeschichte sowie mentalitäts- und alltagsgeschichtliche Fragestellungen bis hin zur Rolle der Wehrmacht im NS-Unrechtsstaat und ihrem Nachleben nach 1945. Die Beiträge geben nicht nur einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung, sondern weisen auch auf Lücken und neue Fragestellungen hin und liefern neue Ergebnisse z. B. zur Rolle der Wehrmacht bei der Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener im Reichsgebiet oder zum Partisanenkrieg.

Immer wieder findet eine Auseinandersetzung mit der „Wehrmachtausstellung“ und ihren Aussagen statt. Obwohl in einzelnen Punkten andere Gewichtungen vorgenommen werden – etwa zum Komplex der „Partisanenbekämpfung“ – und im Vorwort von Rolf-Dieter Müller deutliche Kritik geäußert wird, ist eine grundlegende inhaltliche Differenz nicht auszumachen, was deutlich macht, wie falsch der von den Ausstellungsmachern erhobene Vorwurf ist, die Militärgeschichtsforschung leugne die Dimensionen der Wehrmachtverwicklung in Hitlers Verbrechen. Deren erschreckender Umfang wird auch hier nur zu deutlich – und dem MGFA kann man wohl kaum die Produktion linksradikaler Propaganda vorwerfen. Die von Rolf-Dieter Müller in der Auseinandersetzung mit den Hamburgern geäußerte Forderung, die Geschichte gehöre (ausschließlich) in die Hände der Fachhistoriker, sollte jedoch nicht unwidersprochen bleiben – die historische Erblast des Nazireichs betrifft die gesamte deutsche Gesellschaft und ist keine für privilegierte Fachleute reservierte Spielwiese.

Eine Würdigung der Einzelbeiträge würde jeden Rahmen sprengen, als Beispiel soll jedoch kurz auf den Beitrag von Heinrich Schwendemann zum Thema „Strategie der Selbstvernichtung. Die Wehrmachtsführung im ‚Endkampf‘ um das ‚Dritte Reich‘“ (S. 224–244) eingegangen werden – eine gerade auch lokalgeschichtlich relevante Fragestellung, wie die Beiträge von Erik Windisch in diesem und von Ulrich von Sanden im Jahrbuch 1996 über die Kämpfe in unserem Raum eindrücklich unterstreichen. Von der im nachhinein beanspruchten „überragenden Professionalität“ der deutschen Generalität läßt der Autor nicht viel übrig. Im Endkampf war nicht mehr der militärische Sachverstand preußisch-deutscher Militärtradition gefragt – nach Clausewitz war das Weiterkämpfen in aussichtsloser Situa-

tion auch nichts anderes als „verzweiflungsvolle Torheit“ – sondern der fanatische, sich blind opfernde NS-Glaubenskrieger. Bereitwillig machte sich die Führung zum Komplizen Hitlers, der nie einen Hehl daraus gemacht hatte, daß Deutschland untergehen solle, wenn es sich im Rassekampf nicht bewährte. Daß eine Militärführung in aussichtsloser Lage die Existenz des eigenen Volkes aufs Spiel setzt, ist, so Schwendemann, einzigartig – daß diese wahnsinnigen Pläne für ein „*finis Germaniae*“ nicht Realität wurden, lag nicht an der Führung, sondern an einer „tausendfachen Allianz der Vernünftigen“ vor Ort, in der Soldaten und Zivilisten unter großem persönlichem Risiko unnötiges Blutvergießen verhinderten. Auch Schwäbisch Hall ist ein Beispiel hierfür, für das Gegenteil stehen z. B. Waldenburg und Crailsheim. Wenn von „Verbrechen der Wehrmacht“ bzw. der Wehrmachtsführung die Rede ist, sollte auch der kriminelle Charakter dieser Kriegsführung gegen das eigene Volk und die anvertrauten Soldaten nicht übersehen werden.

*D. Stihler*

### 3. Landeskunde

Wolfgang Alber, Eckart Frahm, Manfred Waßner, Baden-Württemberg. Kultur und Geschichte in Bildern, Stuttgart (Theiss) 1999. 160 S., 230 meist farb. Abb.

Heimat – was ist das eigentlich? Wer sich auf die Suche nach den Wurzeln der eigenen Identität begibt, wird an dieser Frage kaum vorbeikommen. Die Autoren des vorliegenden Bandes tun dies, indem sie den Leser zum Ende hin mit einer Doppelseite konfrontieren, die die eingangs gestellte Frage in Bilder fasst: links die Postkartenidylle zweier, von farbenfroher Kulturlandschaft umgebener Dörfer, rechts ein Bild, auf dem zwei Männer dabei sind, das Firmenschild „Daimler Benz“ vor der Zentrale des Konzerns durch ein neues mit der Aufschrift „DaimlerChrysler“ zu ersetzen. Die dialektische Botschaft dieser Bilder springt sogleich ins Auge: Heimat heute kann nur gedacht werden in der Verschränkung des Nahen und Fernen, dem Ausgleich zwischen Kleinem und Großem, einem fruchtbaren Miteinander von Gestern und Heute. Und auch dies wird deutlich: In einer sich unaufhaltsam modernisierenden Welt verliert der Heimatbegriff an Bedeutung. Der Siegeszug der Weltzivilisation macht die Orte austauschbar.

In zehn Kapiteln präsentieren die Autoren ein pralles Bild der Geschichte und Gegenwart unseres Bundeslandes. Die üppige Bebilderung und die knappen, aber durchweg informativen Texte machen das Buch zu einer interessanten Lektüre. Sorgfältig wurde darauf geachtet, daß beide Landesteile mit gleichem Gewicht in Wort und Bild zur Geltung kommen. Von den drei Autoren, so entnehmen wir dem Klappentext, gehört nur einer der Historikerzunft an. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass das Werk, was seine historischen Angaben betrifft, nicht immer sattelfest wirkt. Ein Beispiel: Die Manessische Handschrift, so wird gesagt, sei im Jahr 1816 über die Alpen nach Deutschland zurückgekehrt, nachdem sie im Dreißigjährigen Krieg als Teil der Bibliotheca Palatina nach Rom verschleppt worden sei (S. 62). Tatsache ist, dass sich der Codex Manesse über zweihundert Jahre in der Bibliothèque Nationale in Paris befand, bis er 1888 mit Mitteln des Deutschen Reiches über einen Straßburger Buchhändler für die Heidelberger Universität erworben wurde.

Als völlig misslungen, ja geradezu ärgerlich muss das Kapitel über den Nationalsozialismus bezeichnet werden. Anstatt aufzuklären, dämonisieren die Autoren das Regime. Man greift auf überholte Erklärungsmuster zurück, die den Leser an die volkspädagogischen Ansätze der Nachkriegszeit erinnern. Einen Alltag gibt es nicht, das Volk besteht nur noch aus Tätern und Opfern und, ach ja, natürlich auch aus Widerstandskämpfern. Glaubt man dem Verfasser, so waren letztere hauptsächlich Frauen – jedenfalls im deutschen Südwesten. Auch der Aufbau des Kapitels kann nicht überzeugen. So findet die Gleichschaltung statt (S. 126), bevor Hitler im Reichstagswahlkampf vom Juli 1932 die Stadt Reutlingen besucht (S. 127). Die uneinheitliche Sprachregelung – einmal ist von „Nazis“ die Rede, dann wieder

von „Faschisten“ – verstärkt den negativen Eindruck. Sollte es zu einer Neuauflage des Werkes kommen, wäre der Verlag gut beraten, dieses Kapitel gründlich zu überarbeiten. Das gleiche gilt für die Orthografie: Man fragt sich, was hat die alte Rechtschreibung in einem Buch zu suchen hat, dessen Impressum das Erscheinungsjahr 1999 ausweist. Der Gesamteindruck bleibt dennoch positiv. Es ist ein Buch, das man gern in die Hand nimmt. Es eignet sich vorzüglich als Geschenk für „Reig'schmeckte“ und solche, denen man das „Musterlände“ ein wenig näher bringen möchte.

*H. Kohl*

Otto Borst, *Mein Land hat kleine Städte. Dreißig schwäbische Städteportraits*, Stuttgart (Theiss) 1994. 340 S., 16 Abb.

Otto Borst, der Altmeister der württembergischen Landesgeschichtsforschung, lädt in diesem Band zu einem Rundgang durch schwäbische Städte ein. In dreißig Essays werden sie auf sehr lebendige und anschauliche Weise „begangen“ und in ihren Besonderheiten als eigene kleine Welten geschildert. Profunde Sachkenntnis, persönliche Erfahrung und literarische Meisterschaft verbinden sich zu Miniaturen, die an Ricarda Huchs berühmte Städteportraits aus „Im alten Reich“ erinnern.

Mit Öhringen, Waldenburg und Schwäbisch Hall sind auch drei Städte aus dem württembergischen Franken vertreten, die – nimmt man es genau – eigentlich nicht „schwäbisch“ sind, denn „m'r sin doch keine Schwoba“, wie der Autor den (fränkischen) Öhringer Volksmund zitiert. Angesichts der liebevollen Beschreibungen dieser Orte, beispielsweise des Schwäbisch Haller Marktplatzes, mag der solchermaßen „okkupierte“ württembergische Franke aber gern darüber hinwegsehen: „Ist es bauliche Wärme in einem vollkommenen, deutschen Sinn, diametral dem kunsthaften, fiebernden Pathos jener Plätze entgegengesetzt, die uns heute an der urbanen Tradition der Mittelmeerländer zu bestechen pflegen? Der Marktplatz zu Hall ‚besticht‘ nicht. Er bezaubert.“ Besonders berührt den Leser jedoch das literarische Denkmal, das der dort aufgewachsene Borst dem alten Waldenburg setzt, das 1945 in sinnlosem Kampf vernichtet wurde: „Von diesen Städten wird bleiben“, reimte Bertolt Brecht, „der durch sie hindurchging, der Wind! / Fröhlich macht das Haus den Esser: er leert es. / Wir wissen, das wir vorläufig sind, / Und nach uns wird kommen: nichts nennenswertes.“ Und doch sehen wir am Horizont ein Licht des Dauernden, des Immerwährenden, wenn wir hinuntersehen am Morgen, wenn der Nebel sich zurückgezogen und hier ein paar Waldstücke, dort weite Fluren freigegeben hat, wenn die Mittagshitze sich auf die Hauswände gelegt oder der Schein der rotbraunen Abendsonne sich an den Schloßfenstern gefangen hat. Wenn wir dieses geheimnisvoll-einmalige Ineinander von seliger Weite und beschützender Heimatlichkeit aufs neue erleben, dann spüren wir den Finger des Ewigen. Und wir sind dankbar, wir können gar nicht ausdrücken, wie sehr, daß wir dieses Stück Erde haben dürfen, daß wir es treulich weiter treiben dürfen, heute, morgen, übermorgen.“

*D. Stihler*

Thomas Fricke, Carlheinz Gräter, *Damals hierzuland. Menschen und Ereignisse in Württemberg und Baden. Tübingen (Silberburg) 1998. 159 S., zahlr. Abb.*

Das Buch zur Serie: In der Reihe „Hundert Sekunden Geschichte“ bot der inzwischen verbliebene Süddeutsche Rundfunk den Hörerinnen und Hörern historische Streiflichter, die nahezu eintausend Jahre südwestdeutscher Geschichte beleuchteten. Mit diesem Band wurden sie in gedruckter Fassung nachgereicht. Vom Hirsauer Abt Wilhelm, unter dem das dortige Kloster neu erbaut und beträchtlich erweitert wurde, bis zu den gesellschaftspolitischen Konflikten der siebziger Jahre (Hausbesetzung in Stuttgart) entfaltet sich in über 150 historischen Miniaturen ein buntscheckiges Mosaik, in dem lediglich Zeit und Raum als Ordnungsprinzipien fungieren. Ereignisse und Personen der Hochgeschichte tauchen dabei eher selten auf, im Vordergrund stehen vielmehr Künstler, Erfinder, Wissenschaftler, Männer der Wirtschaft und natürlich auch Frauen, die sich in das große Buch der Geschichte einzutragen vermochten. Bekanntes steht neben Vergessenem, historisch Bedeutsames ne-

ben Anekdotischem, Zeittypisches neben Vorausweisendem. Auch wenn der Leser immer wieder auf Wissenswertes und so manches Erstaunliche stößt, wird die Lektüre doch stets von einem gewissen Unbehagen begleitet. Die in der Regel ein bis zwei Seiten langen Artikel lassen nämlich keine rechte Lesefreude aufkommen, da der andauernde Wechsel der Sujets das zum Lesen notwendige Fluidum beharrlich konterkariert. Vieles wird im Stile lexikalischer Darstellungen abgehandelt, das historische Erzählen, durch das Geschichte erst lebendig und erlebbar wird, findet nur selten den ihm gebührenden Raum. Das Buch, und dieser Eindruck stellt sich bald ein, scheint nicht das geeignete Medium für diese Art der historischen Darstellung zu sein.

Derjenige, der bis zum Schluß durchhält, wird am Ende von den Autoren mit drei leuchtenden Farbtupfern belohnt, und zwar über den jähen und viel zu frühen Tod des berühmten Fritz Wunderlich (tragisch), die Uraufführung der Trollischen Moliere-Adaptation „Dr Entaklemmer“ (bringt Dialektzitate und damit endlich Lokalkolorit) und die Hausbesetzung in der Stuttgarter Alexanderstraße im Jahr 1977 (anrührend, da von vielen Bürgern unterstützt, am Ende aber erfolglos). Mögen die modernen Philosophen auch noch soviel vom „Ende der Gewissheiten“ reden – ein bis zwei Dinge dürften nach der Lektüre dieses Buches klar sein. Erstens: auch im neuen Jahrtausend werden wackere Menschen im „Ländle“ Geschichte machen. Zweitens: es wird auch künftig wichtige und weniger wichtige Bücher geben.

*H. Kohl*

Brigitte Haug, „...auf dem neuen Turnplatz der Politik.“ Turnvereine in Baden und Württemberg in der Revolution 1848/49 (Wissenschaftliche Schriftenreihe, Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg, Bd. 5), Schorndorf (Hofmann) 1998. 212 S., zahlr. Abb.

Die Feierlichkeiten zum Jubiläum der Revolution von 1848 haben nicht nur bei Kommunen, Archiven und Geschichtsvereinen eine stattliche Anzahl von Ausstellungen und Veranstaltungen ausgelöst, sondern auch zahlreiche Turn- und Sportvereine konnten ihr 150jähriges Gründungsjubiläum feiern. In Baden-Württemberg wurden 1848 nicht weniger als 41 Turnvereine gegründet, und im selben Jahr entstanden mit dem Schwäbischen Turnerbund und dem Bund der oberrheinischen Turnvereine (dem heutigen Badischen Turnerbund) auch die regionalen Turnverbände. Zu diesem Anlaß erschien die von Brigitte Haug zusammengestellte Dokumentation aller im Vormärz in Baden-Württemberg gegründeten und bereits bestehenden Turnvereine. Diese wichtige Darstellung zur lokalen und regionalen Turn- und Sportgeschichte beruht auf der Auswertung der örtlichen Vereinsfestschriften, ergänzt um Informationen, die den behördlichen Untersuchungsberichten der Jahre 1850 bis 1854 entnommen werden konnten. Die Dokumentation umfaßt neben einer allgemeinen Einführung in die Situation der Turnvereine vor 150 Jahren die Darstellung aller 104 damals nachweisbarer Turnvereine, wobei unser Vereinsgebiet mit den Turnern aus Bühlertann, Crailsheim, Gaildorf, Künzelsau, Murrhardt, Neuenstadt, Neuenstein, Obersontheim, Öhringen, Schwäbisch Hall, Untersteinbach und Waldenburg stark vertreten ist. Bei der Lektüre dieses interessanten Buches drängen sich dem Rezensenten zwei Gedanken auf: Es hat sich wieder gezeigt, das es, um zu gesicherten regionalen Rückschlüssen gelangen zu können, unbedingt der Vorarbeit durch Geschichtsforschung vor Ort bedarf. Außerdem ist es eine dringende Notwendigkeit, daß die oft mit sehr viel Akribie zusammengestellten örtlichen Vereinsfestschriften auch den Weg in die landesgeschichtlichen Archive und Bibliotheken finden, zumindest in die Württembergische Landesbibliothek nach Stuttgart, wo sie allgemein zugänglich verwahrt werden und in der Landesbibliographie Baden-Württemberg nachgewiesen sind.

*A. Kozlik*

Peter Kolb, Ernst-Günter Krenig (Hrsgg.), Unterfränkische Geschichte, Band 3: Vom Beginn des konfessionellen Zeitalters bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, Würzburg (Echter Verlag) 1995. 752 S., mehrere Karten, Tabellen, Schaubilder und Abbildungen.

Reformation, Konfessionalisierung und Dreißigjähriger Krieg stehen im Mittelpunkt des dritten Bandes der von Peter Kolb und Hans-Günter Krenig herausgegebenen „Unterfränki-

schen Geschichte“. Abermals ist es den Herausgebern gelungen, einen namhaften Autorenkreis für dieses verdienstvolle Handbuch zu gewinnen. In insgesamt 18 Beiträgen beschreiben sie die Geschichte des heutigen Regierungsbezirks Unterfranken in den ereignisreichen Jahren von 1520 bis 1648. Politische und religiöse Aspekte dieser mittlerweile als „konfessionelles Zeitalter“ bezeichneten Epoche finden dabei ebenso Beachtung wie wirtschafts-, sozial-, kultur- und auch kunstgeschichtliche Gesichtspunkte.

Im Mittelpunkt des ersten und größten Teils „Von der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges“ steht die historische Entwicklung des Hochstifts Würzburg, dessen ehemaliges Gebiet den größten Teil des heutigen Regierungsbezirks Unterfranken abdeckt. Die politische Entwicklung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die vor allem von der Reformation geprägt war, ist Gegenstand zweier Beiträge von Klaus Gut und Bernhard Sicken. Der starke Erfolg der Lehre Luthers in Franken, die in mehreren Territorien frühzeitig Fuß fassen konnte (z. B. Grafschaft Wertheim, Markgrafschaft Brandenburg-Kulmbach), drängte das Hochstift Würzburg sowohl innen- als auch außenpolitisch in die Defensive. Erst nach dem Augsburger Religionsfrieden und nach Abschluß des Landsberger Bundes mit Bamberg und Nürnberg (1556) kam es zu einer Konsolidierung des Fürstbistums, das in den Kriegen mit dem streitbaren Markgrafen Albrecht Albiciades von Brandenburg-Kulmbach an den Rand seiner politischen Existenz geraten war. Maßgeblichen Einfluß hatte die Reformation auch auf das eruptive Ausbrechen des Bauernkrieges, der, so Klaus Arnold, nicht nur ein Aufbegehren der Bauern, sondern „ein Konflikt des gemeinen Mannes in Stadt und Land mit der dörflichen Herrschaft beziehungsweise der städtischen Obrigkeit“, mithin eine Volkserhebung war (S. 63). Einem auf ganz anderer Ebene bedeutenden sozial- wie auch verfassungsgeschichtlichen Phänomen widmet sich Erich Riedenauer mit der Entstehung, Entwicklung und Rolle der fränkischen Reichsritterschaft in der Region. Beachtenswert ist seine umfangreiche Liste der über zweihundert ritterschaftlichen Familien, die in den fränkischen Kantonen Odenwald, Rhön-Werra, Steigerwald und Baunach organisiert waren. Auf breites Interesse in der Forschung ist in der Vergangenheit immer wieder Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn gestoßen. Während Ernst-Günter Krenig sich dem durchaus erfolgreichen politischen Gesamtkonzept des Bischofs zur Erneuerung des alten Glaubens und zur organisatorischen Modernisierung seines überschuldeten Würzburger Staatswesens widmet, rückt Elmar Weiß die Schattenseiten der Echterzeit ins Blickfeld: In seiner Regierungszeit begannen die massiven „Hexenverfolgungen“ im Hochstift, das in dieser Hinsicht eine traurige Berühmtheit erlangte. Es bleibt letztlich ein Geheimnis, warum ausgerechnet dieser recht fortschrittliche Kirchenfürst, der zunächst der Prozessen sehr distanziert gegenüber gestanden hatte, sich nach 1590 zu einem derartigen Fanatiker entwickelte und mit unerbittlicher Härte Menschen als Hexen verfolgen ließ. Der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Unterfranken widmen sich Bernhard Sicken und Friedhelm Jürgensmeier. Sickers Darstellung des Heer- und Kriegsfinanzierungswesens zeigen die strukturellen Grundlagen dieses mörderischen Krieges auf, der Franken mehrmals heimsuchte. Die Gründung des „Herzogtums Franken“ aus den säkularisierten Fürstbistümern Würzburg und Bamberg (1633/34), das heute allenfalls als historisches Kuriosum erscheint, war vor diesem Hintergrund der letzte – erfolglose – Versuch, die protestantische Religion flächendeckend in Franken einzuführen. Den frühen Regierungsjahren des Fürstbischofs Johann Philipp von Schönborn, der durch seine Wahl zum Erzbischof von Mainz (1647) zu einer Person mit reichsweiter Bedeutung wurde und maßgeblich an den Verhandlungen zur Beendigung des Krieges beteiligt war, gelten die Ausführungen Jürgensmeiers. Die Verfassung und Verwaltung einerseits sowie das Bildungswesen des Hochstifts andererseits stehen im Mittelpunkt der Beiträge von Dietmar Willoweit und Peter Baumgart. In beiden Bereichen gab es zu Beginn der Neuzeit tiefgreifende Defizite aufgrund der im Spätmittelalter erwachsenen Strukturen. Nur mit Hilfe umfassender Reformen wie beispielsweise der Neuordnung der Verwaltung oder der Gründung der Würzburger Universität (1582) konnte das Hochstift vor allem in der Zeit Echters zu einem modernen frühneuzeitlichen Staatswesen umgebaut werden.

Ein großes Verdienst des vorliegenden Bandes ist es, daß auch die in der Vergangenheit so häufig vernachlässigten kleineren politischen Einheiten nicht in Vergessenheit geraten, sondern im zweiten Teil des Buches ihre gerechtfertigte Erwähnung finden. In jeweils eigenen Beiträgen wird die Geschichte der heute unterfränkischen Gebiete des Kurfürstentums Mainz (Roman Fischer), des Hochstifts Fulda (Johannes Merz) sowie der protestantisch gewordenen Reichsstadt Schweinfurt (Uwe Müller) mit den zentralen Themenkomplexen demographische und wirtschaftliche Entwicklung, Reformation, Bauernkrieg, katholische Reform und Dreißigjähriger Krieg geschildert.

„Der Mensch als Gestalter seines Lebensraumes“ lautet der Titel des dritten und letzten Teils des vorliegenden Bandes. Kulturgeschichte im traditionellen Sinne bietet Wilfried Schenk mit seiner Beschreibung der „mainfränkischen Kulturlandschaft“ anhand eines Überblicks über Bevölkerung, Besiedlung, Agrarverhältnisse, Gewerbe, Handel und Verkehr in Unterfranken. Eine volkskundliche Annäherung an das Thema „Bauen und Wohnen in Dorf und Kleinstadt vor 1650“ bietet Konrad Bedal. Trotz des immer noch recht schmalen Forschungsstands kommt er zu dem für uns heute sehr befriedigenden Ergebnis, daß „sich in unterfränkischen Dörfern und Kleinstädten im Verhältnis zu anderen Landschaften relativ viele Bauten dieser Zeitstufe erhalten haben“ (S. 592). Einen sozialgeschichtlich sehr wichtigen Aspekt der katholischen Reform beschreibt Peter Kolb in seinem Beitrag über das Spitalwesen. Insbesondere als Reaktion auf das Konzil von Trient, das sich mehrfach mit diesem Gegenstand beschäftigt hatte, kam es, wenn auch mit merklicher Verzögerung, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts in ganz Unterfranken zu zahlreichen Neu- und Wiedergründungen von Spitälern. Deutlich wird dabei das Bestreben der Landesherrschaft, mit Hilfe von Spitalordnungen den obrigkeitlichen Einfluß in diesem Bereich zu verstärken und dem ursprünglich relativ autonomen Spitalwesen enge Zügel anzulegen. Die große Bedeutung der Echterzeit für die Kunstgeschichte thematisiert schließlich Stefan Kummer. Nach einem Rückgang des künstlerischen Schaffens zwischen 1530 und 1570 gab es mit dem Regierungsantritt Julius Echers einen „Aufschwung der Kunsttätigkeit“ in Unterfranken (S. 663). Die eigenartige Mischung des Baustils aus Elementen der Gotik und der Renaissance mit charakteristischen Merkmalen, die gemeinhin als „Juliusstil“ bezeichnet wird, strahlte bis ins heutige Württembergisch Franken und ist gleichsam plastischer Ausdruck des Echerschen Reformprogramms.

Allen Beiträgen gemeinsam ist ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis. Das von Peter Kolb zusammengestellte Orts- und Personenverzeichnis erleichtert die Benutzung erheblich. Daß mit dem Jahr 1648 ein scharfe inhaltliche Zäsur gezogen wurde, die zentrale Kontinuitäten verdeckt (ganz deutlich in dem biographisch angelegten Beitrag von Jürgensmeier über Johann Philipp von Schönborn, der von 1642 bis 1673 regierte), wirkt an manchen Stellen störend, ist aber angesichts der chronologischen Konzeption der Reihe unumgänglich. Letztlich kann man aus württembergisch-fränkischer Perspektive dem bayerischen Regierungsbezirk zu dem vorliegenden Band nur gratulieren und vielleicht davon träumen, daß auch in hiesigen Landen ein ähnliches Projekt auf die Beine gestellt werden wird. *H. Stockert*

Der Landkreis Reutlingen. Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 2 Bände, 2168 S., 187 Abb., 29 Kartenbeilagen.

Die Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg sind ins Gespräch gekommen. Spätestens seit dem Bericht des baden-württembergischen Rechnungshofes mit seinem Vorschlag, die Kreisbeschreibungen künftig aufzugeben, der vor allem in der Presse fast ausschließlich positiven Widerhall fand, ist eines klar: Fundierte landeskundliche Forschung hat kaum eine Lobby, sobald es ums Geld geht: Wenn die Erarbeitung eines Grundlagenwerkes, dessen Wichtigkeit eben nicht in Geldbeträgen gemessen werden kann, in einer

Reihe mit offensichtlichen Steuerverschwendungen aufgelistet wird, sollte sich in einem Kulturvolk verbaler Widerstand regen. Schließlich handelt es sich bei diesen Kreisbeschreibungen nicht um irgendeine für den Tagesgebrauch verfaßte Publikation, vielmehr ist ihr Gebrauch in der Größenordnung von Jahrzehnten zu sehen und, wenn der finanzielle Aspekt miteinbezogen wird, zu berechnen. Die hier zu besprechende Beschreibung des Landkreises Reutlingen wirkt mit ihren über 2000 Seiten und knapp 30 Kartenbeilagen natürlich zunächst sperrig und auch angesichts des Preises nicht für den Privathaushalt konzipiert. Der Inhalt bietet jedoch dem landeskundlich Interessierten eine Vielfalt an Information und kann bei Bedarf in jeder größeren Bibliothek eingesehen werden. Der Band enthält eine ausführliche Darstellung der natürlichen und geschichtlichen Grundlagen des Landkreises, des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens und als Hauptbestandteil eine Beschreibung aller Gemeinden und Gemeindeteile. Diese wiederum sehr ausführlichen Ortsdarstellungen umfassen den größten Teil der Kreisbeschreibung, über 1500 Seiten. Viele dieser Orte erhalten dadurch erstmals eine wissenschaftlich fundierte Ortsgeschichte. Durch den fundiert von Fachleuten erarbeiteten Inhalt wird auch dieser Band der Kreisbeschreibung zu einem unersetzlichen landeskundlichen Nachschlagewerk. Dem zweibändigen Werk liegen in einer separaten Kartentasche noch das Gesamtregister, ein Katalog der vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen und rund 30 Karten und Tabellen bei, u.a. mit detailliertem Zahlenmaterial zur Bevölkerungsentwicklung in den einzelnen Orten. *A. Kozlik*

Horst Möller, Andreas Wirsching, Walter Ziegler (Hrsgg.), Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), München (Oldenbourg) 1996. 350 S.

Legion sind inzwischen die Werke über Drittes Reich und Nationalsozialismus, sowohl allgemeine Abhandlungen als auch Regionalstudien. Genau hier jedoch öffnet sich für den Interessierten eine Wissenslücke: Viele Regionalstudien bleiben zu punktuell, um in weitergehende, wissenschaftlich exakte Folgerungen zum Gesamtbild münden zu können; andererseits sind viele der allgemeinen Abhandlungen zu sehr auf dieses Allgemeine konzentriert, um für die Lokalgeschichte anwendbar zu sein.

Eine weitere Lücke tut sich auf, bedenkt man das folgende: Landesgeschichte war i. d. R. weniger interessiert am Dritten Reich, umgekehrt sind Historiker des Dritten Reiches oftmals keine Landeshistoriker gewesen (S. 34f.).

Der vorliegende Band kann mithelfen, diese Lücke zu schließen, vereinigt er doch regionale Profile der NS-Bewegung vor und nach 1933 mit generellen Untersuchungen des Verhältnisses von Region und Zentrale vor und nach 1933. Hier finden sich die Beiträge eines Symposions, welches 1993 vom Institut für Zeitgeschichte abgehalten worden ist. Das „Elend der Polykratie“, schon 1784 für Deutschland von Johann Pezzl beklagt, war auch im Dritten Reich ein allgemeiner Faktor. Jüngere Forschungen, auch die in diesem Band präsentierten, widerlegen an zahllosen Punkten und Orten des Dritten Reiches die langgehegte These vom monolithischen Herrschaftsblock, in dem nur der Spitze die Macht zustand. Die Gegenthese dazu gipfelte vor einigen Jahren in dem Stichwort „Hitler als kranker Mann“, welcher das Heft zunehmend aus der Hand verlor.

Die Aufsätze in diesem Band reden einem Mittelweg das Wort. Nach Aufhebung der Selbständigkeit der Länder ab 1933 verteidigten viele lokale NS-Größen die Interessen „ihrer“ Region gegen die Berliner Zentrale genauso erbittert wie zuvor die demokratischen Spitzen der Kleinstaaten und preußischen Provinzen im Reich (S. 105). Trotz NS-Zentralismus entstand nach 1933 de facto unter dem „Führerabsolutismus“ ein Verwaltungschaos mit „Kompetenzanarchie“ (S. 99 ff.), der im Krieg in den besetzten Ostgebieten in regelrechte „Satrapien“ ausuferete. Das verlich begabten NS-Politikern einen weiten Spielraum.

So untersucht etwa ein Aufsatz von Ursula Büttner (S. 87 ff.) das Verhältnis von Zentralismus und regionaler Eigenständigkeit in der NSDAP 1925–33, andere für die Zeit davor bzw. danach. Oder, um ein anderes Gebiet zu streifen: Wie Volker Dahm zum „Kulturpolitischen Zentralismus“ (S. 123 ff.) ausführt, herrschte auch dort wildes Kompetenzgerangel zwischen Gauen und Ministerien, zwischen Propaganda- und Innenministerium, welches es den Betroffenen (Schriftstellern etwa) vor Ort oft erlaubte, einen weiten Freiraum auszunutzen.

Andere Aufsätze in diesem Band untersuchen Herkunft und Rolle von NS-Personal wie Gau- und Kreisleitern, das ländlich-evangelische sowie das katholische Sozialmilieu, die Rolle der Partei in kleinen und mittleren Städten sowie in den Großstädten des Reiches. Weiterhin zu finden sind Aufsätze über die außerdeutsche Peripherie (die NS-Auslandsparteien in der Tschechei und in den USA) und über Regionalismus und Zentralismus in außerdeutschen faschistischen Bewegungen (Italien, Spanien, Österreich), welche mit dem Blick über den deutschen Tellerrand auch einen Vergleich zu andersartigen Verhältnissen erlauben.

Damit stellt sich aber rückblickend die Frage, ob die NS-Bewegung nach 1933 regionale Milieus zerstört oder unterwandert hat (S. 39). Erwähnt werden muß etwa die allgemein bekannte Tatsache, daß die katholischen Sozialmilieus sehr viel länger resistent blieben als die protestantischen, welche vor allem auf dem „flachen Land“ schon früh begannen, die Nazi-partei zu wählen.

Falls man bei der Vielzahl der untersuchten Teilaspekte überhaupt zu so etwas wie einem generellen Fazit kommen kann, könnte dies etwa so lauten: Die Lokal- und Regionalgewalten des Dritten Reiches konnten in ihrem Bereich gegenüber der Zentrale ein durchweg gerüttelt Maß an Eigenständigkeit behaupten – solange sie sich nicht in die Außenpolitik oder andere übergeordnete Bereiche einmischten, denn bei solchen Übergriffen reagierte die Zentrale hart und brutal. Und: Das Verhältnis der übrigen Gesellschaft zur NSDAP nach 1933 zeigte eine weite Bandbreite von Anpassung, Unterwanderung und Unterdrückung, die weder in kleinen und mittleren noch in den Großstädten eine monothematische Aussage erlaubt.

*P. Ehrmann*

Bernhard Muschol, Die Herrschaft Slawentzitz/Ehrenforst in Oberschlesien: piastisches Kammergut im Spätmittelalter, sächsischer Adelsbesitz und Hohenlohesche Residenz in der Neuzeit (Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Oberschlesiens, Bd. 8), Sigmaringen (Thorbecke) 1993. 207 S., zahlr. Abb.

Ab der frühen Neuzeit wurde die Geschichte Oberschlesiens zunehmend durch große Adelsherrschaften bestimmt, die dadurch entstanden, daß v. a. die Habsburger an sie heimgefallene Fürstentümer nicht unverändert weitergaben, sondern nach Bedarf Teile abtrennten oder die Besitzkomplexe zu Herrschaften geringeren Umfangs und Rechts aufteilten. Mit diesen wurden verdiente Parteigänger aus dem gesamten habsburgischen Bereich bedacht; daneben dienten sie der Befriedigung habsburgischer Gläubiger.

Einer dieser auf diese Weise entstandenen Herrschaften war die von Slawentzitz. Ursprünglich piastisches Herzogsgut, befand sie sich vom 16. bis ins 18. Jahrhundert in der Hand verschiedener Adelsfamilien und kam 1782 durch eine Eheschließung an Prinz Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen – bekannt durch seine unglückliche Rolle als preußischer General bei der Niederlage von Jena und Auerstädt 1806 – und durch ihn an das Haus Hohenlohe-Öhringen. Unter diesem nahm die Herrschaft als Zentrum der Stahl- und später der Zinkindustrie einen großen Aufschwung, der das Fürstenhaus zu einem der großen Industriemagnaten des oberschlesischen Bergbaugebiets machte; in Slawentzitz entstand ab den 1830er Jahren ein heute nur noch in Ruinen erhaltenes, klassizistisches Residenzschloß mit einem für seine Schönheit gerühmten Landschaftsgarten.

Der in Slawentzitz geborenen Autor, Studienrat i. R., legt mit diesem Band eine auf umfangreichen Archivrecherchen in Neuenstein, Wien, Breslau und Merseburg beruhende, umfas-

sende Geschichte der Herrschaft bis 1945 vor, wobei der Schwerpunkt auf der Zeit unter den Hohenlohe im 19. und 20. Jahrhundert liegt. Diese mit zahlreichen historischen und aktuellen Fotografien angereicherte Darstellung ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Oberschlesiens und des Hauses Hohenlohe-Öhringen, das hier in einer Rolle auftritt, die man beim Hochadel eher weniger vermutet – der des erfolgreichen Großunternehmers.

*D. Stihler*

Gerhard Römer, Bücher, Stifter, Bibliotheken. Buchkultur zwischen Neckar und Bodensee, Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer) 1997. 296 S., zahlr. Abb.

Gerhard Römer, ehemaliger Leiter der badischen Landesbibliothek in Karlsruhe und somit ausgewiesener Fachmann, behandelt in diesem Band die Entwicklung der Buchkultur im deutschsprachigen Südwesten. Anhand von Beispielen unterschiedlichsten Bibliothekstypen – von Kloster- und Pfarr- über Universitäts-, Schul- und städtischen Bibliotheken bis zu den Fürsten-, Adels- und sonstigen Privatbüchereien – demonstriert er grenzüberschreitend unter Einbeziehung des Elsaß und Vorarlbergs (Österreich) den Reichtum der Kulturlandschaft zwischen Neckar und Bodensee. Thema sind beispielsweise die Klosterbibliotheken der Reichenau und in Hirsau, die privaten Sammlungen des Humanisten Beatus Rhenanus, der Herzogin Franziska von Württemberg und des Freiherrn Joseph von Laßberg, die heutigen Landesbibliotheken in Karlsruhe und Stuttgart, das Deutsche Literaturarchiv in Marbach und das Melanchthonhaus in Bretten. Im Kapitel über frühe städtische Büchersammlungen ist neben Reutlingen und Ulm auch die Schwäbisch Haller Ratsbibliothek vertreten – die Würdigung, die dieses bisher weitgehend unbekanntes Schmuckstück der ehemaligen Reichsstadt 1994 im „Handbuch der Historischen Buchbestände“ erfuhr, scheint ein Interesse geweckt zu haben, aus dem hoffentlich weitere Forschungen resultieren.

Obwohl Gerhard Römer keine umfassende Bibliotheksgeschichte Baden-Württembergs schreiben wollte, schließt dieser Band doch eine Lücke in der Kulturgeschichte unserer Region. Er bietet keine trockenen „Bestandsgeschichten“, sondern erzählt auf spannende und anschauliche Weise vom Schicksal der immer wieder von Kriegen, Ignoranz und Vandalismus bedrohten „Bücherschätze“ und dem kulturellen Kontext ihrer Entstehung – von der „Bücherlust“ adliger oder geistlicher Sammler bis zur Entwicklung der Juristerei und des Schulwesens, die die Entstehung der städtischen Bibliotheken maßgeblich beeinflusste. Wer ein Faible für alte Bücher hat, sollte sich diesen Band nicht entgehen lassen, der nicht nur von schönen, seltenen und kostbaren Büchern und Bibliotheken handelt, sondern selbst ein Beispiel für ein ausgesprochen schön und aufwendig gestaltetes Buch ist.

Daß die Bücherschätze unseres Landes nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch heute noch bedroht sind, zeigt das Schicksal der von Römer beschriebenen Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen mit der Laßberg'schen Sammlung, die mittlerweile in alle Winde zerstreut ist. Zwar hat das Land die Handschriften erworben, aber der wertvolle Inkunabelbestand und ein großer Teil der späteren Drucke ist mittlerweile versteigert und somit verloren. Daß man diesen skandalösen Vorgang untätig hingenommen, ihn überhaupt erst möglich machte, in dem man die Bibliothek nicht in die Denkmalliste aufgenommen hat (in der weit weniger wertvolle Bestände stehen), daß man offenbar nicht einmal willens ist, wenigstens die Laßbergische Nibelungenhandschrift in öffentlichen Besitz zu bringen, ist ein kaum zu überbietendes Armutszeugnis für das Land Baden-Württemberg. Um so wichtiger ist es, wenn – wie mit diesem Buch – ein Bewusstsein für den Wert dieser Kulturschätze geweckt wird.

*D. Stihler*

Martina Schröder, Freilichtmuseen in Baden-Württemberg. Entstehung, Entwicklung, Wirkung (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 86), Tübingen (Tübinger Vereinigung für Volkskunde) 1997. 363 S.

Wenn in den bisherigen Veröffentlichungen über die baden-württembergischen Freilichtmuseen entweder die Bestände, die didaktische Aufbereitung oder lokale Schwerpunkte im

Mittelpunkt standen, befaßt sich das vorliegende Werk nun übergreifend mit dem Thema „Museum und Identität“. Am Beispiel von Freilichtmuseen in Baden-Württemberg setzt sich die Autorin in ihrer nun in Buchform vorliegenden Dissertation mit der Wechselwirkung auseinander, die zwischen Freilichtmuseen und dem ihnen umgebenden Raum besteht. Welche gesellschaftlichen Faktoren führen zur Gründung eines solchen Museums und zu welchen Reaktionen führt dies in der Bevölkerung? Welche Ausstrahlung hat ein Freilichtmuseum auf die Gesellschaft? Martina Schröder hat viel Quellenarbeit geleistet, um diese Fragen für Baden-Württemberg zu untersuchen. Als Vorteil hat sich hierbei vielleicht erwiesen, daß sich dieser Typus von Museum im deutschen Südwesten erst sehr spät verbreitet hat, was sicher die relativ gute Quellenlage erklärt. Bei der Lektüre erfährt der Leser viel über die landes- und kommunalpolitischen Interessen, die bei den Museumsgründungen eine Rolle gespielt haben. Natürlich wird das Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen bei den Ausführungen von Martina Schröder ausführlich erwähnt. Für den Band wurden aber auch Projekte untersucht, die nicht verwirklicht wurden, wie z. B. geplante Museen in Fridingen, Kaisersbach oder Ödenwaldstetten. Jedem, der mehr über die Hintergründe der Freilichtmuseumslandschaft in unserem Bundesland erfahren möchte, sei dieser Band zur Lektüre empfohlen. *A. Kozlik*

#### 4. Kirchengeschichte

Helmut Feld, Franziskus von Assisi und seine Bewegung, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1994. 537 S.

Franziskus von Assisi ist, so Helmut Feld, nicht nur eine von vielen bedeutenden Persönlichkeiten in der Geschichte des Christentums, sondern vielmehr eine ganz singuläre, herausragende Erscheinung, die bis heute Menschen aller Konfessionen und Religionen in ihren Bann zieht. Die franziskanische Bewegung hat ihre Spuren in ganz Europa und darüber hinaus hinterlassen. Das Denken des Heiligen wies weit über das überkommene System der mittelalterlichen Kirche und Theologie hinaus; eine Umwandlung der Kirche durch die franziskanischen Ideen fand jedoch nicht statt. Franziskus selbst wurde, so der Autor, durch seine Heiligsprechung posthum „domestiziert“, seinen Ideen die Spitze genommen, die Franziskaner wurden der Autorität der Kirche und des Ppastes unterworfen, ihre Ideen damit „verfremdet und umgebogen“ (S. 1). Doch auch so entwickelte der Orden eine enorme Strahlkraft, die – wie z. B. das Franziskanerkloster in Hall zeigt – auch das württembergische Franken erfaßte.

Der Autor gibt eine Einführung in Leben, Denken und Werk des Franziskus von Assisi und der franziskanischen Bewegung bis zum vorläufigen Ende des Armutsstreits unter Papst Johannes XXII. und bettet dies in den religiösen, kulturellen und politischen Hintergrund des Hochmittelalters ein; die utopischen Visionen des Franziskus werden ebenso herausgearbeitet wie die Reaktionen der „Amtskirche“ darauf. Der Autor interpretiert anhand der Quellen die Ideale des Franziskus und die franziskanische Vorstellung von der Welterlösung neu und betrachtet auch die Persönlichkeiten, die das Franziskanertum entscheidend mit geprägt haben: Papst Gregor IX., Elias von Cortona und Klara von Assisi. Der vorliegende Band bietet eine erschöpfende, alle Aspekte umfassende Darstellung des Phänomens Franziskus und dürfte sich als Standardwerk zum Thema etablieren – nicht zuletzt auch aufgrund der Einbeziehung der in Deutschland weitgehend unbekannteren italienischen Forschung. *D. Stihler*

## 5. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Anne Conrad, Arno Herzig, Franklin Kopitzsch (Hrsgg.), *Das Volk im Visier der Aufklärung. Studien zur Popularisierung der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte, Bd. 1), Hamburg (LIT Verlag) 1998. 266 S.

Nicht erst seit Peter Burkes epochalem „Popular Culture in Early Modern Europe“ (1978) stellt sich in der Forschung die Frage nach dem Verhältnis von „Volk“ und „Elite“, wobei der deutsche Begriff „Volkskultur“ mit dem angelsächsischen „Popular Culture“ nicht völlig deckungsgleich ist. Zunächst von Burke noch relativ scharf gehandhabt, verschwimmen beider Grenzen bei näherem Hinsehen in Grauzonen und Graufächen. Dennoch stellt der vorliegende Band, darin Burkes Werk ähnlich, die Frage nach dem Verhältnis von Elitenkultur (Kultur der Aufklärung) und Volkskultur (= der Kultur der Nichteliten). Die Leitfrage ist folglich: Was kam „unten“ im Volk von den fortschrittlichen Thesen der „Elite“ als „Aufklärung“ an?

Die aufgeklärten Eliten des 18. Jahrhunderts waren zwar vom Wert ihrer Aufklärung überzeugt, aber unsicher darüber, wie weit das Volk aufgeklärt werden sollte und konnte, ohne unglücklich gemacht zu werden. Schematisch lassen sich drei Phasen aufgeklärter Reformtätigkeit unterscheiden: Die wissenschaftlich-literarische; die literarisch-publizistische; und die breite Reformbewegung, die etwa hygienisch-medizinisch, agrarökonomisch und auf anderen Gebieten wirken wollte.

Die Aufsätze im vorliegenden Band behandeln Teilaspekte, regionale sowie thematische. Ihr Wert liegt in der Feinarbeit an der Quellenbasis, welcher exakte Daten für die generellen Thesen zu liefern imstande ist. Einige Beispiele seien herausgegriffen:

Ernst Hinrichs untersucht am Beispiel Nordwestdeutschland die „Handbuchthese“ des weitverbreiteten Analphabetismus bis weit ins 19. Jahrhundert hinein und kommt zu differenzierenden Schlußfolgerungen. Ulricke Weckel erforscht die Mobilisierung von Leserinnen durch die ersten Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert. (Eine Folge war etwa, daß Frauen als Publikum interessant wurden und damit das männliche Bildungsmonopol bedrohten.)

Ein anderes „Volksbild“ als das zur Idealisierung neigende der Aufklärer begegnet oftmals dem Leser von Reiseberichten der Zeit, welche Kay Kufek untersucht. „Volk“ erscheint hier idealisiert und verurteilt zugleich, zum Aufruhr neigend, gewalttätig und sittenlos. So manches Vorurteil etwa gegen Katholiken (Stichworte „Aberglaube“, „Müßiggang“, „Intoleranz“), das im Protestantismus noch lange nachwirkte, findet hier expliziten Ausdruck und Formulierung.

Daß selbst die Guillotine als „Symbol der Aufklärung“ verstanden werden konnte, erklärt Jürgen Martschukats Aufsatz. Der Verzicht auf das Zufügen von Martern, der gleiche Tod für alle, ließ die Köpfungsmaschine zunächst für viele tatsächlich als Symbol für Rationalität und Humanität erscheinen. Eine Folge davon war, daß Miniaturguillotinen weit verbreitet waren: „Aus Mahagoni gefertigt, fand man sie auf den Tischen der besseren Salons“ (S. 129). Später wurde dieses Tötungsinstrument als besonders grausam betrachtet, denn die makabre Frage beschäftigte Ärzte wie Publikum, ob und wie lange die enthaupteten Opfer noch Leben in sich trugen.

Weitere Aufsätze behandeln etwa so disparate Themen wie das „Schlüsseldelikt“ der Aufklärung, die Kindstötung (Kerstin Michalik, S. 143 ff.), das Armenwesen in Hamburg im Widerstreit von Fürsorge für eigene, „würdige“ Arme und Abschreckung der fremden Bettler (Frank Hatje, S. 163 ff.), welches zuletzt hinauslief auf eine bürokratische Erfassung der Armen als potentielle Arbeitskraft. Arno Herzig (S. 199 ff.) untersucht die jüdische Armenfürsorge im Widerstreit mit der obrigkeitlichen Armenpolitik.

Das Unbehagen in der simplen, zu simplen Dichotomie von „Volk“ versus „Elite“ klingt erneut an im letzten Aufsatz des Bandes: Francisca Loetz untersucht darin „Polyvalenzen als

Modellelemente zur Erforschung der Volksaufklärung“ (S. 239 ff.) anhand der medizinischen Volksaufklärung in Baden. Polyvalenzen bedeutet hier eine vielfach gebrochene Reihe von Beeinflussungen von unten nach oben und umgekehrt, von Ärzten, welche Elemente der „Volksmedizin“ propagierten und die „aufgeklärten“ Standpunkte ignorierten, u. v. a. m.

Kurz, und das mag als Fazit für alle Aufsätze dieses Bandes gelten: „Aufklärung“ im praktischen Leben war vielschichtig, verlief vielschichtig und hatte vielschichtige Anhänger und Gegner sowohl beim „Volk“ wie auch bei der „Elite“, deren Unterscheidung ebenfalls vielschichtig war. Damit gelingt es diesem Band, eine oft allzu abgehobene Theorie der Wissenschaft mit Leben, mit Alltagsleben, zu erfüllen.

*P. Ehrmann*

René Del Fabbro, Transalpin. Italienische Arbeitswanderung nach Süddeutschland im Kaiserreich (1870-1918) (Studien zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 2), Osnabrück (Rasch) 1996. 312 S., 41 Tabellen, 4 Karten.

Die Arbeit Del Fabbros schließt eine Forschungslücke – gründliche Untersuchungen über die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte im Kaiserreich und die damit verbundenen Konflikte lagen bisher nicht vor. Die zunächst saisonale Arbeitseinwanderung, insbesondere diejenige aus den ärmeren Gegenden Venetiens nach Deutschland, hat eine lange Tradition. Sie stieg vor allem an, als die USA seit 1890 eine restriktive Immigrationspolitik zu betreiben begann. Diese Zuwanderung betraf auch die Region Württembergisch Franken, hier ausgelöst durch die großen Eisenbahnbauprojekte des 19. Jahrhunderts.

Die Untersuchung Del Fabbros gliedert sich in 12 Kapitel und beginnt mit Darstellungen über die Einwanderung von Italien nach Deutschland, über die Hauptherkunftsregion der Einwanderer – das Friaul – und die Ursachen bzw. die verschiedenen Arten der Emigration. Kapitel 4 befasst sich mit der Demographie der Deutschlandwanderung, insbesondere mit dem Umfang, der regionalen Verteilung und der horizontalen Mobilität. Am konkreten Beispiel der Stadt Diedenhofen werden die gewonnenen Erkenntnisse verständlich gemacht. Das folgende Kapitel hat die Regelungen und Gesetze zum Thema, denen ausländische Arbeiter im Kaiserreich unterworfen waren. Hier ist insbesondere die Unterscheidung zwischen der süddeutschen liberalen Verfahrensweise und den restriktiven preußischen Regelungen hervorzuheben. Denn Preußen entwickelte aufgrund seines aus den polnischen Teilungen resultierenden großen polnischen Bevölkerungsteils im Osten des Landes und der zusätzlichen saisonalen Zuwanderung von Auslandspolen eine besonders restriktive Ausländerpolitik.

Aufsschlussreich sind die in den beiden folgenden Kapiteln gegebenen Einblicke in den Berufsalltag und die privaten Lebensverhältnisse der Arbeitsimmigranten. Del Fabbro geht ein auf die verschiedenen Branchen und Berufe sowie Aspekte wie Qualifikation, soziale Mobilität, das Verhältnis zwischen Arbeitern und Gewerkschaften, Wohnsituation, Ernährungslage, soziales und religiöses Leben, Bildung und Kriminalität.

Die folgenden Kapitel befassen sich mit dem Verhältnis der Einwanderer zur deutschen Gesellschaft bzw. aus der umgekehrten Perspektive mit den Auswirkungen der Wanderungsbewegung auf die heimatliche Gesellschaft des Friaul. Den Abschluss der Arbeit bildet das Kapitel über den Ersten Weltkrieg und die Rückwanderung eines großen Teils der italienischen Arbeiter, die – wie der Autor betont – keine „Abschiebung“ war.

Im Gesamtergebnis kommt Del Fabbro zu dem Schluss, dass von einer generell restriktiven Behandlung von Ausländern im deutschen Kaiserreich kaum die Rede sein kann. Feststellbar ist vielmehr, dass trotz der Ressentiments, die gerade unter den in Konkurrenz zu den Italienern stehenden Arbeitern bestanden, den italienischen Wanderarbeitern trotz ihrer Andersartigkeit doch relativ offen begegnet wurde. Restriktive Bestimmungen und negative Vorurteile gegen Ausländer richteten sich in erster Linie gegen die Polen, dagegen behandelte man den größten Teil der Ausländer eher liberal, vor allem, wenn sie im nicht-landwirtschaftlichen Bereich arbeiteten. Auch diese Haltung war jedoch von handfesten In-

teressen gelenkt: Die Arbeitgeber hatten dabei zum einen die Deckung des Bedarfs an Arbeitskräften und in geringerem Maße auch die Disziplinierung der deutschen Arbeiterschaft im Auge.

Es liegt hier eine umfassende, differenzierte und gut lesbare Untersuchung zu einem Thema vor, das heute – durch die in den 50er-Jahren erfolgte Anwerbung der sogenannten Gastarbeiter und die daraus entstehenden Folgen – wieder von großem Interesse ist.

Es sei zum Schluss noch auf die ebenfalls im Universitätsverlag Rasch erschienen Untersuchung von Adolf Wennemann „Arbeit im Norden. Italiener im Rheinland und Westfalen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts“ verwiesen, die sozusagen das Gegenstück zur Arbeit Del Fabbros bildet.

*B. Löslein*

Christhard Schrenk, Hubert Weckbach (Hrsg.), Weinwirtschaft im Mittelalter. Zur Verbreitung, Regionalisierung und wirtschaftlichen Nutzung einer Sonderkultur aus der Römerzeit. Vorträge des gleichnamigen Symposiums vom 21. bis 24. März 1996 in Heilbronn (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Heilbronn, Bd. 9), Heilbronn (Stadtarchiv Heilbronn) 1997. 430 S.

Die Bedeutung des Weins und des Weinhandels für die mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte hat in der jüngeren Forschung verstärkt Berücksichtigung gefunden, wie sich aus der Anzahl der zu diesem Thema in den 1990er Jahren vergebenen Dissertationen und abgehaltenen Tagungen unschwer ablesen läßt. Gerade die Kombination mit der Landesgeschichte ist es, die dabei immer wieder bemerkbar wird, bietet sich doch darin ein Ansatzpunkt zu einer weiter gefaßten Perspektive. In eben diesem Spannungsfeld bewegen sich auch die in diesem Band versammelten Beiträge, die von grundsätzlich gefaßten Überlegungen (F. Staab, H. Kreiskott, F. Schumann) bis hin zu regional begrenzten Themen eine breites Spektrum abdecken. Daß bei den landesgeschichtlich angelegten Ausführungen das schwäbisch-fränkische Unterland oder der Neckarraum besonders betont werden (G. Götz, C. Jacob, S. Schmitt, K. Wesoly, B. Pferschy-Maleczek), ist als Huldigung an den genius loci durchaus naheliegend (und in diesem Sinne ist es verständlich, daß der notorisch saure Kocherwein, dessen Mischung mit anderen Weinen im mittelalterlichen Hall unter Strafe stand, unerwähnt bleibt). Doch auch die Weinwirtschaft der Pfalz (H. Bernhard), Tirols (J. Nössing), Burgunds (J. Richard) und – das mag den in diesem Gebiet nicht fachkundigen Leser erstaunen – selbst England (ausführlich: K.-U. Jäschke) werden vorgestellt, sei es im Sinne eines Überblicks oder aber mit enger gefaßten Themen. Für den wissenschaftlich Interessierten ist das Buch eine gelungene Einführung in die Vielfalt des Themas, durchweg auf hohem Niveau; der Weinkenner ohne tiefere historische-wissenschaftliche Neigung wird hier zwar die eine oder andere Anekdote finden, sich aber in Anbetracht der – man verzeihe den vorhersehbaren Kalauer – angemessenen Nüchternheit der Ausführungen wohl kaum versucht fühlen, seine schwelgerischen Weinführer dem Altpapier zuzuführen. Für den Landesgeschichtler ist der Band – wie die verdienstvolle Reihe überhaupt – eine willkommene Ergänzung, die einen weiteren Aspekt der Geschichte des schwäbisch-fränkischen Grenzgebietes unter der Herbeiziehung von Experten, die sich ansonsten wenig mit der Region beschäftigen, grundlegend aufarbeitet und zudem die unvermeidliche Frage nach der Vergleichbarkeit vorausschauend selbst beantwortet.

*G. Lubich*

Katharina Weigand (Hrsg.), Heimat. Konstanten und Wandel im 19. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeit. 1. Kolloquium des Alpen Museums (Alpines Museum des Deutschen Alpenvereins, Schriftenreihe, Bd. 2), München (Bergverlag Rudolf Rother) 1997. 341 S.

Das Wort „Heimat“ gilt als unübersetzbar in andere Sprachen. Der Gefühlswert, heißt es, der für den Muttersprachler mitschwingt, ist Anderssprachlichen nicht mitzuvermitteln. Interessant auch, daß „Heimat“ sich in unserem Land vor allem an den südlichen Teilen

orientiert. Historisch heißt das: Berge statt Meer, Almen statt Watt, Tirol und/oder Österreich als „Heimat“ schlechthin. Dies, sicherlich, eine Verkürzung, aber doch die Verkürzung einer Wahrheit.

Noch eine Vorbemerkung: Der britische Historiker Keith Thomas hat in seinem Werk „Man and the Natural World“ auf eine simple Tatsache hingewiesen: Erst die Abkehr von der Natur konnte die Liebe zu ihr erzeugen. Erst der Städter des 18. Jahrhunderts, dessen täglicher Daseinskampf nicht mehr die Naturgewalten zum Feind hat, kann Natur genießen und ist als potentieller Tourist denkbar.

Der vorliegende Band vereinigt Texte eines Kolloquiums des Deutschen Alpenvereins vom Herbst 1995. Die engere Heimat hat wieder Konjunktur, wobei der Begriff weltanschaulich zerrieben zu werden droht zwischen – grob formuliert – „links“ (als „Geschichte von unten“, als Mikrohistorie) und „rechts“ (als „sanfte Seite der Nation“ als rückwärtsgewandter, dem Tümeln zugeneigter Vereinsarbeit vor Ort, S. 90) Andererseits wurde „Heimat“, ob schon zunächst konservativ besetzt, oftmals auch zum Zukunftsprojekt ausgerufen (S. 97). Heimat, um es Englisch zu formulieren, „has come a long way“. Das Wort „Heimat“, in der Vormoderne ein schlichtes Rechtsverhältnis, ein Rechtsanspruch auf die eigene Scholle bezeichnend, wurde im Verlauf der Neuzeit immer sentimentaler überfrachtet. Von da bis zum Tourismus war es kein weiter Weg mehr, und das Ende war die Heimat als „Show“ (Wolfgang Lipp, S. 63), gemanaged von Tourismusindustrie und Medien.

In anderen Aufsätzen dieses hochinteressanten Bandes werden weitere Aspekte angesprochen. So untersucht Alfred Clemens Baumgärtner die „Heimat“ in der Kunst, zwischen Kitsch und Realistik. Die „Heimatliteratur“, welche uns heutzutage hauptsächlich in der Form grauenhafter Groschenromane entgegentritt, entstand zunächst als Reflex und neue Gattung gegen die höfische Literatur, also „Landliteratur“ gegen die städtische. Wolfgang Brückner untersucht die Entdeckung der „Volkskunst“, deren Vertreter im 19. Jahrhundert zunächst im protestantischen Norden des Landes aufgetreten waren.

Daß auch Religion als konstituierendes Element für „Heimat“ eine wichtige Rolle spielen kann, erläutert Werner Blessings Aufsatz. Religion kann einen Erlebnisraum schaffen, der für das Heimatgefühl zentral ist. Am Beispiel Frankens, also einer gemischtkonfessionellen Region, wird von Blessing somit das Auseinandertreten der beiden Religionen in zwei nebeneinander verlaufende Heimaten interpretiert: „Protestanten leben, so der Tenor, nüchterner, ordnungsbewußter und planvoller, sie sind individueller, erfolgreicher und moderner, aber auch labiler, einsamer und ideologieanfälliger. Pointiert gerafft: Sie putzen sich öfter die Zähne – und nehmen sich öfter das Leben“ (S. 189).

Willi Oberkromes Aufsatz leitet über zum Thema „Natur- und Landschaftsschutz in der DDR“. Die Vereine in der DDR, auch die Heimatvereine, standen unter staatlicher Reglementierung, was sie nicht daran hinderte, eigenständiges Gedankengut zu bewahren – und zwar teilweise noch aus dem Dritten Reich (S. 236). Im Fazit sieht Oberkrome wenig direkte Opposition der Heimatbewegung zum DDR-Staat, aber viel Beharrungsvermögen gegen den zentralistischen SED-Dirigismus, der die Prioritäten vor allem beim Ausbau der Industrie ansiedelte (S. 238).

Die „Heimatschutzbewegung in Österreich“ untersucht Herbert Nikitsch. Den deutschen Leitlinien folgend, war diese vor 1914 hauptsächlich gegen die anderen Völker der Donaumonarchie gerichtet und drückte sich u. a. als anti-urbanistische „Trachtenheimat“ aus.

Auch der Schweizer Heimatschutz wird, von Christine Burckhardt-Seebass, behandelt. Unter dem Motto „Freiheit und Schönheit“ wurden hier die Elemente einer verklärten Vergangenheit versammelt, als „Sinnstiftungsangebot Antimodernismus“ (S. 314).

Abschließend stellt Bernhard Tschofen die umgekehrte Frage: Was sind die Folgerungen des Heimatbegriffes, nun nicht für die – zur Heimatliebe zu erziehenden – Menschen, sondern für diese Heimat selbst? Dass gipfelt – im wahrsten Sinn des Wortes – in dem Paradoxon, daß die Propaganda für den Wert der Einsamkeit der Berge den Massentourismus erst erzeugt, der diese Einsamkeit zunichte macht ...

Fazit: Der Begriff „Heimat“ subsumiert von der allgemeinen Geschichte unserer Zeit mehr, als der etwas betulich daherkommende Untertitel des Bandes assoziieren mag. Auf jeden Fall bilden viele Aufsätze darin eine mehr als interessante Lektüre, die Anregungen geben für viele andere Sachgebiete – zu denken ist etwa an Mentalitätsgeschichte schlechthin, oder an Kunst und Malerei, Architektur und Ökologie. *P. Ehrmann*

## 6. Bau- und Kunstgeschichte

Horst Wolfgang Böhme, Busso von der Dollen, Dieter Kerber, Cord Meckseper, Barbara Schock-Werner und Joachim Zeune (Hrsgg.), Burgen in Mitteleuropa. Ein Handbuch. Hrsg. von der Deutschen Burgenvereinigung e. V., 2 Bde., Stuttgart (Theiss) 1999, 328 u. 352 S., zahlr. Abb.

Wer sich für Burgen interessiert, mußte bisher feststellen, daß einem zu diesem Thema als Standardwerke immer noch Otto Pipers Burgenkunde (1899/1912) und Bodo Ebhards „Wehrbau Europas im Mittelalter“ (1939/1958) empfohlen werden – Arbeiten, denen man bei allem Verdienst kaum nachsagen kann, daß sie den neuesten Forschungsstand repräsentieren. Das vorliegende, zum 100jährigen Bestehen der Deutschen Burgenvereinigung e. V. erschienene, aus der Zusammenarbeit zahlreicher namhafter Fachleute entstandene Werk soll nun diese Lücke schließen. Bewußt wurde die Darstellung von Deutschland auf Mitteleuropa ausgedehnt; in diesem in etwa den Grenzen des alten Reichs entsprechenden geografischen Rahmen zeichnet sich eine einigermaßen einheitliche und vergleichbare Entwicklung des Burgenbaus ab. In knapper Form erhält der Leser einen Überblick über sämtliche Aspekte der Burgenkunde. Band 1 enthält Beiträge zur Forschungs- und Rezeptionsgeschichte, einen bauhistorischen Abriss sowie einen Überblick über die Baugestalt der mittelalterlichen Burg. Band 2 liefert Darstellungen zur den Quellen (hier werden auch Burgennamen abgehandelt), den Rechtsverhältnissen und den Funktionen der Burg. Abgeschlossen wird der Band durch eine Darstellung der Burgenlandschaften Mitteleuropas von Südtirol bis Südsandinavien. Auch Anlagen aus dem Württembergischen Franken sind erwähnt, insbesondere wird genauer auf die Stöckenburg (Vellberg) und Unterregenbach (Langenburg) eingegangen.

Mit diesem Werk hat die Burgenvereinigung ein umfassendes, informatives Handbuch vorgelegt, das eine seit langem vorhandene Lücke schließt und sich sowohl für Fachleute als auch für interessierte Laien als wertvolles Hilfsmittel erweisen wird. *D. Stihler*

Karl Halbauer, Predigstül. Die spätgotischen Kanzeln im württembergischen Neckargebiet bis zur Einführung der Reformation (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 132), Stuttgart (Kohlhammer) 1997. 500 S.

Im Rahmen seiner Dissertation hat sich Karl Halbauer intensiv mit den Kanzeln der Spätgotik auseinandergesetzt. Als Bearbeitungsgebiet wurde mit dem württembergischen Neckarraum die Landschaft mit der größten Zahl erhaltener spätgotischer Kanzeln in ganz Mitteleuropa ausgewählt. Insgesamt werden in dem Band 47 Einzeluntersuchungen von Kanzeln durchgeführt, zeitlich eingeschränkt auf die Jahre von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Einführung der Reformation in Württemberg 1534. Halbauer untersuchte dabei auch die im Einzugsgebiet unseres Historischen Vereins liegenden Kanzeln der Murrhardter Walterichskirche und der Stiftskirche in Öhringen. In der Murrhardter Walterichskirche finden seit 1964 zwei spätgotische Maßwerkplatten als Kanzelbrüstung Verwendung. Halbauer sieht in diesen Platten einen Rest der 1792/93 beseitigten Kanzel und datiert sie in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ausführlicher widmet sich Halbauer der spätgotischen Kanzel in Öhringen, deren einziges Überbleibsel, eine Trägerfigur, sich heute im Deutschen Museum in Berlin

befindet. Dabei geht er vor allem der Frage nach, ob tatsächlich, wie oft vermutet, Anton Pilgram als Baumeister des Kanzelträgers in Frage kommt. Dies verneint Halgruber aus stilistischen Gründen nicht nur für Öhringen, sondern für alle Pilgram zugeschriebenen Werke im württembergischen Neckargebiet. Den Schöpfer des Öhringer Kanzelträgers sieht er vielmehr im Umkreis von Hans von Urach und Bernhard Sporer. Öhringen liegt, wie Halgruber ausführt, bereits außerhalb seines gewählten Bearbeitungsgebiets und wurde nur aufgrund der Zusammenhänge mit anderen Trägerfiguren in den Katalog aufgenommen. Da sie ebenfalls außerhalb des Bearbeitungsgebiets liegen, werden die spätgotischen Kanzeln von Schwäbisch Hall nur im Zusammenhang mit anderen Kanzeln erwähnt, die von St. Michael ist aber sogar mit zwei Abbildungen in diesem gelungenen Band vertreten. *A. Kozlik*

Ehrenfried Kluckert, *Auf dem Weg zur Idealstadt. Humanistische Stadtplanung im Südwesten Deutschlands*, Stuttgart (Klett-Cotta) 1998. 101 S., zahlr. Abb.

Das Büchlein hat's in sich: Auf 100 Seiten setzt sich Ehrenfried Kluckert mit der Frage auseinander, ob und wo es auf dem Gebiet des heutigen Baden-Württemberg Beispiele für mittelalterlich-frühneuzeitliche Stadtplanung gibt. Darüber hinaus behält er sich stets die Frage vor, ob eine solche vom humanistischen Gedankengut beeinflusst wurde, wie dies bei den italienischen Renaissancegründungen Pienza und Sabbioneta der Fall war.

Zunächst richtet er sein Augenmerk auf die mittelalterlichen Städte des alemannischen Raums südlich der Linie Straßburg-Ravensburg. Hierbei handelt es sich entweder um Zähringergründungen oder um Kommunen eines mittelalterlichen Industrieviers für Textilproduktion. Gemeinsam ist ihnen die traufseitige Ausrichtung der Häuser zur Straße im Gegensatz zur giebelseitigen Ausrichtung im Schwäbischen. Die Aufeinanderfolge der Stadtgründungen mit dem jeweiligen Straßenbild in Verbindung bringend, kommt Kluckert zum Schluß, daß es weder ein Zähringerkreuz noch einen vorgefertigten Stadtypus der Zähringer gab. Stattdessen bedienten auch sie sich bestimmter Vorbilder, durch die Weiterentwicklung jedoch haben sie das mittelalterliche Städtewesen entscheidend geprägt. Als nächstes behandelt Kluckert die Entwicklung Stuttgarts zur Residenzstadt, wie sie 1643 von Matthäus Merian festgehalten wurde. Obwohl die weitläufige Gartenstadt mit ihren schachbrettartigen Vororten durchaus als „Idealstadt“ bezeichnet werden konnte, existierte auch hier kein humanistischer Hintergrund. Vielmehr verweist Kluckert auf die italienischen Gemahlinnen der württembergischen Herzöge, die beim Ausbau der Stadt die Impulse ihrer Heimat in die Planung einbrachten.

Wenn irgendwo in Württemberg humanistische Ideale in der Stadtplanung berücksichtigt worden sein sollen, dann in Freudenstadt. Herzog Friedrich I. beauftragte den Architekten Heinrich Schickhardt mit dem Bau dieser quadratischen Stadanlage für Bergleute und Glaubensflüchtlinge und „als Mittelpunkt des württembergisch-protestantischen Gebietes zwischen dem katholischen Frankreich und den ebenfalls katholischen habsburgischen Ländern“. Eine humanistische Idealstadt lag dem ganzen trotzdem nicht zugute: Schickhardt favorisierte ein bewohnerfreundliches Konzept, seinem Auftraggeber jedoch schwebte eine repräsentative Residenzstadt vor. Das Ergebnis mit seinen beengenden Gassen und seinem überdimensionierten Marktplatz, zu dem der frühe Tod des Herzogs beitrug, stellte wohl auch Schickhardt nicht so recht zufrieden.

Auch der letzte Beitrag befaßt sich mit dem Wirken des bedeutendsten württembergischen Städtebaumeisters. Neben Freudenstadt war Schickhardt nämlich auch mit dem Wiederaufbau der durch Brand zerstörten Städte Schiltach, Oppenau, Vaihingen a. d. Enz und Schillingsfürst beschäftigt. Da diese Städtebaukonzepte nicht den Repräsentationswünschen eines Herzogs gerecht werden mußten, wird hier Schickhardts persönliche Handschrift eher ersichtlich.

Das Büchlein bietet gute Einblicke in die südwestdeutsche Städteplanung, gelungen ist vor allem die Illustration bei der Beschreibung von Stadtgrundrissen. Kritik verdient nur der Titel, der – wie das Vorwort eingesteht – nur aufgrund seines vielversprechenden Klangs ge-

wählt wurde. Eine humanistische Idealstadt zu realisieren, wurde nämlich in Baden-Württemberg nie versucht.

A. Pusch

## 7. Archäologie und Geologie

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1998. Hrsg. vom Landesdenkmalamt, Baden-Württemberg, dem Archäologischen Landesmuseum, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis Archäologie in Baden, Stuttgart (Theiss) 1999. 312 S., 16 Farbtaf., 211 Abb.

Der im Vergleich zum Vorgängerband wieder deutlich gewachsene Umfang des Jahrbuchs, das wie stets eine Fülle an Forschungsergebnissen aus Baden-Württemberg enthält, deutet eine leichte Entspannung der finanziellen Situation in der archäologischen Denkmalpflege unseres Bundeslandes an. Trotzdem scheint sich ein bedenklicher Trend zu verfestigen: Mittel stehen fast ausschließlich nur noch für Rettungsgrabungen an akut bedrohten Fundstätten zur Verfügung; die vielen von schrittweiser, schleichender Zerstörung (z. B. durch Erosion) bedrohten Bodendenkmäler gehen unerforscht Stück für Stück verloren.

Der vorliegende Band enthält 74 Beiträge zu Grabungsprojekten, die 1998 stattfanden oder abgeschlossen wurden. Enthalten sind auch wieder mehrere Projekte aus dem württembergischen Franken. Claus Oeftiger stellt einen schnurkeramischen Begräbnisplatz bei Lauda-Königshofen vor (S. 62–65), Jörg Biel beschäftigt sich mit vorgeschichtlichen Siedlungen bei Neuenstadt am Kocher (S. 81–83). Eine abschließende Bilanz der Ausgrabungen in der keltischen Viereckschanze von Blaufelden zieht Ingo Stark (S. 115–120), während Andrea Neth erste Ergebnisse der Erforschung einer zweiten Viereckschanze in Nordheim (Lkr. Heilbronn) vorstellt. Die Befunde zum Zisterzienserinnenkloster Gnadental (Gde. Michelfeld), die anlässlich der Erweiterung des Friedhofs aufgedeckt wurden – darunter das Bruchstück eines Glasbechers wahrscheinlich islamischer Herkunft –, sind Thema von Susanne Arnold und Uwe Gross. Ebenfalls Susanne Arnold und Michael Weihs stellen schließlich auch die Relikte eines großen Töpferei- und Ziegeleibetriebs in der Schwäbisch Haller Katharinenvorstadt vor, der zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert sowohl Gefäßkeramik als auch Dachziegel produziert hat und dort bereits in vorstädtischer Zeit bestand, d. h. vor der Ummauerung.

D. Stihler

Carol van Driel-Murray, Hans-Heinz Hartmann, Zum Ostkastell von Welzheim, Rems-Murr-Kreis (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 42), Stuttgart (Theiss) 1999. 187 S., zahlr. Abb.

Dieses Sammelwerk enthält zwei unabhängig voneinander verfaßte Beiträge zum Ostkastell von Welzheim: Die Archäologin van Driel-Murray beschreibt die von ihr untersuchten römischen Lederreste aus Welzheim, und der ehrenamtliche Mitarbeiter des Landesdenkmalamts Hans-Heinz Hartmann wertet die dort gefundene Terra Sigillata aus. Zuerst allerdings wird der Leser stutzig, denn in der Einleitung ihres Beitrags erwähnt Carol van Driel-Murray, daß sie ihr Manuskript bereits 1989 beim Landesdenkmalamt eingereicht hat und es im Wesentlichen in den Jahren 1984 bis 1986 entstanden ist. Das wäre an sich nicht unbedingt erwähnenswert, aber angesichts ihrer Anmerkung, daß die diesbezügliche Forschung seitdem beträchtlich vorangekommen ist, sie manche ihrer Interpretationen relativieren muß und dazu auf vier in den Jahren 1993–1995 erschienene Aufsätze von sich verweist, sollte das Landesdenkmalamt seine Publikationspolitik vielleicht überdenken und eine straffere Drucklegung anstreben. Zum Inhalt: Durch die archäologischen Untersuchungen, die in den Jahren 1976/77 und 1980/81 im Ostkastell von Welzheim durchgeführt wurden, stehen der Forschung eine Vielzahl von bedeutenden Funden zur Verfügung. Nachdem die Untersuchungen zum Thema „Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim“ bereits 1983 veröf-

fentlicht werden konnten, liegen nun auch die detaillierten Analysen der Leder- und Keramikfunde vor. So gelingt es Hans-Heinz Hartmann anhand der Terra Sigillata-Funde, die Anfänge der römischen Präsenz in Welzheim in die Zeit um 130/140 n. Chr. zu datieren, während er für das Ende des Kastells die Jahre nach 200 ansetzt. In die Zeit des Kastellendes werden auch die außergewöhnlichen Lederfunde datiert. Sie entstammen einem der vier gefundenen römischen Brunnen des Kastells und bestehen aus Sohlenresten, aber auch aus vollständig erhaltenen Männer-, Frauen- und Kinderschuh. Dabei ist vor allem die Vielfalt der Schuharten beachtlich. Es finden sich im Brunnen feste Halbschuhe genauso wie Mokassins oder Sandalen, Schuhe aus Rindleder und solche aus Leder vom Reh oder von der Ziege. Für die wissenschaftliche Forschung ist dieser Fund nicht nur aufgrund seines erstaunlich guten Erhaltungszustands und der Formenvielfalt einzigartig, sondern auch wegen der genauen Datierbarkeit: Die Brunnenhölzer wurden um 190 n. Chr. gefällt, der Brunnen bald nach 200 n. Chr. verfüllt.

A. Kozlik

Willibald Ruschewski, Rainer Mozer, Auf Römerstraßen durchs Land. 9 Ausflüge zu alten Gemäuern und neuen Museen, [Tübingen] (Schwäbisches Tagblatt) [1998]. 86 S., zahlr. Abb.

Aus den zahlreichen römischen Stätten im deutschen Südwesten wurden für diesen Band 9 Orte herausgesucht, die neben römischer Vergangenheit auch eine moderne museale Präsentation derselben bieten können. Dabei wurden sowohl am Limes gelegene Örtlichkeiten wie Osterburken oder Aalen als auch das römische Hinterland berücksichtigt. Ursprünglich 1994 als Serie im Schwäbischen Tagblatt erschienen, wird der Leser nun in Buchform dazu eingeladen, diese römischen Relikte vor Ort zu erkunden. Dabei wurde nicht an den Landesgrenzen von Baden-Württemberg haltgemacht, wie die Einbeziehung des schweizerischen Augst und des bayerischen Weißenburg deutlich macht. Zwischen den einzelnen Ortskapiteln sind interessante Abschnitte zu verschiedenen Einzelthemen der römischen Provinzialkultur eingeschoben; so erfährt der Leser Wissenswertes u. a. über die römische Schreibkultur, die Eßkultur und den Straßenbau. Der optisch sehr ansprechende Band will dabei weder die örtlichen Museumsführer noch die landesweiten Standardwerke zur Römerzeit ersetzen, sondern hat das Ziel, einen Einstieg in diese Materie zu bieten. Das ist auf sehr lesenswerte Art gelungen. Hinweise auf weiterführende Literatur und ein Glossar lateinischer Ausdrücke und Redewendungen vervollständigen das Buch.

A. Kozlik

## 8. Literatur und Musik

Ingeborg van Loock, Carlheinz Gräter, Rebenlandschaften, Freiburg i. Br. (Eulen Verlag Harald Gläser) 1999. 48 S., 21 Aquarelle.

Innerhalb der schon weit über fünfzig Bändchen umfassenden Landschaften-Reihe des Freiburger Eulen Verlages ist ein neuer Band, ein Gemeinschaftswerk von Ingeborg van Loock und Carlheinz Gräter, erschienen. Carlheinz Gräter hat sich die Frische und Waghalsigkeit seiner Poesie bewahrt, die er bereits in seinem Band „Fahrtensblätter“ vorgestellt hat. Er scheint in seinem Schreiben, und dies gilt auch für seine Prosa, nicht zu altern. Er kopiert sich nicht selbst, wie es so vielen Autoren der Zwanziger- und Dreißigerjahrgänge beschieden zu sein scheint, während der dünne, meist esoterisch umnebelte Nachwuchs rigoros das Metier verdirbt oder auf andere infantile Weise lyrische Restposten niedermacht und damit ein Loch in der literarischen Szene hinterläßt. Gräters Verse sind luftig wie ein passant notiert und doch auch von kaum wahrnehmbarer Wehmut durchflogen: „Floras Nomaden, lagernd / auf flüchtigem Teppich; / manche sind, wie das Morgenland / bald nur noch ein buntes Gerücht.“

Er dichtet begeistert, geistreich und bleibt dabei begeisterungsfähig. Er fixiert die erste Zeile und arbeitet sich zügig der Pointe zu, die schon im Hintergrund flackert und erhöht sein will. – Nichts ist schwieriger, als Leichtigkeit, die federleichte Aussage im Gedicht, dem Kenner zu vermitteln, ohne banal zu werden. Carlheinz Gräter ist ein korrekter, fleißiger Mensch in allem, was er anfängt und zu Ende bringt. Andere hören da auf, wo er den Stift des Landschaftsreichtums, des Historikers und Weinkenners weglegt und seinem immensen Wissen Poesie abgewinnt.

Der Schreiber dieser Zeilen hat viele Jahre von Berufes wegen in Esslingen am Neckar gelebt. Auf zahllosen Wanderungen durch die Rebenhänge über dem Tiber der Schwaben hat er jene Impressionen genossen und ist durch sie zu eigenem literarischem Schaffen befeuert worden, wie er sie heute in den farbgesättigten und dynamisch aufs Papier geschwungenen Aquarellen von Ingeborg van Loock wiederfinden kann. Die Künstlerin schreibt ihre Aussage im Farbalphabet, das zu entschlüsseln sie dem sensiblen Beobachter überläßt. Farbige Botschaften, so intuitiv erfassbar sie auch sein mögen, suchen erläuternde Worte. Schmuckblätter, der so oft missbrauchte Begriff für etwas angeblich Schönes – hier darf man ihn unzweideutig nennen. Farbige Poesie und dynamische Farben werden eins. Schmuckblätter dieser Qualität darf man auch verschenken.

*D. Wieland*

## 9. Biographien und Familiengeschichte

Isabella Fehle (Hrsg.), Johannes Brenz 1499–1570. Prediger – Reformator – Politiker. [Begleitband zur] Ausstellung im Hällisch-Fränkischen Museum Schwäbisch Hall, 28. Februar 1999–24. Mai 1999 und im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, 11. Juni 1999–3. Oktober 1999 (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall), Schwäbisch Hall (Hällisch-Fränkisches Museum) 1999. 222 Seiten, zahlr. Abb.

Das Begleitbuch zu den beiden Ausstellungen anlässlich des 500. Geburtstages von Johannes Brenz schließt mit dem Hinweis, daß Brenz bisher dreimal im Mittelpunkt von kirchenhistorischen Ausstellungen gestanden habe, nämlich 1934, 1984 und 1970: „Zu allen diesen Ausstellungen sind bebilderte Kataloge erschienen, die manches Neue zu Brenz mitteilten und die auch über den Anlaß hinaus ... wertvoll bleiben. Dieser Tradition soll auch 1999 im Rahmen der Gedenkveranstaltungen zum 500. Geburtstag des Haller und Württemberger Reformators mit dem vorliegenden Katalog beibehalten werden“ (S. 190). Mit diesem Schlußsatz ist als Ziel des zu besprechenden Begleitbuches angezeigt, auch dem, der die Jubiläumsausstellung nicht besuchen konnte, einen Einblick in Zeit, Leben und Wirken von Brenz zu eröffnen. Im Hinblick auf diesen „über den Anlaß“ hinausreichenden Wert soll es dementsprechend hier auch gewürdigt werden.

Als Ausstellungskatalog bietet es hierfür zum einen eine Vielzahl von mit kurzen Erläuterungen versehenen (z. T. farbigen) Abbildungen. Sie zeigen Brenz-Darstellungen sowie die wichtigsten Orte und Personen in seinem Leben. Aber auch die damalige Lebensumstände werden mit einigen Bildern plastisch vor Augen geführt. Bei einem literarisch so produktiven Mann wie Brenz dürfen natürlich Abbildungen seiner Schriften nicht fehlen. So illustrieren z. B. die gebotenen Titelblätter der Ausgaben und Übersetzungen des Brenzschen Katechismus (S. 160 ff.) eindrücklich dessen Wirkungsgeschichte.

Zum anderen wird in zehn biographisch geordneten Beiträgen Brenzens Leben und vielfältige Wirksamkeit beleuchtet. Eine ungewöhnliche Idee war es, die Textbeiträge mit einem wirkungsgeschichtlichen Rückblick zu *beginnen*, der danach fragt, „wie es in früheren Zeiten um sein [Brenzens] Andenken bestellt war“ (S. 12). H. Ehmer untersucht darin nicht nur die erhaltenen Brenz-Porträts und -denkmäler, sondern auch wie seiner in den verschiedenen Brenz- und Reformationsjubiläen gedacht wurde. Schließlich rekonstruiert er die Vorgeschichte der beiden Brenz-Häuser in Schwäbisch Hall und Weil der Stadt. Nach einer

Darstellung von Brenzens „Herkunft und Ausbildung“ zeigen A. Maisch und D. Stihler auf, wie sich das kirchliche Leben Halls durch Brenz' Wirken änderte. Dies kann A. Maisch methodisch gelungen insbesondere durch den Rückgriff auf Nachlaß- und Stiftungstexte belegen. In den beiden Beiträgen „Die Ordnung der evangelischen Kirche in Hall“ (A. Maisch und D. Stihler) und „Der christliche Staat“ (H. Ehmer) steht das über den engeren kirchlichen Bereich weit hinausgreifende breitgefächerte gestalterische und organisatorische Wirken des württembergischen Reformators und dessen ausgewogene Haltung in den kontroversen Fragen seiner Zeit im Vordergrund, während in den drei Beiträgen dazwischen eher sein Lebensgeschick – besonders angesichts der Wirren der Interimszeit – im Zentrum des Interesse steht.

In diesem Mittelteil fehlen aber leider aufgrund der Konzentration auf die Person Brenz (für den kirchengeschichtlich nicht bewanderten Leser) manchmal wichtige Hintergrundinformationen (z. B. über den Augsburger Religionsfrieden 1555), die dennoch für das Leben Brenzens bedeutsam sind. Gerade ein Begleitbuch, das Brenz einer breiten Öffentlichkeit (neu) nahe bringen will, hätte hier aber etwas mehr Geschick walten lassen sollen. Die eigentliche Schwäche des gesamten Buches besteht jedoch darin, daß im Bemühen, die ganze Breite der Wirksamkeit Brenzens aufzuzeigen, die Frage nach der dieses Wirken organisierenden Mitte vernachlässigt wird. Diese Frage hätte aber zweifelsohne eine eingehendere Würdigung des *Theologen* Brenz, d. h. seines Denkens und Glaubens, verlangt.

Dies gilt entsprechend auch für den Schlußteil des Buches (C. Weismann), der zum einen den Modellcharakter der von Brenz maßgeblich mitgestalteten württembergischen Kirchenordnung für andere Gebiete sowie den Erfolg des Brenzschen Katechismus beleuchtet und zum anderen das Nachleben des „Kirchenvaters Brenz“ – in seinen Nachkommen, seinem literarischen Nachlaß und seinen Biographien – knapp beschreibt.

Es ist bedauerlich, daß die Herausgeberin nicht noch mehr Autoren für die verschiedenen Artikel gewinnen konnte. Dadurch wäre die gegenwärtige Beschäftigung mit Brenz in ihrer Vielgestaltigkeit augenfällig dokumentiert worden. Dennoch kann das Begleitbuch auch über die Jubiläumsausstellungen hinaus sicherlich dazu dienen, Brenz als „Prediger – Reformator – Politiker“ einem breiten Publikum nahe zu bringen, an ihn (wieder) zu erinnern und auch Neues von ihm mitzuteilen. Damit hat es sein Ziel erreicht.

C. Müller

Hellmut G. Haasis, Joseph Süß Oppenheimer, genannt Jud Süß. Finanzier, Frei-denker, Justizopfer, Reinbek (Rowohlt) 1998. 478 S., Abb.

Ein schon im Titel genanntes Wort ist das Leitthema des Buches: Es geht um den Nachweis eines Justizopfers. Folgerichtig nehmen die Haft, die Verteidigungsstrategie und der Prozeß über ein Drittel des Buches ein. Haasis ist angetreten, das bisherige klischeehafte Bild von Jud Süß durch die Lebensgeschichte des Joseph Süß Oppenheimer zu ersetzen. Dabei soll Joseph Süß „in voller Lebenskraft“ erscheinen, „sein Privatleben nicht länger einer neidverzerren Phantasie überlassen oder einfach gestrichen werden“ (S. 8). Haasis gibt in seinem Werk einen Einblick in die jüdische Lebenswelt zur Zeit von Joseph Süß, zugleich schildert er ein Stück Geschichte der Kurpfalz und Württembergs und verdeutlicht, wie wirtschaftliche Interessen durch religiöse Argumente verschleiert werden. Auch den Konkurrenzkampf der Juden untereinander läßt er nicht unerwähnt. Für das Verhalten von Joseph Süß waren laut Haasis die damalige Machtverteilung und die Streitigkeiten prägend. Er legt überzeugend dar, daß Joseph Süß 1698 als eheliches Kind zur Welt kam, ein bis heute oft anders dargestelltes Faktum. Sehr gut werden die einzelnen Stationen seines Lebens aufgezeigt, die gleichzeitig einen Einblick in die Zeit des Absolutismus mit ihren strengen Vorschriften bzgl. Moral gewähren. Alles wird aus dem Blickwinkel des im Gefängnis Sitzenden aus gesehen: seine Geschäfte, seine Ansichten vom Judentum, sein Verhältnis zur Mutter, seine Frauengeschichten, seine Beziehung mit der Lebensgefährtin Luciana Fischer, die wegen Konkubinat verhört wurde, seine Haft, sein Prozeß und seine Hinrichtung.

Die Sprache ist allgemeinverständlich, nur scheint an einigen Stellen die Polemik unangebracht. Manche Formulierungen lesen sich etwas sehr salopp, so z. B.: „Die Hofkammer bestätigte jeden Monat mehrmals, Süß' Forderung sei gerechtfertigt, der Magistrat zahlte nicht, und der Kurfürst wußte nicht, wo ihm der Kopf stand“ (S. 69), oder: „Süß hatte dem Hof eine heiße Kastanie aus dem Feuer geholt“ (S. 106). Auch der Autor macht in Ansätzen, was er den bisherigen Biographen und Historikern vorhält: er pauschaliert. Bei ihm gibt es etwas zu viel „den guten Süß“ und die „schlechte Regierung und Bevölkerung“ (S. 52 f.). So erscheint jeder, der sich in der Zeit schlecht über ihn geäußert hat, als Antisemit, der nur die Vernichtung der Person Süß im Auge hat. Joseph Süß genießt die Sympathie des Autors eindeutig. Süß ist für Haasis der Erneuerer des modernen Staates mit sicheren Ein- und Ausgaben und einer Reform von Beamtenschaft und Wirtschaft. Haasis ist von der Formulierkunst in den Briefen und von der Verhandlungstaktik von Süß begeistert. Er versucht, nicht ganz legale Geschäfte von Süß möglichst positiv darzustellen. Immerhin werden Widersprüche, die von heute aus nicht mehr nachvollzogen werden können, stehen gelassen und nicht wie bei früheren Autoren zu einem Spekulationsobjekt gemacht. Offen bleibt die Frage, inwieweit Süß politische Intrigen durchschauen konnte. Ein gutes Beispiel dafür ist die Geschichte von Süß und Salomon Mayer, der sich im Prozeß „als Zeuge bemüht, den Konkurrenten um Kopf und Kragen zu reden“ (S. 162). Süß hatte Mayer wieder ins Armeegeschäft gebracht.

Sehr gut sind die Quellenzitate und die Erklärung von heute nicht mehr gebräuchlichen Begriffen. Leider werden die Quellen nur pauschal genannt, so daß eine Nachkontrolle erschwert wird. Anmerkungen wären für den Fachkundigen geeigneter. Ein Sach- und Personenregister erleichtert es dem Leser, Bezüge herzustellen.

Alles in allem ein amüsanter, spannend zu lesendes Buch, das einige Klischees zurecht rückt, leider aber Joseph Süß Oppenheimer ein klein wenig zu hoch in den Himmel hebt.

*I. Kottmann*

Hans König, Menschen aus dem Limpurger Land. Vergessen? Berühmt? Unsterblich? Lebensbilder aus fünf Jahrhunderten (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken, Bd. 16), Horb am Neckar (Geiger) 1998. 263 S., zahlr. Abb.

Wenn Hans König sich im Vorwort zu dem Vorwurf der scheinbaren „Zurückgebliebenheit“ Gaildorfs und seiner Umgebung äußert, so ist es vor allem sein Verdienst, daß dies bezüglich heimatgeschichtlicher Publikationen gänzlich unzutreffend ist. In zahlreichen Broschüren hat der ehemalige Gaildorfer Bürgermeister selbst verschiedenste Facetten der Geschichte seiner Stadt dargestellt. Im vorliegenden Band hat er sich darüber hinaus mit dem gesamten Limpurger Land auseinandergesetzt, und zwar mit einer Art der Darstellung, die sich beim Leser zunehmender Beliebtheit erfreut, dem Bearbeiter jedoch aufwendiges Quellenstudium auferlegt: die Biographie. König hat über 60 Menschen aus dem Limpurger Land ausgewählt, die, jeder auf seine Art, einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag geleistet haben, der nicht nur vor Ort, sondern meist auch über diesen Raum hinaus bleibende Wirkung entfaltet hat. So wird beispielsweise der Erfinder des Zündholzes Ammüller aus Ottendorf genauso gewürdigt, wie der aus Gaildorf stammende amerikanische Schwefelkönig Hermann Frasch oder der größte Gotiker der Neuzeit, Architekt Friedrich von Schmidt, der in Frickenhofen das Licht der Welt erblickte. Aber auch scheinbar vergessene Literaten wie Hans Härlin, Gotthilf Krauter oder Ludwig Schäble werden mit einem eigenen Artikel gewürdigt. Mit der Lektüre wächst das Staunen, welche Persönlichkeiten dem Limpurger Raum entstammen, seien es Dichter, Ärzte, Politiker oder Fabrikanten. Auch dem früheren Vorsitzenden des Historischen Vereins für Württembergisch Franken Emil Kost ist ein Beitrag gewidmet. Alle Artikel sind sehr gut recherchiert und dargestellt sowie jeweils mit weiterführender Literatur und Quellenangaben versehen. Ein allgemeines Orts- und Personenregister runden den durchaus gelungenen Band ab.

*A. Kozlik*

Wolfgang Rapp (Hrsg.), *Glaubwürdig und unbequem. Erhard Eppler zum 70. Geburtstag*, Baden-Baden (Nomos) 1996. 189 S., zahlr. Abb.

Die Frage, wann der Begriff „Politikverdrossenheit“ in Umlauf kam, lässt sich nicht genau beantworten. Es spricht einiges dafür, dass es in den späten achtziger Jahren geschah. Der Glaube an den politischen und gesellschaftlichen Fortschritt, der in den sechziger und siebziger Jahren eine ganze Generation wacherüttelt und mitgerissen hatte, war brüchig geworden. Träume und Visionen schienen – ausser bei den Grünen – in der Politik keinen Platz mehr zu haben. Der „demokratische Sozialismus“, den die deutsche Sozialdemokratie in den siebziger Jahren als großen Politikentwurf propagiert hatte, war längst ad acta gelegt, ersetzt von der „Zivilgesellschaft“ als neuem Zukunftsziel. Eine von Sachzwängen bestimmte Politik bestimmte zunehmend das Tagesgeschehen. Anders als in den ersten Dekaden der Republik hatten damit Wahlen ihre schicksalhafte Bedeutung verloren. Im Zuge dieser Entwicklung bekam die politische Klasse, die sich der wachsenden Konkurrenz anderer gesellschaftlicher Kräfte ausgesetzt sah, von der Gesellschaft eine neue Rolle zugewiesen: nicht mehr die des Motors, sondern nun die eines Moderators gesellschaftlicher Entwicklungen. Auch der Machtwechsel des Jahres 1998 hat daran im Grundsatz nichts geändert. Im Gegenteil: Das Ende des „Systems Kohl“, das mit einer gewissen Zeitverzögerung, dafür mit umso mehr Getöse vor sich ging, dürfte der Politik als Ganzem nachhaltigen Schaden zugefügt haben.

Was hat all dies mit Erhard Eppler zu tun? Sehr viel. Gerade er war einer der Politiker, die es vermochten, Überzeugungen und Ideen in die Gesellschaft zu transportieren, ein „Vordenker“ eben. Eppler, der sich selbst nie als Linker verstand, war für viele politisches Vorbild, er wurde wegen seiner stets klaren und manchmal unpopulären Positionen aber auch oft geschmäht. „Gesinnungsethiker“ und „Pietkong“ gehörten dabei zu den geläufigsten Bezeichnungen. Der gern zitierte, ein wenig darwinistisch angehauchte Satz, dass jedes Volk die Politiker bekomme, die es verdiene, muss im Rückblick auf Eplers Zeit als Minister wie ein Lob erscheinen, auch wenn die sozialliberale Ära keineswegs frei von Affären war. Beim Lesen der Beiträge, die ihm zum 70. Geburtstag von Weggefährten und Zeitgenossen gewidmet wurden, drängt sich immer wieder die Frage auf, warum es Charaktere wie ihn in der Politik von heute kaum noch gibt. Vielleicht hat es mit den Prägungen zu tun, die den Lebensweg seiner Generation kennzeichnen: Diktatur, Krieg, Wiederaufbau, die großen innen- und außenpolitischen Weichenstellungen der Nachkriegsjahre. Dies waren Erfahrungen, die immer wieder zur grundsätzlichen Standortbestimmung herausforderten. Eine Gesellschaft, in der Demokratie, Frieden und Wohlstand als „normal“ erlebt werden (und was ist daran schlecht?), wird zwangsläufig ein anderes, weniger am Grundsätzlichen orientiertes Politikverständnis haben. Erleben wir also zur Zeit ein Verschwinden des Politischen? Wohl kaum, es handelt sich eher um einen Normalisierungsprozess. Die politischen Schicksalsfragen der Nation, die Eplers Generation beschäftigten und oft auch entzweiten, sind weitgehend gelöst. Die ökonomischen, sozialen und ökologischen Probleme, vor denen unsere Gesellschaft zu Beginn des neuen Jahrhunderts steht, werden dagegen nicht allein auf nationaler Ebene zu lösen sein. Längst hat die Globalisierung auch die Politik erfasst. Keine guten Voraussetzungen für Politiker, die sich nicht so sehr von der Nase (oder dem Mäntelchen) im Wind, sondern von ihrem inneren Kompass leiten lassen. H. Kohl

Bernd Schneidmüller, Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Otto III. – Heinrich II. Eine Wende?* (Mittelalter-Forschungen, Bd. 1), Sigmaringen (Thorbecke) 1997. 438 S., 16 z. T. farbige Abb.

Wenn die Aufsätze zu einem Sammelband von derartig hochkarätigen Beiträgern – die wohl prominentesten Lehrstuhlinhaber dieser Zeit – geliefert werden, so ist die Frage nach der wissenschaftlichen Qualität des Bandes eigentlich von vornherein schon beantwortet. So gibt es eigentlich nur einen Vorwurf dem man diesem Band, Ergebnis eines Symposiums des Jahres 1996 und zugleich Auftakt einer neuen Veröffentlichungsreihe, machen könnte: Die

Antwort auf die im Titel gestellte Frage ist absehbar, nämlich „Ja und Nein, je nachdem, was man betrachtet.“ Doch wäre eine solche Kritik vordergründig und griffe zu kurz, geht es doch weniger um eine endgültige Antwort als um den Versuch, neue Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, unterschiedliche Ansätze zu konfrontieren und neue Untersuchungsfelder vorzustellen. Die schriftliche Form macht es dabei allerdings unmöglich, die zum Teil äußerst lebhaft geführten Diskussionen der Tagung nachvollziehbar zu machen; nur in einzelnen Fußnoten werden die gegensätzlichen Positionen spürbar. Die Veränderungen, die in der Mediävistik des 20. Jahrhunderts Platz gegriffen haben, werden an der Wahl der Themen deutlich. Es sind nicht mehr Otto III., den man zu einer Art Vorläufer Friedrichs II. hochstilisiert hat, oder Heinrich II., dessen stringente Machtausübung in Verbindung mit einer rigiden Frömmigkeit die Forscher gefesselt hat, sondern es sind Herrscher in ihrer Zeit, die in den ihnen vorgegebenen Rahmenbedingungen verständlich gemacht werden sollen, wobei jeweils unterschiedliche Perspektiven aufeinanderprallen. Eine Art „roten Faden“ bilden dabei die Ereignisse um Adalbert von Prag, den Akt von Gnesen und das Verhältnis zu Polen, die in der Mehrzahl der Beiträge erwähnt und in die Argumentation eingebaut werden. Gleichsam im Subtext findet sich eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Entstehung des „Deutschen“ Reiches, bei der der ersten Jahrtausendwende immer schon eine gewisse Bedeutung beikam. Alles in allem ein wichtiges Buch, das gleichzeitig Zeugnis ablegt von dem Stand der Mediävistik Deutschlands in den 1990er Jahren.

*G. Lubich*

Hans Schultheiß, Karten für Carmen oder der Gedanke nicht mehr mit meinen SS-Kameraden zusammenkommen zu dürfen (Waiblinger Hefte zum Nationalsozialismus, Heft 2), Waiblingen (Stadtverwaltung) 1998. 51 S., zahlr. Abb.

Daß sich die Realität manchmal reichlich unrealistisch abspielt, zeigt sich bei der Tragödie, die sich 1933 tatsächlich so in Waiblingen zugetragen hat. Der am dortigen Bezirkskrankenhaus erfolgreich tätige Arzt Dr. Walter Müller, aus Heilbronn stammend, der sich schon frühzeitig in der SS engagiert hat und als mustergültiger Nationalsozialist gilt, erfährt plötzlich, daß er in Wirklichkeit der uneheliche Sohn eines jüdischen Kaufmanns ist. Was passiert nun? Er schreibt seiner Frau einen Abschiedsbrief, erwähnt darin die Schmach, nicht mehr „in der NSDAP mittun zu dürfen“ und erschießt sich auf dem Schmidener Feld. Seine Frau hatte er zu diesem Zweck mit einem Kollegen in eine Aufführung von Bizets „Carmen“ nach Stuttgart geschickt. Von den Nazis bekommt er trotz seiner nun offenkundigen nichtarischen Abstammung ein Ehrenbegräbnis. Daß diese Episode der Zeitgeschichte nicht in Vergessenheit geraten ist, verdanken wir Hans Schultheiß, der sich dieser Geschichte angenommen hat. Anhand von Materialien aus dem Nachlaß der Witwe Müllers, zahlreichen Zeitzeugeninterviews und durch Einsicht in die Personalakten von Walter Müller gelingt es Schultheiß, diese unglaubliche Geschichte durch weitere Fakten zu ergänzen und dem Leser detailliert zu schildern.

*A. Kozlik*

Hellmut Waller (Bearb.), In Vorderösterreichs Amt und Würden. Die Selbstbiographie des Johann Baptist Martin von Arand (1743–1821) (Lebendige Vergangenheit. Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins, Bd. 19), Stuttgart (Kohlhammer) 1996 (unveränd. Neuauflage 1999). 246 S., 9 Abb. und 4 Tafeln.

Johann Baptist Martin von Arand, als Edler von Ackerfeld später geadelt, war ein, heute würde man sagen, Self-made Man. Als Bauernbub im kleinen Bierlingen bei Rottenburg auf die Welt gekommen, fand er durch Fleiß und Intelligenz rasch Aufmerksamkeit und Gönner in höheren Kreisen, die dem aufgeweckten Kind schulische Bildung zuteil werden ließen. Nach Besuch u. a. des Jesuitenkollegs in Rottenburg stieg er rasch in hohe Verwaltungsämter in verschiedenen Orten Vorderösterreichs auf, etwa als Bürgermeister von Radolfzell 1782–88, später als Oberamtsrat und Landschreiber in Stockach oder als Landrichter in der Landvogtei Schwaben im Oberamt Altdorf. Arand blieb bis zum Ende Vorderösterreichs in

Dienst, ein Ende, das ihn 1805 eigenem Bekunden zufolge „ins Mark getroffen“ hat. Ab 1806 in württembergische Dienste übernommen, fiel er 1812 in Ungnade und wurde pensioniert. Bis zu seinem Tode 1821 war er nicht vollständig rehabilitiert worden.

Arand war ein echtes Kind Vorderösterreichs. Der Geist, der durch die Seiten dieser Autobiographie weht, ist mehr als spätere Verklärung, er offenbart Alltagsleben und Verwaltungsalltag in den kleinen Örtchen und Städtchen dieser – um den Untertitel der Landesausstellung „Vorderösterreich“ zu zitieren – „Schwanzfeder des Kaiseradlers“. So verehrte er etwa Kaiser Joseph II., den er als „Joseph den Großen“ titulierte und stets gegen Kritik von klerikaler Seite in Schutz nahm.

Für den heutigen Leser wirkt das zuweilen verhüllte und manchmal auch unverhüllte Eigenlob, das den gesamten Text durchzieht manchmal aufdringlich. Dazu jedoch muß man wissen: Arand verfaßte seine Memoiren im Jahr 1818 im Alter von 74 Jahren. Zu diesem Zeitpunkt war er bei seinem neuen Herrn, dem König von Württemberg, bereits in Ungnade gefallen und mußte um seinen Ruf (und, nota bene, seine ungekürzte Pension) kämpfen; zudem wird von seiner Biographie her deutlich, daß er, aus einfachsten Verhältnissen stammend, stets verbissener um Anerkennung kämpfen mußte als andere.

Das ändert jedoch nicht am lesenswerten Charakter und am hohen Quellenwert dieser Publikation, denn Selbstzeugnisse aus Vorderösterreich sind rar. Arands Autobiographie zeigt die Geschichte exemplarisch „von unten“, aber doch über das Exemplarische ins Typische hinausweisend. Bleibt noch zu erwähnen, daß der vergriffenen ersten Auflage im Mai 1999 eine zweite folgen soll.

P. Ehrmann

Barbara Weiß, Das Stuttgarter Rumpfparlament. Das Tagebuch von Emil Adolph Roßmäßler und das Selbstverständnis der Abgeordneten (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 80), Stuttgart (Klett-Cotta) 1999. 124 S., 10 Abb.

Als sich im Jahr 1998 die deutsche Revolution des Jahres 1848 zum hundertfünfzigsten Male jährte, gab es zum Gedenken an dieses Ereignis eine Fülle von Ausstellungen, Veranstaltungen und Publikationen. Auch der vorliegende Band entstand in der Absicht, einen Beitrag zu dieser Erinnerungsarbeit zu leisten. Der sächsische Zoologe und Naturforscher Emil Adolph Roßmäßler war Abgeordneter der Paulskirche und gehörte dort der Fraktion der Linken an. Während der kurzen Stuttgarter Episode führte er ein Tagebuch, in dem er die teilweise dramatischen Vorgänge minutiös festhielt. Es befindet sich heute in den Beständen des Bundesarchivs und ist nun, kommentiert von der Autorin, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Das große Vorhaben der Frankfurter Nationalversammlung, dem künftigen Deutschen Reich eine einheitliche Verfassung zu geben, war mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. praktisch gescheitert. Die meisten Regierungen beriefen daraufhin ihre Abgeordneten aus Frankfurt ab. Diejenigen Volksvertreter, die republikanischen Vorstellungen anhängen oder ein Wahlkaiserium befürworteten, waren jedoch nicht bereit, sich dieser Weisung zu fügen. Im Angesicht der heranrückenden preußischen Truppen beschloss man, den Sitz der Nationalversammlung nach Stuttgart zu verlegen – ohne allerdings das Einverständnis der dortigen Regierung eingeholt zu haben. Württemberg hatte zuvor als einziges der fünf deutschen Königreiche die in Frankfurt verabschiedete Reichsverfassung anerkannt. König Wilhelm I. war kurz danach, wie es offiziell hieß, zu einem Kuraufenthalt nach Meran gereist. Die 116 verbliebenen Abgeordneten, die sich weiterhin als rechtmäßige Volksvertretung ansahen, wurden von der Stuttgarter Bevölkerung enthusiastisch willkommen geheißen. Die Sitzungen des „Rumpfparlaments“ fanden an wechselnden Orten statt. Edler Charakter, Lauterkeit der Ziele, die würdevolle Ausübung des vom Volke erhaltenen Mandats, dies waren die Grundsätze, denen man sich verpflichtet fühlte. So verurteilte man die gewaltsamen Erhebungen in Baden und der Pfalz und distanzierte sich deutlich von ihnen. Doch blieben dies reine Gesten, Signale ohne politische Wirkung. Nach nur zwölf Tagen ließ Ministerpräsident Römer, für den die Parlamentarier von Beginn an unerwünschte

Gäste gewesen waren, die Versammlung gewaltsam auflösen. Einmal mehr halfen gegen Demokraten nur Soldaten.

Roßmäbler beschreibt die Stuttgarter Ereignisse mit großem Engagement und blutvoller Anteilnahme. Mitten im Geschehen stehend hält er das Stuttgarter Parlament unbeirrt für das Zentrum des politischen Kräftefeldes. Getragen von dieser Zuversicht stellt er das politische Ideal über die Wirklichkeit. Selbst als die Soldaten die letzte Sitzung im Hotel Marquardt gewaltsam beenden, verläßt ihn seine Hoffnung nicht. Man habe beobachtet, so schreibt er, wie etliche Soldaten Blätter und Blumen aus den aufgehängten Kränzen und Teile des Wandbehangs – Bänder in den deutschen Farben – mitgenommen hätten (andere ließen große Stücke Emmentaler Käse mitgehen).

Die Folgen waren bitter: 87 der 116 Abgeordneten wurden strafrechtlich verfolgt, fünfzig von ihnen gelang es, sich durch Flucht ins Ausland einer möglichen Bestrafung zu entziehen, die meisten von ihnen erhielten politisches Asyl in der Schweiz oder den Vereinigten Staaten. Natürlich stellt sich die Frage, was mit Roßmäbler nach der Revolution geschah. Doch bleibt die Autorin eine Auskunft über das weitere Schicksal ihres Protagonisten schuldig. Eine tabellarische Übersicht mit den Namen der Rumpfparlamentarier – sie befindet sich im Anhang des Bandes – bescheidet den Leser mit einem kargen Hinweis. Unter der Rubrik „nach der Revolution“ findet sich bei Roßmäbler folgender Eintrag: „Ausweisung, kurze Haftstrafen“.

*H. Kohl*

## 10. Einzelne Orte

Richard A. Badal, Fliegerhorst Crailsheim, Crailsheim (Verlag Robert Baier) 1997. 94 S., zahlr. Abb. u. 1 Kartenbeilage.

Ähnlich wie Schwäbisch Hall erhielt auch Crailsheim in den 30er Jahren einen Fliegerstützpunkt. 1935 begannen die Bauarbeiten auf dem Areal zwischen Crailsheim und Roßfeld, im Winter 1935/36 waren sie abgeschlossen und der Horst funktionsfähig. Erst 1939 wurde diesem jedoch mit der Stationierung des Fliegerausbildungsregiments 43 eine endgültige Verwendung zugewiesen; auch nach dessen Verlegung an andere Standorte blieb die Flugzeugführerschule A/B 43 bis 1945 vor Ort. Zahlreiche Piloten erhielten hier vor ihrem Einsatz an der Front ihre fliegerische Ausbildung. Am 4. April 1945 wurde der Horst durch einen schweren Luftangriff verwüstet und am 6./7. April durch amerikanische Truppen besetzt, die ihn allerdings im Zuge der schweren Kämpfe um Crailsheim zeitweilig wieder aufgeben mußten. Teile der Bauten dienten nach dem Kriegsende der Unterbringung von aus der zerstörten Stadt dorthin verlegten Behörden, Schulen, Gewerbebetrieben sowie etwa 1.100 obdachlos gewordenen Crailsheimer Bürgern. Von Mai bis November 1945 bestand auf dem Horstgelände auch ein Lager für „Displaced Persons“.

Der Amerikaner Richard A. Badal begann 1988 mit der Erforschung der Geschichte der auf dem Horstgelände entstandenen „McKee Barracks“ und stieß hierbei auf das Thema seines Buches. Angesichts großer Lücken in den Archivbeständen hat er vor allem Berichte zahlreicher Zeitzeugen verarbeitet. Herausgekommen ist dabei gelungenes, interessantes Buch, das vor allem von diesen persönlichen Erinnerungen geprägt ist, aber auch die offizielle Seite nicht vernachlässigt; ein besonderes Lob verdient das beeindruckend umfangreiche Fotomaterial – man staunt, wieviel Badal hier entdecken konnte, und ahnt, welche akribische und langwierige Detektivarbeit hierfür notwendig war.

*D. Stihler*

Peter Bahn (Hrsg.), „Als ich ein Kind war ...“. Bretten 1497 – Alltag im Spätmittelalter. Begleitbuch zur Ausstellung, Ubstadt-Weiher (Verlag Regionalkultur) 1997. 198 S., 89 teilw. farb. Abb.

Neben dem Grußwort des Brettener Oberbürgermeisters Paul Metzger umfaßt der Band zwölf Textbeiträge, die in der Zusammenschau die gesamte Lebenssituation im Spätmittel-

alter von der Kindheit bis zum Tod umfassen. Dabei sind die einzelnen Aufsätze nicht nur rein auf Bretten begrenzt, sondern sie geben die Situation der betrachteten Zeit wieder. Thematisch wird vom „Alltag“ über Bildung und Wissenschaft bis zu Sozialem eine breite Palette geboten. Die einzelnen Artikel sind zumeist in knappe Unterkapitel aufgeteilt.

Den Anfang macht der Beitrag des Herausgebers, Peter Bahn (S. 9–28), der neben einer kurzen Biographie Philipp Melanchthons, geboren als Philipp Schwartzertd am 16. Februar 1497 in Bretten, die Familie Schwartzertd und die Bedeutung der einzelnen Personen für Melanchthon bietet. Dabei geht der Verfasser auch auf das Jubiläumsjahr 1997 mit seinen verschiedenen Veranstaltungen ein. Ebenso stellt er die Amtsstadt Bretten, ihre Münze und ihren Markt dar.

Der zweite Beitrag von Elisabeth Löffl-Haag beschäftigt sich mit „Kindheit und Spielzeug“ um 1500 (S. 29–45). Dabei reicht die Palette der Themen von Kinderspielen und -reimen über die Kindersterblichkeit und die Einstellung zum Kind sowie dessen Erziehung über „Ehrbare Frauen, Hebammen und Ammen“ bis zu Kinderkleidung und rechtlichem Rahmen (Mündigkeit).

Im darauf folgenden Kapitel widmet sich Wolfgang Martin dem „Schulwesen in Bretten in den Kinderjahren Melanchthons“ (S. 47–67). Der Autor stellt die Quellenlage vor und gibt einen Überblick über die verschiedenen Sichtweisen in der allgemeinen Forschung bezüglich der Schriftlichkeit in Städten und den Bildungsvoraussetzungen. Er stellt die Schulsituation in Bretten und den Bezug zur Universität Heidelberg dar und geht auch auf die Mädchenbildung und den Fächerkanon sowie Schulzeiten und Unterrichtsablauf ein. In einem Exkurs stellt er den Beruf des „Schreib- und Rechenmeisters“ vor (S. 61–63).

Im anschließenden Aufsatz von Ulrich Reich geht es um einen kurzen Abriss „Mathematik zu Melanchthons Geburtszeit“ (S. 67–85). Zu Beginn werden dem Leser die beiden Bereiche der Mathematik vorgestellt, die Algebra und die Arithmetik, wobei sich der Verfasser in der Hauptsache dem „praktischen Rechnen“, der Arithmetik zuwendet. Reich stellt die beiden Methoden des „schriftlichen Rechnens“ und des „Linienrechnens“ vor, die durch Abbildung 1 des Beitrags sehr anschaulich gegenübergestellt werden. Der Kulturaustausch in der Mathematik zwischen islamischer und christlicher Welt findet ebenso Niederschlag wie der Inhalt von Rechenbüchern, und auch Rechenaufgaben sind zu finden. Ein Exponat der Ausstellung in Bretten, der Wittenberger Rechentisch, wird als Zeugnis der Wissenschaftsentwicklung vorgestellt.

Im Anschluß gibt Jutta Zander-Seidel einen Überblick über den „Bürgerlichen Kleideralltag um 1500“ (S. 87–103). Zunächst nimmt die Autorin die Quellenüberlieferung unter die Lupe, deren wesentlicher Teil die zeitgenössischen Kunstdarstellungen sind. Die Alltags-sphäre, so stellt Zander-Seidel fest, bleibt dabei weitgehend ausgeklammert. Die schriftlichen Quellen geben Auskunft über Kleidererwerb und Handel. Es stellt sich dabei heraus, daß Kleidung, gerade der Oberschicht, sehr lange halten mußte. Der Gebrauchtkleiderhandel lag oft bei Frauen. Neben Kleiderordnung, Mode und Kleidung des „gemeinen Mannes“, Berufs-, Funktionskleidung und Amtstrachten beschäftigt sich die Autorin auch mit den Themenbereichen Kleiderpflege und -reparatur.

Ortwin Gamber stellt dann den Vater Philipp Melanchthons, den „Plattner und Büchsenmacher Georg Schwartzertd“ vor (S. 105–110). Die biographischen Daten stammen nach Aussage des Verfassers von Peter Bahn, der seinerseits bereits im ersten Kapitel auf Georg Schwartzertd einging (vgl. S. 19–24). Insgesamt umfaßt Gammers Beitrag eineinhalb Textseiten und 2½ Seiten Abbildungen von Rüstungen und deren Teilen. Auf Seite 110 müßte die zweite Überschrift besser „Abbildungen“ als „Anmerkungen“ heißen.

Der nächste Beitrag von Norbert Ohler steht unter der Überschrift „Reisen zur Zeit Melanchthons“ (S. 111–132). Die Unterkapitel widmen sich den Gründen für eine Reise (u. a. der Wissenschaft wegen), den Reisewegen, Zielorten, den Reisevorbereitungen, den Verkehrsmitteln, dem Reisetempo, auch Jahreszeiten und Reisen in Gesellschaft, was das Stichwort Sicherheit ins Spiel bringt. Reisekosten und Unterbringung werden behandelt

(z. B. das in Venedig mögliche Pauschalangebot für Reisen ins Heilige Land). Aber auch Zollstellen und gedruckte Karten erwähnt Ohler.

Im folgenden widmet sich Wolf-Dieter Albert in seinem kunstgeschichtlichen Aufsatz der „Heiligenskulptur zwischen 1450 und 1550“ (S. 133–139). Dabei konzentriert sich der Autor im wesentlichen auf die in der Brettener Ausstellung präsentierten Figuren des dortigen Stadtmuseums, wobei er diese im Rahmen ihrer Zeit betrachtet. Arbeiten einzelner Meister werden vorgestellt. Am Schluß stellt sich Albert nochmals die Frage der Zusammengehörigkeit der Brettener Figuren als Altargruppe und beantwortet sie negativ.

Wolfgang F. Reddig behandelt einen sozialgeschichtlichen Aspekt. „Das Bürgerspital um 1500 – Pfründneranstalt und Sozialasyl“ heißt der Aufsatz (S. 141–157). Dabei geht es um die „Entwicklung und Zielsetzung des Hospitals bis in die Zeit um 1500“ als auch „um das Beziehungsgefüge seiner Bewohner und Funktionsträger“ (S. 141). Reddig beginnt seine Untersuchung mit einem knappen Überblick seit dem 12./13. Jahrhundert u. a. mit den verschiedenen Orden. Er setzt seine Betrachtung mit der zunehmenden Verbürgerlichung des Spitals fort. Verwaltung und Pflegepersonal werden betrachtet. Auch die Spitäler anderer Städte (Nürnberg und Straßburg) werden einbezogen. Abschließend wendet sich der Autor der Brettener Spitalordnung zu.

Wolf-Dieter Müller-Jahnke beschäftigt sich unter dem Titel „Denn alles besiegt der Tod...“ mit „Seuchen und Heilkunde in der frühen Neuzeit“ (S. 159–164). Sein Schwerpunkt liegt dabei auf der Pest in Venedig 1348. Er gibt Beispiele für die Feststellung von Symptomen und die Versuche mit allen möglichen Mitteln, u. a. der Astrologie, des Problems Herr zu werden. Die Verfolgung der Juden im Zusammenhang mit der Pest wird kurz angerissen. Die Memento-Mori-Literatur und die Totentanz-Darstellungen als Ausdruck des Grauens finden Erwähnung.

Die Erfahrung des Todes behandelt Elfriede Starke: „Einüben auf das Sterben“ (S. 165–175). Starke beginnt mit der Erfahrung, die Melanchthon schon im Kindesalter mit dem Tod machen mußte. Sie nennt die verschiedenen Aspekte des Todes im Erleben seiner Zeitgenossen: hohe Kindersterblichkeit, Seuchen, Krieg und Todesstrafe. Aber auch der Umgang mit dem allgegenwärtigen Lebensende wird uns vor Augen geführt. Seien es Glaubensrituale und Zeremonien, die Vorstellungen vom Fegefeuer und vom Jüngsten Gericht. Kunst-historische Topoi wie „Der Tod und das Mädchen“ werden ebenso erwähnt wie der Beistand für die Toten und das unter öffentlicher Teilnahme begangene Begräbnis.

Auch der letzte Beitrag behandelt den Tod. „Historische Grabmäler in Bretten ...“ überschreibt Anneliese Seeliger-Zeiss ihre Ausführungen (S. 177–196). Die Grabmäler der Stadtkirche in Bretten werden sowohl als greifbare Zeugnisse, als „Geschichte zum Anfassen“ einzeln vorgestellt als auch im Kontext der Bestattungsbräuche gesehen. Waren in Zeiten von Seuchen Grabstätten außerhalb der Städte angesiedelt, galten sie in oder bei Kirchen schon im Mittelalter als besonders bevorzugt. Die Grabmäler als Ausdruck von Zeitgeschmack und konfessioneller Haltung der Auftraggeber werden auch betrachtet. Ein besonderer Augenmerk gilt dabei den Kindergräbern in der Bach-Kapelle in Bretten.

Die einzelnen Beiträge können häufig nur einen knappen Überblick über die behandelte Thematik bieten, dennoch ist gerade dies ein Anreiz, sich mit dem ein oder anderen näher zu beschäftigen, wobei der Ansatz, sich nicht auf Bretten zu beschränken, sondern die Stadt und ihre Menschen im Umfeld ihrer Zeit zu betrachten, fruchtbar ist. Auch bleibt zu sagen, daß die Abbildungen im Großen und Ganzen zur Veranschaulichung des im Text gesagten dienen und damit über das rein Dekorative hinausgehen.

*U. Schulze*

Markus Bauer, *Der Münsterbezirk von Konstanz. Domherrenhöfe und Pfründhäuser der Münsterkapläne im Mittelalter* (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, NF der Konstanzer Stadtrechtsquellen, Bd. 35), Sigmaringen (Thorbecke) 1995. 335 S., 1 Plan.

Bereits 1908 hatten Konrad Beyer und Anton Maurer mit dem „Konstanzer Häuserbuch“ eine wertvolle Arbeit vorgelegt, um die die Stadt Konstanz von vielen anderen Städten benannt werden kann.

Die Dissertation von Markus Bauer, Schüler von Helmut Maurer gibt nun den neuesten Forschungsstand wider und geht über eine reine „Fortschreibung“ des Häuserbuchs hinaus. Es werden neben neuen Quelleneditionen auch bisher unbeachtete Archivalien herangezogen. So bietet der Autor im Anhang II seines Buches aus den Münsteranniversarien ein Zinsregister von ca. 1320 (GLA 64/7–9). Darüber hinaus werden auch Ergebnisse archäologischer Forschungen einbezogen, wobei Bauer auf eigene Erfahrungen zurückgreifen kann, aber auch auf Judith Oexles Rat. Ebenso finden Bauuntersuchungen Eingang.

Zeitlich reicht die Arbeit bis zum Jahr 1511, in welchem das Vertragswerk zwischen Klerus und Stadt über den Erwerb und die Rechte an Häusern und Gütern durch die tote Hand einen gewissen Abschluß bildet.

Die insgesamt klar strukturierte Dissertation gliedert sich in ihrem Hauptteil in vier Kapitel. Einleitend formuliert Bauer als eines seiner Hauptziele die möglichst dichte Rekonstruktion der Besitzer der einzelnen Häuser.

Zunächst widmet sich der Autor den „Konstanzer Domherrenkurien“ (S. 23–161). Diese unterzieht Bauer einer eingehenden Untersuchung hinsichtlich ihrer rechtlichen Gegebenheiten, wobei er eine ältere und eine jüngere Gruppe der Domherrenhöfe unerscheidet. Er fragt ebenso nach den Rechten der Kurienbesitzer wie nach den Nutzungsmöglichkeiten – als Herbergen und Stadtsitze landsässiger Familien, als Lager für Weinhandel und als Schankstätten, als Gegenstände der Vermietung und Träger von Anniversarrenten, als Objekte der von den Domherren betriebenen Erbschaftspolitik. Am Ende werden bauliche Gestalt der Kurien, die Struktur der Gehöfte, die Verteilung der Baulasten und die Kompetenzverteilung bei Bau- und Feuerschau in den Blick genommen.

Danach werden die „Klosterlehen des Domkapitels“ beleuchtet (S. 162–194). Hier liegt der Schwerpunkt der Häusergeschichte auf der Feststellung des Umfangs der einzelnen Areale, der Ermittlung der frühesten Nachweise für die Liegenschaften und der Zeit und der Umstände, unter denen der Rechtstatus als Klosterlehen wieder verloren war. Nur in den Fällen, in denen archäologische oder Bauuntersuchungen vorliegen, wurden diese den schriftlichen Quellen gegenübergestellt, sonst blieben die Baukörper ausgeklammert. Räumlich waren die meisten Klosterlehen außerhalb der Stadt selbst zu finden. Im Vergleich mit Einrichtungen anderer deutscher Domstifte (v. a. Mainz, Trier und Speyer) werden die Lehens- und Nutzungsrechte von Dompropst, Domkapitel und Domherren in ihren jeweiligen Anteilen dargestellt. Die Klosterlehen selbst werden in ihrer Entwicklung vom Übergang in andere Vermögenskörper bis zu ihrer endgültigen Abschaffung anfangs des 17. Jahrhunderts betrachtet.

Es folgt der dritte Teil über die „Pfründhäuser der Altäre im Münster“ (S. 195–280). Aufgrund der großen Zahl dieser Objekte bechränkt sich Bauer bei der Häusergeschichte auf die wichtigsten Probleme: Erwerbung für die Altäre, Vorbesitzer, Erhalt älterer Rechte. Besonders das Phänomen der Entstehung der „Stadt des Klerus“ im Bereich der Konstanzer „Altstadt“ am Ende des Mittelalters wird untersucht, was hauptsächlich auf die Zunahme von Pfründhäusern der Münsterkaplaneien zurückgeführt werden kann – am Ende des Mittelalters immerhin 45. Neben der Suche nach Widerständen, die die Stifter zu überwinden hatten, und ihren Motiven, wird die Frage erörtert, ob den Grunderwerbungen der Münsterpfründen im Stadtgebiet von Konstanz ein übergeordneter Plan zugrundelag. Bauer stellt hier zwei „zeitliche und topographische Schwerpunkte“ fest: seit dem 13. Jahrhundert wurden v. a. „Baulücken am Münsterplatz geschlossen und einige größere Areale des Hochstifts in der Niederburg und auf der Nordseite der Katzgasse angesiedelt.“ Zwischen 1350

und 1511 wurden zunächst bis 1450 „die Prediger- und Webergasse, dann das Käfisbad und die Salmansweilergasse“ bevorzugt (S. 296).

Der vierte Teil ist überschrieben: „Die Amortisationsbestrebungen des Rates. Der Streit um die Steuerbarkeit geistlicher Häuser“ (S. 281–290). Die Bemühungen der Bürgerschaft und des Rates, den Übergang von städtischem Grund und Boden an die tote Hand zu verhindern oder zumindest deren bürgerlichen Status – vor allem bezüglich der Steuerpflicht – zu erhalten, sind Thema dieses Blocks. Die Vertragsvereinbarungen zwischen Kirche und Stadt von 1511 bilden den Schlußpunkt. Bauer erkennt ein letzliches Scheitern der bürgerlichen Bemühungen. Im Vergleich mit den in jüngster Zeit untersuchten Domfreiheiten anderer Städte konstatiert der Verfasser als signifikantesten Unterschied in Konstanz, daß ein „Immunitätsbezirk des Konstanzer Münsters, der durch eine sichtbare Grenzlinie räumlich eindeutig definiert wäre, nicht zu fassen“ sei (S. 298). Die Anwendung des Begriffs „Legation“ im Sinne von Vermächtnis kann – Werner Kunderts Einschätzung in der ZGO 56 (1997), S. 567 folgend – als unüblich und zu vermeiden bezeichnet werden.

Der Anhang I nennt die „Häuser am Käfisbad“ (S. 302–308). Die dortige Handwerker-gasse wurde im 15. Jahrhundert von Pfründen des Münsters aufgekauft. Der zweite interessante Aspekt dieses Gebiets ist, daß es die Grenze zwischen Konstanzer Altsiedelland und der erst seit dem 12. Jahrhundert besiedelten Seeuferzone markiert.

Anhang II ist, wie bereits erwähnt, die Edition des Zinsregisters des Domkapitels aus der Zeit um 1320 (S. 309–319).

*U. Schulze*

Susanne Dietrich, Julia Schulze-Wessel, Zwischen Selbstorganisation und Stigmatisierung. Die Lebenswirklichkeit jüdischer Displaced Persons und die neue Gestalt des Antisemitismus in der deutschen Nachkriegsgesellschaft (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 75), Stuttgart (Klett-Cotta) 1998. 232 S.

Es ist ein glücklicher Zufall, wenn zwei Autorinnen zur gleichen Zeit über ein gern verdrängtes Thema der Nachkriegszeit – Displaced Persons (DPs) – mit sehr unterschiedlichen Arbeitsmethoden und Intensionen forschen. Unter „Displaced Persons“ verstand man Menschen, die aus ihrer Heimat verschleppt wurden oder geflohen waren und nun keine Möglichkeit mehr hatten, zurückzukehren, z. B. weil sie wie die polnischen Juden wieder Verfolgung ausgesetzt waren. Die meisten warteten in Deutschland auf die Einreise nach Palästina oder den USA. Sie standen unter dem besonderen Schutz der Besatzungsmacht. Sie waren laut Definition der amerikanischen Regierung „Zivilpersonen, die sich aus Kriegsfolgegründen außerhalb ihres Staates befinden; die zwar zurückkehren oder eine neue Heimat finden wollen, dies aber ohne Hilfestellung nicht zu leisten vermögen“ (S. 142). Die Situation war schwierig, denn die DPs befanden sich im Land der Täter, waren vielfach vom KZ gezeichnet, nicht mehr arbeitsfähig, auf der Suche nach Angehörigen und sahen sich dem Mißtrauen ihrer Umgebung ausgesetzt. Diese war schnell bereit, in ihnen arbeitsscheue und verbrecherische Geschöpfe zu sehen, die schnelle Gewinne auf dem Schwarzmarkt erzielen wollten. Hinzu kam, daß sie – gerade dem Lager entronnen – wieder in ein Lager kamen. Im Juli 1945 besuchte eine amerikanische Delegation unter Leitung von Earl G. Harrison 30 verschiedene DP-Lager. Sein Bericht wurde maßgebend für die bevorzugte Behandlung der jüdischen DPs, denn er prangerte die unzumutbaren Zustände an, denen die jüdischen Überlebenden ausgesetzt waren. „Zugegebenermaßen ist es eigentlich nicht wünschenswert, besondere rassische oder religiöse Gruppen aus ihrer Nationalitätenkategorie auszuklammern; die nackte Wahrheit aber ist, daß die Nazis lange Zeit genau so verfahren und dadurch eine eigene Gruppe mit besonderen Nöten entstand“ (S. 143). So begründete Harrison die Bildung von eigenen Lagern für jüdische Flüchtlinge, die nun in der amerikanischen Zone eingerichtet wurden.

Susanne Dietrich analysiert die jüdischen Lager in Stuttgart. Julia Schulze-Wessel geht es um die Reformulierung des Antisemitismus in der Nachkriegsgesellschaft.

Susanne Dietrich hat ihre Darstellung in zwei große Blöcke gegliedert: Die Ausgangslage 1945 allgemein und dann die Situation in Stuttgart. Sehr ausführlich wird die Quellenlage ausgebreitet und weiterführende Literatur genannt. Gut ist die genaue Definition der Begrifflichkeit. Der Aufbau der Stuttgarter Lager, die jüdische Selbstverwaltung, die Empfindlichkeiten auf beiden Seiten sind sehr plastisch geschildert. Den Stadtplan zur besseren Orientierung hätte man schon vor der Seite 55 gebrauchen können. Auch die Überschriften deuten oft etwas anderes an als dann darunter gefaßt ist, z. B. erwartet man unter „Erziehung und Bildung“ nicht unbedingt eine Detailanalyse der Bevölkerungsstruktur im Lager.

Julia Schulze-Wessel weist an Hand von Polizeiakten aus Stuttgart und Frankfurt nach, daß die gern geäußerte These, daß der Antisemitismus mit der Befreiung der Konzentrationslagern durch die Alliierten endete, nicht zutrifft. „Die Diffamierung der jüdischen DP's entsprang vor allem aus den antisemitischen Überzeugungen der deutschen Gesellschaft; sie bildeten in der Nachkriegszeit das wichtigste Ziel-Objekt in der Kontinuität antisemitischer Stereotypen“ (S. 156). Sie erläutert die Kontinuität des Antisemitismus und zeigt zugleich die Widersprüchlichkeiten auf, von denen die Nachkriegsgesellschaft in Bezug auf die jüngste Vergangenheit geprägt war. Die angeführten Zitate zeigen, daß Sprache sich nicht so schnell wandelt. In den Polizeiberichten wurden aus den Opfern der Vernichtungspolitik Verbrecher, die eine Bedrohung für die deutsche Bevölkerung darstellen. Auch das politisch anvisierte Ziel, mehr Macht für die deutsche Polizei zu erreichen, wird veranschaulicht.

Das Fazit der Autorin lautet: „Der Antisemitismus drückte sich nicht mehr in so offensichtlichen Formen aus wie noch im Nationalsozialismus, sondern äußerte sich subtiler. Existente war er noch immer, und das nicht nur an deutschen Stammtischen oder hinter den verschlossenen Türen der Privatheit; er blieb öffentlich“ (S. 224).

Alles in allem liegen hier zwei faktenreiche Arbeiten vor, die sich ergänzen. Beide beziehen Stellung. Während Susanne Dietrich eher über die Ereignisse berichtet, werden diese von Julia Schulze Wessel auf die Fragestellung hin abgeklopft. Beide Arbeiten reißen Fragestellungen an, die Ausgangspunkte für weitere Forschungen über die DP's sein können. Interessant ist auch die Analyse der Razzia vom 29. März 1946 im Lager Reinsburgerstraße, bei der ein KZ-Überlebender erschossen wurde, aus zwei verschiedene Blickwinkeln. Nach diesem Vorfall war es der deutschen Polizei vorübergehend verboten, die Lager der jüdischen DP's zu betreten.

Die fremdsprachigen Zitate hätte man für die Buchveröffentlichung vielleicht besser übersetzt, da dieser Lektüre eine breite Leserschaft vor allem bei jungen Leuten zu wünschen wäre. Besonders der zweite Teil sollte Menschen aufrütteln, über die eigenen Denk- und Sprachmuster nachzudenken.

*I. Kottmann*

R1 330 Jahre Garnison Bad Mergentheim. Geschichte der Panzerbrigade 36 1963–1993. Geschichte des Nachschubbataillons 12. Hrsg vom Stab der Panzerbrigade 36, Bad Mergentheim (Stab Panzerbrigade 36) 1993. 232 S., zahlr. Abb.

Mit der Verlegung der letzten Soldaten des Stabs und der Stabskompanie der Panzerbrigade 36 im November 1993 von Bad Mergentheim nach Veitshöchheim bei Würzburg gehörte nach dreißigjährigem Bestehen der Bundeswehr-Standort Bad Mergentheim der Vergangenheit an. Von den Brigadeeinheiten und -bataillonen waren – abgesehen von denjenigen in den Garnisonen Kulsheim (Main-Tauber-Kreis) und Walldürn (Neckar-Odenwald-Kreis) – bis dahin in Bad Mergentheim die Panzerpionierkompanie 360 seit 1963 und die Nachschubkompanie 360 seit 1972, ferner von 1963/68 bis 1972 das Versorgungsbataillon 366 untergebracht gewesen. Vervollständigt hatten die Garnison der Großen Kreisstadt seit 1972 der Bataillonsstab und die 1. Kompanie des Nachschubbataillons 12, beide ebenfalls in der 1960 bis 1963/64 errichteten „Deutschorden-Kaserne“ auf dem Trillberg stationiert. Ausschlaggebend für die Aufgabe des in Spitzenzeiten mit bis zu 750 Soldaten belegten Bundeswehr-Standes Bad Mergentheim war die Umsetzung der „Heeresstruktur 5“ im Ge-

folge u. a. der „2+4-Verhandlungen“ mit dem Vertrag von Moskau (19. September 1990) und der Rüstungskontroll-Vereinbarungen VKSE 1 von Paris (19. November 1990).

Die Auflösung der Garnison ist in der Bad Mergentheimer Stadtgeschichte kein einmaliger Vorgang: während der letzten drei Jahrhunderte hatte der ehemalige Standort jahrzehntelang ohne Militärpräsenz existiert, waren hier stationierte Truppeneinheiten wiederholt verlegt oder aufgelöst worden. Erstmals konnte die damalige Deutschordens-Residenzstadt Mergentheim seit 1696 als Garnison bezeichnet werden, als hier eine Dragonerkompanie (Halbschwadron) und eine Infanteriekompanie als Teil des Ordenskontingentes der Fränkischen Kreistruppen in Bürgerquartieren ständig stationiert wurden. Gemeinsam mit der in Ellingen (Mittelfranken) aufgestellten weiteren Fußkompanie erreichte das Ordenskontingent in Friedenszeiten maximal die Anzahl von 140 Infanteristen und 30 Dragonern. Nach der Einverleibung durch Württemberg 1809 waren in der nunmehrigen Oberamtsstadt in den nächsten fünf Jahren wechselnde Einheiten mit bis zu 650 Mann in Bürgerquartieren, im aufgehobenen Dominikanerkloster, im ehemaligen „Schöntaler Probsthof“ oder in Teilen des Schlosses untergebracht.

Erst nach 54 Jahren zogen erneut Soldaten in Mergentheim ein. Teile des Schlosses – das innere Schloß und das ehemalige Archivgebäude – dienten zunächst von 1868 bis 1870 dem 1. württembergischen Jäger-Bataillon (Friedensstärke 374 Mann) und hierauf von 1871 bis 1914/19 dem II. Bataillon des 4. württembergischen Infanterie- bzw. Füsilier-Regiments „Kaiser Franz Joseph, König von Ungarn“ Nr. 122 (Friedensstärke rund 500 Mann) als Kaserne. Nach der Demobilisierung im Gefolge des 1. Weltkrieges waren im Schloß im ersten Quartal 1919 die Sicherheitskompanie Nr. 12 (268 Mann) sowie von 1921 bis 1926 die Polizeischar 16 bzw. Polizeibereitschaft (staatliche kasernierte Polizei, etwa 100–250 Mann) einquartiert. Nach der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 bezogen bis zu ihrem Einsatz im Polenfeldzug 1939 4 Kompanien (9. – 12.) des III. Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 55 die neuerbaute „Deutschmeisterkasernen“ am Hang des Trillberges (heute „Caritas“-Krankenhaus).

Die vorstehend unter Weglassung der Ersatzeinheiten skizzierte und im angezeigten Band bis Kriegsende 1945 äußerst knapp und nicht immer ganz korrekt abgehandelte Bad Mergentheimer Garnisonsgeschichte bildete in den Augen der Bearbeiter aus den Reihen des Stabes der Panzerbrigade 36 nur einen von mehreren Traditionssträngen für den aufgelösten Bundeswehr-Standort an der Tauber. Sogenannte „Traditionsverbindungen“ ging die Panzerbrigade 1975/76 mit den ehemaligen Angehörigen des bis zum 1. Weltkrieg in Marienburg an der Nogat stationierten „Deutschorden“-Infanterie-Regiments Nr. 152 und 1992 mit dem heute mit Sitz in Wien wirkenden katholischen, seit 1923 rein klerikal-geistlichen Deutschen Orden ein. 1985 übernahm sie zudem die Patenschaft über die Ausstellungsräume des mittlerweile geschlossenen Militärmuseums im Schloß Bartenstein (Kreis Schwäbisch Hall), insbesondere über die dortige Abteilung zur Geschichte der königlich preußischen und sächsischen Kadetten.

Nahezu drei Viertel der Publikation ist allein der Struktur und Entwicklung der Panzerbrigade 36 in den drei Garnisonen Bad Mergentheim, Kilsheim und Walldürn gewidmet, während ein vergleichsweise kleiner Abschnitt sich mit der Geschichte des Nachschubbataillons 12 in den Standorten Bad Mergentheim, Veitshöchheim und Hammelburg (Landkreis Bad Kissingen) beschäftigt. Zunächst werden die drei Brigadestandorte mit ihrer jeweiligen Stadt- und Garnisons- bzw. Kasernengeschichte vorgestellt, hierauf folgen Darstellungen des Brigadekommandos, der Brigadeeinheiten sowie der Bataillone der Panzerbrigade in ihrer Struktur und Geschichte. Die einzelnen Einheiten in ihren Aufgaben und Gliederungen werden ebenso wie deren Wappen beschrieben, Listen der Brigadekommandeure (mit Bild), stellvertretenden Brigadekommandeure und Kommandeure Brigadeeinheiten, Generalstabs-offiziere G-3 und G-4, Kompaniechefs, Kompaniefeldwebel, Bataillonskommandeure und deren Stellvertreter fehlen ebensowenig wie die Chroniken der einzelnen Einheiten. Den gleichen Strukturprinzipien folgt die Geschichte des Nachschubbataillons 12.

Einen relativ breiten Raum nimmt die Darstellung der Patenschaften und Verbindungen der Brigade, der Brigadeeinheiten und Bataillone zu Städten und Gemeinden, alliierten Verbänden und – in traditioneller Beziehung – zu Einheiten der ehemaligen deutschen Wehrmacht ein. Eine Beschreibung des Übergangs des deutschen Heeres von der „Heeresstruktur 4“ (seit 1979/80) zur „Heeresstruktur 5“ (1990/94) sowie der Auswirkungen dieser Planungen auf die Panzerbrigade 36 stellt die Auflösung der Garnison Bad Mergentheim in einen größeren politisch-militärischen Zusammenhang. Erinnerungen an das Offizierheim an der Boxberger Straße sowie Ausschnitte aus örtlichen Tageszeitungen über das Garnisonsgeschehen von 1963 bis 1993 runden den mit 87 Fotos illustrierten und mit über 30 Grafiken und Plänen ausgestatteten Band ab.

Mit der 1895 im Verlag W. Kohlhammer in Stuttgart erschienenen „Garniongeschichte der Stadt Mergentheim seit dem Ende des 18. Jahrhunderts“ von Hauptmann z. D. Heinrich Schmitt (1852–1920) hatte der militärische Standort Mergentheim seine für das 19. Jahrhundert gültige Darstellung gefunden. Das 18. Jahrhundert und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts harrten bislang noch der Bearbeitung. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts – die 30 Jahre existierende Bundeswehr-Garnison Bad Mergentheim – wird mit der hier besprochenen, vom Stab der Panzerbrigade 36 zusammengestellten Dokumentation – so läßt sich abschließend feststellen – umfassend gewürdigt.

*C. Bittel*

Roland Flade, Lehrer, Sportler, Zeitungsgründer. Die Höchberger Juden und die Israelitische Präparandenschule (Schriften des Stadtarchivs Würzburg, Heft 12), Würzburg (F. Schöningh) 1998. 128 S., 40 Abb.

In Höchberg bei Würzburg gab es vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis in die NS-Zeit hinein eine jüdische Gemeinde. Sie gehörte mit Heidingsfeld und anderen Orten zu denjenigen Landgemeinden in der Nähe Würzburgs, in denen zahlreiche Juden lebten und arbeiteten. Von dieser Kultusgemeinde zeugen heutzutage beispielsweise noch der Friedhof, die zur evangelischen Kirche umgebaute ehemalige Synagoge und nicht zuletzt das von Herbst 1995 bis Ende 1996 sanierte Haus der 1861 gegründeten Israelitischen Präparandenschule Höchberg, in der in zwei über einen eigenen Aufgang erreichbaren Räumen in einem Anbau eine Dauerausstellung zur Geschichte der Schule und der Höchberger Juden gezeigt wird. Die Ausstellung wurde von Dr. Roland Flade erarbeitet, der zu dieser darüber hinaus mit dem vorliegenden Buch auch den „Begleitband“ (S. 12) geliefert hat.

Roland Flade hat sich wiederholt mit der jüdischen Geschichte in Würzburg und Unterfranken beschäftigt, etwa in seiner Dissertation über die Würzburger Juden in der Weimarer Republik und der Arbeit über den Novemberpogrom 1938 in Unterfranken, die als Heft 6 ebenfalls in der Schriftenreihe des Stadtarchivs Würzburg erschienen ist. Der Autor läßt also auf ein gut recherchiertes und fundiertes Buch schließen. Und – um es vorweg zu nehmen – diese Erwartung wird nicht enttäuscht.

Im Zentrum des Buches steht die Israelitische Präparandenschule, die über sieben Jahrzehnte hinweg junge Juden auf den Lehrerberuf beziehungsweise auf den Besuch der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg vorbereitete. Sie hatte einen guten Ruf, sodaß an ihr nicht nur Schüler aus Bayern lernten, sondern auch aus ganz Deutschland, ja sogar aus dem Ausland – beispielsweise waren zwei äthiopische Juden während ihrer Reise durch Europa eine Zeitlang in Höchberg zu Gast.

Die Präparandenschule hat maßgeblich dazu beigetragen, daß sich die jüdische Gemeinde Höchberg nach Aufhebung aller rechtlichen Beschränkungen nicht bereits im 19. Jahrhundert durch Wegzug aller Mitglieder in die nächstgelegenen Städte – wie andernorts vielfach geschehen – aufgelöst hat. So erscheint es in sich schlüssig, dieser Institution das Hauptinteresse zuzuwenden; und dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund, daß das Buch ja der Begleitband zur Dauerausstellung im ehemaligen Schulgebäude ist.

Doch bevor die Schule näher betrachtet wird, stellt Roland Flade kurz die Geschichte der jüdischen Gemeinde Höchberg von den Anfängen im 17. Jahrhundert an, ihrer Einrichtung

gen wie Synagoge oder jüdische Schule und den Begründer der Präparandenschule, Rabbiner Lazarus Ottensoser, vor. Dieser wirkte von 1828 bis 1876 in Höchberg als Rabbiner, Vorsänger und Lehrer, zeitweilig auch als Schächter. Anschließend folgt ein Kapitel über den Begründer der berühmten Frankfurter Zeitung, Leopold Sonnemann, der 1831 in Höchberg geboren wurde, dessen Eltern allerdings bereits neun Jahre darauf nach Offenbach umgezogen sind. Er selbst hat später vor allen Dingen in Frankfurt am Main und als Reichstagsabgeordneter in Berlin gewirkt.

Der Autor nähert sich der Institution Präparandenschule von verschiedenen Seiten: Den Anfang machen ein Abriß der Schulgeschichte bis ungefähr 1910 und ein Einblick in die dort herrschende Atmosphäre aus Sicht der Schüler, wie sie uns aus autobiographischen Zeugnissen überliefert ist. Die Bewertung der Schule fällt dabei je nach Schüler sehr unterschiedlich aus. Während Schalom Ben Chorin eine übertriebene Zucht feststellte, aufbauend auf der Mischung von jüdischer Gesetzmäßigkeit und bayerischem Kasernenhofton, meinte Henry Okolica, daß ein schöner Schulgeist geherrscht habe und man leicht Freunde finden konnte (S. 51).

Auf diesen Abschnitt folgt die Vorstellung der einzelnen Lehrer in Kurzbiographien oder mehrseitigen Lebensabrissen bei ausgewählten Personen. Beispielsweise beschäftigt sich Roland Flade intensiver mit dem Schüler und späteren Lehrer Benno Hirnheimer, der sehr beliebt war und von David Schuster sogar als der beste Lehrer bezeichnet wird, den er je gehabt habe (S. 66). Auf die Lehrer folgen selbstverständlich die Schüler, die nun nicht mehr einzeln vorgestellt werden können. Hier thematisiert der Autor vielmehr das Leben der Schüler, etwa in Hinblick auf ihre Unterbringung oder Kontakte mit der Höchberger Bevölkerung.

Ein eigenes Kapitel wird der Fußballmannschaft der Schule gewidmet, da der Fußballsport als einzige Abwechslung zum Alltag im Ort eine besondere Rolle gespielt hat. Anhand eines Fotos der Mannschaft aus dem Schuljahr 1930/31 wird der weitere Lebensweg der Spieler beleuchtet. Durch den Machtantritt der Nationalsozialisten erfuhren sie alle einen Bruch in ihrer Lebensgeschichte, da für sie ab 1933 in Deutschland kein normales Leben mehr möglich war. Von den elf abgebildeten Spielern emigrierten neun; einer wurde von den Deutschen im Konzentrationslager ermordet. Der elfte, Arthur Antwort, wurde im Oktober 1938 nach Polen abgeschoben, diente dort bei Kriegsbeginn in der polnischen Armee und wurde später von den sowjetischen Streitkräften nach Palästina „transferiert“ (S. 88), wo ihn ein anderer ehemaliger Schüler, Simon Berlinger, in einem britischen Militärlazarett wiederfand.

Nach Betrachtung der Lehrer und Schüler folgt der Abschnitt über die Zeit des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik, in der es zum Ende der Israelitischen Präparandenschule Höchberg kam. Diese mußte aus finanziellen Gründen mit der Israelitischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg vereinigt werden, so daß mit dem letzten Schuljahr 1930/31 die Geschichte der Schule endet. Wie eng die jüdische Gemeinde Höchberg mit dieser Schule verbunden war, zeigt sich auch daran, daß 1925 noch 85 Juden in Höchberg lebten, 1933 aber nur noch 22 (S. 99). Von den über 60 weggezogenen Juden dürften die meisten Lehrer und deren Familienangehörige, Bedienstete der Schule sowie Schüler gewesen sein. Der Verfolgung und Ermordung der letzten Lehrer hat Roland Flade einen eigenen Abschnitt gewidmet. Einigen von ihnen gelang die Emigration, andere wurden in Theresienstadt oder Auschwitz ermordet, so im Oktober 1944 der Lehrer Benno Hirnheimer mit seiner Frau Berta und ihren drei kleinen Kindern.

Das Buch ist sehr anschaulich geschrieben und enthält zahlreiche Abbildungen, die das Dargestellte zusätzlich verdeutlichen. Besonders eindringlich sind die Aussagen ehemaliger Schüler, weil hierdurch ein sehr persönlicher Zugang zum Thema gewonnen werden kann. Roland Flade ist zu danken, daß er mit einigen „Ehemaligen“ Kontakt aufgenommen und sie zum Thema befragt hat. Die allgemeine Orientierung auf das Biographische schafft es zudem, die betroffenen Menschen aus der Anonymität zu holen und sie damit für den Leser

als Individuen faßbar zu machen. So hat der erste Teil des Untertitels, nämlich „Die Höchberger Juden“, seine volle Berechtigung. Das Buch ist als Begleitband zur Dauerausstellung in Höchberg konzipiert, doch es ist mehr als das. Jeder Leser kann, auch ohne Besuch der Dauerausstellung, mittels des Buchs in die Welt der Präparandenschule und Höchbergs eindringen und wird dabei vielfältigste Erkenntnisse sammeln. Dem Autor ist es gelungen, eine Lokalstudie zu schreiben, die über ihre Einordnung in größere Zusammenhänge und das Aufzeigen vielfältiger Verbindungslinien, zugleich für jeden an jüdischer und deutscher Geschichte Interessierten großen Wert besitzt. Ganz nebenbei erfährt man viel über den Alltag der Jahre nach 1900 in einem ländlichen Ort.

Doch ganz ohne Kritik kann auch diese Besprechung nicht enden. Ich möchte hierbei nur drei Dinge ansprechen: 1. Das Buch ist nicht streng chronologisch strukturiert, der historische Abriss wird vielmehr den thematischen Gesichtspunkten untergeordnet. Dieses Prinzip ist an sich gut umgesetzt, so daß zeitliche Vorgriffe beim Lesen meist keine Probleme bereiten. Lediglich beim Kapitel zur Schule während des Ersten Weltkriegs und in der Weimarer Republik tritt der zeitliche Bruch zu dem vorherigen Kapitel über die Fußballmannschaft inklusive der Lebensschicksale der Fußballer in der NS-Zeit zu deutlich zu Tage. Hier wäre es sinnvoller gewesen, die Schulgeschichte nach 1914 dem eigentlichen Schulkapitel einzugliedern.

2. Dem Leben von Leopold Sonnemann als dem wohl berühmtesten Sohn Höchbergs wird in der Arbeit meiner Meinung nach zu viel Raum gegeben. Sonnemann ist zwar in Höchberg geboren, aber schon früh nach Offenbach umgezogen. Die ersten Kinderjahre rechtfertigen aber nicht diese ausführliche Behandlung, da sein Leben viel stärker durch Offenbach und Frankfurt am Main als durch Höchberg geprägt ist. Aufschlußreicher für das jüdische Leben in einer Landgemeinde wäre die ausführliche Biographie eines jüdischen Händlers oder Kaufmanns aus Höchberg gewesen.

3. Das Buch beginnt nach den üblichen Gruß- und Geleitworten mit einem Prolog „Der Traum dazugehören“ (S. 13–16). Anhand einer Fotocollage von 1905, die die Turngemeinde Höchberg und am Vorstandstisch Lazarus Ehrenreich, den zeitweiligen Leiter der Präparandenschule, zeigt, versucht Roland Flade das gemeinsame, freundschaftliche Leben von Christen und Juden aufzuzeigen und gleichzeitig auf die angeblich nur geträumte Integration der Juden hinzuweisen. Der Prolog endet dementsprechend: „Wenige Jahre später war der Traum von der Integration, den die meisten deutschen Juden geträumt hatten, auch in Höchberg gewaltsam beendet“ (S. 16). War die Integration also bloß ein Traum? Die Collage ist meines Erachtens kein geeignetes Symbol für diesen angeblichen „Traum dazugehören“, denn Lazarus Ehrenreich, auf den Flade hier zurückgreift, hat nicht geträumt. Er hat ganz eindeutig dazugehört, er war wirklich im Vereinsvorstand der Turner und ein allseits angesehener Bürger, eben integriert. Als er 1913 starb, war der Antisemitismus bereits geboren, doch noch nicht in seiner gewalttätigsten Form erkennbar. Und damit kommen wir zu dem eigentlichen Problem. Indem Roland Flade diesen Prolog an den Anfang seines Buches stellt, nimmt er eindeutig Stellung zu der viel diskutierten Frage, ob man jüdische Geschichte nur schreiben kann, wenn auch die Shoah stets mitgedacht wird. Ein Stein gewordenes Beispiel dieses Denkens ist der Neubau des Berliner Jüdischen Museums von Daniel Libeskind. Auch Roland Flade schließt sich dieser Meinung an, so daß er gleich am Anfang, noch vor der eigentlichen Untersuchung, auf das Scheitern der Integration hinweisen muß. Es wäre aber ausreichend, das Problem der Integration im eigentlichen Text zu thematisieren.

Auch der Gründer der Präparandenschule, Rabbiner Lazarus Ottensoser, hat sein Leben gelebt, ohne je von der Shoah zu wissen. Kann sein Leben trotzdem nicht ohne sie nachgezeichnet werden? Ich meine, daß dies geht und auch gemacht werden sollte. Das heißt aber nicht, daß die Shoah auszuklammern sei; sie muß behandelt werden, allerdings im zeitlichen Kontext der Untersuchung. Zum Abschluß möchte ich jedoch noch einmal betonen, daß das vorliegende Buch äußerst lesenswert ist und nur empfohlen werden kann. *J. Hoppe*

Carlheinz Gräter, „Erquickung grünet um die Brunnenschale“. 170 Jahre Heilbad Mergentheim 1826–1996. Hrsg. v. d. Kurverwaltung Bad Mergentheim GmbH, Bad Mergentheim (Thomm) 1996. 75 S., 20 Abb.

„Erquickung grünet um die Brunnenschale“ lautet eine Zeile aus dem Gedenkspruch am Beginn des Jubiläumsspiels „Der Spiegel des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian Franz“ aus der Feder des gebürtigen Mergentheimer Dichters Hans Heinrich Ehrler (1872–1951), das auf einer eigens errichteten Freilichtbühne im inneren Schloßhof anlässlich der Hundertjahrfeier des Mergentheimer Heilbades im Sommer 1926 aufgeführt worden ist.

„Erquickung grünet um die Brunnenschale“ ist auch der Titel eines vor wenigen Jahren erschienenen Büchleins über „170 Jahre Heilbad Mergentheim 1826–1996“, in gewohnter Art textlich locker zusammengefügt und leicht lesbar gemacht von Carlheinz Gräter, dem bekannten fränkischen Schriftsteller, Landeskundler und Journalisten. Mitgewirkt haben als Autoren an dem Abriß der Bad Mergentheimer Heilbadgeschichte Kurdirektor a. D. Horst Galvani, Kurverwaltungs-Prokurist a. D. Otto Dietz, Stadtarchivar a. D. Leo Springer und Redakteur a. D. Ludwig Hammer.

Die mehrfach wechselnde Trägerschaft des Mergentheimer Heilbades erschwerte bzw. verhinderte offensichtlich eine kontinuierliche Aktenüberlieferung der sich einander ablösenden Kurverwaltungen. Deshalb griffen die Autoren des vorliegenden balneologischen Titels auch dankbar auf die ältere Literatur zur Mergentheimer Kurbadgeschichte zurück. Den Reigen eröffnet hatte am 13. August 1926 eine Sonderausgabe des „Mergentheimer Badesblattes“ mit mehreren historischen Beiträgen u. a. von Oberpostmeister a. D. Karl Fleck, Kurdirektor Georg Gallion und Redakteur a. D. Gustav Adolf Renz. Letzterer, mittlerweile im Ruhestand zum ehrenamtlichen Stadtarchivar ernannt, hatte, auf den Texten des „Badesblattes“ fußend, 1938 eine um eigene archivalische Forschungserträge erweiterte „Geschichte des Heilbades Mergentheim“ in einem 104seitigen Buch vorgelegt. Der Schwerpunkt jener bisher materialreichsten und ausführlichsten Studie zum Thema liegt auf der Frühzeit der Badentwicklung von 1828 bis 1852, deren Darstellung allein zwei Drittel des Bandes einnimmt. Die 38 Jahre später erschienene, von Carlheinz Gräter verfaßte 28seitige Broschüre „150 Jahre Heilbad Mergentheim 1826–1976“ stützt sich wiederum auf die Renz'sche Arbeit, liefert aber andererseits wenigstens partiell dem angezeigten neuen Abriß der Badgeschichte das Grundgerüst.

Jedoch ist „Erquickung grünet um die Brunnenschale“ auch in seinen historischen Abschnitten nicht einfach eine inhaltliche Wiederholung des Vorläufers von 1976, vielmehr sind diese Partien des Gemeinschaftswerks textlich überarbeitet, teils erweitert, teils gekürzt. Entstanden ist ein kurzweiliger Streifzug durch die Geschichte des größten Heilbades im bäderreichen Land Baden-Württemberg, eine flüssig geschriebene Chronik der Badentwicklung mit ihren abwechselnden Höhen und Tiefen. Das erste Drittel der Neuerscheinung widmet sich dem Zeitabschnitt bis zur Übernahme des Bades durch die heutige „Kurverwaltung Bad Mergentheim GmbH“ im Jahre 1932. Auf eine kurze Darstellung der Entstehung der Heilwässer aus den Schichten des Röt im obersten Buntsandstein folgt eine knappe Schilderung der Entdeckung der Quelle durch den Schäfer Franz Gehrig (1778–1851) bei niederem Wasserstand unmittelbar an der Tauber am 13. Oktober 1826. Zunächst übernahm die Stadt Mergentheim mit dem Bau eines Brunnen- und Badehauses sowie der Einrichtung eines Wasserversandes den Kurbetrieb ab 1828 in Eigenregie, verkaufte aber bereits 1834 das neue Heilbad gegen Leber-, Darm- und Gallenkrankheiten an den örtlichen Mühlen- und Fabrikbesitzer Friedrich Kuhn.

Seit 1852 gehörte das Bad einem Konsortium, bestehend aus Dr. Franz Höring und Postverwalter Carl Walther, beide Mergentheim, sowie Fabrikant C. F. Bläß, Heilbronn, ab 1885 wirtschafteten es der amerikanische Arzt Dr. Georg August Herschel und seine Frau Anna allmählich herunter. Von 1897 bis zu deren Zusammenbruch war es im Besitz der „Karlsbad Mergentheim GmbH“ mit 16 Mergentheimer Bürgern als Gesellschaftern, von 1906 bis zu deren Konkurs 1932 in der Verwaltung der „Bad Mergentheim AG“ unter Beteiligung des

Bankhauses Schwarz in Stuttgart, der Stadt Bad Mergentheim sowie dreier Adliger. Im Zusammenhang mit dem Ausbau des Kurbetriebs wurden bis 1932 vier Quellen rechts der Tauber am Fuß des Arkauberges in unterschiedlicher Tiefe erbohrt und gefaßt: 1828 die Karlsquelle I in 7,5 Meter Tiefe (heute 28 Meter), benannt nach dem württembergischen Kronprinzen Karl, 1907 die Wilhelmsquelle in 14 Meter Tiefe, benannt nach dem württembergischen König Wilhelm II., 1925/27 die Karlsquelle II in 31 Meter Tiefe und etwa im gleichen Zeitraum die Albertquelle in 30 Meter Tiefe, benannt nach dem Aufsichtsratsvorsitzenden der damaligen Betreibergesellschaft, Kommerzienrat Albert Schwarz.

Zwei Drittel des Inhalts von „Erquickung grünet um die Brunnenschale“ ist der Entwicklung und Gegenwart des Heilbades unter der 1932 von Stadt und Landkreis gegründeten „Kurverwaltung Bad Mergentheim GmbH“ gewidmet, in die 1950 als dritter Gesellschafter das Land – damals noch Württemberg-Baden – eintrat. Ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg erlebte Bad Mergentheim auch nach dem Zweiten Weltkrieg einen starken Entwicklungsschub. In den Jahren 1952–1954 wurde eine neue Bohrung bis zu einer Tiefe von 551 Meter durchgeführt, die zu der nach dem damaligen Kurdirektor Arthur Paul benannten, eine hochkonzentrierte, kohlenäurereiche Sole spendenden „Paulsquelle“ ausgebaut wurde. Sie speist heute das Mineral- und das Wellenbad des 1973–1975 entstandenen Freizeitentrums „Solymer“ am Arkauberg.

Es war, wie die Leserinnen und Leser erfahren, ein weiter und nicht immer gradliniger Weg vom noch recht biedermeierlich anmutenden Familienbad des 19. Jahrhunderts zum modernen Kur- und Heilbad von heute. Im 20. Jahrhundert entstanden zahlreiche Kuranstalten, Privatpensionen, Sanatorien und Hotels. Eine Kurkapelle und ein Kurtheater erweiterten das kulturelle Angebot, prominente und adlige Kurgäste setzten vor allem in den Zwanziger und Dreißiger Jahren dem gesellschaftlichen Leben der Stadt Glanzlichter auf. Heute bestimmen dagegen sozialversicherte Kurgäste das Erscheinungsbild des Kur- und Heilbades an der Tauber, das in der Vergangenheit wie in der Gegenwart durch vielfältige Investitionen und Angebote seine Spitzenposition im Lande erreichte und aufrecht erhält und sich nach dem unlängst – wie überall in dieser Branche – rückläufigen Gästezahlen nun wieder im Aufwind befindet.

Die Errichtung der weitläufigen Wandelhalle 1935 (1992/93 saniert), Neubauten des Kurhauses bzw. Parkhotels (heute „Maritim“) 1964 und 1982, der Ausbau des Kurparks, die Einrichtung eines „Instituts für Gesundheitsbildung“ 1980 und die Organisation von Ärztekongressen an der Tauber sind nur einige von vielen Projekten in der eindrucksvollen Bilanz der Kurverwaltung. In den fortlaufenden Text sind auf besonders hervorgehobenen Seiten statistische Daten über die institutionelle und personelle Zusammensetzung des Verwaltungsrats der Kurverwaltung GmbH von 1948 bis heute, die chemische Analyse der Mergentheimer Heilquellen von 1991, die Kurgästezahlen von 1939 bis 1995, die Bad Mergentheimer Heilanzeigen sowie ergänzende Therapieformen der Kurortmedizin eingeschoben. Ein knapper Überblick über die Stadt Bad Mergentheim in ihrer Kulturlandschaft und eine kleine Chronik der Badgeschichte beschließen das gefällig gestaltete und mit teilweise farbigen Abbildungen versehene Bändchen.

*C. Bittel*

Der jüdische Friedhof Wankheim. Dokumentiert von Frowald Gil Hüttenmeister in Zusammenarbeit mit Elke Maier und Jan Maier (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 7), Stuttgart (Theiss) 1995. 303 S., 153 Abb.

Joachim Hahn, Steigfriedhof Bad Cannstatt, Israelitischer Teil (Friedhöfe in Stuttgart, Bd. 4; Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 60), Stuttgart (Klett-Cotta) 1995. 119 S., 99 Abb.

Der jüdische Friedhof Wankheim im Landkreis Tübingen besteht seit 1774, wobei die ältesten erhaltenen Grabsteine auf 1789 (ungesichert) und 1798 datieren. Auf ihm wurden Juden aus Wankheim, Tübingen und Reutlingen beerdigt. Insgesamt sind noch 138 Grabsteine erhalten, dazu Fragmente von zwei weiteren und ein Gedenkstein für die 14 von den Natio-

nalsozialisten ermordeten Mitglieder der Tübinger Gemeinde. Auf einem Foto von 1932 ist ein weiterer, heute nicht mehr existierender Grabstein abgebildet, der unter der Nr. 140 (S. 236) beschrieben wird. Die letzte Belegung erfolgte im Mai 1941.

Diese Dokumentation beinhaltet keine Geschichte der Juden in Wankheim, da nach Frowald Gil Hüttenmeister hierfür umfangreiches Material vorhanden ist, welches eine eigenständige Untersuchung verlangt. Der zeitlichen Einordnung dient daher eine „Chronologie des jüdischen Friedhofs“, die neben kurzen Bemerkungen zu einzelnen Jahren ausführlicher anhand einzelner Aktenstücke den Streit um den Kauf des Geländes nachzeichnet und somit ein Beispiel für Streitigkeiten zwischen der Ortsgemeinde und der Jüdischen Gemeinde liefert. Als letzte Eintragungen werden die Friedhofsschändungen von 1950, 1986 und 1989 erwähnt.

Den Hauptteil des Buches macht die eigentliche Dokumentation der Grabsteine aus. Diese beinhaltet nicht nur die Inschriften samt Übersetzungen und jeweils ein Foto, sondern liefert ausführliche biographische Angaben zu den Verstorbenen. Diese Angaben umfassen, soweit sie zu ermitteln waren, den bürgerlichen und hebräischen Namen, Geburtsdatum und -ort, die Eltern, Trauung und Ehepartner, Kinder und Enkel, Todesdatum und -ort, Todesursache, Beerdigungsdatum, Gräber von Verwandten, Bemerkungen sowie Quellen und Literatur. Dadurch wird der lebensgeschichtliche Hintergrund der verstorbenen Person schlaglichtartig erleuchtet. Außerdem eröffnen sich vielfältige Möglichkeiten zur weiteren Forschungsarbeit, etwa zu den Heiratskreisen oder der Kindersterblichkeit.

Am Beispiel des Grabsteines von Marx Reinauer (Nr. 49) soll verdeutlicht werden, welch umfangreiches biographisches Material vom Autor zusammengetragen wurde: Marx (Mordechai) Reinauer wurde am 5. Juni 1821 in Mühringen im heutigen Landkreis Freudenstadt geboren. Sein Vater, Veit Reinauer, war Handelsmann. Er selbst ergriff den Beruf eines Graveurs und Optikers. Am 28. Juni 1859, also mit 38 Jahren, heiratete er die 31jährige Fanni (Vögele), eine geborene Reinauer, die ebenfalls aus Mühringen stammte. Beide hatten sieben Kinder, die allesamt in Mühringen geboren wurden, von denen aber mindestens drei im Kleinkindalter verstarben. Ein Sohn wanderte 1888 nach Amerika aus, eine Tochter wurde als 82jährige in Auschwitz ermordet. Marx Reinauer lebte seit 1871 in Tübingen und arbeitete zusammen mit seinem Schwager Leopold (Jehuda) Reinauer als Optiker. Er verstarb am 23. März 1881, morgens um 6 Uhr 45 in Tübingen. Seine Frau lebte noch bis 1919 und wurde dann ebenfalls auf dem Friedhof Wankheim beerdigt (Nr. 112). Da der Grabstein nur zum Teil erhalten ist, lassen sich zu seiner Gestaltung nur wenige Angaben machen. Unterhalb der hebräischen Inschrift, von der aber nur Spuren der letzten Zeile erkennbar sind, befindet sich eine kurze dreizeilige deutsche Inschrift.

An die Dokumentation der Grabsteine schließt sich ein umfangreicher Registerteil an. Hier finden sich u. a. ein chronologisches Register der Geburts- und Sterbedaten, eine Aufstellung der Lebensalter von in Wankheim beerdigten bzw. verstorbenen Personen (woraus erkennbar wird, daß allein 80 der insgesamt 235 Verstorbenen jünger als 2 Jahre waren!), ein Register der Berufe, Titel und Ämter sowie ein Orts- und Namenregister. An vier Karten wird die geografische Verteilung der Geburts-, Sterbe- und Trauungsorte der in Wankheim begrabenen Juden aufgezeigt. Die meisten Geburten entfallen dabei auf Wankheim selbst (89). Daneben finden sich aus der näheren Umgebung zum Beispiel Tübingen (18), Reutlingen (3) und Mühringen (8); aus der fernerer Umgebung sind unter anderem Öhringen (2), Bad Mergentheim, Schwäbisch Hall und Affaltrach (je 1) zu nennen. Aber auch München, Fürth in Mittelfranken, Landau in der Pfalz und Breslau sind mit je einer Person vertreten. Selbstverständlich enthält der Band auch einen Lageplan der Grabstellen.

Die Arbeit von Frowald Gil Hüttenmeister zum jüdischen Friedhof Wankheim ist eine der zahlreichen Friedhofsdokumentationen der letzten Jahre, und zwar eine, die umfassend informiert. Durch die beigegebenen Fotos ist die Entwicklung der Grabsteingestaltung des 19. und 20. Jahrhunderts nachzuvollziehen. Die darüber hinaus vorgelegten umfangreichen Angaben zu den einzelnen Personen liefern reiches Material für ortsgeschichtliche Untersu-

chungen über die Juden in Wankheim (und Tübingen). Alle Familienforscher finden hier grundlegende Angaben für ihre Arbeiten.

Kritisch zu vermerken bleibt jedoch das Fehlen eines kurzen Abrisses der Geschichte der jüdischen Gemeinde Wankheim. Dieser wäre zur besseren Einordnung des Friedhofs und der dort Begrabenen sehr hilfreich gewesen. Weder die kurze Chronologie des Friedhofs noch der Hinweis auf den Artikel von Wilhelm Böhringer zur Geschichte der israelitischen Gemeinde in Wankheim in den Tübinger Blättern 61 (1974) reichen dafür aus.

Störend wirken außerdem einige Ungenauigkeiten: Im Ortsregister steht „Breslau (Polen)“, gleichzeitig aber „Borek/Posen“ (S. 267) und „Grodzisko/Galizien (Polen)“ (S. 268). Entweder der Autor entscheidet sich für eine Provinzangabe inklusive heutiger Landesbezeichnung, dann müßte es „Borek/Posen (Polen)“ und „Breslau/Schlesien (Polen)“ heißen, oder er bezieht sich nur auf die heutigen Grenzen, dann müßte es jedoch „Borek (Polen)“ lauten. Bei den Karten zu den Geburts-, Sterbe- und Trauungsorten wäre es meines Erachtens sinnvoller gewesen, auf historische Grenzen zurückzugreifen, also in die Karte von Baden-Württemberg (S. 296) die Grenzen der damaligen Länder Baden, Württemberg und Hohenzollern (Preußen) einzuzeichnen. Das gleiche Problem stellt sich bei der Karte von Deutschland und seinen östlichen Nachbarn (S. 299): Da Breslau heute in Polen liegt, entsteht der Eindruck, als liege ein gebürtiger Pole in Wankheim begraben. In Wirklichkeit stammt der 1893 geborene Rudolf Glass, um den es hier geht, aus dem damals preußischen Zentrum Schlesiens und nicht aus Polen.

Das Werk Joachim Hahns über den israelitischen Teil des Steigfriedhofs in Bad Cannstatt ist der vierte Band einer Reihe zu Friedhöfen in Stuttgart, die vom Stadtarchiv Stuttgart in Verbindung mit dem Presse- und Informationsamt der Landeshauptstadt herausgegeben wird. Vom selben Autor sind bereits der zweite Band zum israelitischen Teil des Hoppenlauerfriedhofs (1988) und der dritte zum israelitischen Teil des Pragfriedhofs (1993) erschienen. Mit dem vorliegenden vierten Band ist die Beschreibung der historischen jüdischen Begräbnisstätten in Stuttgart somit abgeschlossen.

Joachim Hahn hat in den letzten beiden Jahrzehnten einige Arbeiten zur jüdischen Vergangenheit Baden-Württembergs vorgelegt, zu nennen wären etwa der Band „Synagogen in Baden-Württemberg“ von 1987 und die Monographie „Jüdisches Leben in Esslingen“ aus dem Jahr 1994. Er wird von Paul Sauer im Vorwort daher als „einer der profundesten Kenner der Geschichte der Juden in unserem heutigen Bundesland Baden-Württemberg“ (S. 7) bezeichnet.

Nach einigen einführenden Bemerkungen zur Methodik der Arbeit beginnt der Band mit einem kurzen Abriss zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Cannstatt, da hierüber bis dato noch keine eigenständige Monografie vorlag. Dieser Teil des Buches ist sehr zu begrüßen, da der Leser einige Hintergründe über die Juden in Cannstatt und deren ehemalige Lebenssituation erfährt. Hieran angeschlossen folgt eine Übersicht über die einzelnen Begräbnisstätten der Cannstatter Juden und die Geschichte des israelitischen Teils des Steigfriedhofs einschließlich einiger Besonderheiten, wie beispielsweise des (heute nicht mehr erhaltenen) Fensters für die Kohanim in der Friedhofs-Westmauer (Abb. S. 49) und einzelne Urnenbeisetzungen (S. 51). Die Feuerbestattung wird in konservativen und strenggläubigen Kreisen des Judentums abgelehnt und findet sich nur bei einigen liberalen Gemeinden. Diese in Cannstatt vorkommende Bestattungsart ist neben der Orgel in der Synagoge das deutlichste Anzeichen für den liberalen Charakter der Gemeinde. Es existierte darüber hinaus auch ein „Verein für fakultative Feuerbestattungen“, in dem der Fabrikant Eduard Marx sogar zeitweilig als Schriftführer tätig war.

Nun folgt der eigentliche Kern des Buches, nämlich die Vorstellung der einzelnen Personen, die auf dem israelitischen Teil des Steigfriedhofs beigesetzt wurden, in alphabetischer Reihenfolge. Joachim Hahn liefert zu den Bestatteten – soweit ermittelbar – Angaben zum Beruf, der letzten Adresse in Cannstatt, dem Geburtsort und -zeitpunkt, dem Todesdatum, der Verheiratung, dem Ehepartner, etwaigen Kindern und zum Erhaltungszustand des Grab-

steins. Insgesamt sind die biographischen Anmerkungen aber nicht ganz so ausführlich wie bei Frowald Gil Hüttenmeisters Dokumentation des Friedhofs Wankheim.

Den Abschluß des Bandes bilden zwei Karten zum Steigfriedhof, eine davon mit Angabe der Reihen- und Grabernummern, sowie eine Bibliographie und ein Ortsregister. Dieser Anhang fällt bei weitem nicht so ausführlich aus wie derjenige zu Wankheim. Anders als die von Frowald Gil Hüttenmeister vorgenommene Einzelgrabdokumentation beschreibt Joachim Hahn die Personen, die auf dem Friedhof begraben sind und liefert daher zu den Grabsteinen nur summarische Angaben. Es werden deshalb auch nicht die einzelnen Grabinschriften aufgeführt und nur einzelne Grabsteine abgebildet, die beispielhaft deren Gestaltung vorführen.

Meines Erachtens wäre es wünschenswert gewesen, dem Band zusätzlich ein laufendes Register nach der Belegung der Grabstellen mit den Namen der Verstorbenen beizugeben. Dieses hätte den Umfang nur wenig erweitert und wäre hilfreich bei einer Ortsbesichtigung. Außerdem fällt unangenehm auf, daß auf den Seiten 17, 27 und 28 bei Querverweisen die Seitenangabe vergessen wurde. Insgesamt ist diese Friedhofsdokumentation als gelungen zu bezeichnen. Sie bietet reichliches Material für Regional- und Ortsforscher, nicht nur in Bad Cannstatt. So finden sich unter den Toten zum Beispiel auch gebürtige Bad Mergentheimer und Öhringer.

Die vorgestellten Bände von Frowald Gil Hüttenmeister und Joachim Hahn haben kleinere Schwächen, doch sind sie beide trotzdem empfehlenswert. Eine Synthese aus deren jeweiligen Stärken, also historischer Abriss der zugehörigen Gemeinde(n), Friedhofsgeschichte, Einzelgrabdokumentation, umfangreiche biographische Angaben und umfassender Anhang, würde beim Leser keine Wünsche offen lassen, allerdings die Arbeit für die Autoren noch zeitaufwendiger gestalten.

*J. Hoppe*

Andreas Maisch (Hrsg.), Die zweite Heimat. Heimbachsiedlung und Teurershof 1949–1998 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Bd. 6) Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1998. 156 S., zahlr. Abb.

Das Bändchen beschreibt die Entstehung einer Schwäbisch Haller Neubausiedlung nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Entwicklung bzw. ihren Ausbau bis 1998. Hier waren zunächst vor allem Sudetendeutsche und Deutsche aus den Balkangebieten abgesiedelt, die im Gefolge des Krieges ihre Heimat verloren hatten.

In einem einleitenden Teil gibt Mathias Beer einen allgemeinen Überblick zur jüngeren Forschungslage neuer Siedlungen in der Bundesrepublik. Während die Flüchtlingsforschung sich in den 1950ern zunächst mit der Kultur der Flüchtlinge sowie den Auswirkungen ihrer Einwanderung auf das Gastgebiet beschäftigt hatte – vor allem mit der Frage, ob die verschiedenen Gruppen nebeneinander herlebten oder ob die Integration gelingen würde – war das breite Interesse an diesem Thema ab Ende der 1960er erloschen: Die Integration war weitgehend vollzogen, daher fürchtete man den Ruch des „Revisionismus“. Seit den 1980ern ist eine neue Flüchtlingsforschung festzustellen, zeithistorisch und lokal orientiert, welche die Umstände des Eingliederungsprozesses vor Ort zu erkunden sucht.

Die Schwäbisch Haller Heimbachsiedlung wurde ab 1949 errichtet, als Siedler wurden v. a. früher in der Landwirtschaft Tätige akzeptiert. Landwirtschaftliche Elemente wie Ställe waren zunächst auch Elemente der Heimbachsiedlung. In der Mehrzahl fanden sich hier Menschen aus den Sudetengebieten, Schlesien, Bessarabien und Donauschwaben ein. In einem Chronikteil wird Entstehung und Ausbau der Siedlung dokumentiert, etwa die wachsende Infrastruktur, Läden, Kirchengemeinden, Kindergarten, Vereinsgründungen. Die eher als „anonym“ geltende Neubausiedlung „Teurershof“ in der Nachbarschaft der Heimbachsiedlung wurde ab 1975 in dichter Bebauung, auch mit Hochhäusern, erstellt, wobei die Planungen in der Öffentlichkeit heftig umstritten waren.

Die Studie, unter Mitwirkung mehrerer Autoren erstellt, gibt nicht nur eine Chronologie der Bauabschnitte und Ereignisse (Feste, Gemeinschaftsarbeiten, Vereinsgründungen, etc.), sie

untersucht auch den „sozialen Kitt“, der das Gefüge Heimbachsiedlung zusammenhielt und -hält: Das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Bewohner, das Verhältnis zwischen „Beharrung“ und „Einfügung“ (so Hermann Bausinger, der ebenfalls mitwirkte). Die Landwirtschaft verlor immer mehr an Stellenwert in der Siedlung und wurde allmählich zum Hobby, anfangs bestehende Vorurteile der alteingesessenen Haller schwanden allmählich; heute gilt die Siedlung eher als „ruhender Pol“ in Schwäbisch Hall.

In einem abschließenden Teil beschreibt Andreas Maisch die Geschichte des Teurershofes 1393–1963. Dieser Hof wurde früh vom Haller Spital gekauft, nach 1804 verpachtet und 1836 verkauft. 1856 bis 1963 war er im Besitz des Freiherren Franz Gottlieb von Palm und seinen Nachfahren, danach wurde er von der Stadt Schwäbisch Hall erworben. *P. Ehrmann*

Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Hrsg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege Baden-Württemberg, Bd. 7), 2 Bde., Stuttgart (Theiss) 1997. Band 1: Textband, 632 S., 663 Abb.; Band 2: Beilagenband, 45 S., 82 Abb., 31 Beil.

Peter Rückert und Dieter Planck (Hrsg.): Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. Politik, Kunst und Liturgie im Umfeld des Klosters Maulbronn (Oberrheinische Studien, Bd. 16), Sigmaringen (Thorbecke) 1999. 281 S., 37 Abb., 17 Farbtaf.

Wenn man von einem Kloster Süddeutschlands behaupten kann, daß seine mittelalterliche Geschichte von der neueren Forschung gründlich aufgearbeitet wurde, so gilt dies zweifellos für das Zisterzienserkloster Maulbronn, dessen Gründung sich im Jahre 1997 zum 850. Mal jährte. Schon im vorletzten Band dieser Zeitschrift ist das Werk D. Knapps zu diesem Anlaß besprochen worden (S. 379 f.), doch die Forschung bezüglich des mittlerweile zum UNESCO-Weltkulturerbe zählenden Klosters hat sich nie nur nach Jubiläumsdaten gerichtet. Die hier anzuzeigenden Veröffentlichungen sind also im Rahmen einer schon länger andauernden Diskussion zu sehen, aus der sie einige ausgewählte Aspekte tiefergehend behandeln.

Wollte man den Inhalt des prachtvoll aufgemachten und reich bebilderten Band des Landesdenkmalamtes kurz auf einen Nenner bringen, so ließe sich vielleicht sagen, daß sich die hier versammelten Beiträge vorrangig um Gegenständliches drehen. In erster Linie wäre dabei die Bau- und Kunstgeschichte zu nennen, der man den Großteil des Raumes eingeräumt hat. Der neueste Stand der archäologischen und meßtechnischen Arbeiten auf dem Klostergelände ist ebenso dokumentiert wie Überlegungen zur Heraldik der Äbte. Beobachtung des Gegenständlichen führt jedoch auch in weiter gefaßte Themenkomplexe, wie etwa der Beitrag von D. Zimdaris, der sich mit „Ordenspropaganda der Zisterzienser in Bildbeispielen aus dem Kloster Maulbronn“ beschäftigt. Diese Herangehensweise wird durchaus auch selbstreflexiv zur Geschichte der Denkmalpflege (K. Stober) genutzt oder bietet den Ansatz für eine weitgespannte grundsätzliche Betrachtung über „Kloster und Landschaft“, dem Miteinander von „Funktionseinheit Kloster“ und „Kulturlandschaft“ aus der Perspektive des Denkmalschutzes (W. Seidenspinner). Zwei Beiträge fallen unter dem Motto „Gegenständlich“ aus dem Rahmen: Die siedlungsgeschichtlichen Ausführungen von P. Rückert sowie die Bestandsaufnahme der besitzgeschichtlichen Forschung von K. Andermann. Dem Textband zur Seite gestellt ist eine Sammlung von Beilagen, kartierte Dokumentationen zumeist, doch auch ein eigenes Heft mit Luftaufnahmen der Klosteranlage oder Detailstudien zu den wichtigsten kunst- und bauhistorischen Beständen; der hierbei betriebene, vom Erfolg und wissenschaftlicher Akkuratess gerechtfertigte Aufwand dürfte entscheidend dazu beigetragen haben, daß die beiden Bände mit einem Ladenpreis von 248. – DM nicht unbedingt billig geraten sind, was wohl einige Privatkäufer vom Erwerb dieser ausführlichen, gründlichen und in ihrem Bereich sicherlich grundlegenden Dokumentation Abstand nehmen lassen wird. Sollte dieser Band Maßstab für die künftigen Veröffentlichungen der nach 20jähriger Pause wiederbelebten Reihe „Forschungen und Berichte der Bau- und Kunst-

denkmalpflege Baden-Württemberg“ sein, so steht hier noch einiges zu erwarten. Deutlich andere Akzente setzt der zwei Jahre später in der Reihe der „Oberrheinischen Studien“ veröffentlichte Band, Resultat einer Fachtagung des Jubiläumsjahres 1997. Das Schwergewicht der behandelten Themen liegt eindeutig auf der Kirchengeschichte. Einen großen Raum nimmt dabei natürlich die Geschichte der Zisterzienser ein, die in drei an den Anfang gestellten Arbeiten untersucht wird (W. Rösener, W. Schich, K. Schreiner), woraufhin der Blickwinkel auf die Geschichte Maulbronn als Kloster gelenkt wird (I. Eberl, M. M. Rückert), wobei auch der kulturellen Breitenwirkung des Klosters eine Abhandlung gewidmet ist (R. Schneider). Die weiteren Beiträge befassen sich mit Fragen aus dem Gebiet der Musik-, Buch-, Kunst- und Liturgiewissenschaft. Der Kreis zu dem zwei Jahre vorher erschienenen Sammelband schließt sich an verschiedenen Stellen, etwa dann, wenn die dort enthaltenen Beilagen 26–31 gleichsam als Illustration zu den Ausführungen W. Schichs über „Klosteranlage und Wasserversorgung bei den Zisterziensern“ herbeigezogen oder kunstgeschichtliche Fragestellungen am fotografierten Objekt nachvollzogen werden können. „Doppelbelegungen“ für beide Bände gibt es im engeren Sinne nur insofern, als ein Aufsatz aus dem 1997 erschienenen Werk in gekürzter Form auch in dem Band der „Oberrheinischen Studien“ wiedergegeben ist, bereichert jedoch um weiterführende Überlegungen. Beide Werke ergänzen sich also vorzüglich, und zusammen mit dem Werk D. Knapps liegt nun eine gründliche, facettenreiche Aufarbeitung einer Klostergeschichte vor, an der sich künftige Forschergenerationen zu orientieren haben werden. *G. Lubich*

Sabine Beate Reustle, *Stift und Stadt Backnang im 16. Jahrhundert. Territorialisierung und Reformation in einer württembergischen Amtsstadt* (Backnanger Forschungen, Bd. 2), Backnang (Fr. Stroh) 1996. 375 S., 15 Abb., 2 Karten, 5 Schaubilder, 20 Tab.

Die im folgenden zu besprechende Arbeit wurde im März 1996 von der Fakultät für Geschichts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universität Stuttgart als Dissertation angenommen. Sie ist stringent gegliedert. Unter den Ordnungsnummern 1 bis 3 findet man das Abkürzungsverzeichnis, eine Zusammenfassung und die in weitere 3 Unternummern gefaßte Einleitung. In der Einleitung finden sich „Fragestellung und Forschungsüberblick“, „Materialsammlung“ (Darstellungen und Quellen) sowie Hinweise zu „Arbeitstechnik und Methoden“. Darauf folgen die sechs Untersuchungskapitel unter den Nummern 4 bis 9. Sie sind chronologisch in die entsprechenden ereignisgeschichtlichen Perioden gegliedert. An den „Schluß“ unter Nr. 10 reihen sich die Anlagen Nr. 11.1 bis 11.3: „Grundbesitz in Backnang“, „Bevölkerungsentwicklung in den Jahren 1482 bis 1634“ und „Lebensdaten Dr. Petrus Jacobus aus Arlon“. Unter Nr. 12 findet man Quellen und Literatur. Hier ist besonders auf die Nr. 12.4 hinzuweisen, die alle Darstellungen und Tabellen mit den jeweiligen Herkunftsnachweisen des vorliegenden Bandes selbst nennt. Abgeschlossen wird die Arbeit durch den Index.

Der Untersuchungszeitraum reicht vom Jahr 1477, dem Zeitpunkt der Umgestaltung des Augustiner-Chorherrenstifts Backnang in ein weltliches Kollegiatstift (Bulle Papst Sixtus' IV. vom 6. Juli 1477), bis zum Jahr 1568, dem Tod Herzog Christophs I. von Württemberg. In einzelnen Teilen geht die Untersuchung aber auch darüber hinaus, wie die oben erwähnte Betrachtung der Bevölkerungsentwicklung zeigt.

Die am Anfang stehende Zusammenfassung weist den Leser auf das Grundanliegen des Buches hin. Es sollen neben politischen Tendenzen und Ereignissen „auch biographische Beschreibungen betroffener Persönlichkeiten und quantitative Erörterungen besonders in bezug auf wirtschaftliche Zusammenhänge“ eine Rolle spielen (S. 15). Der enge Zusammenhang zwischen der Territorialisierung und der Reformation werden ebenso betrachtet wie die völlige Umgestaltung der Gesellschaft und des politischen Systems in der frühen Neuzeit. Anliegen der Arbeit ist es, die einzelnen Entwicklungsschritte auf dem Weg zum Abschluß der Territorialisierung am Beispiel der Amtsstadt Backnang darzustellen.

Eingehend würdigt Reustle die Quellenlage und die Forschungssituation. Neben der Einleitung bietet sie auch in den sechs Untersuchungskapiteln einen Einblick in die jeweilige Materie. Es werden die für die vorliegende Arbeit relevanten Forschungszweige mit ihren Ergebnissen vorgestellt, wobei auch ihre Brauchbarkeit für Backnang in den Blick genommen werden: die stadteschichtlich orientierten Arbeiten, die prosopographische Methode sowie die Stiftsforschung. Erst die Kombination dieser verschiedenen Ansätze bietet der Verfasserin die Möglichkeit, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte mit den politisch-ereignisgeschichtlichen in Verbindung zu setzen. Dabei bleibt darauf hinzuweisen, daß erst der Einsatz der Datenverarbeitung die Erfassung und Auswertung der großen Datenmengen sowie deren Verknüpfung leisten kann. Reustle hat dafür zwei Datenbanken entwickelt.

Gleich zu Beginn der Betrachtung der Quellsituation weist die Verfasserin darauf hin, daß die Überlieferung der bürgerlichen Stadt durch den Brandverlust des städtischen Archivs 1693 völlig fehlen. Diesen Mangel will sie durch Deduktion aus dem Vorhandenen beheben und führt dafür den in Anlage 1 beigefügten Vergleich zwischen städtischem und stiftischen Grundbesitz an. Die als Vergleichsmaterial herangezogenen Unterlagen stammen von herzoglichen Behörden und württembergischen Kanzleien. Die vorhandenen Quellen werden in ihrem Entstehungszusammenhang gesehen, wenn z. B. die Unterschichten zur Zeit der Reformation ins Blickfeld genommen werden. Reustle stellt dabei fest, daß, wie allgemein für diese Periode gelten kann, auch für Backnang die schriftlichen Zeugnisse die Perspektive der oberen Schichten widerspiegeln, von denen sie stammen.

Statistisches Material wird in Tabellen dargeboten, die einen schnellen Überblick über die wirtschaftliche Situation beispielsweise über die Einkommen verschiedener geistlicher Ämter (vgl. S. 270 ff.), das Steueraufkommen Backnangs im Vergleich mit benachbarten württembergischen Städten (vgl. S. 198) und anderes mehr bieten.

*U. Schulze*

Katharina Schaal, Das Deutschordenshaus in Marburg in der Reformationszeit: Der Säkularisationsversuch und die Inventare von 1543 (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte, Bd. 15), Phil. Diss. Universität Göttingen, Marburg (Elwert) 1996. 503 S., 2 Abb., 1 Karte.

Im Jahre 1543 ließ Landgraf Philipp von Hessen die Deutschordens-Landkommende Marburg besetzen und ihren gesamten Besitz inventarisieren. Damit war es ihm gelungen, den umfangreichen Besitz des Deutschen Ordens in seinem Fürstentum anzueignen – ein Vorhaben, das er seit der Säkularisierung der Klöster in seinem Herrschaftsgebiet (1527/28) hatte verwirklichen wollen. Bereits 1549 war er jedoch gezwungen, mit dem damaligen Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schutzbar den Vertrag von Oudenarde abzuschließen, in dem der Deutsche Orden seine hessischen Güter zurückerhielt und hohe Entschädigungen für die entstandene Verluste zugesichert bekam.

Katharina Schaal befasst sich in ihrer Dissertation nun mit diesem gescheiterten Säkularisationsversuch und wertet vor allem die aus diesem Anlass angelegten und heute zum größten Teil im Staatsarchiv Marburg und im Deutschordenszentralarchiv aufbewahrten Inventare sowie weitere Quellen aus. Hieraus entwickelt sie ein anschauliches Bild über die wirtschaftlichen Verhältnisse, den Besitz und die Ausstattung der Deutschordenskommende Marburg.

Die Arbeit gliedert sich in vier Teile. Teil A beschreibt den Säkularisationsversuch Landgraf Philipps. Teil B widmet sich der Auswertung der Inventare, und zwar in erster Linie des Inventars des Marburger Deutschordenshauses, ergänzt durch die Beschreibung der Baugeschichte dieses Hauses. Auf der Grundlage dieser Quelle beschreibt Schaal zunächst ausführlich die Ausstattung einzelner Räume des Landkomturs, des Trappiers und anderer Ordensmitglieder, auch die Speiseräume, die Schreibstube sowie die Räume des Gesindes. Küchen- und Vorratsräume sind ebenso ausführlich untersucht wie der Wirtschaftshof, die Werkstätten der Landkommende (Bäckerei, Brauerei, Benderei, Kelterhaus, Schmiede,

Stellmacherei, Barbierstube Sattlerei) oder das Hospital, die Firmani und die sakralen Räume (Elisabethkirche, Firmanikapelle und Hospitalkapelle). Die genauen Beschreibungen erlauben nicht nur einen Einblick in die Organisation und Verwaltung des Ordenshauses, vielmehr geben sie auch einen Eindruck davon, wie die Menschen damals dort gelebt haben. So lassen sich aus den Inventaren Erkenntnisse über die Beschaffenheit der Heizung und der Betten gewinnen, während das Kücheninventar Rückschlüsse auf die Nahrungszubereitung zulässt.

Abgerundet wird das Kapitel durch eine Abhandlung über das Gesinde und die Inventare weiterer acht Häuser der Deutschordensballei Hessen, derer sich Landgraf Philipp zu bemächtigen versucht hatte, nämlich Fritzlar, Felsberg, Wetzlar, Schiftenberg, Stedebach, Amöneburg, Kirchhain, und Görzhausen. Teil C schließlich widmet sich den Mitgliedern der Ballei Hessen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Der Anhang enthält die Edition der Inventare von 1543 und zwar sowohl die der Landkommende und des Hospitals Marburg als auch der oben erwähnten acht Häuser der Ballei Hessen, ein aus den Informationen der Marburger Rechnungsbestände, Urkunden und Inventare erstelltes Verzeichnis der Mitglieder der Ballei Hessen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Quellen- und Literaturverzeichnis, Orts- und Personenregister sowie den Grundriss von Landkommende und Hospital Marburg aus der Zeit um 1735. B. Löslein

Thomas Vogel, Fehderecht und Fehdepraxis im Spätmittelalter am Beispiel der Reichsstadt Nürnberg (1404–1438) (Freiburger Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte, Bd. 11), Frankfurt (Peter Lang Verlag) 1998. 324 S.

Im Mittelalter gab es „ein allgemeines Fehderecht [...] sowenig wie ein allgemeines Recht überhaupt“. Diesen Satz des bekannten Fehdeforschers Otto Brunner im Hinterkopf, untersucht Thomas Vogel das spätmittelalterliche Fehderecht des Nürnberger Rechtskreises. Vergleichbare Ansätze sind bisher selten, die meisten Arbeiten zur Fehdeforschung konzentrierten sich entweder nur auf spezielle Praktiken der Fehde oder auf berühmte Fehden und Fehdeherren. Durch die Tatsache, daß das umfangreiche Archivmaterial Nürnbergs für besagten Zeitraum allein 145 gesicherte oder sehr wahrscheinliche Fehden bezeugt, drängt sich dieser Rechtskreis für eine Untersuchung förmlich auf.

Vogel gibt also zunächst eine Einführung in die äußere und innere politische Situation Nürnbergs in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Hernach stellt er überblickshaft die Geschichte der Ritterfehde und vor allem der Maßnahmen zu ihrer Eindämmung dar: Seit dem 11. Jahrhundert versuchte die Gottesfriedensbewegung, bestimmte Wochentage (*treuga*) oder bestimmte Personengruppen und Lokalitäten (*pax*) von der Fehde auszuschließen. Der Mainzer Landfriede von 1235 stellt insoweit einen erheblichen Fortschritt dar, als er nicht mehr beanspruchte, die Fehde lokal oder zeitlich zu begrenzen, sondern sie stattdessen zu einem subsidiären Rechtsmittel erklärte, zu dem man nur noch im Fall äußerster Notwehr zu Fehde greifen durfte. In der Folgezeit jedoch sank der königliche Einfluß in der Landfriedensgesetzgebung zusehends, so dass diese sich in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jh. in Franken auf Schwurlisten der Territorialherren und entsprechende, sich ständig ändernde Fehdebrechergesetze beschränkte.

Nach diesem Hintergrund gibt Vogel einen Überblick über die Fehdesituation in Nürnberg: Mit 145 gesicherten Fehden vermutet er über 200 Fehden der Stadt zwischen 1404 und 1438, nicht eingeschlossen sind darin Fehden, die sich ausschließlich gegen einzelne Bürger richteten oder bei denen die Stadt nur als Geschädigte verwickelt war. Dabei gingen jedoch nur 5 Fehden von Nürnberg aus, alle übrigen wurden gegen die Reichsstadt geführt. Zur Illustration des Sachverhalts bringt Vogel drei Fallbeispiele typischer Fehden.

Jetzt sind Rahmen und Grundlagen für eine umfassende Untersuchung von Fehderecht und -praxis gegeben. Diese beginnt zunächst mit der Begriffsklärung der Fehde in Abgrenzung zu Feindschaft und Krieg. Danach richtet sich das Augenmerk auf des Fehdepersonal: wer

Fehdeberechtigung hatte, und die Funktionen verschiedener in das Fehdegeschehen involvierter Subjekte: Fehdehauptmann, Helfer, Gönner, Diener und Knecht. Der Verlauf der Fehde wird detailliert behandelt, beginnend beim Fehdegrund und den formalen Voraussetzungen sowie der Fehdeerklärung, über die Arten von Fehdehandlungen, Unterbrechungen und Waffenstillstände bis hin zu Beilegung der Fehde durch Richtungsbrief.

Zusammenfassend kommt Vogel zu dem Schluß, daß das Rechtsmittel der Fehde in dem von ihm betrachteten Bereich ständig dem Mißbrauch ausgesetzt war und der Begriff des Raubritters in vielen Fällen durchaus seine Berechtigung besaß. Grund hierfür war die Tatsache, daß die Fehde aus dem Gewohnheitsrecht geboren wurde und die wenigen kodifizierten Elemente in der Landfriedensgesetzgebung nicht ausreichten, um die Fehde als Instrument gerechtfertigt eingesetzter gewaltsamer Selbsthilfe von krimineller Willkür effektiv abzugrenzen.

Im Anhang schließlich werden die einzelnen 145 Fälle hinsichtlich der Fehdeführer, der Dauer und des Verlaufs kurz dargestellt.

Vogels Arbeit besticht durch ihren wohlgedachten Aufbau und ihre sehr gute sprachliche Ausformung und stellt somit die gelungene Bearbeitung eines interessanten Themas dar.

A. Pusch

## Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken im Jahr 1999

### *1. Mitglieder*

Auch im Berichtsjahr 1999 wurde der Mitgliederschwund aufgrund von Austritten und Sterbefällen durch die Anzahl der Neueintritte nicht ausgeglichen.

|                                     |                  |
|-------------------------------------|------------------|
| Am 1. Januar 1999 hatte der Verein  | 1.180 Mitglieder |
| ausgeschieden sind im Jahresverlauf | 85 Mitglieder    |
| neu eingetreten sind                | 26 Mitglieder    |
| Mitgliederstand am 31. 12. 1999     | 1.148 Mitglieder |

### *2. Jahreshauptversammlung*

Am 24. April 1999 wurde die Jahreshauptversammlung im Franz Gehweiler-Haus der Stadt Waldenburg abgehalten. Die Veranstaltung war gut besucht. Im Geschäftsbericht des Vorsitzenden kamen unter anderem die in den beiden Schriftenreihen des Historischen Vereins erschienenen Veröffentlichungen zur Sprache, die Schöntaler Tage zur Geschichte des Zisterzienserordens in unserer Region, die Kooperationen mit den Museen und die vereinsinterne Arbeit, insbesondere der Kassenbericht und dessen Bestätigung durch die Kassenprüfer. Hierauf erteilte die Mitgliederversammlung dem Vorstand Entlastung.

Anschließend hielt S. D. Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg den Festvortrag über die Geschichte des Hauses Hohenlohe. Es gelang ihm hervorragend, seine Zuhörerschaft zu fesseln, obwohl ja der Rahmen des Themas den meisten bekannt war. Aus der intimen Kenntnis seiner Vorfahren konnte der Referent viele dynastische Entscheidungen innerhalb der großen Adelsfamilie mit ihren territorialen Auswirkungen plausibel machen. Häufig haben es die Hohenlohes vorgezogen, Konflikte im Wege der Verständigung, – und das bedeutete vielfach: durch territoriale Teilungen –, zu lösen, anstatt gegeneinander zu Felde zu ziehen. Aber diese Linie begünstigte den Partikularismus und verhinderte – anders als zum Beispiel im Fall des Hauses Württemberg – das Entstehen eines größeren hohenlohischen Staatsgebildes. Der Vortrag war immer wieder von psychologischen und philosophisch unterlegten Beobachtungen illustriert und insofern sehr unterhaltsam. Man konnte sehen: Die Hohenlohe haben einerseits ihren Einflußbereich geprägt und andererseits passen sie in die Landschaft (vergl. auch die Veröffentlichung: Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, „Zur Geschichte der Hohenloher Fürstenhäuser“, in „Hofkunst in Hohenlohe“, herausgegeben von H. Siebenmorgen, Jan Thorbecke-Verlag Sigmaringen 1996). Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung führte Fürst Hohenlohe die Mitglieder durch das von ihm errichtete Siegelmuseum auf Schloß Waldenburg.

### 3. Johannes Brenz-Jubiläumsjahr 1999, „alleyn zwey ding: glauben und lieben“

Die Vorgespräche und Planungen zur großen Palette der Veranstaltungen zum Gedenken an die 500-ste Wiederkehr des Geburtstages des Haller Reformators Johannes Brenz (24. Mai 1499) hatten sich bereits ab Oktober 1997 über das Jahr 1998 hingezogen. Unter der Leitung von Dekan Paul Dieterich bildete sich ein mit ausgewiesenen Fachleuten besetzter Arbeitskreis, der ein vielseitiges Veranstaltungsprogramm aufstellte und organisierte. Hervorzuheben ist der tatkräftige Einsatz des Dekans als Nachfolger im Amt des Johannes Brenz. Bei ihm liefen alle Fäden zusammen.

Die Veranstaltungsreihe begann mit mehreren Vorträgen im Rahmen der Offenen Abende des Historischen Vereins und zwar:

- 19.2.1999 Dekan Paul Dieterich: Eine Biographie des Johannes Brenz und Prof. Dr. Sönke Lorenz, Tübingen: Brenz' Predigt vom Hagel und die Hexenfrage.
- 26.2.1999 Prof. Dr. Martin Brecht, Münster: Dein Geist ist's den ich rühme, Johannes Brenz – Luthers Mann in Südwestdeutschland.
- 12.3.1999 Prof. Dr. Eike Wolgast, Heidelberg: Brenz, der Bauernkrieg und die Widerstandsfrage.
- 19.3.1999 Dr. Andreas Maisch: Sozialgeschichte der Reichsstadt Hall im 16. Jahrhundert und die Reformation.
- 26.3.1999 Dr. Hermann Ehmer, Stuttgart: Brenz und die Schulreform.  
In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schwäbisch Hall
- 25.3.1999 Dr. Matthias Setzer: „Der Teufel b'scheißt uns wohl mit Pfaffen!“ Deutschland am Vorabend der Reformation.
- 27.4.1999 Prof. Dr. Willi Kreutz: „...das Reich muß uns doch bleiben“. Zur Nationalisierung der Reformationsfeiern im 19. und 20. Jahrhundert und wiederum in Zusammenarbeit mit der evangelischen Gesamtkirchengemeinde Schwäbisch Hall.
- 16.4.1999 Bischof Dr. Walter Kaspar: Die Reformation aus römisch-katholischer Sicht
- 20.5.1999 Präses Manfred Kock: Kirchenordnung – Weltordnung. Das politische Mandat der Kirche in der Demokratie.

Die offizielle Eröffnung des Brenz-Jahres fand am Sonntag, dem 28.2.1999 in St. Michael statt. Der Festgottesdienst in der vollbesetzten Kirche folgte der „Haller Kirchenordnung“ (1543) und wurde dem Anlaß des Gedenkens in sehr würdevoller Weise gerecht. Es folgte danach die Eröffnung der Sonderausstellung im Hällisch Fränkischen Museum; auf die ausführliche Darstellung im Jahresbericht der Museumsleiterin wird verwiesen (Ziff. 18).

An Christi Himmelfahrt (13.5.1999) veranstaltete die Evangelische Kirchengemeinde ein Brenz-Fest, beginnend mit einem Festgottesdienst und anschließendem bunten Programm auf dem Marktplatz. Es wurde bei schönem Wetter ein voller Erfolg. Des eigentlichen Geburtstages von Brenz gedachte die Kirchengemeinde in einer Feier am Abend des 23.6.1999.

Die Freilichtspiele Schwäbisch Hall luden zu einem Stationentheater unter dem Titel ein „Brenz! – eine Stadtbegegnung“, eine allgemein bewunderte Leistung des Regisseurs Achim Plato und seines Ensembles: Die Texte waren in der Sprache des 16. Jahrhunderts abgefaßt und wurden dennoch verständlich vorgetragen, eine großartige Leistung!

### 4. Schrifttum

Das Jahrbuch Württembergisch Franken 1999 (Band 83) erschien im Juni 1999 im neuen blau-weiß gehaltenen Einband. Die Schriftleitung hat wiederum dankenswerterweise Herr Dr. Andreas Maisch unter Mitarbeit von Herrn Daniel Stühler besorgt. Die Württembergi-

sche Landesbibliothek, Abteilung Landesbibliographie hat nunmehr die Daten unseres Jahrbuchs ab dem Erscheinungsjahr 1986 in ihrer Datenbank gespeichert. Die Daten sind online über das Internet zugänglich unter folgender Kennung: <http://www.wlb-stuttgart.de/bawue/lanbib.html>.

In der Reihe „Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken sind im Berichtsjahr die Bände Nr. 15, 17 und 18 erschienen.

Band 17: Hasso von Haldenwang, „Die Jenischen, Erinnerungen an die Wildensteiner Hausierhändler“ erschienen im Baier-Verlag, Crailsheim. Das Buch behandelt die fahrenden Händler, ihr ambulantes Gewerbe im Umherziehen, ihre Lebens- und Familienverhältnisse an den Wohnorten in Wildenstein, Unterdeuffstetten und Matzenbach. Das Jenische, ihre Sondersprache, die über ein besonderes Vokabular verfügt und für denjenigen, dem der Wortschatz unbekannt ist, unverständlich bleibt, ist in die Darstellung immer wieder eingeflochten; im Anhang findet man ein umfangreiches Vokabular sowie Redewendungen und Sprüche. Der Autor ist in Wildenstein aufgewachsen und illustriert den sachlichen Bericht durch eigene Erlebnisse und seine intimen persönlichen Kenntnisse der Händlerfamilien und ihrer hervorragenden Charaktere. Es handelt sich also um ein Buch, das die Lebensgewohnheiten und Schicksale einer kleinen und sehr besonderen Bevölkerungsgruppe vor dem Vergessenwerden bewahrt.

Band 18: Armin Ziegler, „Crailsheim 1945/46, Überleben und Neuanfang“ erschienen im Baier-Verlag Crailsheim. Am Ende des Zweiten Weltkrieges war Crailsheim im Bereich der Innenstadt total zerstört. Deshalb war der Neuanfang in dieser Stadt in vielfacher Hinsicht besonders erschwert. Das Buch trägt Daten, Dokumente, Bildmaterial, Tagebuchaufzeichnungen bzw. Erlebnisberichte zusammen. Die Probleme, die sich dem arbeitenden Bürger beim Wiederaufbau entgegenstellten, werden vom Autor kenntnisreich beschrieben, größtenteils aus der eigenen Wahrnehmung. Die Politik der militärischen Besatzung, Vorgänge der Entnazifizierung, Beginn der eigenen deutschen Verwaltung und politischer Körperschaften wie Parteien und Gewerkschaften werden beschrieben. – Der etwa gleichzeitig im Baier-Verlag, Crailsheim erschienene Bildband „Gesichter einer Stadt, Crailsheim vor und nach 1945“ von Martin Bayer bietet umfangreiches Anschauungsmaterial zum gleichen Thema.

Band 15: „750 Jahre Schrozberg“, Redaktion Birgit Kirschstein-Gamber, Helmut Hüttner, Dieter Klein. Das Heimatbuch bringt auf über 900 Seiten ausführliche und umfassende Informationen für die landschaftliche Besonderheit der geschichtlichen Entwicklung, Kirchen, Verwaltung, Handel und Gewerbe der Stadt in den verschiedenen Entwicklungsperioden und schließlich Erinnerungsbeiträge der Bürger sowie Darstellungen der Teilorte, darunter Bartenstein, die ehemalige Residenz der Fürsten Hohenlohe. Diese mit großem Fleiß und Gedankenreichtum hergestellte Grundlagenarbeit wird der Stärkung des Identitätsgefühls der Schrozberger Bürgerschaft dienen.

„Das Ingelfinger Schloß, einst Residenz heute Rathaus.“ Gemeinsam herausgegeben von der Stadt Ingelfingen und den Ingelfinger Geschichtsfreunden wurde am 20. Dezember 1999 dieses rund 120 Seiten umfassende und reich illustrierte Buch der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Geschichte der Stadt, zuerst als Hohenlohische Residenz, ab dem 19. Jahrhundert unter Württembergischer Regierung wird detailreich, aber auch gut lesbar und einprägsam dargestellt. Kenntnisreich erläutert der seinerzeit mit der Restaurierung des Schlosses beauftragte Architekt Dr. Walther-Gerd Fleck die Baugeschichte. Es fehlen auch nicht Register- und Quellennachweise als Anleitung für eine Vertiefung der Thematik. Das Buch ist ein rundum gelungener Führer durch die Stadt und das Schloß, zu beziehen über die Stadtverwaltung Ingelfingen (Preis DM 20,-).

Zu den Ausstellungen des Hällisch Fränkischen Museums (vgl. den Arbeitsbericht unter Ziffer 18) sind folgende Kataloge erschienen:

„Johannes Brenz, 1499–1570, Prediger, Reformator, Politiker“, herausgegeben von Dr. Isabella Fehle. Der Katalog bietet auf über 200 Seiten 10 Textbeiträge namhafter Autoren, zahlreiche bildliche Darstellungen als Belege der Ausstellung im Hällisch Fränkischen Museum und kommt damit einer umfassenden biographischen Würdigung des großen Kirchenreformators gleich. Der Katalog kann nach wie vor über das Hällisch Fränkische Museum in Schwäbisch Hall bezogen werden (DM 28,-).

„Impressionen aus Hohenlohe, Ansichten aus Schwäbisch Hall und seiner Umgebung von Johann Friedrich Reik (1836–1904)“, herausgegeben von Herta Beutter und Armin Panter, Schwarz-Weiß-Fotographien von Roland Bauer. Der Katalog zur Reik-Ausstellung ist geeignet, die Eindrücke die dem Besucher der Ausstellung anhand der Originale vermittelt wurden, durch die Präsentation weiterer Werke aus dem Oeuvre Reiks zu erweitern und durch die facettenreichen Texte noch zu vertiefen. Der Katalog ist noch lieferbar (Hällisch Fränkisches Museum in Schwäbisch Hall, DM 20,-).

### 5. Schöntaler Tage

Vom 13. bis 16. Mai 1999 veranstaltete der Historische Verein für Württembergisch Franken zusammen mit dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, dem Bildungshaus Kloster Schöntal und dem Verein Künstlerfamilie Sommer, Künzelsau, die Arbeitstagung „Zum ewigen Gedächtnis – Epitaphien, Grabmäler, Gedächtnismale im baden-württembergischen Franken“. Auf dem Programm standen folgende Vorträge:

- Monsignore Josef Anselm Graf Adelman, Stuttgart: Der Tod – Anlaß für Gedächtnismale.
- Prof. Dr. Volker Himmelein, Württ. Landesmuseum Stuttgart: „Monumenta pietatis“ – Grab- und Erinnerungsmäler.
- Dr. Anneliese Seeliger-Zeiss, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Inschriften-Kommission: Grabmal und Unschrift – Epitaphische Forschung im württ. Franken.
- Dr. Barbara Happe, Jena: Vom Gottesacker zum Friedhof – Lage, Anordnung, Gestaltung von Friedhöfen.
- Dr. Gerhard Taddey, Staatsarchiv Ludwigsburg: Grabmäler der Grafen von Hohenlohe.
- Claudia Scheller-Schach M. A., Künzelsau: Epitaphien in der Reichsstadt Hall unter besonderer Berücksichtigung von St. Michael.
- Dr. Harald Drös, Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Inschriften-Kommission: Zur Heraldik fränkischer Adelsgrabmäler.
- Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Schwäbisch Hall: Die Fürstengruft – dargestellt an ausgewählten Beispielen aus dem baden-württembergischen Franken.
- Dr. Friedemann Schmoll, Tübingen: Vom Heldenkult zum politischen Mahnmal – württembergische Kriegerdenkmale.
- Dorothea Betz, Tübingen: Inhalt von Grabinschriften.
- Felicitas Zemelka, Buchen: Dem Gott genad – Unglücks- und Erinnerungsmale am Wegesrand.

Durchgeführt wurden zwei Exkursionen nach

- Bronnbach, Gerlachsheim, Wertheim, Reicholzheim  
Leitung: Dr. Jörg Paczkowski, Wertheim und Felicitas Zemelka, Buchen und nach
- Öhringen, Neuenstadt, Langenburg, Ingelfingen  
Leitung: Dr. Gerhard Taddey, Staatsarchiv Ludwigsburg

### 6. Vortragsveranstaltungen

Insoweit wird auf Ziffer 3 des Vereinsberichts zum Brenzjahr Bezug genommen, wo die im Frühjahr 1999 gehaltenen Vorträge aufgeführt sind. Im Herbst fanden folgende Offenen Abende statt:

6. Oktober 1999, Dr. Gerhard Lubich, Drei Frauen: Gräfin Geba, Guta Feldnerin und Anna Büschler, die „Tochter des Bürgermeisters“.

10. November 1999, Manfred Akermann, Heinrich Schickhardt (1558–1635) – Der „Schwäbische Leonardo“. Baumeister, Stadtplaner, Ingenieur, Kartograph im Dienst zweier württembergischer Herzöge.

1. Dezember 1999, Dr. Hans-Peter Müller, Die Deutsche Vaterlandspartei 1917/1918 in Württemberg und ihr Erbe – besorgte Patrioten oder rechte Ideologen?

### 7. Exkursionen

Am 18. September 1999 fand unter Führung des ehemaligen Leiters des Haller Stadtarchivs Herrn Manfred Akermann eine Exkursion nach Nördlingen und ins Nördlinger Ries statt (Stadtführung in Nördlingen einschl. der Besichtigung des Rieskratermuseums, Klosterkirche Mönchsdeggingen, Klosteranlage Kaisheim und Harburg). Die Fahrt war mit 42 Teilnehmern gut besucht.

### 8. Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“

2 Vorträge und 2 Exkursionen haben stattgefunden.

17. April 1999, Rolf Werner, „Die Burg Maienfels“

08. Mai 1999, Heinz Meyle, „Die Schlacht von Herbsthausen“.

03. Juni 1999, Exkursion unter der Leitung von Günter von Kulesa, Güterstein, Wasserspiele, Schloß Urach, Amanduskirche, St. Johann, Runder Berg.

03. Juli 1999, Exkursion unter der Leitung von Horst Clauß, Buchau, Federseemuseum.

### 9. Arbeitskreis „Mühlkunde“

Am 20. Juli 1999 fand in Sersheim die Buchpräsentation des Mühlenatlasses für den Kreis Ludwigsburg statt.

### 10. Arbeitskreis „Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“

Am 05. Juni 1999 tagte die Projektgruppe „Glashüttenatlas Baden-Württemberg“.

### 11. Ingelfinger Geschichtsfreunde

Altbürgermeister Heinrich Ehrmann stellte seine Arbeit „Die Geschichte der Mühlen in Ingelfingen“ fertig und hielt einen Vortrag über dieses Thema.

20. Dezember 1999, Stadt Ingelfingen und Ingelfinger Geschichtsfreunde, Buchpräsentation, „Das Ingelfinger Schloß, einst Residenz, heute Rathaus“ (vgl. Ziff. 4 a.E).

*12. Ortsverband Künzelsau, gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Künzelsau*

28. April 1999, Stefan Kraut, Ahnenforschung (Kurs).  
 19. Mai 1999, Stefan Kraut, Arbeitergeschichte in Künzelsau.  
 09. Juni 1999, Dr. Thomas Schnabel, Die Entwicklung Baden-Württembergs in 50 Jahren.  
 20. Juni 1999, Exkursion unter der Leitung von Karin Wohlschlegel, Hohenlohe – Wo alles begann.  
 04. Juli 1999, Exkursion unter der Leitung von Karin Wohlschlegel, Vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit.

*13. Geschichtsverein Murrhardt und Umgebung, gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Murrhardt*

21. März 1999, Exkursion unter der Leitung von Dr. Rolf Schweizer, Kloster Lorsch.  
 20. Mai 1999, Dr. Gerhardt Fritz und Andreas Kozlik, Die Bedeutung eines Ortssippenbuches für Murrhardt, Argumente für die Erarbeitung eines genealogischen Grundlagenwerks.  
 23. Mai 1999, Gemeinschaftsveranstaltung mit der Stadt Murrhardt und den politischen Parteien, 50 Jahre Grundgesetz.  
 13. November 1999, Dr. Rolf Schweizer, Exkursion nach Nürnberg.  
 16. Oktober 1999, Andreas Kozlik, Genealogie in Murrhardt, bekannte und unbekannte Familien prägen eine Stadt.  
 22. Okt. – 03. Nov. 1999, sechs Abende Andreas Kozlik, Einführungskurs Genealogie mit Exkursion zur Landesbibliothek in Stuttgart.

*14. Historischer Verein Crailsheim, Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Crailsheim*

20. März 1999, Führung in der Johanneskirche Crailsheim.  
 18. u. 26. April, 3. Mai 1999, Hans Gräser, Rückblick 2000 nach vorn – Industrielle Revolution und Massenkultur.  
 8. Mai 1999, Ortsbegehung Neidenfels – Gröningen.  
 10. Mai 1999, Jahreshauptversammlung, Vortrag Eugen Schöler, Der wilde Graf.  
 14. Juni 1999, Ulrike Bausewein, Kelten in Mainfranken.  
 20. Juni 1999, Exkursion, Kelten zwischen Uffenheim und Röttingen.  
 11. Juli 1999, Exkursion, der mittelfränkische Jakobusweg von Heilsbronn nach Colmburg.  
 27. September 1999, Ausstellung zum Jubiläum der Johanneskirche, „Alles Ding braucht seine Zeit“.  
 02. Oktober 1999, Ortsbegehung Schrozberg.  
 15. Oktober 1999, Dr. Hubert Ruzs, Die Hochadelsfamilie Truhendingen.  
 17. Oktober 1999, Exkursion, Auf den Spuren der Truhendingen.  
 09. November 1999, Ortsbegehung Jüdische Spuren in Crailsheim.  
 13. November 1999, Symposium, Widerstand im Dritten Reich (u. a. Geschwister Scholl, Eugen Grimminger).  
 20. November 1999, Traudel Kleefeld, Hexenverfolgung im Markgrafentum Ansbach.  
 27. November 1999, Ortsbegehung, Auf den Spuren der Hexenverfolgung in Crailsheim.  
 06. Dezember 1999, Folker Förtisch, Leonhard Sachs.

*15. Ortsgruppe Öhringen, Verein der Förderer des Weygangmuseums Öhringen e. V. und Volkshochschule Öhringen*

08. Mai 1999, Eröffnung des Weygangmuseums in Öhringen nach der Restaurierung und  
 09. Mai 1999, Tag der offenen Tür im Weygangmuseum.  
 13. Juni 1999, Exkursion unter der Leitung von Karin Wohlschlegel, Hohenlohe, wo alles begann.  
 20. Juni 1999, Werner Schenk, Spazierung durch das römische Öhringen.  
 27. Juni 1999, Exkursion unter der Leitung von Karin Wohlschlegel, Vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit: Comburg, Vellberg, Eckartshausen.  
 23. Juli – 17. Sept. 1999, Ausstellung zur Revolution in Hohenlohe bei der Sparkasse Hohenlohekreis in Künzelsau und Öhringen, 7 Schlösser müssen brennen.  
 03. März 1999, Heimatgeschichtlicher Arbeitskreis unter der Leitung von Reinhard Weber, Öhringer Bürgerhäuser und ihre Geschichte.  
 20. Sept. 1999, Kurs an 4 Abenden unter der Leitung von Dr. Peter Schiffer, Das Lesen von archivalischen Quellen.  
 20. Oktober 1999, Rainer Gross, Stadtgeschichte Neuenstein.  
 24. Oktober 1999, Führung unter der Leitung von Werner Schenk, Die St. Annakapelle in Öhringen.

*16. Gemeinsame Veranstaltungen mit der Volkshochschule Schwäbisch Hall*

- Ab 23. Februar 1999 5 Abende unter der Leitung von Dr. Andreas Maisch, Dokumente der Hällischen Geschichte VI: Das 19. Jahrhundert.  
 17. März 1999, Günter Randecker, Bauernkrieg, Brenz und die Bürger von Hall.  
 25. März 1999, Dr. Matthias Setzer, Der Teufel b'scheißt uns wohl mit Pfaffen!  
 27. April 1999, Prof. Dr. Willi Kreutz, ... das Reich muß uns doch bleiben – zur Nationalisierung der Reformationsfeiern im 19. Jahrhundert.  
 29. Juni 1999, Herta Beutter, Limpurger Holz und Haller Salz.  
 ab 12. Oktober 1999, Dr. Andreas Maisch und Daniel Stihler, sechs Abende, Dokumente der hällischen Geschichte: Hall in der Brenz-Zeit.  
 14. Oktober 1999, Wolfgang Willig, Die Niederlassungen der Ritterorden des deutschen Reiches (Dia-Vortrag mit dem Schwerpunkt „Comburg“.)

*17. Deutschordensmuseum Bad Mergentheim*

- Bis 28. März 1999, Ausstellung, halbe Puppe – ganze Show: Teepuppen.  
 09. April bis 06. Juni 1999, Ausstellung, Vergessene Kultur, Kirchen in Nord-Ostpreußen, eine Dokumentation.  
 24. Juli – 03. Okt. 1999, Ausstellung, Zauber der Tauber – Ansichten aus einem romantischen Tal.  
 31. März 1999, Christoph Bittel, Mergentheim und der Taubergrund – Dias aus der Sammlung Karl Fleck (1862–1944).  
 11. Juni 1999, Serenade der Stadtkapelle Bad Mergentheim.  
 22. März, 12. April, 26. April 1999, Hansmartin Kapp, Michael Bronold, Bruno Dressler, die evangelische Schloßkirche eine herrliche Gebrauchskirche, Spezialführungen „Einblicke“.

12., 19. und 26. März 1999, Kurt Karner und Heidi Deeg, Reihe 60–60 Minuten Museum für Menschen ab 60, Mergentheimer Handel und Gewerbe im Mittelalter.

23./24. Oktober 1999, Jubiläum 425 Jahre Berwart Treppe.

06. Nov. 1999–30. Jan. 2000, Christbaumschmuck.

08. November 1999, Dr. Dieter Salch, Der Deutsche Orden heute.

22. November 1999, Peter Dittgen, Marmor und Stein und Eisen bricht.

06. Oktober 1999, Führung unter der Leitung von Heidi Deeg, Die Zinngießer der Familie Kilian.

13. Oktober 1999, Führung unter der Leitung von Heidi Deeg, Hofmeister Maximilian Franz von Österreich.

20. Oktober 1999, Führung unter der Leitung von Kurt Karner, Herzog Paul von Württemberg.

27. Oktober 1999, Führung unter der Leitung von Kurt Karner, Der Schriftsteller Hans Heinrich Ehrler.

### *18. Arbeitsbericht 1999 für das Hällisch-Fränkische Museum von Frau Dr. Fehle*

Im Berichtsjahr 1999 schritten die Bauarbeiten in der Stadtmühle und im Umfeld des Hällisch-Fränkischen Museums weiter voran. Der Keckenhof und Steinerne Steg wurden im Zuge einer Kanalsanierung und Leitungserneuerung mit Natursteinpflasterung neu gestaltet. In diesem Rahmen wurde auch die Fernwärmeleitung zur Anbindung des Museums neu verlegt. Die installierte Stahlbrücke sowie die vom Steinmetz neu angelegte Treppenanlage im Grabenbereich stellen nun eine fußläufige Verbindung vom Keckenhof direkt in die Ackeranlagen her. Die Umgestaltung unseres Eingangsbereiches wurde zudem in Angriff genommen. Geplant ist ein großzügigeres Foyer, das attraktiv und einladend durch eine Verglasung wirken wird. Der künftige Zugang zur Stadtmühle durch eine alte Öffnung der Stadtmauer wurde baulich vorbereitet. Beim Innenausbau der ehemaligen Stadtmühle wurden im Laufe des Jahres verschiedene Gewerke ausgeführt, so die Gipser- und Malerarbeiten, Verschalungen im Dachgeschoss, Treppenanlagen, Verglasungen, Elektroinstallationen, Einbau der Lichttechnik und Klimaanlage usw. Der geplante weitere Ausbau wurde durch die Verzögerung des Fernwärmeanschlusses beeinträchtigt. Voraussichtliche Eröffnung des 3. und letzten Bauabschnittes des Hällisch-Fränkischen Museums wird demnach Mitte September 2000 sein.

### *Zum Ausstellungsprogramm des Hällisch-Fränkischen Museums*

Die Ausstellung „Im Reich des Sultans – Kunst und Kultur der Osmanen“ lief mit großem Erfolg noch über die Jahreswende hinweg bis zum 24. Januar 1999. Für eine Foyer-Präsentation im Rahmenprogramm hatte der Türkische Arbeitnehmer-, Hilfs- und Sportverein Objekte zum Thema „Die Aussteuertruhe eines türkischen Mädchens“ zusammengetragen. Die traditionelle Mitgift einer türkischen Braut wird in einer bunt bemalten Holztruhe gehütet. Bereits im Alter von zehn Jahren fangen die Mädchen an, unter Anleitung der älteren weiblichen Familienangehörigen ihre Aussteuer vorzubereiten.

Zum Abschluss der großen Sonderausstellung mit Leihgaben des Völkerkundemuseums in München wurde ein türkisches Fest veranstaltet, das mit seinem vielfältigen Programm wie einem Auftritt der türkischen Folkloregruppe, Vorführungen traditioneller Handwerkstechniken, Lesungen von Märchen bis hin zum Bastelangebot für Kinder noch viele Besucher anzog. Im Anschluss wurde unsere Ausstellung dann vom Münsterlandmuseum auf der Kolvenburg übernommen, wo sie ebenfalls auf großes Interesse stieß.

In Kooperation mit der Bausparkasse Schwäbisch Hall würdigten wir mit der Ausstellung „Wunderharfe – 450 Jahre Sächsische Staatskapelle Dresden“ (13. Januar–19. Februar) ein Orchester, das seit mehreren Jahrhunderten zu den führenden Klangkörpern Europas gehört. Ausgewählte Werke von hohem künstlerischem Rang – Gemälde, Graphiken, historische Drucke, Fotografien, Musikinstrumente und andere Exponate – verdeutlichten in beeindruckender Weise die jahrhundertelange Wechselbeziehung von bildender Kunst und Musik in Dresden. Den Besucher erwarteten eine entwicklungsgeschichtliche Chronologie, eine Abfolge aller berühmten und einflussreichen Musiker und Dirigenten, aber natürlich auch die obersten Dienstherren der Kapelle, die sächsischen Kurfürsten und Könige, die mit ihrer Musikbegeisterung ein Garant für Kontinuität waren.

„Johannes Brenz 1499–1570 – Prediger Reformator Politiker“ (28. Februar – 24. Mai)

Johannes Brenz Jubiläumsjahr 1999 in Schwäbisch Hall: Die erste Jahreshälfte 1999 stand vor allem im Zeichen des Predigers, Reformators und Politikers Johannes Brenz.

Am 24. Juni 1999 jährte sich zum 500. Mal der Geburtstag von Johannes Brenz (geboren in Weil der Stadt, gestorben am 11. September 1570 in Stuttgart). Der württembergische Theologe gehört zu den großen protestantischen Persönlichkeiten der Reformation nach Luther und Melancthon, Zwingli und Calvin. Seine Reformtätigkeit, die er seit 1522 als Prediger in Schwäbisch Hall in Gang setzte, machte ihn weit über das Territorium der Reichsstadt hinaus bekannt. Johannes Brenz war nach seinem humanistischen und theologischen Studium in Heidelberg seit 1522 Prediger an St. Michael in Hall und Reformator dieser Reichsstadt. 1548 mußte er wegen Widerstands gegen die kaiserliche Religionspolitik die Stadt verlassen und wurde ab 1553 der führende Theologe und Kirchenorganisator des Herzogtums Württemberg.

Als theologischer, juristischer und politischer Berater zahlreicher evangelischer Städte und Länder, als Kirchenordnungsexperte, Schulreformer und Verfasser eines in über 500 Ausgaben und mehrerer Sprachen überlieferten Katechismus und nicht zuletzt als einer der fruchtbarsten theologischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts hat Brenz Vorbildliches geleistet. Daneben hatte er Anteil an nahezu allen wichtigen Ereignissen der Reformationszeit vom Bauernkrieg über die Reformations-Reichstage und Religionsgespräche bis zum Konzil von Trient. Am 11. September 1570 ist der ungewöhnlich humane, tolerante und bescheidene Vater seiner Kirche in Stuttgart gestorben.

Als eine der beiden wichtigsten Wirkungsstätten würdigte die Stadt Schwäbisch Hall aus diesem Anlaß den bedeutenden Reformator und Gestalter der Evangelischen Kirche des Herzogtums Württemberg mit einem umfangreichen Veranstaltungsprogramm. Den Auftakt des Brenzjahres bildete am 28. Februar ein Festgottesdienst in der Kirche St. Michael nach der „Haller Kirchenordnung“ des Johannes Brenz aus dem Jahr 1543 mit einer Predigt von Landesbischof Eberhard Renz und einem Grußwort der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern durch Kreisdekan Dr. Ernst Bezzel. In einer Vortragsreihe, die von der Evangelischen Gesamtkirchengemeinde Schwäbisch Hall, dem Historischen Verein für Württembergisch Franken und der Volkshochschule Schwäbisch Hall veranstaltet wurde, beleuchteten namenhafte Historiker und Kirchenhistoriker Brenz und seine Zeit. Speziell aus römisch-katholischer Sicht stellte Bischof Dr. Walter Kasper die Reformation in seinem Vortrag dar. Im Rahmen des Jubiläums hielt auch der Landesverband Württemberg des Evangelischen Bundes seine Jahrestagung in Schwäbisch Hall ab. Ein für Christi Himmelfahrt geplantes Brenz-Fest auf dem Marktplatz mit einem bunten Programm, ein Konzert „Impulse der Reformation“ in St. Michael und eine begleitende Ausstellung „Re-Forma-

tion“ zeitgenössischer Künstler aus Schwäbisch Hall in der Johannerhalle rundete das Programm ab. Die Touristikinformation bot Führungen in der Altstadt an, denn auf anschauliche Weise ist es heute noch möglich, den Spuren von Brenz in Schwäbisch Hall zu folgen. Die Freilichtspiele Schwäbisch Hall trugen „Brenz! Eine Stadtbegegnung“ bei, ein Stationentheater über sein Leben und Wirken in der alten Reichsstadt. Ein Theatergastspiel aus der Lutherstadt Wittenberg, in der in diesem Jahr ebenfalls ein 500. Geburtstag gebührend gefeiert wurde, von Luthers Frau Katharina von Bora, bereicherte mit einer Aufführung die hiesige Freilichtspielsaison. Am Vorabend des runden Geburtstages von Johannes Brenz fand in St. Michael eine Gedenkfeier mit Kammermusik und ein Vortrag des Brenz-Spezialisten Pfarrer Dr. Christoph Weismann statt.

Im Mittelpunkt des Brenzjahres 1999 stand eine Jubiläumsausstellung (vom 28. Februar bis 24. Mai 1999) zu Ehren des Predigers, Reformators und Politikers, die das Hällisch-Fränkische Museum in Kooperation mit dem Württembergischen Landesmuseum und mit Unterstützung der Evangelischen Landeskirche vorbereitet hatte. Das Konzept folgte seinem Lebensabriß, wichtige Stationen und Wegbegleiter wurden vorgestellt und die zentralen historischen Ereignisse beleuchtet. Der Einstieg ins Thema erfolgte über den rezeptionsgeschichtlichen Ansatz „500 Jahre Brenz“ mit Ausführungen zur Erinnerungskultur in den Brenz-Orten sowie zu den Aktivitäten des Reformationsjubiläums. Dank zahlreicher Leihgeber aus dem In- und Ausland konnte das Lebenswerk von Brenz anhand seltener Drucke, wertvoller Handschriften und aussagekräftiger bildlicher Darstellungen anschaulich den Ausstellungsbesuchern vermittelt werden.

Mit 12 875 Besuchern gehört die Brenz-Ausstellung zu den bestbesuchtesten Ausstellungen des Hällisch-Fränkischen Museums. Allein schon 289 Gruppen, wovon 202 geführt wurden, meldeten sich zum Besuch an. In außerordentlich engagierter Weise führten Dekan Dieterich, Pfarrer Weismann, Pfarrerin Imkampe, weitere sechs Pfarrer im Ruhestand und drei Vikare durch die Ausstellung. Teilweise starteten die Führungen in einem halbstündigen Turnus wegen des großen Andrangs. Laut Statistik kamen die Gruppen nicht nur aus Schwäbisch Hall und Umgebung, der Region (von Heilbronn bis Ellwangen), sondern auch aus dem gesamten Nordwürttembergischen Raum (von Ludwigsburg, Heidenheim, Giengen, Stuttgart, Reutlingen, Sindelfingen, Böblingen, Schwäbische Alb, Ulm ...). In Kooperation mit dem Landes- und Ortsverband der Landfrauen fand ein Tagesseminar statt, das aufgrund des großen Zuspruches dreimal wiederholt wurde. Auch die hohe Resonanz in den Medien, mit zahlreichen Berichten in Zeitungen, Fachzeitschriften und im Hörfunk, zudem zwei TV-Berichten trug zur hohen Besucherzahl bei.

„Impressionen aus Hohenlohe“ war die Ausstellung betitelt, die Ansichten aus Schwäbisch Hall und seiner Umgebung von Johann Friedrich Reik zeigte (27. Juni bis 24. Oktober). In der Zeit zwischen Reichsgründung und der Wende zum 20. Jahrhundert schuf Johann Friedrich Reik mit unglücklichem Fleiß viele Skizzen. Anhand einer Auswahl von etwas mehr als 100 Arbeiten stellte das Museum das künstlerische Werk des Haller Zeichenlehrers vor. Der besondere Wert der Arbeiten liegt in ihrer Fülle und der gleichzeitigen Konzentration auf ein Thema, die Architekturdarstellung. Einigen Aquarellen von Reik wurden Schwarz-Weiß-Aufnahmen des Fotografen Roland Bauer beigelegt. Diese Gegenüberstellung ermöglichte, den Wandel der Stadt und ihres Umlandes während der letzten 100 Jahre nachzuvollziehen.

Die bewegendsten Ereignisse unseres Jahrhunderts aus den Fotoarchiven von Associated Press zeigte die Ausstellung „Augenblicke des Jahrhunderts“ (20. November 1999 bis 27. Februar 2000). Nahezu 200 Aufnahmen verdeutlichten, in welchem Maß die Pressefotografie unsere Sicht auf die Welt prägt. Dramatische Fotos aus den Krisen- und Katastrophen-

gebieten der Welt standen neben Bildern aus der schillernden Welt der Stars und Prominenten sowie Dokumentationen von Jahrhundertereignissen. Wie keine andere Presseagentur hat AP jeden einzelnen Tag der letzten 100 Jahre von allen Orten unserer Erde aus durch Bilder und Nachrichten kommentiert. Ein umfangreiches Rahmenprogramm mit Rundgängen durch die Ausstellung – mit Paul Swiridoff, Walter Hampele, Eberhard Göpfert, Herbert Kohl, Dr. Ruth Steinke und Dr. Erhard Eppler –, ein Vortrag des Chefredakteurs von Associated Press, Peter Gehrig, mit anschließender Diskussion und ein Konzert mit Harald Knauss und Stefan Gerlinghaus vertieften die aktuelle Thematik und Rückschau zum Ende des Millenniums.

Im Laufe des Jahres 1999 fanden weitere kulturelle Veranstaltungen im Hällisch-Fränkischen Museum statt, wie ein beachtenswertes Konzert von Martin Timphus auf der viola d'amore mit Gerhard Weinzierl am Cembalo. Zu „Sommernachtsträumen“ lud das Museum zu einer poetischen Reise ein. In der Lesung mit Markus Pohlmeier-Jöckel aus Hamburg wurden zentrale Aspekte von Dichtung und Dichterssein in verschiedenen Jahrhunderten und Kulturen vom alten Ägypten bis in unsere Zeit vorgestellt. Im Herbst starteten mit dem Vortrag von Dr. Gerhard Lubich zu „Drei Frauen: Gräfin Geba, Guta Feldnerin und Anna Büschler“ die Offenen Abende des Historischen Vereins im Museum. Am 10. November referierte dann Manfred Akermann über den „schwäbischen Leonardo“, Heinrich Schickhardt. Kreisarchivar Dr. Hans-Peter Müller trug am 1. Dezember seine fundierten Recherchen zur Deutschen Vaterlandspartei 1917/18 in Württemberg vor.

Zahlreiche kreative Aktivitäten waren in diesem Jahr auch wieder für Kinder jeden Alters geboten, ob speziell zu Sonderausstellungen oder als Ferienprogramm. Unsere Museumspädagoginnen Frau Bedal, Frau Hucht und Frau Kienle machten sich in Zusammenarbeit mit Herrn Dr. Panter und Frau Hopfensitz hier besonders verdient.

Im Jahr 1999 konnten wir wieder einige interessante Neuerwerbungen – durch Ankauf oder Schenkung – für unsere Museumssammlung verzeichnen. Eine hochkarätige Bereicherung unseres Bestandes stellt sicherlich die Kleinplastik „Drei klagende Frauen“ von Leonard Kern dar, die die Bausparkasse Schwäbisch Hall dem Hällisch-Fränkischen Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung stellt. Durch die großzügige Unterstützung der Bausparkasse, die den Ankauf aus einer Schweizer Privatsammlung tätigte, gelang es, eine Figurengruppe aus der Blütezeit der Schaffenskraft des Haller Barockbildhauers wieder der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Mit einer Schenkung alter Spielsachen aus Haller Familienbesitz ergab sich ein weiterer Glücksfall für unsere Sammlung. Die verschiedenen Spielsachen, darunter Baukästen mit Holzklötzen, Kunststeinen oder Metallteilen, Brettspielen, Blechspielzeug (z. B. eine Dampfmaschine) und Holzspielzeug, wie eine Arche Noah, belegen exemplarisch, womit zwei Generationen von Kindern von der Jahrhundertwende bis in die 30er Jahre gespielt haben. Unsere Volontärin Kerstin Hopfensitz inventarisierte diesen bedeutenden Neuzugang und präsentierte eine Auswahl in einer Foyer-Ausstellung. Rund um diese kleine Sammlung organisierte sie gemeinsam mit den Museumspädagoginnen ein ansprechendes Rahmenprogramm zur Weihnachtszeit, vom Marionettentheater über den Spielenachmittag bis hin zur Puppenklinik.

Für die Museumssammlung wurden unter anderem ein Bild in Mischtechnik von Franz Lenk, sowie Keramiken von Stefan Fitzlaff, Manfred Hotter und Hans und Renate Heckmann angekauft.

Das Programm 1999 in der Städtischen Galerie am Markt wurde mit Fred Zieglers Ausstellung „Ziele für den langsamen Pfeil“ eröffnet (30. Januar bis 21. März). Die Farbe Gelb hat sich der in Parsberg lebende Künstler als künstlerisches Problem gestellt. Der Grundfarbe

Gelb sind in Geschichte und Gegenwart unterschiedliche Bedeutungen zugeordnet worden. Sie reicht in der christlichen Symbolik von einer Gott vertretenden Farbe bis hin zur Gleichsetzung als Farbe der Verbrecher und Dürren in der Antike und im Mittelalter. Gelb ist genauso die Farbe der Sonne wie auch der atomaren Katastrophe. Fred Ziegler beschäftigt sich mit den vielen Gelb-Variationen, indem er verschiedene künstlerische Mittel einsetzt.

Die Ausstellung „Licht – Schatten“ von Inge Dick wurde von 27. März bis 16. Mai gezeigt. Das Licht spielt im Werk der österreichischen Künstlerin eine entscheidende Rolle. Seit Anfang der 80er Jahre ist das Medium Fotografie ein wesentlicher Bestandteil in ihrem Oeuvre. Parallel zu ihrem malerischen Werk bildet es mit ihm eine Einheit in der Thematisierung von Raum, Licht, Zeit und Bildfläche. In der Haller Ausstellung wurden erstmals ihre großen Polaroids präsentiert, die sie an einem Wochenende im Herbst des vorangegangenen Jahres in den Räumen der Städtischen Galerie aufnahm.

„Zwischen Raum und Linie“ war die folgende Ausstellung von Monika Bartholomé in der Galerie betitelt (21. Mai bis 18. Juli). Monika Bartholomé, die in Köln lebt und arbeitet, ist eine Zeichnerin. Mit dem Bleistift hält sie ihre Gedanken fest, in absoluter Einfachheit setzt sie unmittelbar ihre Einfälle um. Spielerisch, in minimalen Umrisszeichnungen variiert sie ihr Motiv, ob Gegenstände oder Figuren. Ihre Zeichnungen, denen eine poetische Leichtigkeit zueigen ist, erzählen dem Betrachter so von der Verwandlungsfähigkeit aller Dinge.

Die Ausstellung mit Plakaten und Objekten von Klaus Staeck, die vom 24. Juli bis 26. September lief, war ein absoluter Besuchermagnet. Wie kein anderer Künstler hat Staeck die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland kommentiert. Seine Kunst mischt sich ein, sie will Denk- und Sehgewohnheiten verändern. Manche seiner künstlerischen Aussagen haben inzwischen den Rang von Klassikern. Sein Werk ist überschaubar, aber unberechenbar: Appelle, Aufrufe, Aufkleber, Postkarten und Plakate – seit 1971 über 250 Arbeiten mit einer Gesamtauflage von 20 Millionen.

Werner Pokorny, 1949 in Mosbach geboren, zählt heute zu den wichtigsten Bildhauern im Südwesten Deutschlands. In Kooperation von Stadt und Bausparkasse wurde das Werk Pokornys parallel an zwei Ausstellungsorten gezeigt: In der Städtischen Galerie am Markt (29. September bis 7. November) wurden neueste Arbeiten in Holz ausgestellt und das Forum der Bausparkasse Schwäbisch Hall gab anhand von Stahlmodellen und Fotografien einen Überblick über größere im öffentlichen Raum realisierte Plastiken des Künstlers. Das Oeuvre von Werner Pokorny besticht durch seine Zeichenhaftigkeit. Eine eigenwillige Verknüpfung von organischen und konstruktiven Formprinzipien prägt seine unverwechselbare plastische Sprache.

„The slow change“ benannte Osmo Rauhala seine Präsentation in der Städtischen Galerie am Markt (13. November 1999 bis 9. Januar 2000). Der aus Finnland stammende Künstler beschäftigt sich in seinen Werken mit den existenziellen Fragen des Verhältnisses von Mensch, Natur und Kosmos. Er thematisiert in seinen mehrteiligen Gemäldezyklen und in seinen Videoarbeiten Erfahrungen, die er als Künstler und Landwirt in der Begegnung und Auseinandersetzung mit der Natur gewinnt. „Weder die Naturgesetze noch die Geschichten der Menschen sterben, sie verändern sich nur“, heißt die Botschaft des Finnen und er stellt damit die uralten Fragen nach dem „Woher kommen wir und, wohin gehen wir“ der menschlichen Existenz.

Insgesamt wurden im Jahr 1999 in allen drei zum Hällisch-Fränkischen Museum gehörenden Kulturinstitutionen 66 101 Besucher gezählt. Beim Hällisch-Fränkischen Museum (44 618) schlugen vor allem die Brenz-Ausstellung und Reik-Präsentation mit 4 400 zu Buche, wobei gleichzeitig durch die mehrmonatige Baustellensituation im Keckenhof Einbu-

Ben in der Besucherfrequenz gerade zur Touristenzeit zu verzeichnen waren. Die Ausstellungen in der Städtischen Galerie am Markt wurden laut Statistik von 10 036 Personen besucht, wobei mit 3 534 Besuchern die Ausstellung von Klaus Staeck herausragt.

Die Museumsleitung dankt allen an den Projekten Beteiligten, den Freien Mitarbeitern, Leihgebern, Spendern, Sponsoren, Museumspädagoginnen und natürlich dem Museumsteam für die fruchtbare engagierte Zusammenarbeit 1999!

Dr. *Isabella Fehle*  
Museumsleiterin

### 19. Der Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Der Geschichtspreis unseres Vereins wurde zum achten Mal an Schüler der Klassen 12 und 13 der Gymnasien der Region für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte verliehen. Die Preisträger sind:

*Berhane Beket*, Murrhardt, Heinrich-von-Zügel-Gymnasium, Murrhardt  
*Cleß Regina*, Langenburg, Ev. Kirchl. Aufbaugymnasium, Michelbach/Bilz  
*Fimpel Sarah*, Gschwend, Schenk-von-Limpurg-Gymnasium, Gaildorf  
*Gotthard Steffen*, Bieberehren, Gymnasium Weikersheim, Weikersheim  
*Jung Florian*, Lauda-Königshofen, Martin-Schleyer-Gymnasium, Lauda-Königshofen  
*Keppler Florian*, Crailsheim, Albert-Schweizer-Gymnasium, Crailsheim  
*Mitnacht Angelika*, Igersheim, Deutschorden -Gymnasium, Bad Mergentheim  
*Mohr Katharina*, Langenburg, Gymnasium Gerabronn, Gerabronn  
*Nierner Antonio*, Künzelsau, Schloßgymnasium, Künzelsau/Schloß  
*Rittmann Marc*, Kupferzell, Ganerben Gymnasium, Künzelsau  
*Rößler Rosemarie*, Kupferzell, Gymnasium bei St. Michael, Schwäbisch Hall  
*Schäuffele Sebastian*, Schwäbisch Hall, Erasmus Widmann Gymnasium, Schwäb. Hall  
*Wagner David*, Großbrinderfeld-Gerchsheim, Matthias-Grünwald-Gymnasium, Tauber-  
 bischofsheim  
*Weiß Karl-Anders*, Waldenburg, Hohenlohe-Gymnasium, Öhringen

### 20. Vereinsarchiv

Herr Pfarrer i. R. Jakob Rudolf Frank, Schwäbisch Hall, hat seine ehrenamtliche Tätigkeit der Sichtung und Ordnung des Vereinsarchivs zwecks Herstellung eines Repertoriums das ganze Jahr 1999 hindurch fortgesetzt. Für diese mühevollen Arbeit im Dienste der Allgemeinheit sprechen wir ihm unseren herzlichen Dank aus.

### 21. Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde auch 1999 durch die nachfolgend aufgeführten Körperschaften, Wirtschaftsunternehmen, Banken und Einzelpersonen finanziell gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall AG  
 Breit Dr. Ernst sen., Schwäbisch Hall  
 Hohenlohekreis  
 Knorr Eberhard, Ulm  
 Kreissparkasse Schwäbisch Hall-Crailsheim  
 Land Baden-Württemberg

Landkreis Schwäbisch Hall  
 Main-Tauber-Kreis  
 Stadt Schwäbisch Hall  
 UJAG, Ellwangen

Ohne die finanzielle Unterstützung dieser Institutionen und Personen könnten die umfangreichen Aufgaben, mit denen sich unser Verein befaßt, nicht erledigt werden. Wir danken ganz besonders für diese wirksame Unterstützung.

## 22. Neue Mitglieder

Im Jahr 1999 sind folgende Mitglieder neu eingetreten:

Berhane Bereket, Murrhardt  
 Clausecker Dr. Karl, Möckmühl  
 Cleß Regina, Langenburg  
 Fimpel Sarah, Gschwend  
 Gayer Anneliese, Rot am See  
 Gotthard Steffen, Bieberehren  
 Grieb Rosemarie, Bretzfeld  
 Heinrich Herbert, Murrhardt  
 Jung Florian, Lauda-Königshofen  
 Keppler Florian, Crailsheim  
 Kurcher Ulrich, Beltersrot  
 Lehmann Erika, Schwäbisch Hall  
 Mitnacht Angelika, Igersheim  
 Mohr Katharina, Langenburg  
 Niemer Antonio, Künzelsau  
 Ostertag Dr. Susanne, Stuttgart  
 Retter Wolfgang, Ditzingen  
 Rittmann Marc, Kupferzell  
 Rößler Rosemarie, Kupferzell  
 Schäuffele Sebastian, Schwäbisch Hall  
 Stahl Claudia, Schwäbisch Hall  
 Steudle Christian, Öhringen  
 Volk Hermut, Kirchberg/Jagst  
 Wagner David, Großrinderfeld  
 Walser Martin, Murrhardt  
 Weiß Karl-Anders, Waldenburg

## 23. Dank für ehrenamtliche Mitarbeit

Auch im Berichtsjahr 1999 haben zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins für Württembergisch Franken ehrenamtliche Arbeit für die Zielsetzungen des Vereins geleistet. Ihnen gilt mein besonderer Dank. Es sind dies:

die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes

Herr Rechtsanwalt Conrad, Schwäbisch Hall, stellvertretender Vorsitzender  
 Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Schwäbisch Hall  
 Herr Dr. med. Konrad Betz, Schwäbisch Hall  
 Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

die Mitglieder des Ausschusses und zwar

die Schriftleiter

Herr Stadtoberarchivrat Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall,

Herr Oberarchivrat Dr. Peter Schiffer, Hohenlohe Zentralarchiv Neuenstein

die Verantwortlichen für das Museumswesen

Frau Museumsleiterin Dr. Isabella Fehle und

Herr stellvertretender Museumsleiter Dr. Armin Panter, Hällisch Fränkisches Museum,

Herr Dr. Konrad Betz, Schwäbisch Hall

die Leiter der Arbeitskreise

Herr Konrektor Horst Clauß, Mainhardt,

Herr Dr. Hans-Dieter Bienert, Murrhardt,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler

Herr Studienrat Dr. Gerhard Fritz, Murrhardt,

die Vorsitzenden der Ortsverbände

Herr Studiendirektor Wolfgang Kunzfeld, Ingelfingen,

Herr Stadarchivrat Stefan Kraut M.A., Künzelsau,

Herr Dipl. Bibliothekar Andreas Kozlik, Oppenweiler,

Herr Rektor a.D. Richard Messerschmidt, Niedernhall.

der Verantwortliche für die Exkursionen

Herr Rechtsanwalt Ernst Conrad, Schwäbisch Hall

der Verantwortliche für die Offenen Abende

Herr Oberstudiendirektor Eberhard Göpfert, Schwäbisch Hall

der Verantwortliche für die Gemeinschaftsveranstaltungen mit den Volkshochschulen, dem Crailsheimer Historischen Verein, dem Förderverein Künstlerfamilie Sommer sowie für den Geschichtspreis des Historischen Vereins für Württembergisch Franken

Herr Studiendirektor Herbert Kohl, Schwäbisch Hall

der Kassenverwalter

Herr Kreisoberverwaltungsrat Wolfgang Weirether, Schwäbisch Hall

der Kassenprüfer

Herr Bankdirektor Kurt Rück, Schwäbisch Hall

die Verantwortlichen für die Graphiksammlung des Vereins

Herr Bürgermeister a.D. Hans König, Gaildorf,

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

für die Anfertigung des Rundschreibens

Frau Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter, Schwäbisch Hall

die Helfer bei der Betreuung der Bibliothek des Historischen Vereins und dem Buchversand

Frau Eckart-Siller und Herr Daniel Stihler, Schwäbisch Hall

die Sekretärin, Frau Ingrid Cinarli.

Dr. Christoph Philippi  
Vorsitzender



## Register zu den Buchbesprechungen

- Alber, Wolfgang 364
- Badal, Richard A. 387
- Bahn, Peter 387
- Bauer, Markus 390
- Bittel, Christoph 294, 398
- Blickle, Peter 360
- Böhme, Horst Wolfgang 377
- Borst, Otto 365
- Bünz, Enno 355
- Conrad, Anne 373
- Dietrich, Susanne 391
- Dollen, Busso von der 377
- Driel-Murray, Carol van 379
- Ehrmann, Peter 360, 362, 370, 374, 377, 386, 402
- Fabbro, René del 374
- Fehle, Isabella 381
- Feld, Helmut 372
- Flade, Roland 394
- Frahm, Eckart 364
- Fricke, Thomas 365
- Gräter, Carlheinz 365, 380, 397
- Haasis, Hellmut G. 382
- Halbauer, Karl 377
- Hartmann, Hans-Heinz 379
- Haug, Brigitte 366
- Heinig, Paul J. 355
- Herzig, Arno 373
- Hoppe, Jens 401
- Hüttenmeister, Frowald Gil 398
- Keim, Wolfgang 361
- Kerber, Dieter 357, 377
- Kluckert, Ehrenfried 378
- Kohl, Herbert 361, 365–366, 387
- Kolb, Peter 366
- Koller, Heinrich 355
- König, Hans 383
- Kopitzsch, Franklin 373
- Kottmann, Ingeborg 383, 392
- Kozlik, Andreas 357, 366, 369, 372, 378, 380, 383, 385
- Krenig, Ernst-Günter 366
- Kretzschmar, Robert 357
- Lange, Eckhard 357
- Latzel, Klaus 362
- Lersch, Edgar 357
- Looock, Ingeborg van 380
- Löslein, Barbara 375, 405
- Lubich, Gerhard 355, 357, 385, 403
- Maier, Elke 398
- Maier, Jan 398
- Maisch, Andreas 401
- Meckseper, Cord 377
- Möller, Horst 369
- Mozer, Rainer 380
- Müller, Claus 382
- Müller, Rolf-Dieter 363
- Muschol, Bernhard 370
- Nieß, Ulrich 359
- Otte, Hans 357
- Planck, Dieter 402
- Pusch, Alexander 358, 379, 406
- Raab, Heinrich 358
- Rapp, Wolfgang 384
- Reustle, Sabine Beate 403
- Rödel, Dieter 355
- Römer, Gerhard 371
- Rübsamen, Dieter 355
- Rückert, Peter 355, 402
- Ruscheinski, Willibald 380
- Schaal, Katharina 404
- Schneidmüller, Bernd 384
- Schock-Werner, Barbara 377
- Schöffler, Ekkehard 355
- Schrenk, Christhard 375
- Schröder, Martina 371
- Schultheiß, Hans 385
- Schulze, Ute 389, 391, 404
- Schulze-Wessel, Julia 391
- Steuer, Peter 359
- Stihler, Daniel 363–365, 371–372, 377, 379, 387
- Stockert, Harald 367

Vogel, Thomas 405  
Volkmann, Hans-Erich 363

Waller, Helmut 385  
Waßner, Manfred 364  
Weckbach, Hubert 375  
Weigand, Katharina 375

Weinfurter, Stefan 384  
Weiß, Barbara 386  
Wieland, Dieter 381  
Wirsching, Andreas 369

Zeune, Joachim 377  
Ziegler, Walter 369

Acker, Wolfgang 377  
 Adel, Richard A. 387  
 Aeb, Peter 387  
 Bauer, Martin 390  
 Bessel, Christoph 394, 395  
 Birkle, Peter 390  
 Böhm, Hans Wolfgang 377  
 Bort, Otto 392  
 Bort, Peter 392  
 Combe, Anne 375  
 Dersch, Susanne 391  
 Dolter, Hans von der 377  
 Eitel-Murray, Carol van 379  
 Kimmig, Peter 390, 392, 393, 377, 394, 402  
 Fahn, Hans-Gert 374  
 Fehle, Jochen 381  
 Feld, Helmut 375  
 Fiebig, Roland 394  
 Fiebig, Eckart 384  
 Fiebig, Thomas 395  
 Giese, Carlheinz 397, 390, 397  
 Hasse, Helmut G. 382  
 Halber, Rüd. 377  
 Harmsen, Hans-Henr. 379  
 Haug, Brigitte 388  
 Heilig, Paul J. 372  
 Heise, Arno 373  
 Hofer, Ina 401  
 Hünemeyer, Frowald-Gis. 398  
 Klein, Wolfgang 361  
 Kober, Dieter 377, 377  
 Köster, Ewaldheinz 378  
 Kohl, Herbert 361, 362, 363, 387  
 Koll, Peter 368  
 Koller, Heinrich 372  
 König, Hans 383  
 Kopitzsch, Franklin 373  
 Kottmann, Ingeborg 383, 385  
 Korb, Andreas 377, 366, 369, 372, 378, 380, 382, 383  
 Lieb, Ulrich 379  
 Ott, Hans 377  
 Pank, Dieter 402  
 Puch, Alexander 398, 378, 408  
 Rab, Heinrich 378  
 Rapp, Wolfgang 384  
 Ravelle, Stefan Peter 402  
 Rabel, Dieter 372  
 Röhler, Gerhard 371  
 Röhmann, Dieter 382  
 Rösler, Peter 392, 402  
 Rückmann, Wilhelm 389  
 Seidel, Katharina 404  
 Seidenhiller, Bernd 384  
 Stock-Werner, Barbara 377  
 Stöckel, Eberhard 372  
 Stöckel, Christof 372  
 Stöckel, Martin 371  
 Stöckel, Hans 382  
 Stöcker, Ute 389, 391, 404  
 Stöcker-Wenzel, Julia 391  
 Storr, Peter 379  
 Süßler, Daniel 363, 365, 371-372, 377, 378, 387  
 Suckter, Harald 367

## Verzeichnis der Mitarbeiter

### *Schriftleitung*

Dr. Andreas Maisch, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

### *unter Mitarbeit von*

Daniel Stihler, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall

Dr. Juliana Bauer, Museum Kirchberg, Schloßstr. 10, 74592 Kirchberg/Jagst

Dr. Christoph Bittel, Schubertstr. 11, 97999 Igersheim

Prof. Dr. Hermann Burkhardt, Wunnensteinstr. 28/1, 71634 Ludwigsburg

Helmut Deininger, Dipl.-Ing., Karl-Rebmann-Str. 17, 74189 Weinsberg

Peter Ehrmann, M.A., Kapellenweg 42, 72070 Tübingen

Dr. Monika Firla, Gaisburgstr. 12b, 70182 Stuttgart

Ingo Gabor, M.A., Schottenau 48, 85072 Eichstätt

Simon M. Haag, M.A., Heinestr. 7, 74196 Neuenstadt/Kocher

Helmut Herrmann, Tannenweg 9a, 97941 Tauberbischofsheim

Dr. Susanne Hohmann, Am Sonnenhang 8, 82069 Hohenschäftlarn

Jens Hoppe, Neuenhainer Str. 30, 60326 Frankfurt am Main

Herbert Kohl, Brahmsweg 11, 74523 Schwäbisch Hall

Ingeborg Kottmann, M.A., Brüggerstr. 96, 78628 Rottweil

Andreas Kozlik, Dorfstr. 17, 71570 Oppenweiler-Schiffraim

Liselotte Kratochvil, Brückenweg 9/1, 74547 Untermünkheim-Enslingen

Barbara Löslein, M.A., Lammgasse 26, 74172 Neckarsulm

Dr. Gerhard Lubich, Spichernstr. 48, 50672 Köln

Claus Müller, Schillerstr. 29, 69198 Schriesheim

Dr. Helmut Neumaier, Wilhelm-Pfoh-Str. 32, 74706 Osterburken

Dr. Ulrich Nieß, Stadtarchiv Mannheim, Collincenter, 68161 Mannheim

Alexander Pusch, Magdeburger Str. 4, 71540 Murrhardt

Ute Schulze, M.A., Herdstr. 9, 78050 Villingen-Schwenningen

Dr. Gerhard Seibold, Öttinger Weg 2, 74564 Crailsheim

Dr. Harald Stockert, Oftersheimerstr. 13, 68766 Hockenheim

Dr. Elmar Weiß, Wilhelm-Pfoh-Str. 26, 74706 Osterburken

Manfred Wiedmann, Dipl.-Ing., August-Herold-Str. 3, 74189 Weinsberg

Dieter Wieland, Pürckhauerstr. 11, 91541 Rothenburg/Tauber

Dr. Erik Windisch, Glöckstr. 5, 74538 Rosengarten

Ernst Zeller, Ludwig-Eyth-Str. 6, 74677 Dörzbach-Hohebach



## Richtlinien der Redaktion für die Gestaltung von Manuskripten

Beiträge sind an die Schriftleitung unter der Anschrift: Schriftleitung Württembergisch Franken, Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Am Markt 5, 74523 Schwäbisch Hall, einzusenden. Das Jahrbuch Württembergisch Franken publiziert nur Beiträge, die bisher unveröffentlicht waren und nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden.

Die Manuskripte müssen vollständig, korrigiert und druckfertig sein. Graphik- und Bildvorlagen sind gegebenenfalls beizufügen. Die Herstellung einwandfreier Manuskripte, die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Sache der Autoren. Anzahl und Art der Bilder müssen mit der Redaktion abgesprochen werden. Nachträgliche Verbesserungen und Ergänzungen im Drucksatz fallen dem Verfasser zur Last.

Das Verlags- und Nachdruckrecht an veröffentlichten Beiträgen liegt beim Historischen Verein für Württembergisch Franken.

Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag unentgeltlich dreißig Sonderdrucke. Weitere Sonderdrucke, die spätestens bei Rücksendung der Umbruchkorrektur bestellt werden müssen, werden in Rechnung gestellt.

### *Textteil*

|                                      |   |
|--------------------------------------|---|
| Format:                              | DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand.   |
| Schrift:                             | Keine Proportionalchrift. Schriftgröße wie bei Schreibmaschienschrift (12 Punkte-Schrift).  |
| Zeilenabstand:                       | eineinhalb- oder zweizeilig.  |
| Absätze:                             | neue Zeile.   |
| Anmerkungsziffern:                   | i. a. am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, vor Satzzeichen.   |
| Literaturzitate:                     | zwischen Anführungszeichen.   |
| Quellenzitate:                       | ohne Anführungszeichen, kursiv (unterstreichen und am Rand »kursiv« vermerken bzw. Wellenlinie).  |
| Abkürzungen:                         | nur die allgemein üblichen (usw., i. a., z. B.).  |
| Literatur- und Quellenverzeichnisse: | nur bei sehr umfangreichen Beiträgen. An Literaturzitate in den Anmerkungen angleichen.   |
| Abbildungen:                         | Der Autor sollte die ungefähre Stelle, an der die Abbildung eingefügt werden soll, deutlich anzeigen. Beim Seitenumbruch können allerdings Verschiebungen nötig werden. |

### *Anmerkungen*

Auf gesonderte Blätter, hinten an Textteil anfügen. Die Anmerkungen dürfen nicht unter dem Text stehen und nicht kleiner oder enger als der Text formatiert werden. Keine Proportionalchrift!

|                   |   |
|-------------------|---|
| Format:           | DIN A 4, einseitig beschrieben, 6 cm linker Rand. |
| Zeilenabstand:    | eineinhalb- oder zweizeilig.                      |
| Anmerkungsziffer: | vorgestellt, ohne Punkt und Klammer.              |

*Literaturzitate*

Namen von Autoren und Herausgebern kursiv. Vornamen abkürzen.

Zitate aus selbständigen Werken (Muster):

E. Gradmann: Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall, Esslingen 1907

Zitate aus Zeitschriften (Muster):

G. Bossert: Zur Geschichte des sogenannten Straußenkrieges (1514–1517), in: WVjH 8 (1885), S. 96–101

Zitate aus Sammelwerken (Muster):

K. Ulshöfer: Die Salzstadt Hall, in: K. Ulshöfer, H. Beutter (Hrsgg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte, Sigmaringen 1982, S. 9–13

bei einem Herausgeber: (Hrsg.)

bei zwei oder drei Herausgebern: (Hrsgg.)

bei mehr als drei Herausgebern: nur den ersten Herausgeber aufführen und »u. a. (Hrsgg.)« anhängen.

Zitate aus Reihenwerken (Muster):

R. J. Weber: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (Forschungen aus Württembergisch Franken 14), Sigmaringen 1981, S. 76–84

Folgt auf die Bandangabe noch ein Bandtitel, steht zwischen Haupttitel und Bandangabe ein Punkt. Besitzt der Band keinen eigenen Titel, steht vor der Bandangabe ein Komma.

Zitatwiederholungen (Muster):

Weber (wie Anm. 5), S. 77

Bei Mehrfachnennung in kurzem Abstand kann der Klammerhinweis auf die Erstnennung weggelassen. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, Kurztitel bilden:

Weber: Siedenserbleihen (wie Anm. 5), S. 77

Auflagenhinweis:

Bei der zweiten und weiteren Auflagen Zahl vor dem Erscheinungsjahr hochstellen:

G. Franz: Der deutsche Bauernkrieg, Stuttgart <sup>10</sup>1975, S. 215

Mehrere Zitate in derselben Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt.

Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

*Quellenzitate*

Abschriften aus Quellen müssen buchstabengetreu erfolgen, Abkürzungen sind in eckigen Klammern aufzulösen.

»U« und »v« werden entsprechend ihrem Lautwert normalisiert (also: »und«, nicht: »vnd«). Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und Zusammen- oder Getrennschreibung können dem modernen Gebrauch angeglichen werden.

Stärkere Modernisierungen sollten in einer Anmerkung benannt und begründet werden.

*Manuskripte auf Diskette*

Die Redaktion begrüßt die Abgabe von Manuskripten auf Diskette. EDV-Manuskripte können als ASCII- oder WORD-Dateien auf MS-DOS-Disketten eingereicht werden. Sie müssen immer von einem Ausdruck begleitet werden, der entsprechend den obigen Richtlinien für Text und Anmerkungen eingerichtet ist.

Folgende Auszeichnungen sollten in der Datei enthalten sein:

|        |   |
|--------|---|
| [[ü1]] | Überschrift ersten Grades   |
| [[ü2]] | Überschrift zweiten Grades  |
| [[ü3]] | Überschrift dritten Grades  |
| [[a]]  | Absatzende  |
| [[ku]] | kursiv  |
| [[ka]] | Kapitälchen   |
| [[s]]  | Sperrung  |
| [[u]]  | unterstreichen  |
| [[h]]  | hochstellen   |
| [[e]]  | Ende der Auszeichnung (nur für [[a]] nicht erforderlich). Funktioniert wie schließende Klammer: Wenn mehrere Textauszeichnungen verlangt wurden, auch mehrmals schließen. |

*Literaturangaben im Kopf von Rezensionen*

## Muster

Manfred Hörner, Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29), Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht), 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Der Nachname des Verfassers wird gesperrt.

*Abkürzungen*

Folgende Abkürzungen können ohne Erläuterung verwendet werden. Sonstige Abkürzungen möglichst vermeiden oder in einer vorangestellten Anmerkung ein Abkürzungsverzeichnis einfügen. Die Endung -isch kann in den Anmerkungen abgekürzt werden, also »französ.« und »Schwäb. Hall«, aber nicht »franz.« oder »Schw. Hall«.

|        |  |
|--------|--|
| A      | = Archiv   |
| Abb.   | = Abbildung/Abbildungen                              |
| BWKG   | = Blätter für württembergische Kirchengeschichte     |
| DWG    | = Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte |
| ebd.   | = ebenda   |
| GLAK   | = Generallandesarchiv Karlsruhe                      |
| Hrsg.  | = Herausgeber  |
| Hrsgg. | = Herausgeber (Plural)                               |
| HStAS  | = Hauptstaatsarchiv Stuttgart                        |
| Jh.    | = Jahrhundert  |
| KB     | = Kreisbeschreibung                                  |
| OAB    | = Oberamtsbeschreibung                               |
| S.     | = Seite  |
| StA    | = Staatsarchiv                                       |
| StAL   | = Staatsarchiv Ludwigsburg                           |

- StadtA = Stadtarchiv
- Tab. = Tabelle/Tabellen
- UB = Urkundenbuch
- WFr = Württembergisch Franken
- WGQu = Württembergische Geschichtsquellen
- WJbb = Württembergische Jahrbücher
- WUB = Württembergisches Urkundenbuch
- WVjH = Württembergische Vierteljahreshefte
- ZG = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
- ZWLK = Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte









Buchbinderei Mende  
Inh.: Fritz Schwarzbach

07. Mai 2001

Königsplatz 123  
STUTT GART



WÜRTEMBERGISCHE  
LANDESBIBLIOTHEK  
STUTT GART

N13<>>26 02024 0 024



WLB stuttgart

